LG.H
P762d

Aus deutscher Dichtung

Erläuterungen zu Dicht- und Schriftwerken für Schule und Haus

Band I

Dichtungen in Poesie und Prosa für die Unterstufe

Siebente vermehrte und verbesserte Auflage

herausgegeben von

Friedrich Polack und Dr. Paul Polack

Kgl. Schulrat a. D. in Treffurt a. W.

Kgl. Provinzial-Schulrat in Königsberg i. Pr.

29758
30. 9. 33

Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1912

Willst du lesen ein Gedicht,
sammle dich wie zum Gebete,
daß vor deine Seele licht
das Gebild der Schönheit trete;
daß durch seine Form hinan
du den Blick dir aufwärts bahnest
und, wie's Dichteraugen sahn,
selbst der Schönheit Urbild ahnest.

Adolf Stöber.

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechts, vorbehalten.

Einleitung.

Unsere Dichter sind die Dolmetscher der Volksseele und des nationalen Lebens und Strebens, ihre Werke die Blüte der geistigen Volkskraft. Daher haben wir in unserer klassischen Literatur ein geistiges Spiegelbild der Nation, das beste Band zwischen ihren Stämmen und Gliedern und einen Jungbrunnen, aus dem sich die nationale Eigenart immer und immer wieder neu gebiert. Da unsere klassischen Dichterwerke einem gesteigerten und geläuterten Geistes- und Gemütsleben entsprungen sind, so müssen sie wie kein anderes Bildungsmittel das Geistes- und Gemütsleben anregen, also *bildend* wirken; denn nur das Gleichartige nährt, denn Leben kann nur von Leben, Geist nur von Geist erzeugt werden. Wie der Körper in der heimatlichen Luft, so muß der nationale Charakter, Geist, Gemüt und Wille, in dem Luftkreise der Muttersprache und ihrer Schriftschätze wie in seiner eigensten Lebensluft wachsen und erstarken. Jedes deutsche Kind hat darum ein Anrecht auf dieses nationale Erbe, die Schule aber die Pflicht, der deutschen Jugend ihren Besitzanteil flüssig machen zu helfen.

Das letzte Jahrzehnt hat uns darin einen guten Schritt vorwärts gebracht. Auch das ärmste deutsche Schulkind hat jetzt in seinem *Lesebuche* eine Anweisung auf seinen Erbanteil von dem besten Nationalgute in der Hand. Unsere Schullesebücher sind nicht mehr wie ehedem weltkundliche Lehrbücher oder bunte Musterkarten literarischer Fabrikware ad hoc, sondern gute Sammlungen des Volkstümlich-Klassischen aus den Werken unserer Dichter und Denker. Fast überall hat das Lesebuch die ihm gebührende Stelle als Mittelpunkt des gesamten Sprachunterrichtes gefunden.

Aber doch ist es in der Hand der Kinder nur eine *Anweisung* auf ihr Erbteil. Ohne kundigen Führer werden sie den papiernen Schatz

nur selten in geistigen Besitz umzusetzen vermögen. Dieser Führer soll der Lehrer sein. Er soll die geistigen Nährstoffe des Lesebuches in lebendige Kraft verwandeln helfen.

Für viele Lehrer ist diese Aufgabe neu und schwer, in ihren Kreisen daher viel Fragens nach Helfern. So erklärt sich's, daß in der neuesten Lesebuch-Ära ein neuer Sproß der pädagogischen Literatur, die „Anleitung zum Gebrauche des Lesebuchs", aufgeschossen ist.

Wer erfahren hat, wie die Lesebücher behandelt oder vielmehr häufig mißhandelt werden, der wird jenen Helferdienst nicht schelten.

Die Bequemlichkeit und der Schlendrian läßt lesen und wieder lesen, von vorn nach hinten und von hinten nach vorn. Die Buchstaben werden wie Linsen zusammengelesen, ohne daß die Leser entdecken, wie zwischen den toten Zeichen Geist und Leben webt und waltet. Mechanisches Durchlesen ist nichts weniger als geistiger Besitz. Wir besitzen nur das wirklich, was zur bewegenden Erziehungs- und Lebenskraft in uns wird.

Ein bloßer Lesemechanismus liest die schönen, lebenskräftigen Stoffe tot, lullt den Geist ein, ja lähmt den Trieb zu weiterem Lesen und die Freude daran, so daß mit der Schultür auch die Deckel des Lesebuchs für immer zugeschlagen werden.

Die Eiferer für Weltkunde sehen in dem Lesebuche nur ein Realienbuch und sind sehr ungehalten, daß sie manche weltkundlichen Stoffe und eine systematische Folge derselben entbehren müssen. Sie lassen meist nur die realistischen Stücke lesen, ja auswendig lernen und streifen nur gelegentlich den poetischen Teil des Lesebuchs. Sie vergessen, daß das Lesebuch nur durch einzelne mustergültige Darstellungen den Unterricht in den Realien beleuchten und beleben, nicht aber realistische Leitfäden ersetzen will. Ihnen gegenüber haben wir rein sachliche Prosastücke hier grundsätzlich ausgeschlossen und auf dem Titel unseres Werkes nur „Dichtungen in Poesie und Prosa" verheißen.

Ihnen gleichen die Grammatiker alten Stils, die im Lesebuche nur Übungsbeispiele für die Sprachlehre sehen. Wie geschickte Ärzte schneiden sie lustig an den edlen Stoffen wie an einer Leiche herum, bis die letzte Spur von lebendigem Zusammenhange verschwunden ist. Sie vergessen, daß das grammatische Verständnis nicht die Vorbedingung des logischen und sachlichen, sondern nur ein später eintretender Denkprozeß ist, der das Sprachgefühl zum Sprachbewußtsein erheben will. Für die Sprachlehre sind genug gute Leitfäden da, die in geordneter

Folge die sprachlichen Gesetze an sprachlichen Erscheinungen zur Anschauung, Einsicht und Einübung bringen. An einzelnen Lesestücken ist nur die Probe aufs Exempel in der Art zu machen, daß sich die Schüler in der bunten Folge der sprachlichen Erscheinungen und Gesetze zurechtfinden lernen.

Die Beschränktheit begnügt sich bei der Behandlung von Dichtungen mit dem Abfragen des Inhalts und dürftigen äußeren Bemerkungen. Sie nagt mit stumpfen Zähnen an der Schale herum, ohne je bis zum Kerne zu dringen.

Die Überklugheit glaubt den Dichtungen gründlich gerecht zu werden, wenn sie dieselben zu Atomen zerfasert, herauszerrt, was nicht drin ist, und hineinschachtelt, was nicht hinein gehört. Unter dem Schutt und Geröll von Erklärungen und gelehrten Anmerkungen wird die Dichtung begraben. Die Wirkung der Schönheit, die den Sonnenschein des Schullebens bilden und innerlich in die rechte Lernverfassung setzen soll, geht dabei völlig verloren. Kein Kind kann sich für Scherben eines Kunstwerkes, das seine Phantasie noch nicht zu ergänzen vermag, erwärmen. Nicht das kritisch zerfetzte, sondern nur das lebendige Ganze wirkt belebend auf einer Entwickelungsstufe, wo Gefühl und Unmittelbarkeit alles, Abstraktion nichts ist.

Die angeführten Behandlungsweisen können den Inhalt des Lesebuchs dem Kinde nicht klar, lieb und eigen machen. Nur dann wächst die Bildung, wenn dem Geiste richtige und klare Vorstellungen zugeführt werden, wenn der Lernende sie logisch aufeinander beziehen, mündlich und schriftlich in knappes, schönes Sprachgewand kleiden lernt und sie zu kräftigen Antrieben für „rechtes Tun und Lieben" werden läßt. Das alles ist aber unmöglich, wenn nicht das Interesse und das Gefühl des Kindes als Faktoren in die Lernarbeit gezogen werden. Für Totes und Verstümmeltes wird sich kein reines Interesse und Gefühl beleben.

Wie Dichtungen zu behandeln sind, deutet Adolf Stöber in der zweiten Strophe des Gedichtes „An Dichter und Leser" an:

Willst du lesen ein Gedicht,
sammle dich wie zum Gebete,
daß vor deine Seele licht
das Gebild der Schönheit trete;
daß durch seine Form hinan
du den Blick dir aufwärts bahnest
und, wie's Dichteraugen sahn,
selbst der Schönheit Urbild ahnest.

Die Dichtung muß die Hauptsache, die Auslegung immer nur eine bescheidene, verständnis- und taktvolle Dienerin bleiben. Von der inneren Kraft der Dichtung, nicht aber von den Auslegerkünsten ist die Hauptwirkung zu erwarten. Die Behandlung darf nicht die Dichtung zerrupfen und in „Atome der Schönheit" verzetteln, sondern muß die Einheitlichkeit und Harmonie des Ganzen in allen seinen Teilen zeigen und wirken lassen, darf nicht von der Dichtung *ab*-, sondern muß in sie *einführen*, darf nicht durch allerlei Fremdes und Gleichgültiges ihre Schönheit verdunkeln, sondern muß sie erschließen. Der Ausleger hat nichts zu tun, als das Auge zum rechten *Sehen* zu schärfen und die Seele zu rechtem *Empfinden* zu stimmen. Er hat die Dichtung wie eine keusche, duftige Blume nicht zu zerpflücken, um ihren inneren Bau zu zeigen, sondern sie hin und her zu drehen und zu wenden, um ihr von allen Seiten das rechte Licht zu geben, störende Blättchen beiseite zu schieben und mit leisem Finger den Farbenglanz, den inneren Bau und gleichsam wie durch ein Fensterlein die Blumenseele zu zeigen.

Nur wenn die poetischen Stoffe Kraft und Duft behalten, kann die Lese-, Lern- und Lebefreude aufsprießen, und im Fortgange der Bildungsarbeit wird sich's bewahrheiten: „Wer einmal Nilwasser getrunken, den lüstet's fürder nicht nach dem brackigen Wasser der Lachen."

Die *Methode* der Behandlung hat sich eng dem Wesen des Gegenstandes anzuschmiegen und ihm ihre Gesetze abzulauschen. Sind Dichtungen Kunstwerke, so muß ihre Behandlung ein Kunstgenuß sein oder doch dazu führen. Welche psychologischen Stufen durchläuft nun der Kunstgenuß?

I. Die Stufe der Vorbereitung,
II. die Stufe der unmittelbaren Darbietung,
III. die Stufe der Vertiefung (Verknüpfung und Zusammenfassung),
IV. die Stufe der Verwertung (Anwendung und Übung).

I. **Die Vorbereitung.** Vorbereitet wird der Genuß einer Dichtung dadurch, daß man die Seele des Hörers oder Lesers in die rechte Stimmung und Spannung versetzt und ihr die notwendigen Vorbedingungen für das Verständnis gibt. Die rechte Stimmung entsteht meistens dadurch, daß man die Veranlassung der Dichtung, die Quelle, sowie die Lage und Stimmung des Dichters, aus welcher die Dichtung entstand, kennen lernt. Man gewinnt dadurch einen Einblick in die Werkstätte und die Schaffenstätigkeit des Dichters. Leicht erzeugt sich dadurch im Hörer und Leser eine Stimmung, die der des Dichters beim Schaffen

verwandt ist. Das Verwandte aber versteht und liebt sich. Was beim Unterricht nicht zur Vorstellung in der Seele wird, ist in der Regel für die Bildung verloren. Neue Vorstellungen dürfen aber nicht unvermittelt und wesenfremd in die Seele platzen, sondern müssen sich auf vorhandene stützen und an verwandte lehnen, wenn sie sich als Bildungs- und Lebensstoff angleichen sollen. Der Lehrer muß so genaue Fühlung mit der kindlichen Seele haben, daß er von jedem Worte fühlt und weiß, ob es wie ein Pfeil zum Sichermale fliegt und trifft, oder ob es ziellos ins Weite schwirrt. Stets hat er das Neue im Unterrichte an die vorhandenen Vorstellungen anzuknüpfen oder die fehlenden Voraussetzungen erst zu schaffen. Er muß darum gleichsam alle eingeschlagenen Nägel kennen, woran er das Neue anhaken kann. Die Betrachtung einer Dichtung setzt eine gewisse Summe von Vorstellungselementen, ein gewisses Sprachverständnis, eine gewisse Übung der Aufnahmewerkzeuge und eine gewisse Stimmung der Seele voraus, wenn sie nicht mechanisch und erfolglos bleiben soll. (Schon 1756 forderte der alte Ernesti in Leipzig für das Studium der klassischen Kunstwerke Übung des Auges, eine Summe technischer Vorkenntnisse und unermüdliche Beharrlichkeit im Beschauen und Wiederbeschauen der Kunstwerke.) Was als Lebenston *fortklingen* soll, muß vorher vielmal *vor-* und *anklingen*; wenn ich Kindern ein Gedicht ohne jede Vorbereitung gebe, so werden sie oft über allerlei Steine stolpern. Es wird ihnen ähnlich gehen wie dem Anfänger in einer fremden Sprache, der in derselben ein Gedicht liest, von dem er aber kaum die Hälfte der Vokabeln kennt. Von dem geistigen Gehalt oder gar von der Schönheit der Dichtung wird er kaum eine Ahnung bekommen.

In den meisten Fällen wird darum dem Lesen einer Dichtung eine *Vorbereitung* vorangehen müssen. Diese kann auf mannigfache Weise geschehen. Bei Prosastücken wird sie durch gutes Vorlesen und eingeschaltete kurze Erläuterungen der schwierigen Ausdrücke mit der unmittelbaren Wirkung zusammenfließen. Dasselbe wird bei kindlichen, leicht verständlichen Gedichten der Fall sein. Oft wird es genügen, den Kindern vor dem Lesen ein entsprechendes gutes Bild oder anderes Anschauungsmittel als Illustration zu zeigen. Manchmal werden wenige Worte der Einleitung die ganze Dichtung in das rechte Licht rücken und die Erwartung spannen. Bei anderen wird der unmittelbare Genuß hinreichend vorbereitet sein, wenn die wenigen unbekannten Ausdrücke mit kurzer Erklärung an die Tafel geschrieben werden. Eine frucht-

bare vorbereitende Übung ist das Aufbauen eines Gedichtes. An der Hand des Lehrers tragen die Kinder die Einzelstoffe der Dichtung in bestimmter sprachlicher Einkleidung zusammen, und er rückt sie nur in das rechte Lot.

Schwierigere Dichtungen werden aber erst dann gehörig wirken, wenn der Lehrer im engen Anschluß an Gang und Ausdruck derselben, frei oder mit dem Buche in der Hand, ein Situations- und Stimmungsbild zeichnet, das die Seelen der Hörer in die rechte Spannung versetzt. Er hat dabei alle Steine des Anstoßes aus dem Wege des Verständnisses zu räumen, indem er unbekannte Ausdrücke mit bekannten vertauscht, Schwierigkeiten im Satzbau durch leise Umstellung beseitigt, auf alle dunkeln Stellen Licht fallen läßt und bei Sprüngen und Auslassungen das Verständnis durch ein entsprechendes Zwischengewebe vermittelt. Die Dichtung wird dann nur die poetische Kristallbildung des Gemäldes in Prosa sein.

Es ist nicht zu leugnen, daß diese Art der Vorbereitung ihre Klippen hat. Sie kann in Weitschweifigkeit ausarten, den poetischen Hauch verwischen und die Stimmung ernüchtern. Aber durch sorgfältige Vorbereitung, engen Anschluß an Wort und Gang der Dichtung, warmen Ton und würdige Haltung beim Vortrage werden diese Gefahren vermieden werden.

II. **Die unmittelbare Darbietung.** Nach erfolgter Vorbereitung hat der Lehrer die Dichtung möglichst gut vorzulesen. Seine Stimme und Gebärde helfen die innere Kraft der Dichtung flüssig machen und in die kindliche Seele tragen. Die Kinder hören zu oder folgen still den Zeilen mit den Augen. Hierauf folgt ein abschnittweises Lesen durch bessere Schüler, wobei der Lehrer den Inhalt und knappe Wort- und Sacherklärungen abfragt. Letztere brauchen nicht erst mühsam herauskatechisiert zu werden, da sie bei der Vorbereitung bereits gegeben sind. Zuletzt folgt das Einlesen des Stückes, bei dem ab und zu auch das Chorlesen mit gehaltener Stimme geübt werden kann. Bei dem Lesen ist streng auf Lautreinheit, verständige Erfassung und sinngemäße Gliederung des Inhalts und schönen Vortrag zu halten. Besonders sind die Gegensätze zu betonen, die Kommapausen nicht mit sinkender, sondern in der Schwebe gehaltener Stimme zu lesen und die Antworten in vollständigen Sätzen zu geben. Sprachpflege ist Bildungspflege im umfassendsten Sinne, und auch hier ist Gewöhnung die mächtigste Herrscherin.

Da die hier geforderten Übungen zur Erzielung der Unmittelbar-

keit des Verständnisses fast bei jedem einzelnen Lesestücke sich als notwendig erweisen und daher stets wiederkehren, so wird die wiederholte Aufführung derselben bei den einzelnen Dichtungen, um nicht zu ermüden und um Raum zu sparen, in den meisten Fällen ausgelassen werden.

III. **Die Vertiefung** (Verknüpfung und Zusammenfassung). „In die Tiefe sollst du steigen, soll sich dir das Wesen zeigen." Die ganze Tiefe eines Kunstwerks ist Kindern selten zu erschließen. Es nimmt eben jedes nach seiner Kraft und Gabe. Der pädagogische Takt muß da die Grenze fühlen. Die nachstehenden Übungen sollen in logischer Folge eine allseitige Beleuchtung der Dichtung und die Versenkung in den geistigen Gehalt fördern.

1. Ort und Zeit der Handlung. Nach den im Gedichte gegebenen oder angedeuteten Strichen ist gleichsam die Szene, der Schauplatz der Handlung, zu zeichnen. Das Nacheinander der Dichtung wird zum Nebeinander des Bildes. Die einfache Frage nach dem „Wo?" und dem „Wann?" wird selbst einen Durchschnittsschüler zurechtweisen helfen.

2. Charakterzeichnung der Personen. Auf der Szene bewegen sich als Träger der Handlung und des Gedankens die Personen oder als Personen gedachten Dinge. Nach dem, wie sie sich zeigen, sind ihre Eigenschaften, nach dem, was sie tun, ihre Tätigkeiten zu einem Charakterbilde zu gestalten.

3. Gedankengang, Gliederung und dichterische Absicht. Der Gedanke ist die Seele der Dichtung; seine Entwicklung bestimmt den Gang, seine Pausen, gleichsam sein Atemholen, die Gliederung und sein Zuspitzen am Ziel den Grundgedanken der Dichtung. Die Kinder haben unter Leitung des Lehrers den Hauptgedanken, den Inhalt der einzelnen Strophen und die Tendenz oder Absicht der Dichtung aufzusuchen. Zur gründlichen Lösung dieser oft schwierigen Aufgabe trage der Lehrer besonders dadurch bei, daß er durch zweckmäßige Denk-, Beziehungs- und Zusammenfassungsfragen das volle Verständnis den Schülern zu erschließen sucht.

4. Schönheiten und Eigentümlichkeiten in der Form. Die künstlerische Form ist das Gewand der Dichtung und sein innerlich bedingter Faltenwurf. Es wird sich nicht selten Gelegenheit bieten, auf wirksame Mittel der Darstellung aufmerksam zu machen. Dahin gehören z. B. Gegensätze, Bilder und Vergleichungen, Sinnsprüche, bildliche Aus-

drücke und Übertragungen, Auslassungen und scheinbare Sprünge, Fragen, Ausrufe und Anreden, Personifikationen, Silbenmessung, Reim und Kehrreim, Stab- und Lautreim, Silberfäden des Humors oder der Schalkheit, treffende Einfachheit oder schöner Schmuck in der Darstellung usw.

IV. **Verwertung** (Anwendung und Übung). Wie die Unterrichtsarbeit alle Geisteskräfte ins Gefecht zu führen hat, so muß auch der Unterrichtserwerb allen Seiten des menschlichen Wesens gerecht werden. Auch die Behandlung der Dichtungen des Lesebuches hat die Erkenntnis zu bereichern, Sprachverständnis und Sprachfertigkeit, diese Angelpunkte der Sprachpflege, zu fördern, die Gefühle zu veredeln, den Willen zu kräftigen und in der Schatzkammer des Gedächtnisses das Beste unverlierbar aufzuspeichern. Je mehr der Beziehungen sind, mit denen sich das einzelne verknüpft, desto fester haftet es. Die besten Anker des Gedächtnisses sind Verständnis, Liebe und — Übung.

1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Der Unterricht, der das Gefühl nicht veredelt und den Willen nicht läutert und festigt, mithin nicht erzieht, ist nur ein halber. Nie darf der Appell an das Herz des Lernenden vergessen werden. Ohne Schönrednerei müssen die erziehlichen Umstände hervorgehoben und wirksam gemacht werden. Kennen muß Können, Wissen muß Wollen werden, denn erst im Tun vollendet sich der Mensch.

2. Anklänge an Bekanntes und Verwandtes und Vergleichungen. „Eins muß in das andere greifen, eins durchs andere blühn und reifen." Jedes Neue muß sich mit dem Vorhandenen verbinden, um sich selbst zu stützen und halb Verdunkeltes wieder über die Schwelle des Bewußtseins emporzuheben. Nichts trägt mehr zur Klärung und Befestigung der Vorstellungen bei als die Vergleichung. Denken heißt Vergleichen. Übereinstimmung und Gegensatz ist der Doppelschritt, in dem sich die Gedanken und Tatsachen bewegen.

3. Rede- und Stilübungen. Der innere Gewinn soll sich hörbar und sichtbar zeigen. Fehlt diese Kundgebung, so ist der Gewinn zweifelhaft. „Rede, daß ich dich sehe!" heißt's auch hier. Die Rede- und Stilübungen können Beantwortung zusammenfassender Fragen, Beschreibungen, Vergleichungen, Charakterzeichnungen, Um- und Nachbildungen, Aufgaben aus der Sprachlehre, Rechtschreibung und Wortbildung, Anwendung verwandter Sprüche und Sprichwörter usw. sein.

4. Einprägung und Vortrag. Besonders wertvolle Dichtungen sind als bleibender Gewinn für den Gedanken, die Sprache, die Ästhetik

und die Gesinnung wörtlich zu lernen und schön vorzutragen. Das Auswendiglernen erfolgt erst nach der Erklärung, der Vortrag ohne das hier und da beliebte theatralische Mienenspiel. Wenn so monatlich ein bis zwei Dichtungen angeeignet werden, so gibt das im Laufe des Schuljahres einen reichen, schönen Besitz, von dem auch gilt: „Nun zweigt es immer und blüht so fort." Was Verstand, Herz und Gedächtnis gemeinsam halten, das ist ein Stück unseres Wesens, unser wahres Eigentum.

Der eben aufgestellte methodische Plan für die Behandlung von Dichtungen, der im allgemeinen den Herbartschen formalen Stufen entspricht, soll aber nicht ein eiserner Rahmen sein, auf den jede Dichtung gespannt und Zug für Zug angepaßt wird. Dann könnte er in ungeschickter Hand leicht ein Prokrustesbett werden, auf dem die Schönheit verrenkt und verstümmelt, der Geist aber ausgetrieben würde. Er soll nur Gesichtspunkte feststellen, den Weg zu einer planmäßigen Behandlung zeigen und dem Lehrer einen Schlüssel bieten, um an jede Dichtung herantreten und von ihrem inneren Gehalte dies und das erschließen zu können. Die eine Dichtung wird nach dieser, die andere nach jener Seite ergiebiger sein; die eine wird eine Beleuchtung nach allen, die andere nur nach ein, zwei Seiten erfordern. Bei manchen Dichtungen, die in ihrer unmittelbaren Wirkung keine Schwierigkeit für das Verständnis bieten, wird sich als fruchtbare Übung die Vergleichung mit einer verwandten Dichtung empfehlen. Man kann dabei entweder die obige Disposition zugrunde legen oder einfach dem Gange der Handlung folgen und dabei die Vergleichspunkte als Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten aufsuchen.

Zum Schluß erst soll die Frage, welche meist das Vorwort eröffnet, zur Beantwortung kommen: „Wo ist der Berechtigungsschein für euer Unternehmen? Wollt ihr die Hiecke, Götzinger, Viehoff, Düntzer, Gude, Lüben und Nacke, Otto, Kellner, Kriebitzsch, Kehr u. a. überbieten? Wollt ihr mit den Berger, Holtsch, Eberhardt, Drobe, Leineweber, Hescamp, Leimbach, Walter, Zeyneck u. a. in Wettbewerb treten?" Nichts von dem allen! Wir wollen ein Scherflein zur Lösung einer hochwichtigen methodischen Frage beitragen, nicht mehr und nicht weniger! Solange diese Frage nicht ihre endgültige, alle befriedigende Lösung gefunden hat, solange sich Schaffenslust und Nachfrage noch so lebhaft regen, so lange hat niemand ein Recht, zur Abrüstung zu kommandieren. Übrigens muß sich jede Existenz selbst recht-

fertigen. Kann sie es nicht, so versinkt sie ins Dunkel. Daraufhin müssen wir es auch mit unserem Buche wagen.

Darüber aber sind wir wohl Rechenschaft schuldig, auf welche Weise wir jene methodische Frage der Lösung näher zu bringen gedenken, und was wir Eigentümliches haben.

1. „Aus deutschen Lesebüchern" heißt das Werk. Es bleibt nicht in den Schranken eines bestimmten Lesebuchs, sondern bringt nach Vergleichung von mindestens dreißig der verbreitetsten deutschen Lesebücher eine Auswahl von Dichtungen, die sich entweder als eiserner Bestand in allen oder doch vielen Lesebüchern oder als zerstreute Perlen nur in einzelnen finden. Damit überschreitet das Werk auch die politischen Grenzen und wird in Schule und Haus zu gebrauchen sein, „so weit die deutsche Zunge klingt".

2. Das Werk soll auch die Schlagbäume zwischen den einzelnen Schulklassen und Schularten durchbrechen, indem es als Führer und Berater das Kind durch das gesamte Schulalter in methodischer Folge begleiten will. Es wird in fünf Bänden erscheinen.

Band I behandelt Dichtungen für die Unterklassen gehobener und die Mittelklassen ländlicher Schulen.

Band II ist für die Mittelklassen der mehrklassigen und die oberen Stufen der ein- oder mehrstufigen Landschulen bestimmt.

Band III hat die Oberklassen mehrklassiger Bürger- und Volksschulen sowie die mittleren Klassen höherer Schulen und

Band IV das Bedürfnis der Oberklassen von gehobenen Schulen, der höheren Mädchenschulen, Seminarien, Realschulen und Gymnasien, im Auge.

Band V endlich hat die unterrichtliche Behandlung der deutschen Dramen sich zum Ziel gesetzt.

Die verschiedenen Verfasser werden nach ihren verschiedenartigen Erfahrungen auf dem weiten Felde des Jugendunterrichts den betreffenden Stufen und Schularten gerecht zu werden suchen. Dem Ganzen wird aber dadurch eine geschlossene Einheit gewahrt, daß keine von dem einen oder anderen bearbeitete Dichtung ohne Kenntnisnahme und Durchsicht der übrigen Herausgeber zum Drucke gelangt.

3. Das Buch soll ein möglichst vollständiges Magazin sein, in dem selbst der Anspruchsvolle und Wählerische nicht vergeblich nach diesem oder jenem Liebling blättert.

4. Die Dichtungen werden soweit als tunlich in der Originalform nach den Originalwerken oder, wenn diese uns nicht erreichbar sind, aus zuverlässigen Sammelwerken gebracht. In denjenigen Fällen, wo uns nur das eine oder andere Schullesebuch als Quelle einer Dichtung zu Gebote stand, werden wir uns darauf beschränken, den Namen des Dichters anzugeben. Da jedoch die weitaus größte Zahl der behandelten Dichtungen nach den Originalwerken verglichen worden ist, wird jedem Lehrer Gelegenheit geboten, die etwa entstellten Lesarten seines Schullesebuches zu berichtigen.

5. Am Schlusse des III. Bandes werden biographische Notizen über die Dichter und ein Abriß der deutschen Poetik gegeben.

6. Durch eine feststehende Gliederung soll besonders auf den unteren Stufen der Arbeit eine feste Ordnung und eine Bürgschaft mehr für den Erfolg gegeben, der Lehrer aber an ein sachgemäßes Erfassen jeder Dichtung gewöhnt werden. Natürlich wird auch hier wie überall bei der Erziehung der Weg aus der Gebundenheit auf den niederen Stufen zur Freiheit auf den oberen führen. Ein Magazin soll das Werk werden durch die Menge der behandelten Stücke und ein Wegweiser durch ein stufenmäßiges Aufsteigen und methodische Winke, aber es soll keine Schlummerrolle für die Trägheit sein. Fleiß, Geschick und volle Hingabe des Lehrers, diese lebendige Leitung von Seele zu Seele, kann kein Hilfsbuch ersetzen.

Wenn es uns aber gelänge, dem Streben höhere Ziele, dem Fleiße sichere Wege, dem Geschick einzelne Winke, der Hingabe erhöhte Wärme und der Arbeit Befreiung vom Buchstabendienste und größere Durchgeistigung geben zu helfen, so wäre der Zweck unserer Arbeit erreicht. (P.)

Die Herausgeber.

Vorwort zur 7. Auflage.

In der neuen Auflage sind viele Gedichtserläuterungen gekürzt und vereinfacht, andere neu aufgenommen worden. Dabei haben neuere Dichter und wertvolle Winke von dem Kunsterziehungstage in Weimar gebührende Beachtung gefunden. Besonders ist eine passende Einführung in Stoff und Stimmung der Dichtung angestrebt. Möchte auch der siebente Ausflug des Buches gesegnet sein!

Die Herausgeber.

I. Inhaltsverzeichnis,

nach den **Anfangsworten** der erläuterten Dichtungen alphabetisch geordnet.

		Seite
1.	Aber sage mir doch, fragte die Weide den Dornstrauch. Lessing	262
2.	Ach, lieber Gott, ich bitte dich! Altes Kinderlied	172
3.	Ach, Vater, sprich, wie fang' ich's an? Löwenstein	43
4.	Ach, wo ich gerne bin, da soll ich nimmer hin. Hoffm. v. Fallersl.	62
5.	Albert war von dem Felde heimgekommen. Scherr	99
6.	Alle Vögel sind schon da. Hoffmann v. Fallersleben	227
7.	Alles neu macht der Mai. v. Kamp	101
8.	Als der liebe Gott die Vöglein machte. Curtman	209
9.	Als zu seiner Zeit ein fremder Fürst. Hebel	345
10.	Am Fenster rauscht die schwarze Nacht. Güll	253
11.	Am frühen Morgen erhob sich ein frommer Hausvater. Krummacher	327
12.	Am heiligen Weihnachtsabend standen. Christoph v. Schmid	219
13.	Am hohen Himmel blinken viel Sternlein. Dieffenbach	36
14.	An das Fenster klopft es: pick, pick! Hey	52
15.	An der Tafel im Gasthaus zum goldnen Stern. Güll	199
16.	An einem heißen Sommertage ging. Schmid	240
17.	Armes Bäumchen, dauerst mich! Hey	50
18.	Armes, eingesperrtes Vöglein, bist gefangen. Güll	205
19.	Arnold fand auf der Straße ein Messer. Scherr	354
20.	Äsop ging einst nach einem Städtchen. Nikolay	280
21.	Auf dem grünen Rasen, wo die Veilchen blühn. Anschütz	13
22.	Auf dem Hofe eines Müllers hatte sich. Caspari	313
23.	Auf einem Kornacker fanden zwei Knaben. Schmid	260
24.	Aus dem Dörflein, da drüben vom Turme. Fink	133
25.	Aus einer Eisenschmiede. Friedländer	431
26.	Bald fällt von diesen Zweigen. Hoffmann v. Fallersleben	181
27.	Bäuerlein, Bäuerlein, tick, tick, tack! Güll	136
28.	Bei einem Wirte wundermild. Uhland	378
29.	Birke, Birke, des Waldes Zier. Pfarrius	272
30.	Bitte, sag mir, liebe Mutter! Bittkow	179
31.	Blütenpracht und Lerchenlieder. Lohmeyer	473
32.	Brichst du die Blumen. Joh. Trojan	490
33.	Brüderlein du in der Wiege. Hey	384
34.	Da hast einen Gulden, bezahl deine Schulden! Güll	218
35.	Da ist nun der Mai, da grünen die Felder. Reinick	192
36.	Da steht das kleine Bienenhaus. Dieffenbach	379
37.	Das Bäumlein stand im Wald. Rückert	348
38.	Das Kind hatte mit dem Fünfchen. Curtman	478
39.	Das ist der Tag des Herrn. Uhland	302
40.	Das Laub fällt von den Bäumen. Mahlmann	179

Seite

41. Das Meer ist tief, das Meer ist weit. Hey 372
42. Das neue Haus ist aufgericht. Uhland 322
43. Das Schäfchen auf der Weide hat Wolle. Hahn 25
44. Das schöne, große Taggestirne vollendet seinen Lauf. Claudius . . . 391
45. Das Schwälbchen ist ein Maurer. Sturm 194
46. Das Wandern ist des Müllers Lust. W. Müller 197
47. Dem Land, wo meine Wiege stand. J. Sturm 461
48. Dem Sommer bin ich absonderlich gut. Reinick 430
49. Denk an, das Büblein ist einmal. Rückert 346
50. Der Abend ist gekommen. Dieffenbach 143
51. Der Abend kommt leise. Dieffenbach 144
52. Der Adler lauscht auf seinem Horst. Scherenberg 98
53. Der alte Jäger Moritz hatte in seiner. Schmid 65
54. Der alte Ruppert saß im Schatten. Schmid 385
55. Der arme Meinrad. Schmid 409
56. Der Bauer steht vor seinem Feld. Sturm 439
57. Der Besitzer eines Bauerngutes. Meißner 406
58. Der beste Wein für Kinder. Pocci-Görres 440
59. Der bunte Finke baut sein Nest. Rud. Baumbach 467
60. Der Frühling ist ein Feldmarschall. Drosch 291
61. Der Fuchs ging einst am Ufer. Moses Mendelssohn 425
62. Der Gockelhahn, der Gockelhahn! Dieffenbach 11
63. Der Hahn in seiner Tennen. Güll 221
64. Der Hahn ist gar ein getreuer Mann. Löwenstein 222
65. Der Himmel hat die ganze Nacht. G. Falke 394
66. Der Hund an seiner Kette liegt da. Güll 268
67. Der Jäger birscht mit seiner Büchs'. Güll 242
68. Der Kaiser ist ein lieber Mann 477
69. Der Kirschbaum grünt an Zweig und Ast. Lausch 318
70. Der kleine Georg wußte noch nichts. Schmid 64
71. Der Kuckuck und der Esel, die hatten großen Streit. Hoffm. v. Fallersl. 279
72. Der Lenz ist angekommen. Volkslied 457
73. Der letzte Schnee fließt. Evers 489
74. Der Löwe schlief in seiner Höhle. Nach Äsop 323
75. Der Mai ist auf dem Wege. W. Müller 463
76. Der Schnee zerrinnt, der Mai beginnt. Hölty 102
77. Der Specht und die Taube hatten den Pfau besucht. Meißner . . . 147
78. Der Vogel spielt in Zweigen. v. Kamp 270
79. Der Winter ist ein rechter Mann. Claudius 350
80. Der Winter ist vergangen. Gerok 472
81. Der Wolf hatte sich in einer Schlinge gefangen. Meißner 281
82. Dich pflanzt' ich ein zu des Hofes Zier. Pfarrius 272
83. Die Flur will ruhn. Dehmel 480
84. Die kleine Helene fand im Garten. Schmid 108
85. Die Köchin spricht zum Koch. Güll 293
86. Die Lerche hat erspüret ein Würmchen. Güll 145
87. Die Lerche singt, der Kuckuck schreit. Hoffmann v. Fallersleben . 279
88. Die Luft ist blau, das Tal ist grün. Hölty 102
89. Die Mittagssuppe ist doch gar zu wenig. Schmid 426
90. Die Mühle dreht die Flügel. Löwenstein 61
91. Die Mutter schickte einst die kleine Katharina. Schmid 444
92. Die Nacht ist nun vergangen. Arndt 19
93. Die Nacht vor dem heiligen Abend, da liegen. Reinick 185
94. Die Schellen klingen hell und rein. Löwenstein 259
95. Die Schildkröte kam auf den sonderbaren Einfall. Meißner 410
96. Die Schnecke hat ein Haus, ihr Fellchen. Hey 55
97. Die schönste Zeit, die liebste Zeit. Hey 182

Seite

98. Die Sonne blickt mit hellem Schein. Enslin 398
99. Die Sonne scheint, der Sommer ist nah. Hey 20
100. Die Sonne war aufgegangen. Curtman 29
101. Die Spinne hat gesponnen den Silberfaden. Güll 9
102. Die Tinte macht uns wohl gelehrt. Goethe 128
103. Die Wasser quellen am Grunde. Evers 489
104. Die Wasserwinde tosen. Schönaich-Carolath 486
105. Die Winde sausen um das Haus. Volkslied 254
106. Drei Räuber ermordeten und plünderten. Schmid 337
107. Du alte Tanne im dunkeln Kleid. Agnes Franz 65
108. Du Bächlein, silberhell und klar. Rudolphi 296
109. Du bist so groß und läßt dich noch zerren. Hey 23
110. Du hast zwei Ohren und einen Mund. Rückert 41
111. Du lieber, heil'ger, frommer Christ. Arndt 187
112. Dionys war ein leichtsinniger Knabe. Schmid 309
113. Ei, du kleine Biene du. Promber 67
114. Ei, ei, wer hätte das gedacht! Knauth 51
115. Ei, grüß' dich Gott, lieb Schwesterlein! Enslin 167
116. Ei, Ochse, worüber denkst du nach? Hey 404
117. Eichhörnchen auf dem Baum, bist so hoch. Hey 268
118. Ein achtzehnjähriger Mensch, dessen Eltern. Friedrich Hofmann . 330
119. Ein alter Haushahn hielt auf einer Scheune Wache. Hagedorn . . 306
120. Ein Araber war verirrt in der Wüste. Liebeskind 27
121. Ein armer Derwisch wallfahrtete barfuß. Liebeskind 368
122. Ein armer Jüngling kam einst mit seinem Lehrer. Jäger 369
123. Ein armer Sklave. (Androklus.) Schmid 324
124. Ein armer Tagelöhner hatte eine große Rübe. Schmid 175
125. Ein Bäumlein grünt im tiefen Tann. M. Greif 185
126. Ein Bergmann ist eine edle Zier. Volkslied 396
127. Ein Bienchen trank und fiel darüber in den Bach. Michaelis . . . 225
128. Ein Blumenglöckchen vom Boden hervor. Goethe 66
129. Ein Bock und ein Fuchs. Nach Äsop 413
130. Ein durstiger Star wollte. Nach Äsop 228
131. Ein Einsiedler hatte sich einen Bären aufgezogen. Meißner 292
132. Ein Esel, dem die Arbeit nicht gefiel. Curtman 247
133. Ein Esel, der einen Sack mit Salz trug. Nach Meißner 158
134. Ein Fischerknabe setzte sich in den Schatten. Schmid 248
135. Ein freundliches Dörflein. Schmid 432
136. Ein frommer Landmann mit silberweißem Haar. Krummacher . . 188
137. Ein Frosch sah einen Ochsen auf der Weide. Nach Äsop 210
138. Ein Fuchs lief vor eine hohe Weinrebe. Äsop 149
139. Ein Fuchs verkündete den Hennen. S. Frank 308
140. Ein Fuhrmann fuhr abends. Schmid 280
141. Ein Fürst traf auf einem Spazierritte. Hebel 328
142. Ein Garten liegt an meinem Haus. Sturm 231
143. Ein gewisser Soldat auf der Schildwache. Hebel 374
144. Ein guter, dummer Bauernknabe, den Junker Hans. Gellert . . . 174
145. Ein guter Mann hatte drei Goldfischchen. Campe 9
146. Ein Häufchen Kinder redete einmal. Staub 65
147. Ein Haus aus Blech und Glas. (Rätsel) 496
148. Ein heller Teich mit dem Himmel. Evers 481
149. Ein Hirsch trank aus einem klaren Gewässer. Meißner 241
150. Ein Hund trug ein Stück Fleisch im Maul. Äsop 134
151. Ein junges Lämmchen, weiß wie Schnee. Bertuch 403
152. Ein Junker hielt sich ein Paar Hunde. Pfeffel 152
153. Ein Kaufmann hatte auf der Messe gute Geschäfte. Grimm 356
154. Ein Kaufmann hatte einen Hund, der sehr wachsam. Campe 312

Seite

155. Ein Kaufmann hatte seine Freunde eingeladen. Schmid 159
156. Ein kleines Mädchen sagte zur größeren Schwester. Möller 96
157. Ein Knabe ging in ein Haus. Jais 110
158. Ein Knabe lief in den Wald. Curtman 78
159. Ein Knabe weidete ein Rind. Krummacher 117
160. Ein Kinderherz soll sein wie die Lilie. Kletke 450
161. Ein König hatte einen Schatzmeister. Schmid 298
162. Ein lahmer Mann saß traurig am Wege. Äsop 121
163. Ein Landmann ging mit seinem kleinen Sohne. Schmid 31
164. Ein Löwe würdigte einen drolligen Hasen. Lessing 284
165. Ein Mägdlein an des Felsen Rand. Krummacher 92
166. Ein Mann reitet auf seinem Esel nach Hause. Hebel 375
167. Ein Schäfchen wurde zum erstenmal geschoren. Staub 119
168. Ein Schilderhaus hatte wie gewöhnlich. Hebel 114
169. Ein Vater hatte sieben Söhne. Schmid 80
170. Ein Vogel ruft im Walde. Hoffmann v. Fallersleben 206
171. Ein wackres Kind vom Schlaf erwacht. Güll 3
172. Ein Winterabend still und kalt. H. Seidel 420
173. Ein Winzer, der am Tode lag. Bürger 190
174. Ein Wolf und ein Lämmlein kamen. Luther nach Äsop 131
175. Ein Zimmermann ließ seine Axt. Meißner 93
176. Eine Amsel schwarz wie Kohlen. Schmid 83
177. Eine arme Bauernwitwe hatte ihren Sohn. Möller 74
178. Eine fleißige Hausmutter weckte. Schmid 83
179. Eine Frau hatte eine Henne. Curtman 83
180. Eine Grille kam bei strenger Kälte. Äsop 286
181. Eine Hausfrau hatte in ihrer Haushaltung. Schmid 359
182. Eine Kuh, ein Pferd, ein Schaf standen. Zollikofer 87
183. Eine Maus kam aus ihrem Loche. Preuß u. Vetter 111
184. Eine Maus wäre gern über ein Wasser. Luther 97
185. Eine Schildkröte war mit ihrem Stande. Äsop 410
186. Einem Bauersmann wurde zur Nacht. Schmid 304
187. Einem Knaben hatte jemand ein kleines Beil. Unbekannt 78
188. Eines Morgens nach einer stürmischen Nacht. Schmid 263
189. Einst führte eine Henne ihre Küchlein. Krummacher 45
190. Einst saß Marx bei dem Abendbrote. Diesterweg nach Jais . . . 233
191. Einst stritten sich Sonne und Wind. Meißner 187
192. Einst trug auf seinem schmalen Rücken. Gleim 413
193. Einst waren die Mäuse. Äsop 351
194. Ente, du gute, nun sag einmal. Hey 32
195. Es fing ein Knab' ein Vögelein. Goethe 44
196. Es geht durch alle Lande ein Engel. Lieth 165
197. Es ging ein Knäblein in den Wald. Unbekannt 76
198. Es hat der Storch sein Nest gebaut. Enslin 27
199. Es hat zwei Sporen. (Rätsel) 494
200. Es ist ein Bäumlein gestanden im Wald. Rückert 332
201. Es ist ein kleiner Soldat. (Rätsel) 497
202. Es ist kein Mäuslein so jung und klein. Hebel 56
203. Es ist sonst kein großer Spaß dabei. Hebel 386
204. Es kamen grüne Vögelein geflogen her. Rückert 392
205. Es klappert die Mühle am rauschenden Bach. Anschütz 10
206. Es kracht der Schnee, der Wagen knarrt. Kletke 278
207. Es läuten zur Kirche die Glocken. K. Gerok 277
208. Es liegen Veilchen dunkelblau. Herm. v. Gilm 474
209. Es regnet, Gott segnet die Erde. Enslin 137
210. Es rufet die Wachtel mit munterem Schlag. Volkslied 288
211. Es schlägt die Glocke: kling und klang. Güll 81

Seite

212. Es sind zwei kleine Fensterlein. Castelli 177
213. Es spielte ein Knäblein im blumigen Klee. Schmid 109
214. Es steht ein Baum im Garten. Güll 63
215. Es steht ein goldnes Garbenfeld. Dehmel 482
216. Es tönet über das weite Feld. Löwenstein 303
217. Es trug sich zu, daß die Katze dem Fuchse. Grimm 395
218. Es war ein kalter, strenger Winter. Krummacher 53
219. Es war ein Kind, das wollte nie. Goethe 275
220. Es war einmal eine arme Frau. L. Bechstein 417
221. Es war einmal ein Kindlein, das hatte. Lausch 320
222. Es war einmal ein kleines Kind. Grimm 458
223. Es war einmal ein kleines Mädchen. Grimm 416
224. Es war einmal ein steinalter Mann. Grimm 73
225. Es war einmal eine Mutter und ein Kind. Bechstein 172
226. Es war ein niedlich Zeiselein. Blütgen 468
227. Es wird aus den Zeitungen vernommen. Wunderhorn 255
228. Es wollten einst die Vögelein. Campe 423
229. Esel, du fauler, so geh doch fort! Hey 59
230. Esel, ein Rätsel rat einmal! Hey 156

231. Fischlein, Fischlein, du armer Wicht! Hey 9
232. Fleißiger Knab' muß alles treiben. Güll 2
233. Flinkes Häschen, willst du. Lenz 475
234. Fort, fort, du harter Wintersmann! Bittkow 113
235. Fort, fort, fort und fort an einen andern Ort. Hoffmann v. Fallersl. 48
236. Franz fand im Garten in einer Hecke. Kellner 316
237. Frau Ente, was schwimmst du dort? Hey 238
238. Frau Eule, sieh, kommst du aus Licht. Hey 60
239. Frau, Frau! Ei Kätzchen, sag, was rufst du wieder? Münkel . . . 89
240. Frisch getan und nicht gesäumt! Curtman 130
241. Früh ging ein Mäher mähen. v. Kamp 71
242. Frühlingszeit, schönste Zeit, die uns Gott. Hey 122
243. Fuchs, du hast die Gans gestohlen. Anschütz 161

244. Gänschen, ein armes Kind bist du. Hey 46
245. Gar emsig bei den Büchern ein Knabe. Reinick 106
246. Garst'ger Ofen, schwarzer Mann. Thomas 91
247. Gefroren hat es heuer noch gar kein festes Eis. Güll 70
248. Gemäht sind die Felder. Viktor Blütgen 493
249. Gestern abend ging ich aus. Volkslied 244
250. Gnade und Friede in Christo, mein Söhnlein. Luther 283
251. Gold liegt tief im Erdenschoß. Möller 24
252. Gott grüße dich! Kein andrer Gruß. Sturm 28
253. Gott ist, wo die Sonne glüht. Dinter 164

254. Habt ihr ihn noch nicht vernommen? Hoffmann v. Fallersleben 69
255. Hänschen will ein Tischler werden. Löwenstein 313
256. Hast du wohl einen größeren Wohltäter? Lessing 89
257. Herr Apfelbaum, dich lieb ich recht. Houwald 274
258. Herzeleid, ach Herzeleid! Agnes Franz 465
259. Heut' ist's Sonntag, heute sind gar so fröhlich. Hey 258
260. Heute nach der Schule gehen. Reinick 126
261. Hoch auf dem Zaun der Gockelhahn. Dieffenbach 127
262. Hol Wasser, faules Mädchen! Güll 335
263. Horch, Häschen, merkst du was? Hey 15
264. Horch, wie schallt's dorten so lieblich. Sautter 288
265. Höre, du Knabe am Ufer da. Hey 451
266. Höre, junge Vogelbrut, eines Alten Lehren. Rückert 306
267. Hört, sagte Christoph zu seinem Herrn. Runkwitz 355

Seite

268. Hört, schöne Herrn und Frauen. Bierbaum 488
269. Huhu, wie bläst du kalt, Herr Wind. Hey 421
270. Husch! Mäuschen, husch! zum Loch hinein! Hey 230
271. Hüte dich, Böckchen, jetzt beiß ich dich. Hey 35
272. Hüte dich, Mäuslein, bleib von der Falle! Enslin 305
273. Hütet eure Zungen. Walther v. d. Vogelweide 41

274. Ich bin in den Garten gegangen. Hoffmann v. Fallersleben . . 63
275. Ich bin noch klein, ich kann noch nicht. Hey 258
276. Ich ging durch einen grasgrünen Wald. Kletke 339
277. Ich ging im Walde so für mich. Goethe 437
278. Ich hab' mein Roß verloren. Hoffmann v. Fallersleben 315
279. Ich hab' ein Lämmchen. Hoffmann v. Fallersleben 402
280. Ich hatt' einen Kameraden. Uhland 310
281. Ich kenn' ein graues Kätzchen. Elis. Ebeling 498
282. Ich mag heut nicht in die Schule hinein. Feige 126
283. Ich sah heut etwas, das war lustig genug! Frida Schanz 491
284. Ich sehe oft um Mitternacht. Claudius 343
285. Ich stand an einem stillen Meer. Lenzmann 483
286. Ich weiß ein hübsches Plätzchen. Enslin 24
287. Ich weiß ein kleines, weißes Haus. (7 Rätsel) 257. 496
288. Ich weiß ein Paar. (Rätsel) 496
289. Ich weiß euch eine schöne Stadt. Ortlepp 94
290. Ich weiß zwei Wörtlein. Colshorn 2
291. Jeder soll willkommen sein. Löwenstein 196
292. Igel da, hörst du, jetzt krieg' ich dich. Hey 120
293. Ihr armseligen Ameisen. Lessing 405
294. Ihr Immen, nichts für ungut genommen. Franz 115
295. Ihr lieben Störche, was habt ihr im Sinn? Hey 21
296. Ihr Vöglein alle, wohin, wohin? Hey 436
297. Im Anfang war's auf Erden nur finster. Claudius 342
298. Im Feld der König Salomo. Rückert 462
299. Im Felde draußen, da gibts nichts mehr. Hey 204
300. Im Frühling, als der Märzwind ging. Falke 487
301. Im kühlen Schatten auf. Sturm 474
302. Im Walde möcht ich leben. Hoffmann v. Fallersleben 69
303. Im Walde steht ein Tannenbaum. Dieffenbach 138
304. Im Weg das Krümchen Brot tritt nicht. Güll 18
305. Im weißen Pelz der Winter. Kletke 85
306. In den Lüften so lau. Enslin 424
307. In den Tagen des Sommers rankte. Kellner 148
308. In der Heimat ist es schön. Zöllner 377
309. In der Sonne steht der Hahn. Reinick 224
310. In der Wiegen seh' ich liegen. Dieffenbach 208
311. In einem Gartenhause lagen zwei Säcke Nüsse. Pocci 193
312. In einem harten Winter wünschte ein Esel. Meißner 158
313. In einem schönen Schlosse. Schmid 382
314. In einem trocknen Mißjahre quälte der Hunger. Meißner 338
315. In Polen brummt ein wilder Bär. Dinter 361
316. Jakob und Anna waren einmal. Chr. Schmid 40
317. Jung Bäumchen war geklammert. Güll 390
318. Jüngst stand ich 'mal an einem Bach. Wiedemann 298

319. Kaninchen, Karnickelchen, was bist du. Reinick 33
320. Karoline, sagte eines Abends die Mutter. Kellner 193
321. Kätzchen, nun müßt ihr auch Namen haben. Hey 235
322. Kätzchen schlich auf einem Dach. Reinick 314
323. Kein Halm im Garten müßig steht. Möller 16

Seite

324. Kein Tierlein ist auf Erden dir, lieber Gott, zu klein. Brentano. . 201
325. Keinem Würmlein tu ein Leid! Hey 17
326. Kennst du die Brücke ohne Bogen. Schiller 498
327. Kind dort, was scheust du dich. Hey 266
328. Kindlein, o sprich, warum liebst du deine Mutter. Reinick 400
329. Kleine Biene, wer sagt es dir. Hey 33
330. Klipp und Klapp; dreschet auf und ab! Voß 340
331. Klopft es, Kind, in deinem Herzen. Güll 125
332. Knabe, ich bitt dich, so sehr ich kann. Hey 6
333. Komm doch, du liebes Vögelein! Hey. 315
334. Komm, lieber Mai, und mache! Overbeck. 100
335. Komm nun, mein Hündchen, zu deinem Herrn. Hey 151
336. Komm, stiller Abend, nieder. Claudius 447
337. Komm zum Fenster, liebe Kleine! Rittershaus 19
338. Kommt abends die Armut gegangen. Staub 58
339. Kommt ein Vogel geflogen. Volkslied 377
340. Kommt, ihr Tiere, 'mal all' heran! Wiedemann 374
341. Kuh, die weiße Milch uns gibt. Hey 47
342. Küchlein, Küchlein, leichtsinnig Kind. Hey 45
343. Kuckuck, Kuckuck! ruft's aus dem Wald. Hoffmann v. Fallersleben 54
344. Kunz ging einmal über Land. Salzmann 367
345. Lerche, wie früh schon fliegest du? Hey 418
346. Lieblich wieder durch die Welt. Trojan 471
347. Lüftlein müssen im Haine säuseln. Kl. Harms 428
348. Lustig ist das Jägerleben. Hoffmann v. Fallersleben 330
349. Lustig ist die Winterzeit. Bone 331
350. Mach zu die Augen. Trojan 144
351. Maienlilie, kannst du sagen. A. Schults 337
352. Maiglöckchen läutet in dem Tal. Hoffmann v. Fallersleben . . 336
353. Mama, ein kleiner Schmied bin ich. Lausch 263
354. Mäuschen, was schleppst du dort mir das Stück Zucker. Hey . . . 154
355. Mein Engel, weiche nicht! Kl. Harms 166
356. Mensch, wenn ich ein Wohlgefallen. Rückert 448
357. Mietgäste vier im Haus. Baumbach 466
358. Mir geht noch über die Veilchen Trojan 470
359. Mit dem Pfeil, dem Bogen durch Gebirg und Tal. Schiller . . . 452
360. Mit Gott, das ist ein schönes Wort. Kletke. 140
361. Mit Gott fang an. Mit Gott hör auf! Simrock 1
362. Müde bin ich, geh' zur Ruh. Hensel. 460
363. Mutter, Mutter, unsre Schwalben. Chamisso 442
364. „Mutter!" schallt es immerfort. Trojan 475
365. Nachlässig aufgeschürzt, mit starken Schritten. Lafontaine. 285
366. Nun falte deine Händ' geschwind! L. Gittermann 366
367. Nun laß dir erzählen. Löwenstein 411
368. Nun reibet euch die Äuglein wach! Löwenstein 104
369. Nun störet die Ähren im Felde. M. Greif 440
370. O Glockenklang, wie lieb' ich dich! Enslin 133
371. O Gott, nun möcht' ich legen. Güll 461
372. Ohren hat es lang. Volksrätsel 141
373. O Sonne, scheine nicht so heiß! Willamow 456
374. O Sonnensegen, o Fichtenduft. Henckell 481
375. O Tannenbaum, wie treu sind deine Blätter. Anschütz 381
376. O wie ist es kalt geworden! Hoffmann v. Fallersleben 112
377. Ochs und Esel zankten sich beim Spaziergang. Pfeffel 246
378. Paul, morgen mußt du bei uns sein. Lausch 249
379. Pferdchen, du hast die Krippe voll. Hey. 26

Seite

380. Rate, was ich habe vernommen. Wunderhorn 216
381. Rätselfragen 213
382. Rein gehalten dein Gewand. Rückert 129
383. Rings ist Ruh, schlaf auch du! Gerok 388
384. Sah ein Knab' ein Röslein stehn. Goethe 264
385. Schauet, wie der weiße Schwan. Staub 267
386. Scheint dir der Frühling ins Haus. Reinick 103
387. Silberne Wölkchen ziehen. Gerok 476
388. Schlaf, Herzenssöhnchen, mein Liebling bist du. Hiemer 271
389. Schlafe, Kindlein, hold und weiß. Arndt 271
390. Schlägt es Morgens halber acht. Güll 4
391. Schmetterling, kleines Ding. Hey 353
392. Schon waren die jungen Rotschwänzchen. Curtman 429
393. Seh' mir einer den Hasen an. Hey 14
394. Sehnsucht hat mich früh geweckt. Dehmel 479
395. Seht den Mann, o große Not! Hey 318
396. Seht ihr den großen Vogel da? Hey 295
397. Sie gingen nach Haus. Scherer 419
398. Sieh, keinen Tropfen Wasser schluckt. Rückert 95
399. Sieh, sieh, sieh! der Storch ist wieder hie. Enslin 68
400. Simon war ein leichtsinniger Knabe. Schmid 90
401. Sink, o Körnlein, denn hinab. Schmid 441
402. So grün ist der Wald. Trojan 492
403. Sonne hat sich müd' gelaufen. Reinick 370
404. Spielt nur immer in guter Ruh'. Der Kinder Lustfeld 270
405. Sprichwörter . . . . . 499—506
406. Springe nur, Füllen, mein fröhlich Kind! Hey 250
407. Steht ein Kirchlein im Dorf, geht der Weg. Dieffenbach 290
408. Still, Hündchen, still und sei gescheit. Hey 408
409. Stille Nacht, heil'ge Nacht. Mohr 400
410. Still, wie still, 's ist Mitternacht schon. Blütgen 469
411. Täubchen, du auf dem Dache dort. Hey 445
412. Tritt leise, Kind, daß. Jul. Sturm 7
413. Tröpflein muß zur Erde fallen. Der Kinder Lustfeld 362. 428
414. Über einen Knaben ging einmal ein Holzwagen. Dittmar 320
415. Umsonst hat der Maurer die Kirch' nicht gebaut. Güll 134
416. Und die Sonne machte den weiten Ritt. Arndt 364
417. Unter dem großen Nußbaume fanden. Schmid 260
418. Vater, sag mir doch geschwind, was die schönen Sterne. Staub . . 363
419. Verrauscht ist das Getümmel, die stille Nacht bricht an. Kletke . . . 256
420. Viel tausend Blumen stehen im Sonnenglanze hier. Enslin 357
421. Vögel singen, Blumen blühen. Hoffmann v. Fallersleben . . . 464
422. Vögelchen, ach da liegst du tot! Hey 389
423. Vöglein spielen in der Luft. Hey 164
424. Vom Wasser kommt der Bäume Saft. Wolfram v. Eschenbach . . 441
425. Von ungefähr muß einen Blinden. Gellert 122
426. Vor der Türe schläft der Baum. Liliencron 371
427. Ward ein Blümchen mir geschenket. Hoffmann v. Fallersleben . 325
428. Was ist das für ein Bettelmann? Hey 203
429. Was ist das für ein Wetter, es regnet ja wie toll. Halm 138
430. Was rauschen doch die Bäume? Dieffenbach 162
431. Was sitzt ihr, Kaninchen, so lustig dort? Hey 236
432. Weihnachten kommt. Mit Schnee so rein. Kletke 129
433. Weißt du, wieviel Sterne stehen? Hey 415
434. Welche Uhr hat keine Räder? Güll 213
435. Welcher Kopf hat keine Nase? Güll 213

Seite

436. Wenn der Frühling auf die Berge steigt. Bodenstedt 464
437. Wenn die Wolken heimgezogen. Möller 367
438. Wenn Kinder sterben. Busse 485
439. Wenn kleine Himmelserben in ihrer Unschuld sterben. Rothe. . . . 169
440. Wer hat die Blumen nur erdacht? Hey 326
441. Wer hat die schönsten Schäfchen? Hoffmann v. Fallersleben . . 364
442. Wer hat die weißen Tücher. W. Müller 379
443. Wer hat hier die Milch genascht? Hey 22
444. Wer Hosen und Stiefel schon tragen kann. Löwenstein 217
445. Wer ist das, wen führen sie dort ins Gericht? Dinter 356
446. Wer merkt's am Samenkorn. Hey 442
447. Wer nicht am Morgen betet. Eiffer 16
448. Wer will unter die Soldaten. Güll 217
449. Wie eine Mutter bei ihrem Kinde. Hey 75
450. Wie ich bin so eigner Art! (Rätsel) 495
451. Wie ist doch die Erde so schön! Reinick 86
452. Wie oft sah ich die blassen Hände. Lilieneron 484
453. Wie prangt der Kirschbaum. Krummacher 457
454. Wie schön die blauen Blumen. Dinter 440
455. Willkommen, o seliger Abend! Ludwig 448
456. Wind und Sonne machten Wette. Herder 187
457. Winter ade, Scheiden tut weh. Hoffmann v. Fallersleben . . . 113
458. Wir Kinder hatten im Garten gesessen. Reinick 373
459. Wo die Zweige am dichtesten. A. Ritter 184
460. Wo's Dörflein dort zu Ende geht. Wiedemann 86
461. Wo sind alle die Blumen hin? Hey 465
462. Wo wohnt der liebe Gott? Hey 38
463. Ziege, wolltest du mir wohl sagen. Hey 34
464. Zum Herrn kam Hund und Katze herein. Unbekannt 89
465. Zum Löwen sprach der Fuchs. Gleim 358
466. Zur Biene sprach die Fliege. Tiedge 453
467. Zur Osterfeier da suchen wir Eier. Hoffmann v. Fallersleben . 58
468. Zwei Augen hab' ich, klar und hell. Hey 42
469. Zwei Bettelknaben. Schmid 261
470. Zwei feine Stieflein hab' ich an. Kletke 434
471. Zwei Handwerksburschen, Joseph und Benedikt. Schmid 173
472. Zwei Jägerburschen hatten von einem Bären. Curtman 124
473. Zwei Knaben, ein kluger und ein törichter. Curtman 108
474. Zwei Mägde, Brigitte und Walburg. Schmid 300
475. Zwei Ziegen begegneten sich. Preuß u. Vetter 454
476. Zwischen Berg und tiefem, tiefem Tal. Volkslied 141

II. Inhaltsverzeichnis,

nach den **Dichtern** alphabetisch geordnet.

(Die Zahlen weisen die Nummern der Stücke nach.)

Anschütz, Joh. Christian.
Die Mühle. 5.
Das grasende Schäfchen. 7.
Warnung. 126.
Der Tannenbaum. 271.

Arndt, Ernst Moritz.
Morgengebet. 14.
Gebet eines Kindes zum heil. Christ. 139 B.
Des Lilienmädchens Wiegenlied. 197 II.
Sonne, Mond und Sterne. 259 C.

Äsop.
Frosch und Maus. 80.
D. Blinde u. d. Lahme. 98 A.
V. Wolfe u. Lämmlein. 107.
Der habgierige Hund. 109.
Der Fuchs und die Weintrauben. 119.
Der beladene Esel. 124.
Von dem Frosch und dem Ochsen. 155.
Der Hirsch am Bache. 175.
Grille und Ameise. 207.
Der Löwe u. d. Maus. 234.
D. kluge Versammlung. 250.
Die Schildkröte und der Adler. 292 I u. II.
Der Bock u. d. Fuchs. 294.

Avienus.
Der kluge Star. 167.
Die Krähen u. d. Wasserkrug. 167 II.

Baumbach, Rudolf.
Die Gäste der Buche. 335.
Wem gehört der schöne Baum? 335.

Bechstein, Ludwig.
Das Tränenkrüglein. 132.
Das Kätzchen u. die Stricknadeln. 297.

Bertuch, Friedr. Just.
Das Lämmchen. 286 II.

Bierbaum, O. Jul.
Der armen Kinder Weihnachtslied. 354.

Bittkow, Theophil.
D. scheidenden Winter. 92 B.
Mutter und Kind. 135 B.

Blüthgen, Viktor.
Der Traum. 336.
Strampelchen. 337.
Ach, wer das doch könnte! 358.

Bodenstedt. Friedrich.
Wenn der Frühling auf die Berge. 332.

Bone, Heinrich.
Schlittenfahrt. 238 II.

Brentano, Clemens.
Herr Gott, du sollst gelobet sein. 149.

Bürger, Gottfr. August.
Die Schatzgräber. 142.

Busse, Karl.
Wenn Kinder sterben. 351.

Camerarius.
Die Sonne und der Wind. 140 I.
Der Eid des Wolfes. 203.
Der Wald und der junge Bauer. 289.

Campe, Joachim Heinr.
Die drei Goldfischchen. 4.
Der treue Hund. 224 I.
Der Zaunkönig. 301.

Caspari, R. G.
Die Bauernmagd. 224 II.

Castelli, Ignaz Franz.
Das Lied vom Auge. 135.

Chamisso, Adelbert von.
Die Schwalben. 316.

Claudius, Matthias.
(Wandsbecker Bote.)
Das Bauernlied. 245.
Die Sternseherin Lise. 246.
Ein Lied hinterm Ofen zu singen. 249.
Abendlied eines Bauern. 279.

Claudius, Gg. Karl.
Sommer-Abendlied im Freien. 319.

Colshorn, Theodor.
Mit Gott steh auf! 1.

Curtmann, Wilhelm.
Die Sonnenstrahlen. 24.
Der Knabe im Walde. 62.
Die gemästete Henne. 66 I.
Die Bärenhaut. 100.
Rüstigkeit. 106.
Der Distelfink. 154.
Der Esel in der Löwenhaut. 179.
Der Tierquäler. 306.
Das Fünfchen. 344.

Cyrillus.
Der Eichbaum und der Kürbis. 118.

Dehmel, Richard.
Morgenandacht. 345 A.
Stimme des Abends. 345 B.
Erntelied. 348.

Diefenbach, Georg.
Der Gockelhahn. 6.
Gottes Auge. 31.
Dorfmusik. 103.
Der Tannenbaum. 112.
Der Abend. 115 A.
Abendlied. 115 B.
Gottes Lob in Feld und Wald. 127.
Das Vöglein in der Wiege. 153.
Die Biene. 270.

Diesterweg, Adolf.
Marx und sein Sohn. 170.

Dinter, Gustav.
Gott ist allgegenwärtig. 128.
Vom Näscher zum Mörder. 253.

Der Bär und die Bienen. 257.

Dittmar, Gottlob.
Liebe macht stark. 232.

Drosch.
Feldmarschall Frühling. 210.

Eisser.
Mahnung zum Gebet. 10.

Enslin, Karl.
Mein Plätzchen. 19.
Storch und Spatz. 21B.
Storches Ankunft. 55.
Glockenklang. 108II.
Es regnet. 111I.
Ein Grab. 130.
Hüte dich! 219.
Auf der Wiese. 254.
Mach's ebenso! 283.
Schmetterlingslied. 302.

Erlach, Karl von.
Lenzes Ankunft. 326.

Eschenbach, Wolfram v.
Das Wasser. 314.

Evers, Franz.
Im Bade. 347.
März. 355A.
Gütige Tage. 355B.

Falke, Gustav.
Großes Scheuerfest. 280.
Die Sorglichen. 353.

Feige, Emilie.
Hinter die Schule gehen. 102B.

Fink, Gottfr. Wilhelm.
Abendläuten. 108I.

Frank, Sebastian.
Trau! schau! wem? 221.

Franz, Agnes.
Die Birke u. d. Tanne. 53A.
Imker und Bienen. 94.
Die gefangene Lerche. 333.

Friedländer, David.
Der Wald u. d. Ärzte. 308.

Gellert, Christ. Fürchteg.
Der Blinde und der Lahme. 98B.
Der Bauer und sein Sohn. 133II.

Gerok, Karl.
Kindergottesdienst. 199B.
Gute Nacht. 276.
Ein neues Fest. 339.
Ostern ist da. 342.

Gilm, Hermann v.
Ein Grab. 340C.

Gittermann, L.
Das Gewitter. 260.

Gleim, Joh. Wilh. Lud.
Der Löwe u. d. Fuchs. 255.
Das Pferd und der Esel. 295.

Goethe, Joh. Wolfg. v.
Knabe und Vöglein. 35B.
Gleich und gleich. 54.
Die Tinte. 104.
Heidenröslein. 192.
Die wandelnde Glocke. 199.
Gefunden. 312.

Greif, Martin.
Weihnachten. 138b.
Vor der Ernte. 313.

Grimm, Brüder. Jakob u. Wilhelm.
Der alte Großvater und der Enkel. 59.
Der Nagel. 253II.
Der Fuchs u. d. Katze. 281.
Die Sterntaler. 297.
Märchen v. d. Unke. 328.

Güll, Friedrich.
Schulreime. 2.
Vom Spinnlein und Mücklein. 4.
Das Brot im Wege. 13
Pflaumenregen. 51.
Vom Büblein auf dem Eise. 57.
Spruch v. Glocke u. Uhr. 65.
Warnung. 101.
Wie d. Finklein d. Bäuerlein im Scheuerlein besucht. 150.
Wie die Lerche über die Berge sich schwingt und singt. 116.
Das Tischgebet. 148.
Arm Vögelein. 151.
Dreißig Rätselfragen. 156.
Noch dreißig Rätselfragen. 157.
Der Rekrut. 159I.
Scherz und Ernst. 160.
Vom Hahn. 162.
Der Jäger und der Fuchs. 176.
Pelzmärtel. 183I.
Vom Hund. 195.
Vom Mäuslein. 212.
Spruch von der Glocke und Uhr. 65.
Allerhand Ausreden. 240.
Jung Bäumchen. 278.
Am Abend 329II.

Hagedorn, Friedrich v.
Der Hahn und der Fuchs. 220.

Hahn, Karl.
Das Schäfchen. 20.

Halm, F.
Regenwetter 111II.

Harms, Klaus.
Gebet. 129.
Lüftlein, Wind u. Sturm, 305.

Hebel, Joh. Peter.
Das bequeme Schilderhaus. 93.
Kindesdank. 237I.
Teure Eier. 247.
Einer Schildwache lächerlicher Irrtum. 266.
Seltsamer Spazierritt. 267.
Das seltsame Rezept. 275.

Henckel, Karl.
Sonnensegen. 346.

Hensel, Luise.
Abendlied. 329.

Herder, Joh. Gottfr. v.
Die Sonne und der Wind. 140II.

Hey, Wilhelm.
Knabe und Vogelnest. 3.
Fischlein. 4.
Der Hase. 8.
Häschen. 9.
Quäle nie ein Tier. 12.
Die Ankunft d. Störche. 15A.
Wegzug der Störche. 15B.
Pudel und Hausfrau. 16.
Hund und Kinder. 17.
Pferd und Sperling. 21.
Knabe und Ente. 26.
Bienchen. 27.
Ziege und Kind. 29.
Hündchen und Böckchen. 30.
Hund und Igel. 153.
Wo wohnt d. liebe Gott? 32.
Was ich habe. 34.
Küchlein. 36A.
Gänschen. 37.
Die Kuh. 38.

Das entblätterte Bäumchen. 40.
Der Vogel am Fenster. 42A.
Aus Gottes Vaterhaus. 44.
Gottes Vatertreue. 45.
Esel und Knabe. 48.
Vögel und Eule. 49.
Sonne. 61.
Hund und Igel. 97.
Die Jahreszeiten. 99.
Knabe und Hündchen. 120.
Mäuschen. 122.
Knabe und Esel. 123.
Gottes Auge. 128.
Weihnachtszeit. 138.
Rabe. 150I.
Vögel vor d. Scheuer. 150II.
Kind, Katze u. Mäuschen. 168.
Kätzchen. 171.
Kaninchen. 172.
Fuchs und Ente. 173.
Pferd und Füllen. 182.
Am Sonntag. 186I.
Sonntag. 186II.
Schwan und Kind. 193.
Knabe und Eichhorn. 194.
Papierdrache u. Vögel. 213.
Fledermaus u. Vogel. 226II.
Der Schneemann. 229.
Die Blumen. 235B.
Knabe und Schmetterling. 251.
Gottes treue Hand. 263.
Wiegenlied. 273.
Der Kanarienvogel. 277.
Kind und Ochse. 287.
Dieb und Hund. 290.
Gott der Herr. 296.
Wandersmann und Lerche. 298.
Eichhorn und Wind. 300.
Kind und Zugvögel. 311.
Das Samenkorn. 315.
Täubchen. 318.
Schwan. 321.
Der Schlaf der Blumen. 334.

Hiemer, Franz Karl.
Wiegenlied. 197I.

Hoffmann, Heinrich, v. Fallersleben.
Wanderlied d. Störche. 39.
Frühlingsbotschaft. 43.
Ostereier. 47.
Was fang' ich an. 51A.
Hab Dank, du lieber Wind. 51B.
Des Storches Wiederkehr. 55B.
Waldlied. 56.
Sehnsucht nach dem Frühlinge. 91.
Winters Abschied. 92A.
Herbstlied. 137.
Das arme Vöglein. 152.
Der Vögel Gesang. 166.
Bescheidenheit siegt. 201A.
Wettstreit (Kuckuck u. Esel). 201B.
Das treue Roß. 227.
Das Kind u. sein Blümchen. 235.
Jägerleben. 238I.
Maienglöckchen und Blümchen. 241I.
Das Lied v. Monde. 259B.
Mein Lämmchen. 286.
Wanderlied im Mai. 332.

Hofmann, Fr.
Kindesdank. 237II.

Hölty, Ludwig.
Zwei Mailieder. 84.

Houwald.
Der Apfelbaum. 198II.

Jäger.
Der Reichtum. 261III.

Jais, Ägidius.
Der Knabe vor dem Apfelkorb. 90A.
Marx u. sein Sohn. 170.

Kamp, Hermann von.
Der gute Mäher. 58.
Mailied. 83B.
Aufforderung zum Spiel. 196I.

Kellner, Lorenz.
Der Eichbaum und der Kürbis. 118.
Gespensterfurcht. 144I.
Das Vogelnest. 228.

Kletke, Hermann.
Der Winter. 68.
Weihnachten. 105.
Mit Gott! 113.
Zur Nacht. 184.
Wintertag. 200.
Waldvögelein. 243.
Der Sandmann. 310.
Das Kindesherz. 320II.

Knauth. Franz.
Der erste Schnee. 41.

Krummacher, Fr. Adolf.
Die Henne mit d. Küchlein und der Habicht. 36B.
Die kleine Wohltäterin. 42B.
Erdbeerlied. 75.
Der Kuhhirt. 95.
Das gute Alter. 141.
Die sieben Kindlein. 236.
Trost im Unglück. 261II.
Das Kirchlied. 327.

Lafontaine, J. de.
Der Milchtopf. 206.

Lausch, Ernst.
Das Schlachtefest. 181.
Der kleine Kettenschmied. 191.
Des Kirschbaums Gäste. 230.
Das Kindlein u. sein Mütterchen. 231.

Lenz.
Ostereier. 341.

Lenzmann, Hans.
Stille Fahrt. 349.

Lessing, Gotth. Ephraim.
Die Wohltat. 71B.
Der Dornstrauch. 189.
Der Löwe u. der Hase. 205.
Der Hamster u. d. Ameisen. 288.

Liebeskind, Aug. Jakob.
Der hungrige Araber. 22.
Trost im Unglücke. 261.

Lieth, Karl Lud. Theod.
Des Kindes Engel. 129.

Liliencron, Detlev von.
Wiegenlied. 262B.
Meiner Mutter. 350.

Löwenstein, Rudolf.
Hans u. die Spatzen. 35.
Die Windmühle. 50.
Guten Morgen. 86.
Käferhochzeit. 146.
Kriegsrüstung in der Küche. 159II.
Der Hahn. 163.
Schlittenfahrt. 187.
Sonntag. 217II.
Die traurige Geschichte vom dummen Hänschen. 225.
Von den Engeln. 293.

Lohmeyer, Julius.
An der Mutter Grab. 340.
Ludwig, Fritz von.
Abendfreude. 319.
Luftfeld der Kinder.
Aufforderung zum Spiel. 196 II.
Waſſertröpflein. 258.
Luther, Martin.
Froſch und Maus. 80.
Vom Wolfe u. Lämmlein. 107.
Ein Brief an ſeinen kleinen Sohn Hans. 204.
Mahlmann, Siegfr. Aug.
Troſt im Herbſt. 136.
Meißner, Auguſt Gottl.
Die Äxte. 76.
Der Specht und die Taube. 117.
Der unzufriedene Eſel. 124 I.
Der beladene Eſel. 124 II.
Die Sonne u. d. Wind. 140 I.
Die Krähe u. der Waſſerkrug. 167 II.
Der Hirſch am Bache. 175.
Der Eid des Wolfes. 203.
Der Einſiedler u. der Bär. 211.
Die zwei Sperlinge. 242 II.
Der Wald und der junge Bauer. 289.
Die Schildkröte und der Adler. 292.
Mendelsſohn, Moſes.
Der Fuchs und die Fiſche. 303.
Michaelis, Joh. Benjam.
Die Biene u. d. Taube. 165.
Möller, Johann Friedr.
Sei fleißig u. arbeitsſam! 11.
Achte auch das Geringe! 18.
Du ſollſt deinen Vater u. deine Mutter ehren. 60.
Das Gewiſſen. 79.
Der Regenbogen. 260.
Mohr, Joſeph, Pfarrer.
Stille Nacht! heil. Nacht! 285.
Müller, Wilhelm.
Wanderſchaft. 147.
Das Frühlingsmahl. 269 II.
Wanderlieder im Mai. 332.
Münkel, Louis.
Hausfrau und Katze. 72 II.
Nikolay, Ludw. Heinr. v.
Äſop. 202 I.
Ortlepp, Ernſt.
Die grüne Stadt. 77.
Overbeck, Chriſt. Adolf.
An den Mai. 83.
Pfarrius, Guſtav.
Hausvater u. Birke. 198 I.
Pfeffel, Gottl. Konrad.
Die zwei Hunde. 121.
Ochs und Eſel. 178.
Pocci, Franz.
Das böſe Gewiſſen. 144 II.
Der beſte Wein. 314.
Preuß u. Vetter.
Die kluge Maus. 90 B.
Der kluge Star. 167.
Die beiden Ziegen. 324.
Promber, M.
Die fleißige Biene 54 B.
Rätſel, acht. 359.
Reinick, Robert.
Kaninchen. 28.
Wie iſt doch die Erde ſo ſchön! 69.
Mach dich auf! 85.
Verſuchung. 87.
Der Faule. 102 A.
Das Chriſtkind. 139.
Nur nicht verzagt. 143.
Der Hahn. 164.
Das Dorf. 209.
Katze und Schwalbe. 226 I.
Wiegenlied. 262.
Die freche Geſellſchaft. 264.
Warum liebſt du deine Mutter ſo ſehr? 284.
Sommerlied. 307.
Ritter, Anna.
Vom Chriſtkindchen. 138 b.
Ritterhaus, Emil.
Gedenket der Vögel im Winter! 13.
Rothe, Joh. Andreas.
Inſchrift auf einem Kindergrabſteine. 131.
Rückert, Friedrich.
Drei Paare und Einer. 33 A.
Gottesdienſt. 78.
Reinigkeit. 105.
Vogelweisheit. 219 II.
Vom Bäumlein, das andere Blätter gewollt. 239.
Vom Büblein, das überall mitgenommen hat ſein wollen. 248 I.
Vom Bäumlein, das ſpazieren ging. 248 II.
Kinderlied von den grünen Sommervögeln. 280.
Vom wohlgefälligen Wandel. 320 I.
Salomon u. d. Säemann. 331.
Rudolphi, Karoline.
Das Bächlein. 214.
Runkwitz, Karl.
Beſſere, weil es Zeit. 253 I.
Salzmann, Gotthilf.
Der Reiche und der Arme. 261 I.
Sautter, Sam. Friedrich.
Wachtellied. 208 I.
Schanz, Frida.
Der ſingende Eiſenbahnzug. 357.
Scherenberg, Ernſt.
Der Feind im Walde. 81.
Scherer, Georg.
(Jungbrunnen.)
Waldvöglein. 243.
Die verirrten Kinder. 299.
Scherr, Thomas.
Das wohltätige Kind. 82.
Der ehrliche Knabe. 252.
Schiller, Friedrich v.
Der Schütz. 322.
Schmid, Chriſtoph von.
Die Kornähren. 25.
Der Widerhall. 52.
Der Star. 52.
Die ſieben Stäbe. 64.
Die faulen Mägde. 66 II.
Die Amſel. 67.
Der grüne Zweig. 73.
Haſelnüſſe und Pflaumen. 88 I.
Die Nuß in grüner Schale. 88 II.
Die Waſſerroſe. 89.
Der Apfeldieb. 90 B.
Der habgierige Hund. 109.
Die koſtbaren Fiſche. 125.
Der große Kohlkopf. 133 I.
Die Rübe. 134.
Die vergoldeten Nüſſe. 161.
Die Quelle. 174.

Der große Fisch. 180.
Die Nuß. 188 I.
Das Rebhühnernest. 188 II.
Die Eiche u. d. Weide. 190.
Eile mit Weile. 202 II.
Die Hirtenflöte. 215.
Das kostbare Kräutlein. 216.
Der kluge Landmann und sein Pferd. 218.
Der Fischer und der kleine Fischdieb. 222.
Der Löwe. 234 II.
Die drei Räuber. 242 I.
Das Wunderkästchen. 256.
Der Pilger. 272.
Der große Birnbaum. 274.
Die Schuhe. 291.
Die Suppe. 304.
Die Singvögel. 309.
Beim Aussäen des Samens. 315.
Die Erdschwämme od. Pilze. 317.

Schönaigh-Carolath, Emil Prinz von.
Heimwärts. 352.

Schults, Adolf.
Maienglöckchen. 241 II.

Seidel, Heinr.
Kinder im Schnee. 299.

Simrock, Karl.
Wahlspruch. 1.
Der Fuchs und die Weintraube. 119.
Vom Frosch u. Ochsen. 155.
Sieben Rätsel. 185.
Grille und Ameise. 207.
Die kluge Versammlung. 250.
Bergmannslied. 282.

Sprichwörter. 360.

Staub, Johannes.
Das Haus ohne Herz. 46.
Tanne und Birke. 53 B.
Das geschorne Schäfchen. 96.
Von den Sternen. 259 A.
Schauet, wie der weiße Schwan. 312.

Sturm, Julius.
Knabe und Vogelnest. 3 B.
Gott grüße dich! 23.
Handwerksleute. 145.
Liebe Gäste im Garten. 169.
Der Bauer und sein Sohn. 313.
Mein Vaterland. 330.
Der kranken Mutter. 340.

Tiedge, Christ. August.
Die Fliege und die Biene. 323.

Thomas, Louis.
Kind und Ofen. 74.

Trojan, Joh.
Gib ab! 42 c.
Zur guten Nacht. 115 III.
Wartеinweilchen. 338.
Weihnachtslied. 339.
Mutter! 340 D.
Vom Blumenpflücken. 356.
Ausflug. 357.

Uhland, Ludwig.
Schäfers Sonntagslied. 217 I.
Der gute Kamerad. 223.
Zimmerspruch. 233.
Einkehr. 269 I.

Unbekannte Verfasser.
Waldmännchen. 62.
Ich mag nicht lügen. 63.
Hund und Katze. 72 I.
Sankt Niklas. 183.
Unser lieber Kaiser. 343.

Voß, Johann Heinrich.
Dreschерlied. 244.

Volkslieder.
Zwischen Berg und tiefem Tal. 114.
Jäger und Hase. 177.
Die Wachtel. 208 II.
Gruß aus der Heimat. 268.
Bergmannslied. 282.
Lenzes Ankunft. 326.

Walther v. d. Vogelweide. 33 B.

Wiedemann, Franz.
Das Vaterhaus. 70.
Die Zeit. 214 II.
Der Mensch u. die Haustiere. 265.

Willamow, J. G.
Der Esel, die Schlange, die Nachteule, die Feldmaus und die Sonne. 325.

Wunderhorn des Knaben.
Die A-B-C-Schützen. 158.
Sankt Nikolaus. 183 II u. III.

Zollikofer, Hektor.
Der Wettstreit. (Eine Kuh, ein Pferd u. ein Schaf.) 71.

Zöllner, Karl.
In der Heimat. 268.

1. Wahlspruch.*)

Karl Simrock. Die deutschen Sprichwörter. Frankfurt a. M. S. 211.

Mit Gott fang an! Mit Gott hör auf!
Das ist der schönste Lebenslauf.

Vorbemerkung. Völlig dem deutschen Volkscharakter entsprechend, welcher sich immer wieder aufs neue in wahrer, tiefsinniger und ungekünstelter Religiosität zeigt, trägt jedes gute deutsche Lesebuch an seiner Stirn als erstes Lesestück einen frommen Sinnspruch oder ein geistliches Lied. An diese Einrichtung sich anlehnend, beginnen daher auch unsere „Erläuterungen der Dichtungen in Poesie und Prosa aus deutschen Schullesebüchern" mit einem frommen Wahlspruche, der, halb Sprichwort, halb Sinnspruch, den Lehrern zugleich eine willkommene und passende Handhabe darbieten will, die Schüler zu veranlassen, das lange und schwere Werk des deutschen Sprachunterrichts gleich am ersten Tage mit einem frommen Auf- und Hinblick zu Gott und mit einer herzlichen Bitte um seinen Beistand zu beginnen.

I. **Einführung.** Es war in früherer Zeit in Deutschland und auch in anderen Ländern (besonders, wo ein Rittertum blühte) allgemeine Sitte, daß jeder Fürst, jeder Ritter, jeder Bürger und überhaupt jeder freie Mann einen kurzen Sinnspruch zur Regel und Richtschnur für sein Tun und Handeln sich erwählte. Dieser Sinnspruch war nun für das ganze Leben dessen, der ihn sich erwählte, sein Wahlspruch. Ihn ließ man sich dann in sein Wappen und Petschaft eingravieren; man setzte ihn über die Tür seines Hauses und zeichnete ihn auch wohl jedem Schriftstück von Bedeutung, welches man abfaßte, voran. Auch das Schullesebuch hat, an dieser schönen, alten deutschen Sitte festhaltend, einen solchen Wahlspruch, den tausend und aber tausend Deutsche sich schon von früher her zum Wahlspruch fürs Leben gewählt hatten, an die Spitze seiner Lesestücke gesetzt.

II. **Vermittlung.** Wozu fordert uns dieser Wahlspruch auf? Mit Gott fang an! Mit Gott, d. i. in herzinnigem Vereine mit dem Schöpfer aller Dinge, dem Urquell alles Seins, mit deinem himmlischen Vater fang an! Mit Gott fang an! Beginne mit ihm deine Arbeit! Geh mit ihm an dein Werk! Rufe ihn zu allem, was du unternimmst, um seine Hilfe, um seinen Beistand und seinen Segen an! Wie der fromme Landmann noch heute beim Aussäen der Saat auf seinen Acker jedesmal mit einem „Walt's Gott!" beginnt, und wie er keinen Gang, keine Reise, kein irgendwie wichtiges Werk anders als mit dem Ausruf:

*) Für die Mittel- und Oberstufe der Volksschule bestimmt.

„In Gottes Namen denn!" unternimmt, so wollen auch wir nicht zurückbleiben und unser Tagewerk, unsere Schule und unsere erste Sprachstunde — heute wie immerdar — mit Gott beginnen. Allein wir wollen nicht bloß unser Werk mit Gott anfangen, sondern es auch mit Gott weiterführen und mit Gott beenden. „Mit Gott hör auf!" Sage ihm Dank für jede Gabe seiner Gnade! Wähle ihn für immer zu deinem Berater und Helfer, zu deinem Schützer und Tröster! Beschließe mit ihm all dein Tun und endlich auch dein Leben! Bleibst du so treu und innig mit ihm verbunden, dann wird dein Lebenslauf, dein Lebensgang ein schöner, ein köstlicher sein; dann wirst du glücklich und zufrieden durch dieses Erdenleben gehen.

III. **Vertiefung.** 1. Erweiterung des Gedankens: Mit Gott!

Ich weiß zwei Wörtlein; wenn die in deinem Herzen wohnen für und für, so hast du Ruh' im Leben, Trost am Grabe und Hoffnung über das Grab hinaus. Die beiden Wörtlein heißen: „Mit Gott!"

Mit Gott steh auf, so wird der Tag ins Buch des Lebens eingeschrieben; mit Gott schlaf ein, so schlummerst du sanft und kummerlos! Mit Gott zur Schule, so lernst du Worte des Lebens; mit Gott in die Fremde, so kehrst du fröhlich und wohlbehalten heim! Mit Gott fang an, so gelingt dein Werk; mit Gott hör auf, so folgt es dereinst dir nach! Mit Gott in Freuden, so sind sie dir doppelt und ewig süß; mit Gott in Leiden, so sind sie ertragbar und segensreich! Mit Gott in den Tod, so wird er ein friedlicher Heimgang zum Vater; mit Gott ins Grab, so ruhst du im Herrn bis zur herrlichen Auferstehung! Th. Colshorn.

2. Entwicklung des Hauptgedankens. Innige, treue und bis in den Tod andauernde Lebensgemeinschaft des Menschenherzens mit Gott sichert einen schönen Lebenslauf, begründet das wahre Glück des Lebens.

R. D.

2. Drei Schulreime.*)

Friedrich Güll. Kinderheimat in Liedern. Zweite Gabe, Stuttgart. S. 63, 65 und 117.

I.

Fleiß'ger Knab' muß alles treiben,
was ihm nur der Lehrer heißt:
beten, singen, lesen, schreiben,
das macht fröhlich Herz und Geist,
macht aus einem Knaben dann
einen festen, frommen Mann.

I. **Einführung.** Ein fleißiger = braver, wackrer Knabe muß alles treiben, d. i. tun, ausführen, was ihm der Lehrer heißt = ihm sagt, befiehlt. Beten und singen will sagen: Gott alle seine Anliegen sagen, ihm für seine Wohltaten danken, ihn und seine Liebe preisen. Lesen und Schreiben bezeichnet die wichtigsten Fertigkeiten, welche der Schüler sich erwerben soll. Das macht, will sagen: das bildet den Geist oder

*) Vorbemerkung. Diese sinnigen Schulreime eignen sich vorzüglich zur Erläuterung beim Beginn eines neuen Schuljahres, indem an dieselben die Erklärung der Schulgesetze, die für viele Schulen seit langem schon bestimmt sind, angeknüpft werden kann.

die Kräfte der Erkenntnis, den Verstand, und das Herz oder die sittlichen Gefühle. Der Geist wird hell und das Herz fröhlich. Die stete Übung von Gehorsam und Fleiß macht aus dem Knaben dann einen tüchtigen, zuverlässigen, gewissenhaften Mann.

II. **Gliederung.** Die erste Hälfte der Strophe mahnt die Schüler zur rechten Benutzung der Schulzeit durch Frömmigkeit, Gehorsam und Fleiß. Die zweite Hälfte zeigt den Segen einer gut benutzten Schulzeit: sie macht den Geist hell, das Herz froh und zufrieden, die Gesinnung fromm und treu und damit das Leben glücklich.

III. **Verwertung** in Rede- und Stilübungen. Gib die sämtlichen Tätigkeiten an, die der Lehrer in der Schule von dir fordert, und die du täglich übst, und bilde daraus eine kleine Erzählung! Beginne mit den Worten: Wenn ich des Morgens zur Schule komme, so grüße ich den Lehrer und setze mich still hin. Hierauf stehen wir alle auf usw.

II.

Ein wackres Kind vom Schlaf erwacht,
sobald das Feuer im Ofen kracht,
fährt aus dem Bett und wäscht sich frisch
und stellt sich munter an den Tisch,
spricht sein Gebet, schlägt auf das Buch
und lernt noch einmal seinen Spruch.
Das macht schon einen heitern Mut;
es schmeckt das Frühstück noch so gut.
Nun ist es für die Schul' bereit
und geht hernach zur rechten Zeit,
steht auf der Straß' nicht da und dort,
trollt lustig seiner Wege fort
und sitzt dann in der Schule drin
mit stillem Fleiß und stillem Sinn
und lernt gar leicht und merkt gar viel;
es ist ihm alles nur ein Spiel.

I. **Vermittlung des Verständnisses.** Ein wackres (ein wachsames, gutes) Kind erwacht vom Schlaf im Winterhalbjahr, sobald das Feuer im Ofen kracht (knistert und knastert), im Sommerhalbjahr, sobald die Sonne ins Zimmer scheint, fährt aus dem Bett (steht rasch auf) und wäscht sich. Hierauf spricht es sein Morgengebet und lernt noch einmal seinen Spruch, sein Lied, seinen Vers, welchen es in der Schule hersagen muß. Nun hat es einen heitern Mut, ist fröhlich und wohlgemut, und das Frühstück schmeckt noch (einmal) so gut. Für die Schule bereit und fertig, geht es stets zur rechten Zeit, nicht zu spät, doch auch nicht zu früh, bleibt auf der Straß' (auf dem Schulwege) nicht stehen, sondern trollt = trabt, geht lustig seiner Wege fort. Nun sitzt es in der Schule drin mit stillem Fleiß und stillem Sinn, d. i. mit Ruhe, Aufmerksamkeit und Fleiß, lernt leicht und merkt viel, denn das Lernen wird ihm nicht schwer, es lernt spielend.

II. **Verwertung** in Rede- und Stilübungen. 1. Was tut das gute Kind a) im Hause, b) auf der Straße, c) in der Schule?

2. Welche Eigenschaften zeigt es dadurch? (Es ist munter und nicht verschlafen, denn es erwacht zur rechten Zeit. Es ist flink, denn es fährt schnell aus dem Bette. Es ist sauber, denn es wäscht sich ordentlich usw.) 3. Welchen Segen hat das rechte Verhalten eines guten Schülers? (Heitrer Mut, guter Appetit, leichtes Lernen, Freude daran.) 4. Bilde ein Gegenstück zu dem wackern Schüler: Der unordentliche Schüler! (Er verschläft die Zeit, dehnt sich träge im Bette, wäscht sich gar nicht oder nur oberflächlich usw.) 5. Weise den Hauptgedanken nach: „Lust und Liebe zu einem Ding macht alle Mühe und Arbeit gering!"

III.

Schlägt es morgens halber acht,
spring' ich auf von meinem Stuhl;
alles wird zurechtgemacht,
was ich brauch' in meiner Schul'.
Von dem Nagel kommt die Kappe,
umgehängt wird schnell die Mappe,
eingesäckelt Buch und Schrift,
Tafel, Lineal und Stift.
Nicht vergess' ich aber auch,
was ich sonst noch alles brauch',
Nummer eins: zwei frische Augen,
die zum Schaun und Merken taugen;
Nummer zwei: zwei feine Ohren,
daß mir nichts kann gehn verloren;
Nummer drei: ein lauter Mund,
der da spricht aus Herzensgrund,
aber auch nichts eher sagt,
bis der Lehrer hat gefragt.
Und was noch das Beste heißt:
muntres Herz und muntern Geist!
Nun, ihr Leut', ich will schon heut'
lernen, daß es eine Freud',
daß es eine Lust soll sein,
bis der Abend bricht herein;
daß ich auch, wenn ich bin brav,
spielen kann und ruhig schlaf'.

I. **Vermittlung des Verständnisses.** Früh halber acht (ein halb acht Uhr oder $7^1/_2$ Uhr) mache ich mich fertig zur Schule. Zunächst wird alles zurecht gemacht, was ich in der Schule brauche, Bücher, Tafel, Stift, Lineal usw., und eingesäckelt, d. h. in den Schulsack oder das Schulränzchen gesteckt; dann ergreife ich meine Kappe, d. i. meine Mütze, mein Hütchen, und hänge mir die Schulmappe oder das Ränzel um. Vor allem aber vergesse ich nicht, was ich sonst noch in der Schule brauche, nämlich: 1. Zwei frische, d. i. klare, helle Augen, die zum Anschauen und Merken geeignet sind. 2. Zwei feine = aufmerksame Ohren, daß kein Wort, keine Lehre etwa zu dem einen herein- und zum andern wieder hinausgehe. 3. Ein lautsprechender Mund, der nicht zu leise spricht, aber auch nicht schreit; auch nicht früher antwortet, als bis der Lehrer fragt; aber auch ein lauterer, reiner, aufrichtiger Mund, der da so spricht, wie es im Herzensgrunde geschrieben steht. 4. Endlich das Beste: muntres Herz = fröhliches Gemüt, und munterer Geist, der da aufmerksam und nicht zerstreut ist. Ja, ihr Leute, ich will mit Lust und Freude lernen vom Anfang bis zum Ende der Schule. Bin ich dann brav gewesen, so darf und kann ich auch schön spielen und gut schlafen.

II. **Vertiefung und Verwertung in Aufgaben.** 1. Wie rüstet sich der brave Schüler auf den Schulgang? 2. Welche Eigenschaften zieren ihn? (Er ist pünktlich, denn zur rechten Zeit geht er in die Schule; fürsorglich, denn alles macht er zeitig zurecht; aufmerksam, denn mit Augen und Ohren ist er bei der Sache usw.) 3. Wie gliedert sich der Schulreim? (a) Vorbereitung auf die Schule; b) Verhalten in der

Schule; c) Segen des rechten Schulbesuchs.) 4. Suche Nutzanwendungen für Herz und Leben! Fleiß und Übung macht gute Schüler. Fleiß überwindet alles. Lerne was, so kannst du was! Man lernt, solange man lebt. Zum Lernen ist niemand zu alt. Lerne beizeiten, so kannst du's bei den Leuten! Was ein Häkchen werden will, krümmt sich beizeiten. Jung gewohnt, alt getan. Erst die Arbeit, dann das Spiel! R. D.

3. Knabe und Vogelnest.

Wilh. Hey. 50 Fabeln für Kinder. Gotha. Nr. 17.

I. **Aufbau des Gedichts.** Ein Knabe kommt aus der Schule, legt seine Bücher in die Stube und springt dann fröhlich hinaus in den Garten. Von einem dichten Busche (Haselnußstrauche) will er sich eine Rute abschneiden. Als er mehrere Schößlinge zurückbiegt, bemerkt er in einer Astgabel ein Vogelnest, in dem vier junge Vögel liegen. Voll Freude will er zugreifen, das Nest herausnehmen und in die Stube tragen. Da hört er dicht über sich ein jämmerliches Zwitschern. Er blickt in die Höhe und sieht auf den nächsten Zweigen einen alten Vogel. Derselbe trippelt und fliegt voll Angst hin und her, läßt die Flügel hängen, neigt das Köpfchen nieder und piept gar kläglich. Es ist die Mutter der jungen Vögel, die große Angst um ihre lieben Kinder hat. Ihre ängstlichen und klagenden Laute klingen dem Knaben wie bittende Menschenworte. Er zieht die ausgestreckte Hand zurück und tritt von dem Neste weg.

Wie wird der Vogel den Knaben anreden und bitten? O lieber Knabe, greif mein Nest nicht an! — Wie sehr wird er bitten? So sehr oder so gut er kann. —

Merkt nun, was der alte Vogel spricht: „Knabe, ich bitt' dich, so sehr ich kann, o rühre mein kleines Nest nicht an!"

Wer liegt denn darin? Die kleinen Vögel. — Was sind sie von dem alten? Seine Kinder. — Sie haben bis jetzt nur kleine Vogelaugen, aber noch keine großen Menschenaugen gesehen. Nun schaut der Knabe mit seinen großen Augen plötzlich in das Nest; was werden da die Vöglein tun? Sie werden erschrecken und voll Angst schreien. — Was soll darum der Knabe nicht einmal tun? Er soll nicht hineinblicken. —

Das wollen wir so lernen: „O sieh nicht mit deinen Blicken hin; es liegen ja meine Kinder drin. Die werden erschrecken und ängstlich schrein, wenn du schaust mit den großen Augen hinein!"

Was täte der Knabe gar zu gern? Er sähe das Nestchen gern ganz nahe. — Weil er aber ein mitleidiger, guter Knabe ist, so erfüllt er die Bitte der Vogelmutter. Wo blieb er stehen? Ein Stück davon, von fern. — Und wie? Ganz still — behutsam. — Er hütete sich, die Vöglein zu erschrecken. Er trat nur auf die Zehen und machte einen langen Hals, um die Vögelchen von fern zu sehen.

Lernt: „Wohl sähe der Knabe das Nestchen gern; doch stand er behutsam still von fern." Was merkte da der alte Vogel? Daß der Knabe kein böser Bube war, der Vogelnester ausnimmt. — Wie wurde

da der Vogel, der bisher so unruhig gewesen war? Ruhig. — Wohin flog er jetzt wohl von dem Busche? Auf das Nest. — Was tat er mit den halbnackten Jungen? Er deckte sie zu.

Sprecht: „Da kam der arme Vogel zur Ruh', flog hin und deckte die Kleinen zu."

Nach wem wird er aber immer noch geschaut haben? Nach dem Knaben. — Jetzt aber nicht ängstlich und unruhig; wie denn? Freundlich. — Was für Worte konnte der Knabe aus den freundlichen Äuglein lesen? Hab Dank! — Wofür denn? Daß er den jungen Vöglein kein Leid getan hat.

Sprecht: „Und sah so freundlich den Knaben an: Hab Dank, daß du ihnen kein Leid getan!"

II. **Unmittelbare Darbietung.** Wir lesen nun und lernen dann das ganze schöne Gedicht auswendig.

„Knabe, ich bitt' dich, so sehr ich kann,
o rühre mein kleines Nest nicht an!
O sieh nicht mit deinen Blicken hin;
es liegen ja meine Kinder drin.
Die werden erschrecken und ängstlich schrein,
wenn du schaust mit den großen Augen hinein."
Wohl sähe der Knabe das Nestchen gern;
doch stand er behutsam still von fern.
Da kam der arme Vogel zur Ruh',
flog hin und deckte die Kleinen zu
und sah so freundlich den Knaben an:
„Hab' Dank, daß du ihnen kein Leid getan!"

III. **Rede- und Stilübungen.** 1. Beschreibe den Schauplatz des Gedichts! 2. Von welchen Personen und Dingen ist die Rede? (Knabe, Busch, Nest, junge Vögel, alter Vogel.) 3. Was ist jedes? (Der Knabe ist ein Mensch, der Busch ein Strauch oder eine Pflanze, der alte Vogel ein Tier, das Nest sein Häuschen; die jungen Vögel sind seine Kinder.) 4. Wo ist jedes? (Der Knabe steht vor dem Busche. Der Busch steht im Garten usw.) 5. Wie ist jedes dahin gekommen? (Der Knabe ist hingelaufen usw.) 6. Wie ist und was tut jedes von den Fünfen? (Der Knabe ist mitleidig und steht behutsam still von fern usw.) 7. Gib Sprüche, Sprichwörter und Beispiele von Barmherzigkeit und von Unbarmherzigkeit gegen Tiere an!) (Wenn du auf dem Wege ein Vogelnest findest auf einem Baume oder auf der Erde, mit Jungen oder mit Eiern, so sollst du nicht die Mutter mit den Jungen nehmen. — Quäle nie ein Tier!) — 8. Der Knabe soll den alten Vogel beruhigen! (Sei still, lieber Vogel, und hab' keine Angst! Ich will dein Nest nicht anrühren usw.) 9. Wie wird der Knabe seinen Eltern das Erlebnis erzählen? 10. Wie einem Freunde in einem Briefe? 11. Gegenstück: Ein Knabe nimmt alle Vogelnester aus. Die Singvögel ziehen weg. Das Ungeziefer zerfrißt die Bäume. Sie tragen kein Obst mehr. Vergleiche „Die Singvögel" von Chr. v. Schmid! 12. Vergleiche: Das Vogelnest von Jul. Sturm!

1. Tritt leiſe, Kind, daß ich das Neſt dir zeige!
Die kleine Wiege ruht auf ſchwankem Zweige.
Still, reg' dich nicht und bleibe ruhig ſtehn!
Ich hebe dich empor; du ſollſt es ſehn.

2. Beiſeite heb' ich ſacht der Zweige Spitzen.
Siehſt du nicht dort zwei ſchwarze Äuglein blitzen?
Sie blicken nach uns beiden unverwandt;
das Vöglein dort ſitzt auf ſein Neſt gebannt.

3. Jetzt regt es ſich. Huſch! iſt's davongeflogen!
Doch fliegt's um uns in immer kleinerm Bogen
und klagt und mahnt: wir ſollen wieder gehn.
Haſt du die Eierchen im Neſt geſehn?

4. Kaum ſind wir fort, ſo fliegt das Vöglein wieder
aufs Neſt und breitet ſorgſam ſein Gefieder
und ſitzt auf ſeinen Eiern unbewegt;
bis ſich geheimnisvoll das Leben regt.

5. Es pickt und pickt. — Und wenn ein Ei zerbrochen,
ſo kommt ein Vöglein an das Licht gekrochen.
Ein winzig Ding! Die Mutter deckt es zu;
denn nackt kam's auf die Welt wie einſt auch du.

6. Bald hockt ein kleines Häuflein in der Wiege.
Der Vater bringt ein Würmlein, eine Fliege,
ein Räuplein, das am grünen Blatt genaſcht,
ein Mücklein, das er flink im Flug erhaſcht.

7. So nährt er ſie! Bald folgt ihm hin und wieder
die Mutter auch, fliegt ſuchend auf und nieder
und hilft mit ſorgen für die kleine Schar,
bis jedem wuchs ein Kleid und Flügelpaar.

8. Dann geht es huſch und huſch, bis ſich die Jungen
mit flüggen Flügeln aus dem Neſt geſchwungen.
Im Wald zerſtreut ſich flink das kleine Heer,
und in dem Buſche bleibt das Neſtchen leer.

9. Und hängt es leer auf ſeinen ſchwanken Zweigen,
dann holen wir's, und dann will ich dir zeigen,
wie voller Kunſt, wie zierlich, weich und feſt
ein Vöglein baut für ſeine Brut das Neſt.

(Kurzer Inhalt: 1. Der Vater zeigt dem Kinde ein Vogelneſt in den Zweigen. 2. Ein Vöglein ſitzt darauf und brütet; ängſtlich betrachtet es die Beſchauer. 3. Es fliegt auf und umkreiſt klagend das Neſt mit den Eiern. 4. Da gehen Vater und Kind fort, und das Vöglein ſetzt ſich wieder auf die Eier. 5. Endlich pickt es drin, die Schalen brechen, und nackte Vöglein kommen heraus. 6. Der Vogelvater ätzt ſie mit Fliegen, Mücken und Würmlein. 7. Die Mutter hilft dabei, bis die Jungen fliegen können. 8. Dann zerſtreuen ſie ſich im Walde. 9. Wir aber bewundern das leere, ſo kunſtvoll gebaute Neſt. — Das Gedicht iſt ein Lebenslauf des Vögleins.) P.

4. Fischlein.

Wilh. Hey. 50 Fabeln für Kinder. Gotha. Nr. 47.

I. **Aufbau des Gedichts.** An einem Bache sitzt ein Knabe und will Fische fangen. In der Hand hält er eine Angel. Das ist ein Stock, an den eine Schnur gebunden ist. Unten an der Schnur ist ein Häkchen befestigt, an dem ein Würmchen zappelt. Mit diesem „fetten Bissen" sollen die Fische angelockt werden. Kommt einer und schnappt nach dem Wurme, so schluckt er auch das Häkchen mit. Dies reißt den Hals inwendig blutig und macht dem Fischlein Pein, d. h. großen Schmerz. Rasch will es fortschwimmen, aber es kann nicht. An dem Rucken und Zappeln fühlt der Knabe, daß sich ein Fisch gefangen hat. Er zieht die Angel aus dem Wasser und schleudert den Fisch aufs Land, nimmt ihn mit nach Hause, läßt ihn von der Mutter braten und verspeist ihn.

Ein guter Mann geht eben vorüber und sieht, wie ein Fischlein nach der Angel des Knaben schwimmt und zuschnappen will. Er hat Mitleid mit dem armen Tierchen (Wicht, Schelm, Närrchen), hebt den Finger in die Höhe und warnt es.

Wie wird der gute Mann zu dem Fischlein sprechen? Fischlein, schnappe ja nicht nach der Angel! —

Lernt: „Fischlein, Fischlein, du armer Wicht, schnappe nur ja nach der Angel nicht!"

Wohin geht das Häkchen schnell mit dem Würmchen? Es geht schnell zum Halse hinein. — Was tut's da? Es reißt das Fischlein blutig. — Was fühlt dieses davon? Pein oder großen Schmerz.

Lernt: „Geht dir so schnell zum Halse hinein, reißt dich blutig und macht dir Pein."

Auf wen wird der Mann zeigen? Auf den Knaben. — Wie wird er das Fischlein fragen? Siehst du den Knaben nicht? — Wozu wird er das Fischlein noch einmal dringend auffordern? Fischlein, schwimme schnell fort!

Sprecht: „Siehst du nicht sitzen den Knaben dort? Fischlein, geschwinde schwimme fort!"

Das Fischlein gehorcht nicht. Warum wohl? Es hat Hunger. Es glaubt dem Manne nicht und will es besser wissen. — Wonach sah es nur? Nach dem Würmchen, dem fetten Bissen. —

Sprecht: „Fischlein mocht es wohl besser wissen, sahe nur nach dem fetten Bissen."

Was meinte oder dachte es von dem Knaben mit seiner Schnur? Er wollte nur im Wasser spielen und säße zum Spaße da.

Sprecht: „Meinte, der Knabe mit seiner Schnur wäre hier so zum Scherze nur."

Was tat das Fischlein, um an das Würmchen zu kommen? Es schwamm herbei. — Und dann? — Es schnappte zu. — Und wie geht es da dem armen Dinge? Es fängt sich. — Was tut es an der Angel, um wieder loszukommen? Es zappelt.

Sprecht: „Da schwamm es herbei; da schnappt' es zu. Nun zappelst du, armes Fischlein, du!"

II. **Unmittelbare Darbietung.** Wir lesen nun und lernen dann das Gedicht vom Fischlein auswendig!

„Fischlein, Fischlein, du armer Wicht,
schnappe nur ja nach der Angel nicht;
geht dir schnell zum Halse hinein,
reißt dich blutig und macht dir Pein.
Siehst du nicht sitzen den Knaben dort?
Fischlein, geschwinde schwimme fort!"
Fischlein mocht' es wohl besser wissen,
sahe nur nach dem fetten Bissen,
meinte, der Knabe mit seiner Schnur
wäre hier so zum Scherze nur.
Da schwamm es herbei, da schnappt' es zu;
nun zappelst du, armes Fischlein, du!

III. **Rede- und Stilübungen.** 1. Beschreibe den Schauplatz! 2. Wie ist und was tut der Knabe, das Fischlein und der Warner? 3. Erzähle kurz den Inhalt der Fabel! 4. Was sollst du daraus lernen? 5. Wie wird der Knabe zu Hause den Fang erzählen?

Vergleiche A. „Das Fischlein" und „Die drei Goldfischchen" von Joachim Heinrich Campe. (Kinderbibliothek, I. Teil, Braunschweig 1829. S. 5. „Ein guter Mann hatte einstmals drei Goldfischchen.")

(Ein Weißfischchen, — drei Goldfische! Silberfarbige, — goldfarbige Schuppen! In einem Bache, — in einem Teiche! Fängt Mücken und Würmchen, — werden mit Semmelbrocken gefüttert! Gefahr droht von der Angel des Knaben; hinter dem Gitter im großen Teiche lauern die Hechte, an der Oberfläche droht Gefahr von den Raubvögeln! Ein Mann warnt das Fischlein; — der Besitzer warnt die drei Goldfischchen, nicht bloß mit Worten, sondern er scheucht sie durch ein Stäbchen vom Gitter und der Oberfläche weg! Fischchen lüstern nach dem fetten Bissen; — zwei Goldfischchen lüstern nach Freiheit und Veränderung! Weißfisch und zwei Goldfische ungehorsam; — ein Goldfisch gehorsam! Weißfisch an der Angel gefangen, — ein Goldfisch vom Hecht, der zweite vom Raubvogel gefressen; der Gehorsam des dritten Goldfischleins wird belohnt! —

Vergleiche B. Ein traurig Stücklein vom Spinnlein und Mücklein von Friedrich Güll. (Kinderheimat, 4. Aufl. Gütersloh. S. 126.)

1. Die Spinne hat gesponnen den Silberfaden zart und fein:
Du Mücklein in der Sonnen, nimm wohl in acht die Flügelein!

2. Die Spinne hat gewebet ihr seidnes Netz mit kluger Hand;
wer weiß, wie lang noch lebet sein Mücklein, das die Flügel spannt!

3. Fein Mücklein, horcht, wie denkt es? „Durchs Netz zu fliegen ist ein Spiel!"
Frau Spinne aber fängt es und speist es auf mit Stumpf und Stiel.

Beides sind traurige Stücklein (Erzählungen), weil in jedem ein Geschöpf ins Unglück kommt. Ein Knabe will Fische fangen, braten und essen, die Spinne Mücken erhaschen, aussaugen und verspeisen. Der Knabe

setzt sich mit der Angel ans Wasser; die Spinne spinnt aus Spinnwarzen an ihrem Leibe zarte Silberfäden und webt daraus zwischen zwei Wänden oder Pfosten ein seidenes Netz. Knabe und Spinne warten still auf die Beute; der Knabe offen, die Spinne im Versteck. Die Mücke fliegt mit ausgespannten Flügeln in der Sonne; der Fisch schwimmt mittels der Flossen im Wasser. Der Knabe hat eine Lockspeise (Köder) an der Angel; die Spinne hat das Netz der Mücke nur in den Weg gehängt. Fisch und Mücke werden gewarnt. Der Fisch meint, der Knabe säße nur zum Scherze da; die Mücke denkt, es sei ein Spiel, durch das Netz zu fliegen. Den Fisch lockt der fette Bissen, die Mücke die Spiellust. Der Fisch ist ungehorsam, die Mücke leichtsinnig. Der Fisch zappelt an der Angel, die Spinne im Netz. Der Fisch wird gebraten und verspeist, die Mücke mit Stumpf und Stiel (Haut und Haar, d. h. ganz und gar) aufgefressen. Weil Fisch und Mücke ungehorsam und leichtfertig gewesen sind, darum sind sie ins Verderben geraten. P.

5. Die Mühle.

Johann Christian Anschütz.

I. **Einführung in Stoff und Stimmung.** An einem Bache liegt eine Wassermühle. Das Wasser fließt rauschend auf das große Wasserrad und dreht dasselbe, zugleich aber auch die dicke Mühlwelle, die hinein in das Haus reicht und dort mehrere Räder und einen Mühlstein in Bewegung setzt. Der Müller schüttet Getreide auf, und der tanzende Mühlstein zerreibt es auf einem still liegenden Mühlsteine. Die zermalmten Körner werden in Beuteln wie in einem Siebe hin und her geschüttelt, so daß das feine, weiße Mehl durchfällt und die Schalen oder Kleien zurückbleiben. Aus dem Mehl wird Brot, Kuchen und Zwieback gebacken.

II. **Unmittelbare Darbietung.**

1. Es klappert die Mühle am rauschenden Bach: klipp, klapp!
Bei Tag und bei Nacht ist der Müller stets wach: klipp, klapp!
Er mahlet uns Korn zu dem kräftigen Brot,
und haben wir dieses, dann hat's keine Not.
Klipp, klapp, klipp, klapp, klipp, klapp!

2. Flink laufen die Räder und drehen den Stein: klipp, klapp!
und mahlen den Weizen zu Mehl uns so fein: klipp, klapp!
Der Bäcker den Zwieback und Kuchen draus bäckt,
der immer uns Kindern besonders gut schmeckt. Klipp, klapp usw.

3. Wenn reichliche Körner das Ackerfeld trägt: klipp, klapp!
die Mühle dann flink ihre Räder bewegt: klipp, klapp!
Und schenkt uns der Himmel nur immerdar Brot,
so sind wir geborgen und leiden nicht Not. Klipp, klapp usw.

Fragen nach Inhalt, Wort- und Sachbedeutung: Was klappert in der Mühle? Warum heißt sie Wassermühle? Warum rauscht der Bach? Warum muß der Müller immer wach sein? Was hat er zu tun, um aus Körnern Mehl zu machen? Was für ein Unterschied ist zwischen Brot, Kuchen und Zwieback? Warum lieben die Kinder Kuchen und Zwie-

back? Wie schenkt der „Himmel" das Brot? Wodurch entsteht Teurung und Hungersnot?

III. **Vertiefung.** 1. Beschreibe den Schauplatz! (Ein Bach läuft durch Ackerfelder, auf denen schönes Getreide steht. Am Bache liegt unter schattigen Bäumen eine Wassermühle. Das Wasser schießt rauschend auf das große Rad und dreht es. Aus der Mühle hört man das Klappern der Räder und das Knirschen der Steine. Aus einem Fenster schaut der Müller mit weißer Mütze. Vor der Tür steht ein Esel, der Getreidesäcke bringt und dagegen Mehlsäcke ins Dorf trägt.)

2. Wie sind und was tun: das Wasser, die Mühle, der Müller, die Räder, der Stein, der Bäcker, der Himmel (Gott), die Kinder? [Das Wasser ist klar und fließend, rauscht über das Wasserrad und bewegt die Räder und den Mühlstein. Die Mühle ist schön gelegen und klappert. Der Müller ist wachsam, fleißig und mahlet aus Korn Mehl usw.)

3. Gedankengang. Str. 1. Der fleißige Müller bereitet in der Mühle aus Körnern Mehl zu kräftigem Brote. Str. 2. Räder und Steine verwandeln den Weizen zu Mehl, und dies bäckt der Bäcker zu Kuchen. Str. 3. Wenn der Himmel segnet, der Acker trägt und der Müller mahlt, dann sind wir vor Not sicher oder geborgen.

4. Sprachliche Schönheiten und Eigentümlichkeiten. Die Verszeilen enden mit „klipp und klapp", um das Klappern der Mühle nachzuahmen. Die dreiteiligen Versfüße ahmen die Beweglichkeit in der Mühle nach. Beim Singen kann der Dreitakt mit dem Finger auf den Tisch geschlagen, das „klipp, klapp" durch Händeklatschen, das Mahlen des Steines durch Reiben der Handflächen aufeinander, das Laufen der Räder durch kreisförmige Armbewegungen, das Backen durch Stoßen und Kneten mit den Händen nachgeahmt werden.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Wer fleißig arbeitet und zufrieden ist, dem wird der Segen Gottes nicht fehlen. An Gottes Segen ist alles gelegen.

2. Anklänge an Bekanntes und Verwandtes. Unser täglich Brot gib uns heute! — Wir sollen mit Danksagung empfangen unser täglich Brot. — Alle gute Gabe kommt von oben her. — Bete und arbeite! — Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen. — Die Mühle dreht die Flügel —. Wo's Dörflein dort zu Ende geht —. Teurungen in der biblischen Geschichte!

3. Rede- und Stilübungen. a) Was für Mühlen gibt es, und wie werden die Räder bewegt? b) Das Weizenkorn soll seinen Lebenslauf kurz erzählen! c) Auswendiglernen, Vortrag und Singen. P.

6. Der Gockelhahn.

Georg Christian Dieffenbach. Kinderlieder. 2. Aufl. Mainz. S. 30.

1. Der Gockelhahn, der Gockelhahn,
der hat zwei große Sporen an
und geht so stolz und keck umher,
als wenn ein großer Herr er wär'.

2. Herr Gockelhahn, Herr Gockelhahn,
hat Sporen und keine Stiefel an,
hat Sporen und nicht mal Lederschuh',
hat Sporen und doch kein Pferd dazu.

3. Herr Gockelhahn, Herr Gockelhahn,
er ist ein lust'ger Reitersmann;
Herr Reiter zu Fuß, wir lachen dich aus,
reit' hurtig in das Hühnerhaus!

I. **Einführung in Stoff und Stimmung.** Vor der Tür eines Wirtshauses hält ein Reiter auf einem schönen Pferde. Er trägt eine Soldatenuniform, hat lange Stiefel an und an denselben glänzende Sporen. Auf dem Hofe geht der Haus-, Kückel- oder Gockelhahn stolz zwischen den Hühnern umher, blickt nach dem Reiter und spricht durch sein Krähen und seine Bewegungen zu den Hühnern und den Kindern des Wirtes: „Seht, so ein stattlicher Reiter bin ich auch, denn ich trage Sporen an den Füßen wie er!" Da lachen die Kinder den Hahn aus und verspotten seinen Hochmut durch das obige Gedichtchen.

II. **Unmittelbare Darbietung.** Nach erfolgter Vorbereitung ist das Gedicht gut vorzulesen, nach Inhalt, Wort- und Sacherklärung abzufragen und schließlich einzulesen.

III. **Vertiefung.** 1. Gedankengang. In Str. 1 hält sich der stolze Hahn wegen seiner Sporen für einen vornehmen Reiter. Nach Str. 2 fehlen ihm dazu Stiefel und Pferd. In Str. 3 wird er als „Reiter zu Fuß" ausgelacht. Grundgedanke: Wer sich wichtig macht, wird meist ausgelacht.

2. Eigentümlichkeiten in der Form. Durch das Gedicht weht ein heiterer Humor. Ein Hahn als Reiter, Sporen an nackten Füßen, Federn als Uniform, ein Reiter zu Fuß, ein Ritt ins Hühnerhaus: — das sind lustige Gegensätze, die uns erheitern und den Stolz des überspannten Hahnes demütigen.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Sei nicht stolz und hochmütig, sondern bescheiden und demütig! Wer sich für mehr hält und ausgibt, als er ist, der wird ausgelacht

2. Anklänge an Verwandtes. Dummheit und Stolz wachsen auf einem Holz. Eine Schwalbe macht keinen Sommer. Wie er sich räuspert, und wie er spuckt, das habt ihr ihm glücklich abgeguckt. Fabeln: Der Esel in der Löwenhaut; der Wolf im Schafpelze; der Frosch im Sumpfe, der sich zur Größe eines Ochsen aufblasen wollte.

3. Rede- und Stilübungen. a) Vergleiche den Reiter und den Gockelhahn! (Der Reiter war ein Mensch, der Hahn ein Vogel. Der Reiter hielt vor der Tür; der Hahn spazierte auf dem Hofe. Der Reiter saß zu Pferde, der Hahn ging zu Fuß. Der Reiter trug eine Soldatenuniform, der Hahn ein Federkleid. Der Reiter hatte Stiefel an, der Hahn nackte Beine. Beide trugen Sporen; der Reiter hatte sie sich von Metall machen und an die Stiefel schrauben lassen; dem Hahn waren die Sporen von Knochen an den Füßen gewachsen. Die Reitersporen waren Rädchen mit Zähnen, die Hahnensporen spitze Knochenspieße. Der Reiter reitet wohl in die Schlacht, der Hahn ins Hühnerhaus. Der Reiter wird bewundert, der Hahn verspottet.) b) In welchen Ausdrücken wird der Hahn verspottet, und worin liegt der Spott? P.

7. Das grasende Schäfchen.

Johann Christian Anschütz.

Volkstümliche Literatur der deutschen Lesebücher von Karl Hugo Holtsch. Leipzig. S. 56.

1. Auf einem grünen Rasen,
wo die Veilchen blühn,
geht mein Schäflein grasen
in dem jungen Grün.

2. Auf der grünen Weide
froh mein Schäfchen springt,
fühlt wie ich die Freude,
die der Frühling bringt.

3. Wo die Blümchen blinken
an der Quelle Saum,
geht mein Schäfchen trinken,
schläft dann unterm Baum.

4. Immer, Schäfchen, freue
dich der Herrlichkeit!
Denn des Himmels Bläue
währt nur kurze Zeit.

I. **Einführung in Stoff und Stimmung.** 1. Ort und Zeit. Es ist Frühling, der Himmel schön blau, der Rasen wieder grün und mit blühenden Veilchen geschmückt. Auf dem Rasenplatze weidet ein Knabe sein Schäfchen oder Lamm. Dasselbe rupft am Grase und springt dann umher. Der Knabe singt das Liedchen und springt mit dem Lämmchen um die Wette, indem jedes es am besten machen will. Neben dem Rasenplatze fließt aus einer Quelle frisches Wasser. An ihrem Saume oder Rande blinken (blicken, leuchten) wie Augen weiße Gänseblümchen und später blaue Vergißmeinnicht. Ein hoher Baum verbreitet Schatten. Aus der Quelle trinkt und unter dem Baume schläft das Schäfchen.

2. Personen. Das Schäfchen ist fröhlich und sorglos. Es grast auf der Weide, springt auf dem Rasen, fühlt die Freude über den Frühling, trinkt aus der Quelle und schläft unter dem Baume. Der Knabe ist ebenfalls froh und glücklich, springt mit dem Lämmchen und singt dabei; aber er bedenkt auch, daß es nicht immer so bleiben kann, und fordert das Schäfchen zur Freude auf, die oft nur kurze Zeit dauert.

3. Gedankengang. Str. 1. Das grasende, Str. 2 das springende, Str. 3 das trinkende und schlafende, Str. 4 das ermahnte Schäfchen. — Freue dich in Unschuld des Glückes, das Gott dir schenkt; denke dabei aber auch an den Wechsel aller Dinge!

II. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung und Anklänge an Verwandtes. Wie der blaue Himmel oft von Wolken, so wird das Leben von Leiden und Sorgen verdunkelt. — Freue dich im Glück, und verzage nicht im Unglück! — Freue dich, Jüngling, in deiner Jugend, und laß dein Herz guter Dinge sein in deiner Jugend; aber wisse, daß dich Gott um das alles wird vor Gericht führen! — Heute rot, morgen tot. — Hiobs Söhne aßen, tranken und freuten sich, da warf ein Sturm das Haus auf sie und tötete sie alle.

2. Rede- und Stilübungen. a) Vergleiche den Knaben und das Schäfchen! (Der Knabe ist ein Mensch, das Schäfchen ein Tier. Der Knabe wohnt im Hause, das Schäfchen im Stalle. Der Knabe ißt Brot, Fleisch u. dgl., das Schäfchen frißt Gras. Der Knabe trägt Kleider, das Schäfchen ein Fell von Wolle usw.) b) Das Schäfchen erzählt sein Leben im Laufe eines Jahres. (Im Winter bin ich mit vielen andern Schafen in

einem warmen Stalle gewesen. Die Menschen haben uns da mit Heu und Stroh gefüttert. Im Frühling führt mich der Knabe hier auf den Rasen, oder ich gehe mit der ganzen Herde auf die Weide. Der Schäfer und sein Hund führen und bewachen uns da. Im Sommer schlafen wir auf dem Felde in Hürdenzäunen usw.) P.

8. Der Hase.

Wilh. Hey. Noch 50 Fabeln für Kinder. Gotha. Nr. 29.

Seh' mir einer den Hasen an!
Sitzt er nicht stolz da wie ein Mann?
Schaut sich so trotzig um und um,
zieht das bärtige Schnäuzchen krumm.
Daß ja nur niemand ihm kommt zu nah!
Er wäre wohl gleich mit Schlägen da.

Ja, wäre er ganz allein in der Welt,
er bliebe gewiß ein rechter Held.
Nun hört er von fern eine Peitsche knallen,
da ist ihm gleich der Mut gefallen,
sieht nicht erst noch einmal näher zu,
läuft auf und davon in einem Nu.

I. **Vorbereitung.** Auf einem Bilde sehe ich einen Hasen. Er sitzt stolz da wie ein Mann; man sagt, er „macht ein Männchen", d. h. er setzt sich auf die Hinterfüße und erhebt den Vorderkörper. Es scheint, als ob er sich trotzig umschaue, als wolle er sagen: Wer mir zu nahe kommt, dem werde ich mit meinen Vorderläufen Schläge geben. Es scheint aber nur so! Ja, wären außer ihm keine lebenden Wesen da, so könnte er als der Stärkste, Tapferste und Mutigste gelten! Wie gering ist aber in Wirklichkeit sein Mut! Er hört eine Peitsche knallen (klatschen, schallen) und verliert sofort den Mut; im Nu (so schnell wie der Blitz) läuft er davon, ohne erst nachzusehen, woher der Schall der Peitsche kommt.

II. **Unmittelbare Darbietung des Gedichts.**

III. **Vertiefung.** 1. Ort der Handlung. Der Hase befindet sich im freien Felde in der Nähe einer Fahrstraße, auf welcher ein Fuhrmann, vielleicht nur zu seinem Vergnügen, lustig mit der Peitsche knallt.

2. Eigenschaften und Tätigkeiten des Hasen. Der Hase in unserer Fabel hat zweierlei Eigenschaften, scheinbare und wirkliche. Scheinbar ist er stolz wie ein Mann, der sich auf seine Vorzüge (Kraft, Stärke usw.) etwas einbilden darf, trotzig (keck, mutig, herausfordernd), drohend (er möchte jeden, der ihm zu nahe kommt, schlagen). Aber in Wirklichkeit ist er furchtsam (er erschreckt vor fernem Peitschenknall), feige, mutlos, ängstlich.

3. Gedankengang. Der Hase, wie er scheint: stolz, trotzig wie ein Mann und Held (Vers 1—8). Der Hase, wie er ist: mutlos, furchtsam, feige (Vers 9—12).

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Der Schein trügt. Wir sollen nicht besser scheinen wollen, als wir wirklich sind. Mancher hat große Worte, aber kleine oder gar keine Taten.

2. Rede- und Stilübungen. a) Wie schien der Hase zu sein, und wie war er? b) Vergleiche den Hasen mit einem Knaben, der vor seiner Eltern Tür sitzt, stolz wie ein Mann, und gegen seine Kameraden herausfordernd ist; da hört er einen Hund bellen, läuft rasch in das Haus, ohne sich umzusehen. Das Bellen des Hundes hat ihm gar nicht gegolten usw. W. D.

9. Häschen.

Wilh. Hey. Noch 50 Fabeln für Kinder. Gotha. Nr. 17.

1. Horch! Häschen, merkst du was?
Hinterm Busch dort, was ist das?
Spitze ja die Ohren recht!
Häschen, sonst bekommt dir's schlecht.
Jäger ist es, lauf nun, lauf!
Schießt sonst mit der Flinte drauf.

2. Das Häschen legt die Ohren an
und läuft davon, so geschwind es kann;
und ehe der Jäger noch recht gezielt,
da hat er für diesmal schon verspielt.
Er schoß die Flinte vergeblich los;
es kostete ihm das Pulver bloß.

I. **Aufbau des Stoffes.** Ein guter Mann trifft mit einem Häschen zusammen. „Horch, Häschen!" sagt er, „merkst du dort hinter dem Busche was? Spitze die Ohren (d. h. horche ganz genau hin), sonst bekommt es dir schlecht (es geht dir schlecht, du wirst Schaden haben)." Das Häschen weiß noch nicht, was geschieht. Da sagt der gute Mann: „Der Jäger mit der Flinte ist da; drum lauf, so schnell du kannst! sonst schießt er dich." Schon legt der Jäger die Flinte an die Wange, da legt das Häschen die Ohren an (das Gegenteil von spitzen) und läuft blitzschnell (so geschwind es kann) davon. Dadurch wird es gerettet. Der Jäger hat noch nicht recht gezielt (d. h. seiner Flinte Lauf auf den Hasen gerichtet), da ist das Häschen aus seiner Nähe; er hat diesmal verspielt (Gegensatz: gewonnen). Zwar schoß er die Flinte los, aber es kostete ihm bloß (nur) das Pulver, und er hatte weiter keinen Vorteil von seinem Schusse.

II. **Vertiefung.** 1. Ort der Handlung. Es ist draußen am Walde, das Häschen ist im Freien, und der Jäger hat sich hinter einem Busche verborgen. Warum?

2. Eigenschaften des Häschens. Dieses Häschen gefällt mir viel besser als das vorige. Es ist gehorsam und läßt sich warnen; deshalb wird es auch aus der Lebensgefahr errettet. Seine Rettung verdankt es aber nicht nur der Warnung des guten Mannes, sondern auch seinen schnellen Füßen, die es rasch aus der Schußweite des Jägers bringen.

3. Gedankengang. Das Häschen wird gewarnt (Vers 1—6), das Häschen wird gerettet (Vers 7—12).

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Wer der Warnung verständiger Menschen gehorcht, wird nicht in Gefahr kommen. Wer nicht hört, muß fühlen.

2. Rede- und Stilübungen. Warum gefällt dir dieses Häschen besser als das in der vorigen Fabel? Welchen Gliedern verdankt das Häschen seine Rettung? (Den Ohren und Beinen, Löffel und Läufe genannt.) W. D.

10. Mahnung zum Gebet.

Eiffer. Botschaft des Heils von A. Gossel. 3. Aufl. Eisleben 1854. S. 203, Nr. 20.

1. Wer nicht am Morgen betet,
ist arm den ganzen Tag,
sein Engel bleibt zurücke
und ruft ihm traurig nach:
„Nun muß ich dich verlassen,
kann gar nicht bei dir sein.

2. Dir drohen viel Gefahren,
und nichts wird dich erfreun.
Ich darf dich nicht beschützen.
Du wankst, wo du nur stehst.
O komm, o komm zurücke,
und bete, eh' du gehst!"

I. **Aufbau des Stoffes.** Jedes gute Kind soll jederzeit, besonders auch alle Morgen, sobald es vom Schlaf erwacht und aus dem Bett aufsteht, zu seinem lieben Gotte beten. Ein Kind, das nicht am Morgen betet, ist arm den ganzen Tag, arm — nicht an Erdengütern, sondern an geistigen Gütern; denn der Schutzengel, welchen Gott jedem Kinde im Himmel beigegeben hat, bleibt zurück = trennt sich von ihm und ruft (im Geiste) ihm traurig (und betrübt) nach: Nun muß ich dich verlassen, muß mich von dir trennen und kann gar nicht bei dir sein, denn ich darf nur das Kindlein begleiten und beschützen, das morgens zu seinem Gotte gebetet hat. Nun drohen dir viel Gefahren = viel Fährlichkeit, Unglück, Unheil, und nichts wird dich erfreuen = dich heiter und fröhlich machen; denn dein Gewissen klagt dich an, daß du heute früh nicht zu deinem Gotte gebetet hast. Ich darf dich nicht beschützen = behüten, beschirmen, bewahren; du wankest, wo du stehst = du kommst vom rechten Wege, du fehlest, tust Unrecht und Sünde und machst dich selbst unglücklich. Drum, Kind, liebes Kind, komm, o komm zurücke und bete zu deinem Gott, ehe du gehst, ehe du dein Schlafkämmerlein, ehe du deine Wohnung, dein Haus verlässest!

II. **Unmittelbare Darbietung** des Gedichts durch Vortrag und Einübung.

III. **Verwertung in Aufgaben.** 1. Welche Gefahren drohen dem Kinde, das nicht betet? 2. Wie warnt und wie mahnt der Schutzengel? 3. Welchen Segen hat das Morgengebet? (Umstellung des Gedichts!)

Kind, wer am Morgen betet,
ist reich den ganzen Tag,
sein Engel bleibt ihm nahe
und ruft ihm freudig nach:

„Heut' will ich bei dir bleiben,
will immer um dich sein;
kein Leid soll dich versehren,
und ich will dich erfreun.

Stets will ich dich beschirmen;
du stehest fest und treu;
drum bet zu Gott, o bete
an jedem Morgen neu!"

R. D.

11. Sei fleißig und arbeitsam!

Johann Friedrich Möller. Botschaft des Heils von A. Gossel. 3. Aufl. Eisleben 1854. S. 145.

1. Kein Halm im Garten müßig steht,
kein Bienchen bleibt zu Haus,
das Wasser läuft, das Rad sich dreht,
die Luft zieht ein und aus.

2. Frisch auf zum Werk mit Lust und Fleiß,
ihr Kindlein, stellt euch dran!
Wohl dem, der was zu schaffen weiß,
und der sich regen kann!

3. Bei Arbeit wird das Auge hell
und glänzt wie Sonnenschein;
der Tag läuft hurtig von der Stell',
das Herz bleibt frisch und rein.

I. **Einführung in Stoff und Stimmung.** Die Kinder sollen mit hellen Augen und reinem Herzen froh und fleißig ihre Arbeit tun. Überall in der Natur haben sie dazu Muster und Vorbilder. Kein Halm, keine Pflanze, kein Gräslein im Garten steht müßig = ist untätig, sondern keimt, wächst, knospet, blüht und trägt Frucht. Kein Bienchen bleibt träge zu Haus (daheim), sondern fliegt aus, ist stets geschäftig, fleißig und arbeitsam. Auch das Wasser (das fließende) aus der Quelle läuft als Bach beständig weiter und dreht das Rad der Mühle Tag und Nacht. Ja selbst die Luft zieht ein und aus, hin und her, kennt keinen Stillstand und treibt als Wind die Mühle. Drum frisch auf, ihr Kinder, zum Werke! Seid fleißig und tätig, wie euch das folgende Sprüchlein mahnt!

II. **Verwertung in Aufgaben.** 1. Wie führt uns das Gedicht in den Garten, ins Bienenhaus, an Wasser- und Windmühle, in Haus und Schule? 2. Wie zeigt es Pflanzen und Tiere, Wasser und Luft, Herz und Hand in Bewegung? 3. Was bedeuten die Ausdrücke: „Frisch ans Werk", „stellt euch dran", „etwas schaffen", „sich regen", „helles Auge", „hurtiger Tageslauf", „reines Herz"? 4. Wie gliedert sich das Gedicht? a) Muster der Tätigkeit in der Natur. b) Mahnung zu fleißigem, frohem Schaffen. c) Segen der Arbeit (helles Auge, rascher Zeitverlauf, reines Herz, also glückliches Leben). 5. Nutzanwendungen für Herz und Leben: Müßiggang ist aller Laster Anfang. Bin ich gleich noch jung und klein, fleißig kann ich doch schon sein. Fleiß bricht Eis. Fleiß wird gelehrt und weis'. Hans ohne Fleiß wird nimmer weis'. Fleiß ist des Glückes Vater. Der Jugend Fleiß, des Alters Ehre. Fleiß bringt Brot, Faulheit Not. Um Fleiß und Mühe gibt Gott Schaf' und Kühe. R. D.

12. Quäle nie ein Tier.

Wilh. Hey. 50 Fabeln für Kinder. Anhang. Gotha o. J. Nr. 9.

Keinem Würmchen tu ein Leid!
Sieh! in seinem schlichten Kleid
hat's doch Gott im Himmel gern,
sieht so freundlich drauf von fern,
führt es zu dem Grashalm hin,
daß es ißt nach seinem Sinn;
zeigt den Tropfen Tau ihm an,
daß es satt sich trinken kann,
gibt ihm Lust und Freudigkeit.
Liebes Kind, tu ihm kein Leid!

I. **Vorbereitung.** Ein Freund der Kinder, der fromme Dichter Wilhelm Hey, liebte auch die Tiere, schonte und pflegte sie. Herzlich und eindringlich bittet er die Kinder, ja kein Tierlein, und sei es ein ver-

achtetes Würmlein, zu quälen. Warum nicht? Gott hat es geschaffen; er liebt es und sieht es freundlich an; er gibt ihm Gras zu essen und Tau zu trinken; er macht es froh und glücklich. Wie darfst du, o Kind, ihm ein Leid tun und es quälen? Höre, was der fromme Dichter sagt, und nimm zu Herzen, um was er dich bittet! (Vortrag.)

II. **Verwertung in Aufgaben.** 1. Was für Geschöpfe meint der Dichter mit dem Würmlein? Würmer, Käfer, Ameisen, Schmetterlinge u. a. Insekten, auch Vöglein u. a. Geschöpfe. 2. Was für schlichte Kleider tragen sie? 3. Wie erweist ihnen Gott im Himmel seine Liebe und Fürsorge? 4. Wie zeigen sie Lust und Freudigkeit? 5. Wie zeigt sich Gott gütig, der Mensch barmherzig und das Tierlein glücklich? 6. Warum ist die Tierquälerei häßlich und schädlich? 7. Beherzige den Grundgedanken des Gedichts: „Quäle nie ein Tier zum Scherz, denn es fühlt wie du den Schmerz!" R. D.

13. Das Brot im Wege.

Friedrich Güll. Kinderheimat. Gütersloh. S. 76.

Im Weg ein Krümchen Brot
tritt nicht mit deinem Fuß!
Weil's in des Hungers Not
ein Tierlein finden muß.
Leg's auf den Stein vors Haus,
und kannst du, brosi's klein!
Still dankt es dir die Maus
und still das Vögelein.

I. **Vorbereitung.** Gar übel gehen oft die Kinder mit den Brotrinden und den Brotkrümchen um. Da mahnt nun Vater, Mutter oder Lehrer: „Mein Kind, wenn du findest im Wege (auf dem Erdboden, sei's im Hause oder draußen auf der Straße) ein Krümchen (ein Stückchen, ein Bröckchen, ein Rindlein) Brot, tritt's nicht mit deinem Fuß (in Staub und Schmutz), weil in des Hungers Not (wenn es hungrig allenthalben umhersucht) ein Tierlein (ein Hund, eine Katze, ein Huhn, ein Spatz usw.) es finden kann. (Heb's auf!) Leg's auf den Stein, (oder) vors Haus (oder an sonst einen sichern Ort), bröisele = brock' es klein (krümle es fein, und ist's zu hart, so weich' es auf)! Still (ohne daß du es hörst) dankt es dir das Mäuslein oder das Vögelein, das es gefunden hat."

II. **Vertiefung und Verwertung in Aufgaben.** 1. Wie zeigt sich das Kind achtsam, sparsam, dankbar, mitleidig und barmherzig? 2. Wie wird das Kind zur Achtsamkeit und wie zur Barmherzigkeit gemahnt? 3. Womit wird die Mahnung begründet? 4. Wie können wir unsere Fürsorge für die Tiere betätigen? (Nistkästen, Futterplätze usw.) 5. Welche Nutzanwendungen für Herz und Leben ergeben sich aus dem Gedichte? 6. Vergleiche das nachstehende schöne Gedicht von Emil Ritterhaus: Achte auch das Geringe! Vergeude auch nicht die kleinste Gabe Gottes! Wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Talers nicht wert. Aus Pfennigen werden Gulden. Was mehr wert ist als eine Laus, nimm mit

nach Haus! Sammle auch die geringsten Abfälle von Knochen, Lumpen, Glas und Eisen! Sei auch den Tieren freundlich gesinnt! Lege im Winter für die armen Vöglein Futterplätze an! Der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehes.

Gedenket der Vögel im Winter!

(Zuerst in „Über Land und Meer" zu einem Vogelbilde von Giacomelli.)

1. Komm zum Fenster, liebe Kleine!
Bringe Körnlein mit und Brot!
Schau! im Hof dort auf dem Steine
liegt ein Vöglein — es ist tot.

2. Eingefroren jedes Börnchen!
Jeder Futterplatz verschneit!
„Nur ein Krümchen! nur ein Körnchen!"
flehn die Sänger weit und breit.

3. Gib ein Körnchen, gib ein Krümchen!
Streu's vor unsres Hauses Tür!
Und der Frühling schenkt ein Blümchen
und ein Vogellied dafür.

4. Und das ruft: „Zum Lenzesfeste
komm ins frische Grün geschwind!
Doch das Schönste, Allerbeste
schenkt dir selbst dein Herz, mein Kind."

R. D.

14. Morgengebet.

E. M. Arndt. Gedichte. Vollständige Sammlung. 2. Aufl. Berlin 1865. S. 447. (Gekürzt.)

I. **Vorbereitung.** Die dunkle Nacht ist vergangen, ein schöner Frühlingsmorgen angebrochen. Wir stehen am Rande eines Waldes. Das Wild (Hirsche und Rehe) zieht sich in den Wald zurück. Viele Blumen zwischen dem Grase glänzen (prangen) in schönen Farben, die Bäume aber im grünen Laubschmuck. Ein Bach rinnt aus dem Walde. Er ist mit Erlen- und Weidengebüsch eingefaßt. Aus dem Gebüsch klingt das helle Freudenlied der sanften, friedlichen (frommen) Nachtigallen. Auch der kleine, gelbgrüne Zeisig schlüpft durch das Gebüsch und singt sein Morgenlied. Der Kuckuck fliegt von Baum zu Baum und ruft dabei seinen Namen. Aus den anstoßenden Saatfeldern erheben sich die Lerchen, schwingen sich am höchsten auf und tragen ihren Gesang gleichsam zum Himmel hinauf. Auf den Blumen summen die Bienen (Immen), und im Grase kriechen allerlei Würmchen. Im Osten ist die Sonne aufgegangen und leuchtet wie ein Strahlenauge Gottes auf die Erde. Der Mensch aber, der diesen Morgenpsalm in der Natur hört, faltet andächtig seine Hände und spricht oder singt auch sein Morgengebet.

1. Die Nacht ist nun vergangen,
der Morgen steht so herrlich da,
und alle Blumen prangen
und alle Bäume fern und nah.
Auf Feldern und auf Wiesen,
in Wäldern, Berg und Tal
wird Gottes Lust gepriesen
von Stimmen ohne Zahl.

2. Die frommen Nachtigallen,
sie klingen hellen Freudenklang.
Die Lerchen höchst vor allen,
zum Himmel tragen sie Gesang.
Der Kuckuck auf den Zweigen
und auch das Zeisiglein,
sie wollen sich dankbar zeigen,
's will keiner hinten sein.

3. Das Wild im grünen Walde,
der Vogel auf dem grünen Baum,
sie priesen also beide
den Vater überm Sternenraum.
Es sumsete die Imme,
das Würmchen seine Lust,
und ich hätt' keine Stimme
des Lobes in der Brust?

II. **Vertiefung.** 1. Beschreibe einen Frühlingsmorgen im Walde!

2. Wie danken Blumen, Bäume, Nachtigallen, Lerchen, Kuckucke, Zeisige, Immen, Würmer und Wild ihrem Schöpfer und Erhalter am Morgen?

3. Str. 1 beschreibt den hellen Morgen nach der dunklen Nacht und das Lob Gottes für die Lust und Freude, die er seinen Geschöpfen spendet. Str. 2 erzählt von dem schönsten und höchsten, dem eintönigsten und heimlichsten Dankespsalm der Vögel in Wald und Feld. Str. 3 fragt, ob sich der Mensch von Wild und Vogel, Imme und Wurm will beschämen lassen.

4. Die Überschrift heißt „Morgengebet". Wir hören aber nur von den Liedern der Vögel und den Lobstimmen anderer Geschöpfe Gottes. Am Schlusse mahnt der Dichter sich und andere *Menschen* zum Gebet. Wenn schon die Vögel dankbar am Morgen singen, so haben wir doch noch mehr Grund, zu beten, zu loben und zu danken.

III. **Verwertung.** 1. Nur ein dankbares Herz ist ein gutes Herz. Wenn alles in der Natur dem Schöpfer dankt, so darf der Mensch nicht stumm bleiben. Täglich ist Gottes Güte neu, darum soll auch unser Dank täglich neu sein.

2. Danket dem Herrn, denn —. „Des alles ich ihm zu danken, zu loben, dafür zu dienen, gehorsam zu sein schuldig bin." „Es sagen's euch die Vögelein, es sagen's euch die Blümelein: Der Lenz ist angekommen!" „Wie oft Gott zu danken sei!" (Weißt du, wieviel Sternlein stehen —?)

3. Erkläre die Ausdrücke: „Der Morgen steht herrlich da", „Blumen prangen", „Gottes Lust", „fromme Nachtigallen", „klingen Freudenklang", „höchst vor allen", „'s will keiner hinten sein!" Was hört und was sieht ein Kind am Frühlingsmorgen am Waldesrande? Wie wetteifern die verschiedenen Geschöpfe im Danken? P.

15. A. Die Ankunft der Störche.

Wilh. Hey. 50 Fabeln für Kinder. Gotha. S. 50.

1. „Die Sonne scheint, der Sommer ist nah;
nun sind auch wir Störche wieder da.
Wir haben im fernen Land unterdessen
nicht unser liebes Nest vergessen.
Da steht's noch; nun wollen wir's putzen und hüten
und still drin wohnen und fröhlich brüten."

2. Sie bauten es aus mit Holz und Stroh;
sie waren so fleißig dabei, so froh.
Frau Störchin saß drauf drei Wochen lang,
da hörte man bald gar mancherlei Klang.
Drei Störchlein reckten die Köpfchen herauf
und sperrten die hungrigen Schnäbel auf.

I. **Vorbereitung und Vortrag.** Im Herbst ziehen die Störche fort in ein wärmeres Land, weil sie bei uns im Winter auf den Wiesen und in den zugefrornen Sümpfen keine Nahrung mehr finden. Aber sie sehnen sich in dem fremden Lande nach der Heimat. Endlich scheint die Sonne wieder länger und wärmer, und sie merken, daß in ihrer Heimat der Frühling

und Sommer nahe ist. Da machen sie sich in Scharen auf und ziehen nach Norden in ihre Heimat, wo sie ihre Nester zurückgelassen hatten. Nun sind sie da und finden ihr altes Nest wieder. Es steht noch auf dem Hause, auf einem Wagenrade, das der gute Bauer auf dem Dache befestigt hat. Freilich ist's etwas von dem Sturme zerzaust und von dem Schnee zerdrückt. Aber gleich machen sie sich an die Arbeit, reinigen oder putzen es und bessern die Lücken mit Holz und Stroh aus. Hierauf legt die Frau Störchin Eier, setzt sich darauf und brütet sie aus. In der Zeit holt der Herr Storch Frösche und Würmer von den Wiesen, füttert seine Frau, steht auf einem Beine neben ihr und klappert ihr etwas mit dem Schnabel vor. Nach drei Wochen brechen die Eierschalen auf, und aus jedem Ei kommt ein junges Störchlein. Bald hört man aus dem Neste den Klang von allerlei Stimmen; dann recken und strecken die Störchlein ihre Köpfe über den Rand des Nestes, um sich umzuschauen, und sperren die Schnäbel auf, weil sie Hunger haben. Die alten Störche tragen fleißig Futter herbei, stopfen es in die hungrigen Schnäbel und freuen sich, daß ihre Kinder gedeihen und bald fliegen lernen.

II. **Vertiefung.** 1. Das Gedicht führt uns in ein Dorf. Auf einem Hause ist ein Wagenrad befestigt, und darauf haben Störche aus Holz und Stroh ein Nest gebaut. Die Störchin sitzt auf den Eiern und brütet. Der Storch ist eben von der Wiese gekommen und hat seiner Gattin einen fetten Frosch mitgebracht. Er steht auf einem Beine neben ihr und klappert mit dem Schnabel. Auf der Straße stehen die Kinder, schauen hinauf und freuen sich über die Storchenfamilie.

2. Die Störche sind Zugvögel, weil sie im Herbst nach Süden ziehen und im Frühling wiederkommen. Sie sind geschickte Flieger, weil sie so weite Reisen machen können. Sie sind anhänglich, weil sie ihre Heimat und ihr Nest nicht vergessen, ortskundig, weil sie die alte Heimat wiederfinden, fleißig beim Bau des Nestes, ordentlich, denn sie putzen es aus, fröhlich und friedlich in ihrem Familienleben, liebevoll und sorgsam gegen ihre Kinder.

3. Der Frühling bricht an. Die Sehnsucht trägt die Störche in ihre alte Heimat. Das alte Nest wird ausgebessert und ein glückliches Leben darin geführt. Aus den Eiern schlüpfen junge Störche und wachsen heran. Nur in der Heimat wohnt das Glück!

B. Wegzug der Störche.

Wilh. Hey. Ebenda. S. 49.

Das Kind spricht: Ihr lieben Störche, was habt ihr im Sinn,
warum fliegt ihr alle zur Sonne hin?
Die Störche antworten: Es wird so kalt und schaurig hier,
uns friert, drum ziehen von dannen wir.
Kind: Fliegt hin denn mit eurem leichten Gefieder,
doch, Störche, das bitt' ich, kommt recht bald wieder!

Und wie sie waren fortgeflogen, da kam der Winter hergezogen;
das leere Nest auf dem Dache droben, das streut' er mit Federn voll bis oben.
Doch mocht' es ein kaltes Lager sein, da konnte sich wohl kein Storch drau freun.

Vergleichung. Im Herbste nehmen die Störche Abschied und ziehen in fremde Länder; im Frühling kommen sie wieder in die Heimat. Im Herbst sind sie traurig über den Abschied, im Frühling voll Freude über die Heimkehr. Im Herbst sinkt die Sonne immer tiefer und scheint immer matter; im Frühling steigt sie immer höher und scheint immer wärmer. Der Wegzug der Störche kündigt den Winter, ihre Wiederkehr den Sommer an. Im Herbste vertrieb sie die Kälte, im Frühjahr lockt sie die Wärme und die Liebe zur Heimat. Im Herbst rufen ihnen die Kinder einen wehmütigen Abschiedsgruß, im Frühling ein frohes Willkommen! zu. Der Winter hat das leere Nest voll Schnee geschüttet und es zerdrückt; im Frühling bessern es die Störche fleißig aus. An dem kalten Neste mit den „Schneefedern" konnte sich kein Storch freuen; in dem ausgebesserten Neste wohnen und brüten sie voll Behagen. In der Fremde suchen sie Wärme und Futter; in der Heimat freuen sie sich auch an lieben Kindern. P.

16. Pudel.

Wilh. Hey. 50 Fabeln für Kinder. Gotha. S. 29.

„Wer hat hier die Milch genascht?
Hätt' ich doch den Dieb erhascht!" usw.
(Die Dichtung ist allgemein bekannt.)

I. **Vermittlung.** In die Vorratskammer, wo die Milchnäpfe stehen, tritt die Hausfrau (die Mutter, die Herrin im Hause) und bemerkt, daß einer der Näpfe leer ist. Da nur sie allein da hineinkommt, merkt sie sogleich, daß jemand von der Milch genommen hat, der es nicht durfte. Drum fragt sie: „Wer hat hier die Milch genascht?" (aus Leckerei nehmen und essen). Der Dieb (der Näscher) war aber nicht mehr da; die gute Hausfrau konnte ihn deshalb nicht erhaschen (fangen, ergreifen, festhalten). Aber kaum hat sie wieder die Vorratskammer verlassen, da sieht sie den Pudel, der sich vor ihr verkriechen will. Sie glaubt kaum, daß der der Näscher sein könnte (wärst denn du es gar?). Als er aber näherkommt, da sieht sie den weißen Bart; wo mag er den her haben? „Sag mir doch, wie geht das zu?" Da es nicht viel Milch war, so war die Hausfrau nicht gar zu böse. Als sie den schwarzen Pudel mit der weißen Schnauze sah, mußte sie sogar lachen. Aber eine Warnung und Lehre gab sie ihm doch: „Willst wohl gar noch ein Naschkätzchen werden?" Das Naschen ist die böse Eigenschaft der Katzen, aber ein verständiger Hund tut es nicht (meint die Hausfrau), der wartet, bis man ihm etwas gibt. Auch der Pudel wußte, daß es nicht recht war; drum hing er den Schwanz „bis auf die Erden" (= alte, auch dichterische Form für Erde); er schämte sich und heulte (stieß klagende, weinerliche Töne aus), weil er unrecht getan hatte. Auch war es ihm höchst unangenehm, daß er entdeckt worden war. Damit er nicht noch einmal von der Hausfrau ausgelacht werde, wird er wohl so bald nicht mehr (nicht wieder) naschen.

II. **Gedankengang.** Die Hausfrau sieht, daß Milch genascht ist, und errät, daß der Pudel der Dieb war (Vers 1—6). Der Pudel wird bestraft und bessert sich (Vers 7—13).

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen. Wer unrecht tut, muß sich schämen. Aus dem Näscher wird ein Dieb.

2. Rede- und Stilübungen. a) Nachbildung. Der Näscher. Ein Kind hat Zucker genascht; die Mutter findet noch, daß das Kind ein Stückchen im Munde hat und deshalb nicht sprechen kann. Das Kind schämt sich, es wird rot; schlägt die Augen nieder, weint und bittet es der Mutter ab und verspricht, nicht wieder zu naschen. b) Welche nachahmenswerten Eigenschaften und Tätigkeiten der Frau soll sich ein Kind aneignen? c) Inwiefern kann der Pudel das Vorbild der Kinder sein? W. D.

17. Hund und Kinder.

Wilh. Hey. 50 Fabeln für Kinder. Gotha. S. 23.

„Du bist so groß und läßt dich doch zerren,
und gar in einen Wagen sperren" usw.
(Das Gedicht ist allgemein bekannt.)

I. **Vorbereitung und Vortrag.** Ein Fremder redet einen großen Hund an, den kleine Kinder vor einen Wagen gespannt haben, und macht ihn darauf aufmerksam, daß er sich das nicht gefallen zu lassen brauche. Die Kinder „zerren" (ziehen, reißen) den Hund und quälen (peinigen, martern) ihn. Es scheint jedoch nur so. Der Hund ist groß, da tut ihm das Zerren der schwachen Kinder nicht wehe. Die guten Kinder haben ihn auch nicht gequält; denn sonst würde der starke Hund sich schon gewehrt haben. Allerdings, wollten fremde Kinder mit dem Hunde so umgehen, so würde er es nicht leiden (sich nicht gefallen lassen); aber die Kinder seines Herrn durften es schon tun. Warum? Weil, wenn die Essensstunde schlägt (wenn es Zeit ist zum Essen, am Mittag oder am Abend), die Kinder den Hund nicht etwa auf der Straße vor dem Wagen angespannt stehen lassen, sondern ihn losspannen (die Leinen und Riemen ihm abtun) und ihn mit in die Stube nehmen, wo er bald bei dem einen, bald bei dem andern Kinde sitzt und von allem, was die Kinder und die Eltern essen, ein Stückchen mit abbekommt. Am liebsten nimmt er es aber von seinem gütigen Herrn. (Vortrag!)

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Der erste Teil unserer Erzählung findet im Freien statt, auf dem Hofe oder auf der Straße, nicht lange vor der Essenszeit. Später sehen wir Hund und Kinder im Zimmer am gedeckten Tische.

2. Eigenschaften und Tätigkeiten der Kinder und des Hundes. Die Kinder sind freundlich, zerren den Hund, spannen ihn vor den Wagen und geben ihm zu essen. Der Hund ist geduldig, verständig, treu und kann den Wagen ziehen.

3. Gedankengang. Hund und Kinder im Freien (Vers 1—6), und dann bei Tische (Vers 7—12).

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Quäle nie ein Tier zum Scherz, denn es fühlt wie du den Schmerz! Wer uns Gutes tut, der kann von uns Opfer verlangen.

2. Rede- und Stilübungen. Welche Eigenschaften und Tätigkeiten der Kinder sollen wir nachahmen? Warum erhielt der Hund von jedem etwas zu essen? W. D.

18. Achte auch das Geringe!

Johann Friedrich Möller. Botschaft des Heils von A. Gossel. 3. Aufl. Eisleben 1854. S. 4.

Gold liegt tief im Erdenschoß,
Veilchen wird im stillen groß,
und der schönste Edelstein
hat im Sand sein Kämmerlein.

I. **Vermittlung.** Das Gedicht gibt für die Mahnung in seiner Überschrift drei Gründe an!

1. Gold, das edelste Metall, das am schönsten glänzt, nie rostet, am schwersten wiegt und den höchsten Geldwert hat, liegt (findet sich vor) tief im Erdenschoß = in der Tiefe, im Innern der Erde.

2. Das Veilchen, eine der wohlriechendsten und beliebtesten Blumen, wird im stillen, d. h. im Verborgenen, im Grase groß. Unbemerkt wächst und gedeiht es hier.

3. Und der schönste Edelstein, der Diamant, der den schönsten Glanz hat, am härtesten ist und an Geldwert noch das Gold weit, weit übertrifft, hat im Sand sein Kämmerlein, ist eingeschlossen, liegt verborgen im gemeinen Steine.

II. **Rede- und Stilübungen.** Nenne geringe Personen und Dinge, von welchen Großes und Herrliches gekommen ist oder noch kommt! Beginne die Arbeit also: Achte auch das Geringe, denn usw. (Benutze dabei die hier gegebenen Beispiele zu einem Aufsatze in der Mittelklasse!)

1. Der geringe Zimmermannssohn zu Bethlehem — Weltheiland,
2. der kleine Schäfer David — König von Israel,
3. der arme Knabe Moses — Führer, Gesetzgeber der Israeliten,
4. der Hirtensohn Joseph — der erste nach dem König von Ägypten,
5. ein häßlicher Wurm (Raupe) — das herrliche Seidengewand,
6. eine gemeine Seemuschel — köstliche Perle,
7. die unscheinbaren Gräser — das unentbehrliche Brot, der herrliche Kuchen,
8. die Giftpflanzen — heilsame Arznei,
9. das Salz, eine Stein- und Erdart — die Würze aller Speisen,
10. die Lumpen oder Hadern — das glänzend weiße Schreibpapier.

R. D.

19. Mein Plätzchen.

Karl Enslin, Lebensfrühling. 3. Aufl. Leipzig 1859. S. 3.

1. Ich weiß ein hübsches Plätzchen,
wo gar zu gern ich bin:
wie in die Sonn' das Kätzchen,
leg' ich zum Schlaf mich hin.

2. Ich hüpf' hinauf, herunter
mit leichtem, heiterm Sinn;
ich such' es, wenn ich munter
und wenn ich traurig bin.

3. Im Blumenkelch das Bienchen,
das Fischlein in dem See,
das Häschen, das Kaninchen
im Grase und im Klee,

4. das Vöglein in dem Neste
von weichem, warmem Moos —
mein Plätzchen ist das beste:
der lieben Mutter Schoß!

I. **Vermittlung.** Ein kleiner Knabe oder ein kleines Mädchen spricht in freudiger Erregung: „Ich weiß ein hübsches Plätzchen (ich kenne mein Lieblingsplätzchen), wo gar zu gern ich bin (und verweile). Wie in die Sonn' (den Sonnenschein) das Kätzchen, leg' ich zum Schlaf (zum kurzen Schlummer, zum Ausruhen) mich dort hin. Ich hüpf' hinauf, herunter mit leichtem (fröhlichem) Sinn. Ich such' es (ich eile, ich flüchte hin), wenn ich munter (lustig und wohlgemut), aber auch, wenn ich traurig (betrübt, niedergeschlagen) bin." Es findet oder hat sein Lieblingsplätzchen*): das Bienchen im Blumenkelche (der so herrlich duftet und den süßen Honig gibt), das Fischlein in dem See (wo es so kühl und wohlig ist), das Häschen und Kaninchen im grünen Gras und Klee (die so lieblich duften und schmecken) und das Vöglein in dem Neste von weichem, warmem Moos (wo sie Schutz und süße Rast finden). Ich aber sage: „All eure Lieblingsplätze mögen schön sein, allein mein Lieblingsplätzchen ist tausendmal schöner; es ist das allerschönste: der lieben Mutter Schoß!"

II. **Verwertung in Rede- und Stilübungen:** 1. Erzähle den Inhalt des Gedichts reimlos! 2. Rühme das Lieblingsplätzchen in kurzen Sätzen! (Ich kenne mein Lieblingsplätzchen. Ich bin gar zu gern da usw.) 3. Was ist an den Lieblingsplätzen der sechs Tiere zu rühmen? R. D.

20. Das Schäfchen.

Karl Hahn.

1. Das Schäfchen auf der Weide
hat Wolle weich wie Seide
und um den Hals ein rotes Band,
frißt Blumen aus der Kinder Hand.
„Lieb Schäfchen!"

2. Hopp! kann das Schäfchen springen,
am Hals die Glöckchen klingen,
die Mutter hing mit eigner Hand
die Glöckchen an ein rotes Band.
„Lieb Schäfchen!"

3. Blä, blä! schreit es vor Freude,
tut niemand was zuleide:
es ist so sanft, es ist so fromm,
komm, laß dich streicheln, Schäfchen, komm!
„Lieb Schäfchen!"

I. **Vermittlung.** Str. 1. Das Schäfchen auf der Weide (auf grüner Wiese) hat Wolle weich wie Seide (fein und zart) und um den Hals ein rotes Band (von den Kindern ihm umgetan), frißt Blumen (Klee, Gras, Kräuter und Blüten) aus der Kinder Hand (will sagen: so zahm und dreist ist es). Lieb Schäfchen! (In diesem Ausrufe, der zugleich Kehrreim ist, wird der Liebe der Kinder zum Schäfchen lauter Ausdruck gegeben.)

Str. 2. Hopp! kann das Schäfchen springen, am Hals die Glöckchen (die Schellen) klingen, die die Mutter mit eigner Hand (eigenhändig) an das rote Halsband gehängt hatte. Lieb Schäfchen!

Str. 3. Blä, blä! schreit (blökt, ruft) es vor Freude, tut niemand (keinem Wesen, keinem Menschen und Tier) was (etwas) zuleide (be-

*) Der Dichter hat hier den Hauptsatz, auf welchen sich die folgenden vier Subjekte nebst ihren Ortsbestimmungen beziehen, ausgelassen (dichterische Freiheit).

leidigen, wehtun). Es ist so sanft (gelassen, geduldig), es ist so fromm (gut, ohne Falsch). Komm, laß dich streicheln, Schäfchen, komm! (laß mich dir meine Liebe beweisen!) Lieb Schäfchen!

II. **Vertiefung.** Das Gedicht ist das Gespräch eines Kindes über sein Schäfchen, das es aufgezogen hat.

Mahnung an die Kinder. Liebet auch die Tiere, begegnet ihnen sanft, seid gut und freundlich mit ihnen; dann sind sie auch gegen euch sanft und fromm, und dann bleibt ihr vor der schlimmen Sünde der Tierquälerei bewahrt! R. D.

21. Pferd und Sperling.

Wilh. Hey. 50 Fabeln für Kinder. Gotha. Nr. 13.

Sperling: „Pferdchen, du hast die Krippe voll,
gibst mir wohl auch einen kleinen Zoll," usw.
(Fabel allgemein bekannt.)

I. **Vorbereitung.** Es war ein harter, kalter Wintertag, und tiefer Schnee deckte alles ringsum: Stadt und Dorf, Wald und Flur, Weg und Steg. Vor einem Gasthofe auf der Straße stand ein Pferd und fraß aus einer vorgesetzten vollen Krippe Hafer. Da kam ein hungriger Sperling herzugeflogen, setzte sich auf den Rand der Krippe und bat das Pferd um einen kleinen Zoll, eine kleine Abgabe vom Ganzen, also um einige Körnlein von den tausenden in der Krippe. Das Pferd war mitleidig und gab dem kecken, d. h. dreisten, Vogel von seinem Futter. Und sie aßen (bei Tieren richtiger: fraßen) zusammen und wurden beide satt. Ein halbes Jahr verging; da kam der heiße Sommer und mit ihm die lästigen Stechfliegen und Pferdebremsen, die bei schwüler Witterung die Pferde arg quälen und plagen. Da fing = haschte nun der dankbare Sperling täglich Hunderte für sich und seine Jungen im Neste, so daß das Pferd keine Not und Qual hatte. (Vortrag des Gedichts.)

II. **Vertiefung.** 1. Lagebild nach dem O. Speckterschen Bilde.

2. Zeige, wie sowohl der Sperling wie das Pferd in Not ist, Hilfe findet und sich dankbar beweist!

3. Wie ist das Pferd zur Krippe, der Sperling auf das Dach, der Reiter oder Fuhrmann in das Wirtshaus gekommen?

4. Wie gliedert sich der Inhalt? (Bitte des Sperlings, Erfüllung derselben durch das Pferd, gemeinsame Ernährung, Qual des Pferdes, Abhilfe durch den dankbaren Sperling).

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. 1. Geben ist seliger denn nehmen. 2. Eine Hand wäscht die andere. 3. Liebe erzeugt Gegenliebe. 4. Kein Mensch ist so gering, daß er dir nicht nützen oder schaden könnte. 5. Der beste Dank ist der durch die Tat dargebrachte.

2. Rede- und Stilübungen. A. Nachbildungen: a) Die Schwalben und die Kühe. Bitte der Schwalben, ihr Nest in den neuen Kuhstall bauen zu dürfen. Sommer. Reinigung von Fliegen usw.

b) Der Landmann und die Krähe. Bitte der Krähe um ein wenig Nahrung im Winter. Sommer: Vertilgung der Engerlinge.

c) Der Gärtner und die Singvögel. Bitte der Singvögel um einen Futterplatz im Winter. Vertilgung der Raupen von den Obstbäumen im Sommer.

d) Löwe und Maus. Bitte: Die Höhle mit bewohnen zu dürfen. Dank: Stricke zernagen.

B. Vergleichung mit der Fabel „Storch und Spatz" von Karl Enslin. (Lebensfrühling, 3. Aufl. Leipzig 1859. S. 18.)

1. Es hat der Storch sein Nest gebaut;
und als er froh umher nun schaut,
hoch über allen Häusern,
da sitzt vor ihm ein kleiner Spatz
und bittet um ein wenig Platz
zum Nestchen in den Reisern.

2. Da spricht der Storch: „Mein Nest ist groß,
du bist ein kleines Vöglein bloß;
ich tu dir nichts zuleide;
du bist in gutem Schutz bei mir,
auch nehm' kein Mietgeld ich von dir;
Platz ist ja für uns beide."

3. Das Spätzlein dankt und baut sich an;
der Storch hat ihm kein Leid getan
und hat ihn nicht verstoßen.
Sie wohnten beide lange Zeit
in Frieden und in Einigkeit,
der Kleine bei dem Großen.

R. D.

22. Der hungrige Araber.

Aug. Jak. Liebeskind. Palmblätter. Neue Ausgabe von Krummacher. Berlin 1850. S. 13.

I. und II. **Vorlesen** mit kurz erläuternder **Zwischenrede.** Ein Araber (ein Mann im heißen Lande Arabien) war verirrt in der Wüste. (Er hatte den Weg verloren auf einer weiten, unbewohnten Landfläche, die mit Sand und Steinen bedeckt ist, aber nur sehr wenig Wasser und Pflanzen hat.) Zwei Tage hatte er nichts zu essen und war in Gefahr, vor Hunger zu sterben, bis er endlich eine von den Wassergruben antraf, aus denen die Reisenden ihre Kamele (die besten Lasttiere in heißen Ländern, größer und stärker als Pferde) tränken, neben welcher er im Sande einen kleinen ledernen Sack liegen sah. „Gott sei gelobt," sagte er, als er ihn aufhob und anfühlte, „das sind, glaube ich, Datteln (pflaumenartige Früchte der Dattelpalmen) oder Nüsse; wie will ich mich an ihnen erquicken und laben!" In dieser süßen Hoffnung öffnete er den Sack, sah, was er enthielt, und rief voll Traurigkeit aus: „Ach, es sind nur Perlen (kostbare Schmuckgegenstände)!"

III. **Vertiefung.** 1. Ort der Handlung. Die Erzählung führt uns in die Wüste. Weit und breit ist nichts zu sehen als Sand und Steine und darüber der wolkenlose Himmel mit der glühenden Sonne. Ein verirrter Wanderer steht an einer ausgetrockneten Wassergrube, neben der man noch Spuren von Kamelen bemerkt, die hier getränkt worden sind. An dem Rande der Grube liegt ein lederner Sack, den der verirrte und hungrige Mann voll Freude aufhebt, weil er darin Datteln oder Nüsse für seinen Hunger vermutet. Da er nur Perlen findet, die zwar sehr teuer, aber nichts für seinen Hunger sind, so wirft er den Sack wieder voll Traurigkeit auf die Erde.

2. Personen. Der Araber war verirrt, da er den rechten Weg verloren hatte und in der Irre umhergegangen war. Er war hungrig, denn er hatte zwei Tage nichts gegessen, auch wohl durstig, da die Wüste kein Wasser hat. Er war so glücklich, einen Sack zu finden, erfreut darüber, denn er vermutete Speise darin, die ihn erquicken, laben und vom Hungertode erretten sollte, enttäuscht und tief betrübt, weil er nur Perlen findet, die keinem Hungrigen etwas helfen.

3. Gedankengang. Wir sehen den Araber hungrig in der Irre, hoffnungsvoll an der Wassergrube, als er den Sack findet und anfühlt, schmerzlich enttäuscht, als er beim Öffnen nur Perlen findet. — Nur was wir brauchen können, hat Wert für uns und gewährt uns Freude.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Bekanntes und Verwandtes. Die größten Kostbarkeiten sind uns gleichgültig, wenn dem Leib Speise, Trank und Gesundheit, der Seele die Freudigkeit fehlt. Was frag' ich viel nach Geld und Gut, wenn ich zufrieden bin? — Die Kinder Israel zogen durch die Wüste und hatten oft kein Wasser. Jesus fastete 40 Tage in der Wüste usw.

2. Rede- und Stilübungen. a) Der Araber erzählt das Erlebnis selbst. (Einst reiste ich durch die Wüste und verirrte mich. Zwei Tage ging ich umher, ohne etwas zu essen zu finden. Ich war in Gefahr, Hungers zu sterben usw.)

b) Welche Gefahren drohen dem Reisenden in der Wüste? (Wer durch eine Wüste reist, ist vielen Gefahren ausgesetzt. Die Hitze kann ihn so ermatten, daß er liegen bleibt usw. — Hunger, Durst, heißer Wüstenwind, Samum, Räuber, wilde Tiere.) P.

23. Gott grüße dich!

Julius Sturm. Fromme Lieder. Leipzig 1874. S. 1.

1. Gott grüße dich! Kein andrer Gruß gleicht dem an Innigkeit.
   Gott grüße dich! Kein andrer Gruß paßt so zu aller Zeit.
2. Gott grüße dich! Wenn dieser Gruß so recht vom Herzen geht,
   gilt bei dem lieben Gott der Gruß so viel wie ein Gebet.

I. **Vorbereitung und Vertiefung.** Wenn das Kind am Morgen seinem Bette entsteigt und Mutter und Vater zuerst erblickt, dann wünscht es ihnen guten Morgen. Kommt das höfliche Kind auf die Straße, so ruft es den Bekannten zu: „Guten Tag!" Am Abend wünscht es einen „guten Abend", und will es schlafen gehen, spricht es zu allen Lieben: „Gute Nacht!" Höher stehende Leute oder solche, denen wir Ehrerbietung schuldig sind, begrüßt man wohl auch mit dem Worte: „(Ich bin) Ihr Diener." Mit allen diesen Grüßen wünschen wir denen, welche wir lieb haben, oder denen wir mit Ehrerbietung nahen, Heil und Wohlergehen. Anders ist es mit dem Gruße: „Gott grüße dich!" oder „Grüß Gott!" Da sprechen wir nicht selbst den Wunsch aus, sondern wir bitten Gott, den Allmächtigen, daß er unsern Lieben Heil und Segen schenken möge. Darum gleicht diesem Gruße kein anderer an Innigkeit, d. i. an Tiefe und Stärke

seiner Wirkung. Aber nicht bloß die Innigkeit ist es, welche diesen Gruß so wichtig macht, sondern er hat auch noch die besondere Eigenschaft, daß man ihn zu jeder Zeit, am Abend wie am Morgen, beim Gehen wie beim Kommen passend anwenden kann.

Aber oft genug sind die Grüße der Leute nur leere Höflichkeitsformeln, bei denen sich die Grüßenden nichts denken. Mancher sagt: „Sei willkommen!" und sieht den Gast doch nimmer gern; nachher sagt er „Lebewohl!" und freut sich heimlich, daß der Gast fort ist, und wünscht, daß er nicht wiederkommen möge. Solche Grüße kommen nicht vom Herzen. Noch schlimmer ist es, wenn wir in gleichgültiger Weise das: „Gott grüße dich!" ausrufen. Das ist eine Sünde gegen das zweite Gebot, in welchem es heißt: „Du sollst den Namen deines Gottes nicht unnützlich führen." Darum hüte dich vor dem leichtsinnigen Gebrauch dieses schönen Grußes, laß stets dein Herz dabei mitsprechen; denn dann wird dieser Gruß bei dem lieben Gott so viel wie ein Gebet gelten, d. h. dann wird der Gruß so viel bedeuten, als hättest du gesprochen: „Lieber Gott, gib meinen Eltern, meinen Freunden, meinen Mitmenschen Glück, Heil und Segen!" Das alles ist knapp zusammengefaßt in dem kurzen Gedichte von Jul. Sturm: „Gott grüße dich!" Hört und lernt es!

II. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Mit dem Hute in der Hand kommt man durch das ganze Land! Wer für einen höflichen Menschen gehalten sein will, der soll andere grüßen. Willst du jemand recht innig und von Herzen grüßen, so sprich ein andächtiges: „Gott grüße dich!"

2. Rede- und Stilübungen. a) Nenne allerlei Grüße!

b) Warum ist „Gott grüße dich!" der beste Gruß? W. D.

24. Die Sonnenstrahlen.

Wilhelm Curtman. Geschichtchen für Kinder. 5. Aufl. Gießen 1850. S. 49.

Die Sonne war aufgegangen und stand mit ihrer schönen, glänzenden Scheibe am Himmel. Da schickte sie ihre Strahlen aus, um die Schläfer im ganzen Lande zu wecken. Da kam ein Strahl zu der Lerche. Sie schlüpfte aus ihrem Neste, flog in die Luft hinauf und sang: „Liri, liri, li, schön ist's in der Früh!" — Der zweite Strahl kam zu dem Häschen und weckte es auf. Das rieb sich die Augen nicht lange, sondern sprang aus dem Walde in die Wiese und suchte sich zartes Gras und saftige Kräuter zu seinem Frühstücke. — Und ein dritter Strahl kam an das Hühnerhaus. Da rief der Hahn: „Kikeriki!" und die Hühner flogen von ihrer Stange herab und gackerten in dem Hofe, suchten sich Futter und legten Eier in das Nest. — Und ein vierter Strahl kam an den Taubenschlag zu den Täubchen. Die riefen: „Ruckediku, die Tür ist noch zu!" Und als die Tür aufgemacht war, da flogen sie alle in das Feld und liefen über den Erbsenacker und lasen sich die runden Körner auf. — Und ein fünfter Strahl kam zu dem Bienchen. Das troch aus seinem Bienenkorbe hervor und wischte sich die Flügel ab und summte dann über die Blumen und den blühenden Baum hin und trug den Honig nach Hause. Da kam der letzte Strahl an das Bett des Faulenzers und wollte ihn wecken. Allein der stand nicht auf, sondern legte sich auf die andere Seite und schnarchte, während die andern arbeiteten.

I. **Vorbereitung.** Die glänzende Sonnenscheibe sendet jeden Morgen ihre Strahlen mit Licht und Wärme aus, um die Schläfer im ganzen Lande, Menschen sowohl wie Tiere, zu wecken. So war es auch an einem schönen Sommermorgen. Der erste Sonnenstrahl erweckte die Lerche. Sie schlüpfte leise und schnell aus ihrem Neste, flog (stieg) in die Höhe und sang und trillerte. Es klang, als ob ihr Gesang die Worte aussprächen: „Liri, liri, li! schön ist's in der Früh!" Der zweite Strahl erweckte das Häschen. Schnell sich den Schlaf aus den Augen reibend, sprang es aus seinem Lager in die Wiese, um zu frühstücken von dem zarten Grase und den saftigen Kräutern. Der dritte Strahl erweckte die Hühner aus ihrem Schlummer; der Hahn stimmte in den Weckruf ein und rief „Kikeriki!" und die Hühner flogen von ihrer Stange, denn sie legen sich nicht beim Schlafen und stehen auch nicht auf dem Fußboden, sondern bäumen auf, d. h. sie setzen sich nachts auf eine dünne Stange und die, welche in der Freiheit leben, auf die Zweige eines Baumes. Der vierte Strahl guckte durch die Ritzen des Taubenschlages, die Wohnung der Tauben, und sie erwachten sofort und riefen ihr „Ruckediku!" Das hörte ihr Herr und verstand es deutlich: „Die Tür ist noch zu." Er machte sie auf, und sie flogen alle auf das Feld an ihre Arbeit. Der fünfte Strahl kam zu dem Bienchen, das kroch sofort aus seiner Wohnung, dem Bienenkorbe oder Bienenstocke, hervor, wischte sich die Flügel ab, d. i. machte sich zum Ausfluge bereit, summte fröhlich dazu und holte sich den süßen Honig aus Blumen und Blüten. Da kam endlich der letzte Strahl ans Bett des Faulenzers, eines trägen und schläfrigen Menschen, um auch ihn zu neuer Tätigkeit aufzuwecken. Allein derselbe stand nicht auf, obwohl er den Weckruf vernommen hatte, sondern drehte sich vielmehr herum, schlief wieder ein und schnarchte, während die andern arbeiteten und tätig waren. Das alles hat Curtman zusammengefaßt in der hübschen Kindergeschichte: Die Sonnenstrahlen! Wir wollen sie lesen!

II. **Vertiefung.** 1. Bild eines Bauernhofes am Sommermorgen. (Die Sonne am Himmel. Die Lerche hat sich vom nahen Felde erhoben und schwebt singend in der Luft. An saftigen Kräutern nagt ein Hase. Aus dem eben geöffneten Hühnerhause kommen Hahn und Hühner und lesen ihr Futter auf. Aus dem Taubenschlage fliegen die Tauben nach dem nahen Felde. Um den Bienenstand summen die Bienen. Alles ist wach und tätig. Nur der Faulenzer schnarcht noch im Bette; das Fenster seiner Schlafkammer ist geschlossen.)

2. Tätigkeiten und Eigenschaften: a) der Sonne. Sie ging auf, sie stand, sie schickte, sie weckte, sie kam. Sie ist glänzend, feurig, erleuchtend und erwärmend;

b) der Lerche. Sie schlüpfte, flog empor, sang und trillerte;

c) des Häschens. Es rieb sich die Augen, es sprang, es suchte und frühstückte; es war munter, flink und hungrig;

d) des Hahnes und der Hühner. Der Hahn rief, die Hühner flogen herab, sie gackerten, sie suchten und legten; Eigenschaften wie bei c;

e) der Täubchen. Sie riefen, sie flogen, sie liefen und lasen auf;

f) des Bienchens. Es kroch hervor, wischte ab, summte und trug nach Hause; es war reinlich, vergnügt und fleißig;

g) des Faulenzers. Er stand nicht auf, legte sich auf die andere Seite, schlief wieder ein und schnarchte. Er war faul, träge, lässig, müde, schläfrig.

Entwickele aus dem Lesestücke den Grundgedanken: Die Sonnenstrahlen sind die stillen, sichern Wecker für Tiere und Menschen am Morgen. Schande über den Faulpelz, der ihrem Rufe nicht folgt und sich von den Tieren beschämen läßt!

III.. **Sprichwörter**: Morgenstunde hat Gold im Munde. Wer lange schläft, lebt wenig. Früh nieder und früh auf, verlängert den Lebenslauf. Früh auf und früh nieder, bringt verlorene Güter wieder. Fleiß bringt Brot, Faulheit Not. Ein schlafender Fuchs fängt kein Huhn. R. D.

25. Die Kornähren.

Christoph v. Schmid. Kurze Erzählungen. S. 32.

Ein Landmann (Bauersmann) ging mit seinem Sohne Tobias auf den Acker (das Feld) hinaus, um zu sehen, ob das Korn (der Roggen) bald reif sei (zum Abmähen).

„Vater, wie kommt's doch", sagte der Knabe, „daß einige Halme sich so tief zur Erde neigen, andere aber den Kopf (die Ähren) so aufrecht tragen? Diese müssen wohl recht vornehm (die besten) sein, die andern, die sich so tief vor ihnen bücken, sind gewiß viel schlechter?"

Der Vater pflückte ein paar Ähren ab und sprach: „Sieh! diese Ähre hier, die sich so bescheiden neigte, ist voll der schönsten Körner; diese aber, die sich so stolz in die Höhe streckte, ist ganz taub und leer."

Trägt einer gar zu hoch den Kopf,
so ist er wohl ein eitler Tropf.

I. **Vertiefung.** 1. Lagebild: Ein weites Getreidefeld, von Furchen und Wegen durchschnitten. Der Roggen bereits weiß. Viele Ähren geneigt, einzelne senkrecht aufgereckt. Zwei Wanderer, Vater und Sohn, im Zwiegespräch an einem Roggenacker. Der Vater streckt die Hand nach einer vollen und einer leeren Ähre aus und zeigt sie dem Sohne.

2. Vergleichung von Vater und Sohn, von vollen und leeren Ähren. (Vater: alt, erfahren, belehrend. Sohn: jung, unerfahren, belehrt. Die vollen Ähren geneigt, voll Körner, wertvoll. Die leeren Ähren aufrecht, ohne Körner, wertlos.)

3. Gliederung: a) Der Gang aufs Feld; b) die Frage des Sohnes; c) die Antwort des Vaters; d) die Lehre.

4. Entwicklung des Grundgedankens: Der Schein trügt. (Welches ist der Schein und welches der Trug?) Nicht die prahlerischen, hochmütigen und stolzen Menschen sind die besten, sondern die bescheidenen und demütigen.

II. **Verwertung.** 1. Sprichwörter. Der Stolz meint, sein Ei habe allezeit zwei Dotter. Der Stolz meint, seine Würfel würfen allezeit achtzehn. Stolz geht voran und Schande hintennach. Der Stolz frühstückt mit dem Überflusse, speist zu Mittag mit der Armut und ißt zu Abend

mit der Schande. Hochmut tut nimmer gut. Hochmut kommt vor dem Falle. Der Schein trügt, der Spiegel lügt. Die Dinge scheinen, die Menschen meinen. Kein Gewand kleidet schöner als Demut. Bescheidenheit das schönste Kleid.

2. Sprachgebräuchliches. a) Den Kopf hoch tragen = stolz sein. b) Menschen, die der aufrecht stehenden Ähre, die nur aus Stroh besteht, gleichen, heißen Strohköpfe; sie haben keine Körner, keine Grütze im Kopfe, sondern nur Häcksel von Stroh. R. D.

26. Knabe und Ente.

Wilh. Hey. 50 Fabeln für Kinder. Gotha. S. 48.

Knabe: „Ente, du gute, nun sag einmal,
wie groß ist deiner Jungen Zahl?" usw.
(Die Dichtung ist allgemein bekannt.)

I. **Vorbereitung.** Ein Knabe sitzt an einem warmen Sommertage am Ufer eines Teiches. Er wundert sich über die große Anzahl junger kleiner Enten, die von einer alten Ente ins Wasser geführt werden, und fragt diese: Wieviel kleine Enten hast du? Die alte Ente antwortet: Zählen habe ich nicht gelernt, aber stehlen (wegnehmen) lasse ich mir keins; ich würde es gleich vermissen. Ich gebe auf alle acht, kenne jedes einzelne und behalte sie alle im Auge, weil jedes mir Freude macht, und weil ich eins wie das andere lieb habe.

Zum Beweise der Wahrheit rief sie durch lautes „Wak, wak, wak" ihre Jungen herbei. Geschwind kamen sie alle geschwommen. Mit Liebe und Freude schaute die Entenmutter die kleinen Dinger, ihre Kinder, an. Von ihnen umringt, schwamm sie fort ins tiefste Wasser in der Mitte des Teiches. Der Knabe sah ihnen noch lange vom Ufer nach und hatte seine Freude an der sorgsamen Mutter und an den gehorsamen, fröhlichen Entenkinderchen.

Der Kinderfreund Wilhelm Hey hat dies in einem schönen Gedichte ausgesprochen. Hört und lernt es!

II. **Entwicklung des Hauptgedankens.** Mutterliebe bedarf nicht des Zählens ihrer Kinder. a) Sie hat jedes einzelne im Auge, kennt jedes und liebt jedes.

b) Sie hat auf jedes einzelne sorgsam acht, behütet und schützt es und ruft sie alle zusammen.

c) Sie hat an allen ihre Freude und ihr Wohlgefallen.

III. **Verwertung.** 1. Sprichwörter: Muttertreu ist täglich neu. Mutterschoß ist arm, aber warm. Ist eine Mutter noch so arm, so gibt sie ihrem Kinde warm.

2. Rede- und Stilübungen. Lesen des Gedichtes von drei Schülern*). Der eine liest die Worte des Kindes, der zweite die Antwort

*) Diese Aufgabe ist bei allen Heyschen Fabeln sowie bei allen Lesestücken, in welchen verschiedene Personen redend eingeführt sind, fleißig anzustellen und möglichst gut zu lösen.

der Ente und der dritte den ferneren Bericht des Dichters. Diese Übung erzeugt die regste Beteiligung der Schüler am Lesestück, erschließt oft von selbst das Verständnis des Inhalts und legt den Grund zu einem guten, ausdrucksvollen Lesen. R. D.

27. Bienchen.

Wilh. Hey. 50 Fabeln für Kinder. Anhang. S. 9.

Kleine Biene, wer sagt es dir,
daß die Blumen blühen hier?
Wer hat drin dir den Tisch gedeckt,
daß es dir so lieblich schmeckt?
Weißt du, wer so an dich gedacht?
Gott ist's, der alles hat gemacht.

I. **Vorbereitung.** Es ist Frühling geworden. Im Garten blühen viele Blumen. Um dieselben summen die Bienen. Sie kriechen hinein in die Kronen und finden da ihren Tisch gedeckt: Blütenstaub und süßen Honigsaft. Sie lassen sich's wohlschmecken und tragen den Staub an den Füßen in Körbchen und den süßen Saft im Honigmagen in ihre Wohnung, den Bienenkorb. Ein Knabe sieht das alles mit Lust, wundert sich und fragt: Wer sagt nur den Bienen, daß hier die Blumen blühen? Wer zeigt ihnen den Weg? Wer hat ihnen in den Blumen so köstliche Speise bereitet? Wer denkt so fürsorglich auch an die kleinsten Geschöpfe?

Der Dichter Hey hat diese Fragen in ein Gedichtlein gebracht und die Antwort darauf gegeben. Er redet dabei die Biene an. Hört seine Fragen und seine Antwort!

II. **Zur Erläuterung.** Es ist erwiesene Tatsache, daß die Bienen in einem Umkreise von 3—4 km jedes honigspendende Blümchen finden und besuchen.

Es ist dies eines von den vielen Wundern im Bienenleben, das noch immer seiner völligen Erklärung harrt. Die Samenblüten vieler Pflanzen erzeugen einen süßen Blumen- und Pflanzensaft, auch Nektar genannt, der von den Bienen begierig aus den Kelchen gesogen und daheim in ihren Wachsbau, in die Zellen, gespritzt und nun Honig genannt wird.

III. **Verwertung.** Rede- und Stilübungen. 1. Gib den Inhalt dieses kleinen Gedichtes mit Vermeidung der Endreime an und rede dabei sämtliche Bienen an! 2. Aus welchen Blumen hast du auch schon süßen Blumensaft gesogen? 3. Wie sorgt Gott für die Biene? R. D.

28. Kaninchen.

R. Reinick. Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch. Bielefeld und Leipzig. S. 212.

1. Kaninchen, Karnickelchen,
was bist du doch so stumm!
Du springst nicht, du singst nicht
und länfst so sacht herum.

2. Kaninchen, Karnickelchen!
Hast Augen groß und blank;
auch fehlt es dir an Ohren nicht,
die sind gehörig lang.

3. Kaninchen, Karnickelchen,
kannst essen, trinken, schlafen,
doch mit dem Lernen, merk' ich schon,
machst du dir nichts zu schaffen.

4. Kaninchen, Karnickelchen,
ich wette was darum,
trotz großem Aug' und großem Ohr,
du bist ein bissel dumm.

I. **Vorbereitung.** Das kleine Gedicht wird, wenn das Kaninchen kurz beschrieben ist, kaum noch einer Erläuterung bedürfen. Nur zwei Ausdrücke sind zu erklären: Karnickel ist der alte volkstümliche Ausdruck für Kaninchen und wird heute noch besonders in Sachsen gebraucht. Ein „bissel" (ein bißchen, ein wenig) ist ebenfalls ein Volksausdruck. — Die Wiederholung Kaninchen, Karnickelchen in jeder Strophe bedeutet eine Liebkosung.

II. **Vertiefung.** 1. Gedankengang. Str. 1 sagt uns, was das Kaninchen tut und nicht tut. Str. 2 erzählt, was das Kaninchen hat. Str. 3 gibt an, was das Kaninchen kann und nicht kann. Str. 4 sagt, wie das Kaninchen ist.

2. Eigenschaften und Tätigkeiten. Wie zeigt sich das Kaninchen stumm, dumm und beweglich? Was tut es fleißig in seinem Stalle?

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Manche Menschen haben Ohren und hören nicht, Augen und sehen nicht. — Wer Ohren hat zu hören, der höre! Wer seine Sinne nicht gebraucht, lernt nichts.

2. Rede- und Stilübungen. a) Warum blieb das Kaninchen dumm? b) Welches sind die Hauptbeschäftigungen des Kaninchens? c) Worin sollen wir dem Kaninchen nicht gleichen? W. D.

29. Die Ziege.

Wilh. Hey. Noch 50 Fabeln für Kinder. Gotha o. J. S. 8.

Kind: Ziege, wolltest du mir wohl sagen,
warum du mußt Bart und Hörner tragen? usw.
(Dichtung allgemein bekannt.)

I. **Vorbereitung** und dann **Vortrag.** Ein Knabe spielt mit einer Ziege auf dem Hofe. Er neckt sie mit ihren Hörnern auf der Stirn und mit ihrem Barte am Kinne und meint, die beiden Dinge wären doch überflüssig. Er faßt die Ziege am Barte und zupft daran. Sie läßt sich's gefallen, weil es nicht weh tut. Da rupft der Knabe stärker (derber), so daß es der Ziege über den Spaß geht. Sie erhebt sich auf die Hinterbeine (steigt in die Höhe) und stößt den Knaben kräftig mit ihren Hörnern, so daß er „O weh!" schreit. Aber allzu schlimm ist's nicht gemeint. Nun hat jedes geneckt und jedes sein Teil. Der Schmerz ist vergessen; sie bleiben gute Freunde; das vergnügte Spiel wird fortgesetzt. Ja, der Knabe bringt der Ziege als Zeichen seiner Zuneigung ein Bündelchen (kleines Bund) Heu.

Das Spiel und das Zwiegespräch des Knaben und der Ziege hat der Dichter Hey in eine anmutige Fabel verwandelt. Hört und lernt sie!

II. **Vertiefung.** 1. Eigenschaften und Tätigkeiten des Knaben und der Ziege. Der Knabe ist ein denkendes und wißbegieriges Kind, denn er fragt nach dem Zwecke der Dinge. Er ist lustig, weil er lacht und mit der Ziege gern spielen will; er ist mutig, denn er faßt die Ziege

am Barte; er ist übermütig, weil er zu derb zufaßt; er ist versöhnlich, da er das ihm angetane Leid bald vergißt; er ist freundlich, indem er der Ziege ein Bündelchen Heu holt. Der Knabe fragt, lacht, faßt an den Bart, wird bestraft, ruft: „O, weh!", vergißt sein Leid, holt Futter. Die Ziege ist verständiger als der Knabe, denn sie kennt den Zweck ihres Bartes und der Hörner; sie ist vergnügt, denn sie spielt gern mit dem Knaben; sie ist stößig, wenn ihr Schmerz zugefügt wird. Die Ziege spricht, spielt, steigt in die Höh', stößt tüchtig. Beide sind verträglich. Inwiefern?

2. Gedankengang. 1. Die Frage des Knaben: Wozu Bart und Hörner? (Zeile 1 und 2.) 2. Die Antwort der Ziege: Zum Zupfen und zur Abwehr (Zeile 3—6) 3. Das harmlose Spiel beider (Zeile 7—8). 4. Das Spiel wird ernst (Zeile 9—10). 5. Die Versöhnung (Zeile 11—12).

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Quäle nie ein Tier zum Scherz, denn es fühlt wie du den Schmerz! Auf Freud' folgt Leid. Sei versöhnlich!

2. Rede- und Stilübungen. Welche Eigenschaften besitzt der Knabe und welche die Ziege? Welche dieser Eigenschaften möchtest du auch besitzen? Wozu hat die Ziege Bart und Hörner? W. D.

30. Hündchen und Böckchen.

Wilh. Hey. 50 Fabeln. Gotha o. J. S. 11.

Hündchen: Hüte dich, Böckchen, jetzt beiß' ich dich!
Böckchen: Hüte dich, Hündchen, jetzt wehr' ich mich! usw.
(Dichtung allgemein bekannt.)

I. **Vorbereitung** und dann **Vortrag.** Ein Hündchen (ein kleiner, ein junger Hund) und ein Böckchen (ebenfalls klein und jung) laufen umher, treffen zusammen und spielen miteinander. Ihr Spielen wird zum Necken. Das Hündchen warnt das Böckchen, ihm nicht zu nahe zu kommen, weil es sonst mit seinem scharfen Zahne (für Zähne) beißen würde. Das Böckchen aber fürchtet sich nicht, sondern sagt: „Wenn du mich beißen willst, so wehre (verteidige) ich mich und werde dich mit meinen zwei Hörnern, die mir am Kopfe angewachsen sind, stoßen." Das Hündchen hat es aber nicht so schlimm (bös) gemeint, es hat nur scherzen wollen; drum bittet es das Böckchen, mit ihm zu spielen und „gut Freund" zu sein. — Dem Böckchen ist das auch sehr angenehm. Sofort fängt es an zu laufen und der Hund ihm nach, und wenn er's eingeholt hat, läuft das Hündchen voraus und das Böckchen hinterher („die zwei liefen immer einander nach"). Das Hündchen bellte zwar „mit Gewalt" (recht laut), als wollte es das Böckchen beißen, allein dieses brauchte ihm nur seine Hörner zu zeigen, da schwieg das Hündchen, und nun ging wieder das Laufen „um die Wette" an (d. h. eines wollte es dem andern zuvortun, eines wollte immer besser laufen als das andere). Das Spiel mit anzusehen, war eine Lust. Der Dichter Hey wünscht sie recht vielen. In

einer Fabel malt er uns das fröhliche Spiel der beiden. Hört und lernt sie!

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Die Tiere liefen im Hofe und auf der Straße umher und zwar den „ganzen Tag" von früh bis spät.

2. Eigenschaften und Tätigkeiten der beiden Tiere. Sie kannten beide ihre Kräfte und Verteidigungsmittel. Beide waren gern im Freien, beide waren vergnügt, beide waren miteinander gut Freund, beide waren verträglich, beide liefen und spielten gern. Das Hündchen konnte beißen und bellen, das Böckchen stoßen.

3. Gedankengang. a) Hündchen und Böckchen wollen gern spielen und beraten, wie es zu machen ist. (V. 1—6.) b) Das Spiel beginnt und dauert den ganzen Tag. (V. 7—12.)

4. Gliederung des Inhalts: a) Das Hündchen droht mit Beißen, das Böckchen mit Stoßen. b) Das Hündchen bittet ab und fordert zum Vertragen auf. c) Sie setzen das Spiel fort und wiederholen die Drohung. d) Sie versöhnen sich und ergötzen sich um die Wette am Laufen und Springen.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Siehe, wie fein und lieblich ist's, wenn Brüder einträchtig beieinander wohnen! Zank und Streit bringt nur Leid.

2. Rede- und Stilübungen. 1. Nachbildungen: a) Hündchen und Kätzchen, b) Kätzchen und Hahn. 2. Welche Eigenschaften und Tätigkeiten der beiden Tiere gefallen uns? 3. Lesen des Gedichts von 3 Schülern.

W. D.

31. Gottes Auge.

Christian Dieffenbach. Kinderlieder. Mainz 1854. S. 25.

I. **Vorbereitung und Vortrag.** Es ist Nacht geworden. Auf der Erde ist es ganz dunkel, aber am Himmel blinken (leuchten) viele Sterne. Ein Kind will zu Bett gehen; durch das Fenster seines Schlafkämmerleins schaut es hinaus in die Dunkelheit, erschrickt und fürchtet sich. Aber da schaut es hinauf zu den hellen Sternen und denkt an Gott, der auch in der Nacht über die Menschen wacht, wird wieder getrost und fürchtet sich nicht mehr. Es faltet seine Hände und spricht sein Abendgebet. Das wollen wir jetzt hören!

1. Am hohen Himmel blinken viel Sternlein wunderbar;
   sie leuchten durch das Dunkel so lieblich und so klar.
2. Also auch Gottes Auge gar treu und helle wacht;
   so leuchtet seine Liebe auch in der dunkeln Nacht.
3. Der alle Sternlein zählet, — der kennt und liebt auch mich;
   der ihre Wege lenket, — führt mich auch gnädiglich.
4. Wie soll ich, Gott, dir danken? Ich bin so arm und klein,
   doch will ich jetzt und ewig dein treues Kindlein sein.

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Es ist Abend. Hier unten auf der Erde ist alles dunkel, droben am Himmel aber stehen viele Sterne

und leuchten wie helle Augen. Unten schließen sich die Augen zum Schlafe, droben aber wacht das Auge Gottes die ganze Nacht. Unten steht ein Kind mit gefalteten Händen, hebt die Augen gen Himmel und verspricht, immer ein gutes Kind zu sein; droben wohnt der himmlische Vater, schaut herab auf die Erde und verspricht dem Kinde seinen Schutz (in Not und Gefahren) und seinen Segen (d. h. Gedeihen zu seinem Tun).

2. Personen. Das Kind ist arm und klein, doch fromm und dankbar. Es steht in der Dunkelheit, kennt seine Schwäche, hebt die Augen zu dem Lichte des Himmels, faltet seine Hände und spricht sein Abendgebet, dankt Gott für seine Liebe und verspricht, Gott und seinen Geboten immer treu zu bleiben. Gott ist reich, mächtig, wachsam, weise, liebevoll und treu. Er wohnt über den Sternen, wacht mit hellen, treuen Augen, zählt und lenkt die Sterne, kennt, liebt, behütet und segnet die Kinder gnädiglich, d. h. voll Liebe, obwohl's die Menschen nicht verdienen.

3. Gedankengang. Str. 1. Die Sterne blinken vom Himmel in das Dunkel der Erdennacht. Str. 2. Sie sind ein Bild der Wachsamkeit und Liebe Gottes. Str 3. Gott zählt und lenkt die Sterne, kennt und führt auch mich. Str. 4. Zum Danke will ich ihm immer treu bleiben. — In Gottes Hut, da ruht sich's gut!

4. Schönheiten in der Form sind die Gegensätze: unten dunkle Nacht, oben Sternenglanz; unten betet ein armes Kind, oben erhört ein reicher Vater; unten schläft alles, oben wacht Gottes Auge. Vergleichung der Augen Gottes mit den Sternen!

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Bekanntes und Verwandtes. Siehe, der Hüter Israels schläft noch schlummert nicht. — Er zählet die Sterne und nennt sie mit Namen. — Wenn ich mich zu Bette lege, so denke ich an dich, und wenn ich erwache, so rede ich von dir. — Wo der Herr nicht die Stadt behütet, so wacht der Wächter umsonst. — Zu Abraham sprach der Herr: Tritt hinaus und zähle die Sterne, kannst du sie zählen? So zahlreich sollen deine Nachkommen sein. — Weißt du, wieviel Sternlein stehen? — Wo wohnt der liebe Gott? Sieh dort den blauen Himmel an —.

2. Rede- und Stilübungen. a) Was das Gedicht enthält, soll Gott zu dem Kinde sprechen! (Mein Auge wacht treu und hell; meine Liebe leuchtet in die dunkle Nacht. Ich zähle die Sterne, kenne und liebe auch dich. Ich lenke die Wege [Bahnen] der Sterne und führe auch dich gnädig. Du bist arm und klein, doch kannst du mir dadurch danken, daß du immer ein treues Kind bleibst.)

b) Vergleiche das Kind und Gott! (Das Kind ist unter, Gott über den Sternen. Gott ist im Lichte, das Kind im Dunkel; das Kind ist klein und arm, Gott groß und reich. Das Kind betet, und Gott erhört; das Kind schläft, und Gott wacht. Das Kind sucht Hilfe, und Gott gewährt sie. Gott ist gütig, das Kind dankbar.) P.

32. Wo wohnt der liebe Gott?*)

Wilh. Hey. 50 Fabeln für Kinder. Anhang. S. 23.

1. Wo wohnt der liebe Gott?
Sieh dort den blauen Himmel an! usw.

(Die Dichtung findet sich in allen Lesebüchern.)

I. **Vorbereitung.** In einem Büchlein, das ein großer Freund der Kinder geschrieben, wird überaus anmutig erzählt, „wie Heinrich von Eichenfels zur Erkenntnis Gottes kam".

Der Sohn eines Grafen, Heinrich, wurde, erst wenige Monate alt, in Abwesenheit der Eltern von bösen Zigeunern geraubt und in eine dunkle Höhle gebracht, in der sie das Kind jahrelang gefangen hielten. Da gelang es ihm eines Tages — er war inzwischen sieben Jahre alt geworden —, jener Wohnung des Schreckens zu entrinnen. „Wie es ihm aber war," erzählt der Verfasser des Büchleins, „als er nun das erste Mal unter Gottes schönem, blauem Himmel in einer prächtigen Gegend voll waldiger Berge dastand, das kann keine Zunge aussprechen. Es war ein herrlicher Sommermorgen. Die Sonne wollte eben aufgehen, und der Morgenhimmel glänzte wie Glut, und auf Wald und Gebirg schwebte ein rötlicher Duft. Der Boden war überall mit Gras und Blumen bedeckt; die Vögel sangen. Unten im Tale ruhte ein heller See, in welchem sich das Morgenrot und die grünen Gipfel der Berge umher mit wunderbarer Klarheit abspiegelten. Heinrich war vor Erstaunen außer sich. Endlich rief er: „Wohin bin ich doch gekommen? Wie weit, wie unermeßlich weit ist es um mich her! Und o, wie schön, wie herrlich ist alles!" —

Ein Jüngling, so wird dann weiter erzählt, findet den Knaben und bringt ihn in eine Einsiedelei, deren Bewohner, ein ehrwürdiger Greis, ihn liebevoll bei sich aufnimmt. Hier nun lernt er im Anschauen der Natur, und von dem Greise sorglich unterrichtet, die Größe, Schönheit und weise Einrichtung der Welt kennen, und lebhaft gerührt von den Segnungen, die er überall, zumal auch an sich selbst, dem es nun so wohl ging, wahrnahm, brannte er von Wißbegierde, zu erfahren, wer denn der große Wohltäter sei, von dem das alles herrühre. Jetzt war der große Augenblick gekommen, da der Greis zu dem Knaben von Gottes Allmacht, Weisheit und Güte reden konnte. Heinrich hörte dem frommen Alten mit gespannter Aufmerksamkeit zu und verwandte kein Auge von ihm. Inzwischen brach die Nacht herein. Es herrschte eine feierliche Stille ringsum; kein Blättchen der Bäume regte sich. Ein neues, noch nie empfundenes Gefühl, das Gefühl der Andacht, regte sich in Heinrichs Herzen, und tiefgerührt fragte er den Greis mit fast bebender Stimme: „Wo wohnt denn aber dieser liebe, gute Gott?"

Nun, liebe Kinder, was der fromme Alte dem Knaben hierauf erwiderte, das war das nämliche, was uns der Dichter Wilh. Hey auf die gleiche Frage im obigen Gedichte zur Antwort gibt. (Vortrag!)

*) Die Erläuterung dieser herrlichen Dichtung ist so gehalten, daß sie für die Bedürfnisse der einklassigen Volksschule auf allen Stufen ausreicht.

II. **Vertiefung.** Die viermal auftretende Frage: „Wo wohnt der liebe Gott?" wird vierfach verschieden beantwortet. Die Gesamtantwort lautet: „Gott wohnet überall und offenbart sich auch überall." Die Art dieser Offenbarung ist jedoch eine verschiedene, und hieraus ergibt sich die Gliederung des Gedichts in vier Teile:

1. Gott wohnt im Himmel. Der Dichter weist hin auf die blaue Farbe des Himmels: ein Bild der Treue Gottes*); auf des Himmels Festigkeit und Dauer: ein Bild der Unveränderlichkeit und Ewigkeit Gottes; auf die Höhe und Wölbung des Himmels: ein Bild der Erhabenheit und schützenden Allmacht Gottes; auf die Ausdehnung des Himmels: ein Bild der Allgegenwart und Unermeßlichkeit Gottes, den wir nicht zu begreifen vermögen mit unserem Verstande. Dies Haus (Wohnhaus) Gottes hat nun aber auch hellglänzende Fenster, nämlich die goldenen Sterne, durch welche er liebevoll und gütig auf die Menschen herniederschaut, die alle seine Kinder und daher untereinander Brüder sind.

2. Gott wohnt auch im Walde. Der Dichter fordert uns auf, in den Wald hinauszugehen. Im Walde, wie er in Gebirgen sich findet, herrscht Dunkel, den Anblick des lichten, klaren Himmels verwehrend. Dafür sehen wir dort Felsen gleich Säulen sowie Bäume gar stattlich hoch emporragen und hören, wie es in den Wipfeln der letzteren rauscht. Das Lauschen („im Tale") ist die gespannte, scharfe Aufmerksamkeit auf Verborgenes, Heimliches oder Geheimnisvolles, wie es uns eben hier in der Stille des Tales, dort im Rauschen der Baumwipfel und (s. o.) im Dunkel des Waldes entgegentritt: nämlich das geheimnisvolle Wesen Gottes selbst.

Kein Wunder, daß unser Herz unter den mächtigen Eindrücken solcher Wahrnehmungen lebhafter schlägt, indem es die Gegenwart Gottes im Walde verspürt! Unsichtbar umgibt er uns dort; es ist, als ob im Walde (mehr noch als sonst irgendwo) sein Odem uns umwehe.

3. Gott wohnt auch in der Kirche. Der Dichter läßt uns jetzt durch das Geläute der Glocken in die Wohnung Gottes rufen, deren Name „Kirche" wörtlich „Haus des Herrn, Gotteshaus" bedeutet. (Pred. Sal. 4, 17 Bewahre deinen Fuß, wenn du zum Hause Gottes gehest usw.) Dort herrschen feierliche Stille und Ernst, die zu andächtigem Beten, „zum Gebet aus tiefer Brust", erforderlich sind, und dabei ist der Gedanke an die Nähe des heiligen Gottes an dieser ihm geweihten Stätte zugleich auch wohlgeeignet, uns mit Bangigkeit (hier: innerliche Beengung oder Beklommenheit aus frommer Scheu) zu erfüllen. Trotzdem nennt das Gedicht die Kirche aber auch

*) Siehe dagegen: Brümmer, Der poetische Lesestoff. Berlin, Stubenrauch, 1872. Dort wird der tiefblaue, klare und reine Himmel als Bild des reinen, heiligen Gottes hingestellt, und es empfiehlt sich auch diese Auffassung.

„freundlich", und daher ist sie uns lieb, eine Stätte, der wir innig zugeneigt sind wie einem trauten Freunde. Wir sind vertraut mit ihr, fühlen uns heimisch in ihr. Dies der Grund, weshalb wir im Gotteshause zugleich auch fromm und in Gott fröhlich singen. Ja, aus Nähe und Ferne eilt die Menge herbei, um an dieser heiligen Stätte, vor dem Angesichte Gottes zu beten (Hilfe und Segen zu erflehen) und in Liedern ihn zu loben, ihm zu danken.

4. Gott wohnt überall, besonders gern im Menschenherzen, denn: „die ganze Schöpfung ist sein Haus". Von seiner Allgegenwart sagt Jeremias (23, 23): „Bin ich nicht ein Gott, der nahe ist usw.", und der Psalmist (139, 7ff.): „Wo soll ich hingehen vor deinem Geist? usw." — Wie ist aber die Welt so groß und so weit! Und steht nicht in der Heiligen Schrift sogar geschrieben: „Siehe, der Himmel und aller Himmel Himmel mögen dich nicht versorgen (fassen)?" (1. Kön. 8, 27 und 2. Chron. 6, 18.) — Indes schließt alles dies nicht aus, daß Gott, so er anders will, auch in eine so enge Kammer, wie sie das kleine Menschenherz ist, hineinzieht und gern dort wohnt. Freilich wählt er nur fromm und rein gehaltene, also ihm geweihte, keusche Herzen zu seiner Wohnung, die er aber dann mit hoher, heiliger Freude erfüllt und zwar auf die Dauer.

III. **Nachweis der Hauptgedanken des Gedichtes.** 1. Gott sieht uns überall, so weit der Himmel sich erstreckt. (Str 1.)

2. Wir sehen ihn nicht, ahnen jedoch und fühlen seine Nähe im Tempel der Natur. (Str. 2.)

3. Laßt uns gern ihm nahen, zumal im Gotteshause! (Str. 3.)

4. Sorgen wir für ein Herz, würdig, von Gott zur Wohnung erkoren zu werden! (Str. 4.)

IV. **Verwertung:** Nutzanwendung für Herz und Leben, wie sie der Gedanke an des heiligen Gottes Allgegenwart und Allwissenheit nahelegt.

Hierbei Hinweis auf die bekannte Erzählung (von Chr. Schmid und W. Hey): „Gott ist überall." Jakob und Anna waren einmal allein zu Hause. Da sagte Jakob zu Anna: „Komm, wir wollen uns etwas Gutes zu essen suchen und es uns recht wohl schmecken lassen!" Anna sprach: „Wenn du mich an einen Ort hinführen kannst, wo es niemand sieht, will ich mittun" usw. Schluß: „Sind auch Vater, Mutter weit, Gott ist bei dir allezeit, daß du ja kein Unrecht übest und sein Vaterherz betrübest!" — Desgleichen: „Es müsse, was ich tu', stets auf der Probe stehn: Gott sieht's, Gott hört's, Gott straft's; ihm kann es nicht entgehn." (J. Olearius.)

Das Bewußtsein von der Nähe Gottes ist aber auch tröstlich. „O drück', Allgegenwärtiger, dies tief in meine Seele, daß, wo ich bin, nur dich, o Herr, mein Herz zur Zuflucht wähle; daß ich dein heilig Auge scheu' und dir zu dienen eifrig sei!" (C. C. Sturm.)

Franz Knauth.

33. A. Drei Paar und Einer.

Friedrich Rückert. Gedichte. Frankfurt a. M. 1841. S. 541.

1. Du hast zwei Ohren und
einen Mund. Willst du's beklagen?
Gar vieles sollst du hören und
wenig drauf sagen.

2. Du hast zwei Augen und
einen Mund. Mach dir's zu eigen!
Gar manches sollst du sehen und
manches verschweigen.

3. Du hast zwei Hände und
einen Mund. Lern es ermessen!
Zwei sind da zur Arbeit und
einer zum Essen.

B. Mahnung.

Nach Walther von der Vogelweide.

1. Hütet eure Zungen
vor Beleidigungen!
Laßt kein böses Wort hervor;
stoßt den Riegel vor das Tor!

2. Hütet eure Augen!
Blendung will nicht taugen.
Laßt sie weg vom Bösen sehn;
lehrt das Gute sie erspähn!

3. Hütet eure Ohren,
oder ihr seid Toren!
Laßt kein böses Wort darin;
es verunehrt euren Sinn.

4. Ohren, Augen, Zungen
hütet, liebe Jungen!
Leider walten diese drei
allzu rasch und allzu frei.

5. Allzu rasch und allzu frei
walten leider diese drei.
Hütet, liebe Jungen,
Ohren, Augen, Zungen.

I. **Einführung in Stoff und Stimmung.** Der liebe Gott hat uns nach dem 1. Artikel Augen, Ohren und alle Glieder gegeben, daß wir sie recht gebrauchen sollen. Welches ist nun der rechte Gebrauch unserer Sinneswerkzeuge? Wir sollen sie gebrauchen zu unserem Heil, in des Nächsten Dienst und zu Gottes Ehre. Aber wie oft muß über ihren Mißbrauch schon bei der Jugend geklagt werden! Die Zunge schimpft und beleidigt andere. Das Auge sieht seine Lust an Bösem. Das Ohr hört und bewahrt lose, böse Worte lieber als gute. Die Hände sind lässig zur Arbeit, der Mund aber nicht nur geschäftig zum Essen, sondern auch zu unnützem Geschwätz. Es soll nicht also sein. Hört, wie der Dichter Friedr. Rückert und der mittelalterliche Sänger Walther von der Vogelweide warnen vor dem Mißbrauch der Glieder und mahnen zu rechtem Gebrauch. Vortrag der Gedichte!

II. **Gedankengang.** Fr. Rückert erklärt das scheinbare Mißverhältnis zwischen den drei Paaren: Ohren, Augen und Händen — und dem einen Munde: Es gilt, viel zu hören und zu lernen, mit den Worten aber sparsam zu sein. Es gilt, manches zu sehen, aber darüber zu schweigen. Es gilt, fleißig zu arbeiten, aber mäßig beim Essen zu sein.

Walther von der Vogelweide warnt vor dem Mißbrauch der Zunge: Beleidigungen, Kränkungen, böse Worte! Der Augen: Blindheit für das Gute und Lust am Bösen! Der Ohren: Verunreinigung des Herzens und Sinnes durch Freude an schandbaren Worten. Rechter Gebrauch der Zunge: sie im Zaume halten, den Riegel vor die Tür stoßen, daß nichts Böses herauskann; der Augen: mit ihnen das Gute erspähen; der Ohren: nichts darin bewahren, was den Sinn verunehrt.

III. **Eigentümlichkeiten in der Form.** Rückert macht seine Mahnungen eindringlich a) durch die Frage: Willst du's beklagen, daß du zwei Ohren, aber nur einen Mund hast? b) durch die Mahnung: Mach dir's zu eigen, daß die Augen manches sehen, was der Mund verschweigen muß! c) „Lern es ermessen", daß die beiden Hände mehr arbeiten müssen, als der eine Mund essen darf!

Walther prägt seine Mahnung durch ein fünfmaliges „Hütet!", durch zusammenfassende Wiederholung in der Schlußstrophe und mit dem Hinweis ein, daß Ohren, Augen, Zungen allzu rasch und allzu frei seien, also in wachsamer Hut gehalten werden müßten. P.

34. Was ich habe.

Wilh. Hey. 50 Fabeln für Kinder. Gotha. Anhang. S. 3.

1. Zwei Augen hab' ich, klar und hell,
die drehen sich nach allen Seiten schnell, usw.

(Die Dichtung findet sich in allen ersten Lesebüchern.)

I. **Vorbereitung.** Dort sitzt ein Knabe auf dem Schoße der Mutter. Er ist freilich fast schon zu groß und zu alt dazu, denn er besucht ja bereits seit einem Jahre die Schule, und eben heute ist sein siebenter Geburtstag. Aber gerade aus letzterem Grunde hat Mütterchen den lieben Knaben jetzt an ihre Brust gezogen, ihm von Herzen Glück gewünscht zu seinem Wiegenfeste, dann mit einem hübschen Bilderbuche ihn beschenkt und endlich sich auch von ihm versprechen lassen, stets recht artig und fleißig zu sein. Der Knabe dankt der guten Mutter hocherfreut für das schöne Angebinde, und nachdem beide hierauf die Bilder in dem Buche besehen und die Verschen darunter gelesen haben, stoßen sie ganz zuletzt auf ein längeres Gedichtchen, das dem Knaben, obwohl kein Bildchen beigefügt ist, dennoch die allergrößte Freude macht. Er sieht nämlich sich selbst darin abgemalt, wie er leibt und lebt, und jedes Wort in dem Liedchen ist ihm, wie man zu sagen pflegt, aus der Seele gesprochen. Und so liest er denn das Gedicht immer und immer wieder, bis er es zuletzt auswendig kann. Wollt ihr es hören? Ich besitze jenes Büchelchen auch, hier ist es, und so will ich euch denn das Gedichtchen daraus vorlesen.

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung. In dem Gedichte ist von den wichtigsten Gliedern des menschlichen Leibes (Gliedmaßen und Sinneswerkzeugen) die Rede, woher ich sie habe, und wozu sie dienen sollen.

So zunächst:

a) Die Augen! Wie viele? Wie beschaffen? Was sie tun? Wohin sie schauen? Woher ich sie habe? Wem alles Sichtbare gehört?

b) Die Ohren! Wie viele? Wie beschaffen? (Fest angewachsen im Gegensatz zu den beweglichen Augen.) Wozu gebrauchen? (Mahnungen hören und gehorsam befolgen! Lob und Liebe dankbar vernehmen.)

c) Der Mund! Welches ist der richtige, gute Gebrauch des Mundes? (Wißbegierig fragen, aufrichtig seine Gedanken sagen, durch Lachen

und Singen seine Freude ausdrücken, Gott im Gebete für seine Herrlichkeit loben und für seine Gaben danken.)

d) Die Hände! Wie viele? Wie heißen sie? Wie viele Finger? Wozu gebraucht sie das Kind jetzt? Wozu in Zukunft?

e) Die Füße! Wie viele? Was können sie? (Stehen, gehen, laufen, springen.) Wie können sie das jetzt? Wie später?

f) Das Herz! Wo ist es? (In der Brust, im Innern.) Wie meldet es sich als Sitz des Lebens? (Klopfen oder Schlagen.) Welches ist die edelste und höchste Kraft des Herzens? (Die Liebe). Wie zeigt sich die Liebe? Warum ist das Herz die köstlichste Gottesgabe?

2. Zusammenfassung. Der liebe Gott ist unser größter Wohltäter. Alles, was wir sind und haben, verdanken wir seiner Vatergüte. Nach Leib und Seele sind wir Wunderwerke seiner Hand, dessen sollen die Menschen, auch die Kinder schon, stets freudig eingedenk sein, sollen die Glieder des Leibes in seinem Dienste gebrauchen und ihren Leib als seinen Tempel rein erhalten.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Deine Glieder sind Gottes Gabe; benutze sie nach seinem Willen! übe sie und erhalte sie gesund und kräftig! Verspotte keinen Krüppel! Hilf den Blinden, Tauben, Lahmen nach Kräften!

2. Verwandtes. Wie der Heiland den Blinden, Taubstummen, Lahmen half! Beispiele aus dem Lesebuche!

3. Rede- und Stilübung. Wie gebrauchen wir Augen, Ohren, Mund, Hände, Füße recht? — Wodurch mißbrauchen wir sie?

Franz Knauth.

35. Hans und die Spatzen.

Rud. Löwenstein. Kindergarten. 2. Aufl. Berlin o. J. S. 23.

1. „Ach, Vater, sprich! wie fang' ich's an,
daß ich die Spatzen fangen kann?
— die Spatzen!" —

2. Der Vater spricht: „So streu', mein Hans,
hübsch Salz den Spatzen auf den Schwanz!
— den Spatzen!" —

3. Drauf nimmt er eine Hand voll Salz
und lauert mit gestrecktem Hals
— auf Spatzen! —

4. Und als der erste sich gesetzt,
schleicht er heran: „Dich krieg' ich jetzt,
— dich Spatzen!" —

5. Das Spätzlein aber flog, husch, husch!
hinweg zum nächsten Lindenbusch.
— Ach Spatzen! —

6. „Sie halten, Vater, ja nicht still,
wenn ich das Salz hinstreuen will
— die Spatzen!" —

7. „So laß die Spatzen, Hans, in Ruh' —
sie sind halt klüger doch als du —
— die Spatzen!" —

I. **Vorbereitung.** Ein Vater und sein Söhnlein Hans sehen aus dem Fenster und bemerken auf dem Dache des Nachbarhauses und auf dem Zaune viele Sperlinge oder Spatzen. Hans möchte gern einige fangen, ihnen die Flügel beschneiden und sie dann in der Stube umherhüpfen lassen. Er fragt den Vater, wie er's machen müsse, um die Spatzen zu

fangen. Dieser sagt ihm ein spaßhaftes Mittel. Der einfältige Hans wendet es an und wird ausgelacht. (Lesen des Gedichts!)

II. **Vertiefung.** 1. Schauplatz. Das Gedicht führt uns in eine Dorfstraße. An einem Fenster steht ein Mann, schaut hinaus und lächelt. Vor der Tür setzt sich ein Sperling nieder und guckt sich vorsichtig um. Hinter der Tür steht ein Knabe und hält in der erhobenen Hand Salz, um es dem Sperling auf den Schwanz zu streuen. Gegenüber auf einem Dache sitzen viele Sperlinge. Neben dem Nachbarhause ist ein Garten, den eine lebendige Hecke (Zaun) umgibt. Ein Lindenbusch ragt über die anderen Gebüsche empor.

2. Personen. Hans ist jung und einfältig, fragt den Vater, glaubt seiner spöttischen Antwort, nimmt Salz, lauert auf Spatzen, schleicht an einen heran, wird ärgerlich, als derselbe fortfliegt, und wird vom Vater verspottet. Der Vater gibt dem Knaben einen spöttischen Rat, um sein Nachdenken zu prüfen, und um ihm seine Ungeschicklichkeit zu zeigen. Die Spatzen sind freßgierig, zudringlich, vorsichtig und klug. Einer fliegt heran, bemerkt den Knaben und fliegt fort.

3. Gedankengang. Str. 1. Hans will Spatzen haben. Str. 2. Der Vater sagt ihm ein lächerliches Mittel zum Spatzenfang. Str. 3. Hans glaubt es, Str. 4 wendet es ohne Überlegung an, Str. 5 findet es erfolglos, Str. 6 klagt es dem Vater, Str. 7 und wird zurechtgewiesen. Ein Handeln ohne Überlegung ist erfolglos und lächerlich.

4. Schönheiten in der Form. Der Vater spricht im Spaß, der Sohn handelt im Ernst. Jede Strophe endet mit „Spatzen", gleichsam um den einfältigen Tropf auszuspotten und ihm „Schaberübchen" mit den beiden Zeigefingern zu machen. Das Zwiegespräch zwischen Vater und Sohn macht das Gedicht lebhaft.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Fange nichts an, wozu dir Klugheit und Geschick fehlen! Bezähme deine Begierden! Wünsche und wolle nichts, was du nicht ausführen kannst! Wer Dummes macht, wird ausgelacht. List geht über Gewalt. Blinder Eifer schadet nur. Zum „Kriegen" gehören zwei.

2. Anklänge an Bekanntes und Verwandtes und Vergleichungen. a) Die Streiche der Schildbürger, Schöppenstedter und Till Eulenspiegels. Der Hausherr und die Katzen. Ein Sperling in der Hand —. Kauft man nicht zwei Sperlinge um einen Pfennig? — Es gibt törichte Menschen, die glauben, man könne Diebe durch Zaubermittel fest machen, daß sie auf einer Stelle stehen bleiben müßten.

b) Vergleiche damit das Goethische Gedicht (aus „Götz von Berlichingen". Werke, Stuttgart 1840. IX, 94)!

Es fing ein Knab' ein Vögelein, ha, ha!
Da lacht er in den Käfig 'nein, hm, hm! So, so! Ha, ha!
Der freut sich traun so läppisch! Ha, Ha!
Und griff hinein so täppisch. Hm, hm! So, so! Ha, ha!
Da flog das Meislein auf ein Haus, hm, hm!
Und lacht den dummen Buben aus. Hm, hm! So, so! Ha, ha!

Hans wollte Spatzen fangen; der Knabe fing wirklich ein Vögelein. Hans wollte sie in die Stube tun; der Knabe steckte es in einen Käfig oder Vogelbauer. Hans ist in seiner Begierde einfältig, der Knabe in seiner Freude läppisch, d. h. albern wie ein Laffe oder Lappe. Hans öffnet die Hand, um durch Salzstreuen den Spatz zu fangen; der Knabe greift täppisch, d. h. ungeschickt tappend, in den offenen Käfig, um den Vogel in die Hand zu nehmen. Der Spatz flog fort auf den Lindenbusch, der Vogel auf ein Haus. Hans wird von seinem Vater, der Knabe von dem Vogel ausgelacht. Die fortwährende Wiederholung von „Spatzen" drückt erst Begier und Siegesgewißheit und dann Spott aus. Das „Ha, ha!" bedeutet erst den Siegesjubel des Knaben und dann den Spott des entwischten Vogels über den dummen Burschen.

3. Rede- und Stilübungen. a) Was ist's mit den Spatzen in jeder Strophe? b) Warum handelt Hans einfältig, und worin liegt der Spott des Vaters? (Wenn ich einem Sperling so nahe bin, daß ich Salz auf seinen Schwanz streuen kann, so ist er schon so gut wie gefangen. Das Salz in der Hand hindert aber am Zugreifen, hält den Sperling nicht wie ein Zaubermittel fest, sondern scheucht ihn fort.) c) Wende das Sprichwort an: Zum „Kriegen" gehören zwei! P.

36. A. Küchlein.

Wilh. Hey. 50 Fabeln für Kinder.

Die Henne spricht: „Küchlein, Küchlein, leichtsinnig Kind!
Wohin läufst du nun wieder so geschwind?
Durchkriechst gleich alle Winkel und Ecken,
willst immer gern etwas Neues entdecken;
und siehst du dann deine Mutter nicht,
gleich schreist du so kläglich, du armer Wicht."
Das Küchlein lief in den Garten hinein;
bald hört es die Mutter ängstlich schrein.
Da sucht sie's auf mit Müh' und Not;
vor Ängsten und Schrecken war's halb tot.
Schnell unter die Flügel kroch's ihr nun
und denkt: Ich will's nimmermehr wieder tun!

B. Die Henne mit den Küchlein und der Habicht.

Friedr. Adolf Krummacher, Apologen und Paramythien. Duisburg und Essen 1870. S. 180. (Gekürzt.)

1. Einst führte eine Henne
ihre Küchlein aus der Tenne
auf das Feld, und sorgenleer
lief das Häuflein um sie her
und scharrte in dem gelben Sand,
voll Freuden, wenn's ein Körnlein fand.

2. Urplötzlich rief die Henne:
„O, ihr Kindlein, kommt zur Tenne!
Hurtig! Eilet! denn ich seh'
dort den Habicht in der Höh'!" —
Das Häuflein lief zum Scheunentor
und schaute in die Luft empor.

3. O! rief darauf das eine
zu dem andern: Ist's das kleine
Pünktchen, das dort oben schwebt?
Und die Mutter drum erhebt
solch Geschrei! Was fällt ihr ein?
Ein Käfer scheint es nur zu sein!

4. Auf raschem Gefieder
schwang der Habicht sich hernieder
auf die kleine, bange Schar.
Nun erst sahn sie die Gefahr.
Die Mutter gluchzte hier und dort;
umsonst, er riß zwei Küchlein fort.

I. **Vergleichung.** Beide Gedichte zeigen uns eine Henne (Glucke) mit ihren Kindern, den Küchlein. Die erste hat es besonders mit einem, die andere mit allen Küchlein zu tun. Die erste scharrt auf dem Miste des Hofes; die andere führt ihr Völkchen aus der Scheunentenne auf das Feld, wo sie im gelben Sande nach Körnern kratzen. Beide Hennen warnen ihre Kinder vor Gefahren, die erste vor dem Verirren, die zweite vor dem Habicht, einem Raubvogel. Die erste merkt, wie das leichtsinnige, neugierige Kind in allerlei Winkel und Ecken kriecht; leicht kann es steckenbleiben oder vom Iltis, Marder oder der Katze weggefangen werden. Die zweite bemerkt in der Luft den Habicht als schwarzes Pünktchen, aber sie weiß, daß er den Küchlein nachstellt und rasch herabschießen kann. Die erste schilt das Küchlein und will es dadurch bei den übrigen festhalten. Die andere ruft die Küchlein mit lauter und angstvoller Stimme zusammen und eilt mit ihnen durch das Scheunentor auf die Tenne. Das erste Küchlein ist neugierig und ungehorsam und verirrt sich darum im Garten. Die Küchlein auf dem Felde folgen zwar dem Rufe der Mutter, aber ungern. Sie lachen leichtfertig über die Sorgen der Mutter, die aus einem Käfer einen großen Raubvogel machen will, verlassen das sichere Gefieder der Mutter, laufen von der Tenne und schauen ungläubig in die Luft. Sie sind ungehorsam wie jenes einzelne Küchlein und werden dafür gestraft. Das einzelne schreit vor Angst und ist halbtot vor Schrecken. Die Schar schrickt zusammen, als der Raubvogel niederrauscht, und ist wie gelähmt vor Schreck. Beide Hennen rufen (gluchzen) voll Angst und Liebe nach den ungehorsamen Kindern. Das verirrte Kind wird gerettet, von der Schar werden zwei durch die scharfen Krallen des Habichts zerrissen und fortgetragen. Jenes wird die Angst, diese der Verlust vorsichtig und gehorsam machen. Durch Schaden wird man klug. Wer nicht hören will, muß fühlen.

II. **Aufgaben.** a) Wie unterscheiden sich die Küchlein von der Henne? b) Welche Gefahren drohen den Küchlein? c) Worin besteht die Mutterssorge der Hennen? d) Was hat jedes Gedicht Besonderes? (In dem ersten stöbert ein neugieriges Küchlein überall umher. Es verirrt sich im Garten, wird von der Mutter gesucht, halbtot vor Schrecken gefunden und gerettet. Es gelobt Besserung. Im zweiten Gedichte sehen wir die lustige Futtersuche im Felde, die Warnung der Mutter vor dem Habicht, den Unglauben und Leichtsinn der Kinder und den Tod zweier Küchlein.) e) Vergleiche das Abendgebet: „Breit' aus die Flügel beide, o Jesu, meine Freude, und nimm dein Küchlein ein! —" mit dem zweiten Gedichte! (Jesus = Henne; sein Schutz in der Nacht — die Flügel der Henne; Kinder — Küchlein; Satan — Habicht; Sünde und Verderben — verschlingen; Gesang der Engel — das Rufen der Henne.) P.

37. Gänschen.

Wilh. Hey. Noch 50 Fabeln für Kinder. Gotha o. J. S. 47.

Kind: „Gänschen, ein armes Kind bist du.
Sprich, warum hast du nicht Strümpf' und Schuh?" usw.
(Fabel allgemein bekannt.)

I. **Vermittlung.** 1. Gänschen, ein armes Kind bist du. Warum? Du hast nicht Strümpfe und Schuhe. Du mußt, gleich ganz armen Kindern, barfuß gehen. Siehe meine schönen Ringelstrümpfe und meine hübschen Schnürschuhe! 2. Freilich drückt die Zustimmung, die Bejahung aus: Jawohl! Allerdings! So ist es! 3. — mir wohl schenken enthält eine Bitte der Gans an das Kind. 4. — ein Bedenken (= ein Hinderungsgrund; dabei ist ein Aber). Nein, es geht doch nicht, weil, wenn ich ins Wasser ginge, Schuhe und Strümpfe naß würden. Und ins Wasser muß ich gehen. 5. — der Bach viel lieber sein = der Bach, das Wasser ist ja mein Element, in welchem ich nur leben kann. 6. — weiter gar kein Verlangen, d. i. keinen Wunsch, kein Begehren. 7. — darin stehen, nämlich im Wasser, und darauf schwimmen. 8. — Tag und Nacht, besser vom Morgen bis zum Abend, und hat nimmer wieder an Schuhe und Strümpfe gedacht = nach denselben verlangt oder danach Verlangen getragen.

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Das Gespräch zwischen dem Knaben und dem Gänschen fand an einem schönen Sommertage statt. Der Knabe stand am Ufer eines klaren, breiten Baches. Das Gänschen watete und schwamm abwechselnd im Wasser.

2. Die Gans ist ein Bild der Genügsamkeit und Anspruchslosigkeit.

3. Entwickelung des Hauptgedankens. Entbehre gern, was du nicht hast und deiner Natur und deinem Stande nach nicht bedarfst!

III. **Verwandtes.** Die Gans im Sprichworte: Die Gänse gehen überall barfuß. — Wer kann allen Gänsen Schuhen machen? — Es flog ein Gänslein übers Meer und kam als Gigack wieder her. — Wenn eine Gans trinkt, trinken sie alle. — Mit den Gänsen soll man trinken, aber nicht essen. — Wenn die Gans das Wasser sieht, so zappelt ihr der Schwanz. — Er hält's mit den kurzen Gänsefedern. R. D.

38. Die Kuh.

Angeblich von Wilh. Hey.

Kind:

Kuh, die weiße Milch uns giebt,*)
bist ja heute so sehr betrübt;
sprangst auf der grünen Wiese doch
gestern so froh mit dem Kälbchen noch!
Heute sprichst du kläglich: „Muh, muh!"
Sag, was fehlt dir, liebe Kuh?

Kuh:

Ach, der Fleischer ist früh gekommen,
hat mir mein buntes Kälbchen genommen,
hetzte die bösen Hunde ihm nach,
gab ihm gar manchen harten Schlag.
Kind darf froh bei den Eltern sein,
Fleischer macht tot das Kälbchen mein.

I. **Vorbereitung und dann Vortrag.** Das Kind eines Landwirts kommt in den Kuhstall und bemerkt, daß seine Lieblingskuh heute nicht so munter wie sonst ist. Es redet daher die Kuh an: „Du liebe Kuh, die du uns so weiße, süße Milch gibst, warum bist du heute so traurig? Sag, was fehlt dir, daß du so kläglich heute dein: Muh, muh! rufst? Du sprangst doch gestern noch auf der grünen Weide so munter und lustig mit deinem

*) Der Satz würde sprachrichtiger heißen: Kuh, die du weiße Milch uns gibst!

Kälbchen umher!" Die Kuh antwortet hierauf: „Ach, der Fleischer (Metzger, Schlächter) ist heute morgen gekommen, hat mein Kälbchen von mir gerissen, es hart geschlagen, mit seinem großen Hunde gehetzt und es dann gar geschlachtet. Sieh, Kind, du darfst fröhlich bei deinen Eltern bleiben, mein Kälbchen aber tötet der böse Fleischer. Wie unglücklich bin ich doch!" Das Zwiegespräch zwischen dem Kinde und der Kuh hat der Dichter in ein Gedichtchen verwandelt. Es lautet so: (Vortrag).

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung des Inhalts. a) Frage des Kindes: Was fehlt dir heute, liebe Kuh? Du warst ja gestern noch so vergnügt. b) Antwort der Kuh: Man hat mir mein Kälbchen genommen, es mit Schlägen gequält, es mit Hunden gehetzt und endlich gar getötet.

Grundgedanke: Wie grausam sind die Menschen oft gegen die Tiere! Wie groß ist der Schmerz einer Mutter, der man ihr Kind raubt!

2. Erklärung einzelner Ausdrücke: a) Sprangst auf der grünen Wiese froh mit deinem Kälbchen. Früher war es ganz allgemein, daß auf der Flur jedes Dorfes die Kühe vom Hirten auf die Weide getrieben wurden. Heutzutage kommt dies nur noch selten vor, da die Kühe infolge der eingeführten Stallfütterung nicht mehr auf die Weide gebracht werden.

b) Hetzte die bösen Hunde ihm nach. Ehedem trieben die Fleischerburschen die Kälber vom Lande nach der Stadt mit großen Fleischerhunden, von welchen jene oft arg gebissen wurden. Diese Tierquälerei hat gottlob jetzt aufgehört, da allerwärts die Kälber auf Fleischerwagen zur Stadt gebracht werden müssen.

III. **Anwendung für Herz und Leben.** Sei auch mitleidig mit den Tieren! Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes. Des Kindes Schmerz trifft der Mutter Herz. R. D.

39. Wanderlied der Störche.

Heinr. Hoffmann v. Fallersleben. Kinderlieder, herausg. von Lionel v. Donop. 2. Aufl. Berlin (Grote) 1878. S. 207.

1. Fort, fort, fort und fort
an einen andern Ort!
Nun ist vorbei die Sommerzeit,
drum sind wir Störche jetzt bereit,
von einem Land zum andern
zu wandern!

2. Ihr, ihr, ihr und ihr,
ihr Bauern lebet wohl!
Ihr gabt zur Herberg' euer Dach
und schütztet uns vor Ungemach;
drum sei euch Glück und Frieden
beschieden!

3. Du, du, du und du,
leb' wohl, du schöner Teich!
Du hast an deinen Ufern oft
verliehn, was unser Herz gehofft,
dein denken wir von ferne
noch gerne.

4. Ihr, ihr, ihr und ihr,
ihr Fröschе, lebet wohl!
Ihr habt uns oft Musik gemacht
und uns mit manchem Schmaus
bedacht.
Lebt wohl, auf Wiedersehen!
Wir gehen.

I. **Vorbereitung und dann Vortrag.** Es ist Herbst, der schöne Sommer vergangen. Auf dem Dache eines Bauernhauses steht ein Storchenpaar in seinem Neste und schaut sich um. Hier haben sie genistet und den Sommer hindurch ihre Heimat gehabt. Viele andere Störche haben sich jetzt zu ihnen gesellt. Sie rüsten sich zum Abschiede, denn es wird kalt und die Nahrung knapp. In einem andern Lande jenseits des Mittel-

meeres wollen sie Wärme und Nahrung suchen, bis der Frühling sie wieder in ihre alte, liebe Heimat ruft. Doch ehe sie wandern, sagen sie allem Lebewohl, was ihnen lieb ist. Zuerst den Bauern, auf deren Dächern sie ihr Nest gebaut haben! Die guten Leute haben ihnen „Herberge" (gastliche Aufnahme) gegeben und alles „Ungemach" (Störung und Unruhe) abgewehrt. Zum Danke wünschen sie ihnen Glück und Frieden in Herz und Haus.

Das zweite Lebewohl gilt dem schönen Teiche in der Nähe des Dorfes, wo sie so oft ihrer Nahrung nachgingen. Auch in der Ferne werden sie an ihn mit Freude und mit Sehnsucht gedenken. Das letzte Lebewohl rufen sie den Fröschen im Teiche zu. Mit ihrem Quaken haben sie erwünschte Musik gemacht und mit ihrem Fleische den Störchen einen guten Schmaus bereitet. Das Lebewohl klingt spöttisch. Der Wunsch: Auf Wiedersehen! wird den Fröschen keine Freude machen, denn er bedeutet die Fortsetzung eines Vernichtungskrieges, den die Störche gegen die Frösche führen.

Das Abschieds- und Wanderlied der Störche von dem Dichter Heinrich Hoffmann von Fallersleben lautet folgendermaßen: (Vortrag des Gedichts.)

II. **Vertiefung.** 1. Zeit und Ort der Handlung. Ein sonniger Tag am Ende des Sommers. Ein Dorf mit dem Kirchturm in der Mitte. Wiesen mit Teichen umgeben es. Auf einigen Dächern von Bauernhäusern sind Storchnester auf alten Wagenrädern. Drin stehen die Storchenpaare, meist auf einem der langen, roten Beine. Sie schauen sich um, recken den langen Hals auf und klappern mit den Schnäbeln. Sie rüsten sich zur Wanderung in ein wärmeres Land und nehmen Abschied von den guten Leuten im Bauernhause, von den lustigen Teichen und von den fetten Fröschen, die jetzt ihre Musik eingestellt und sich im Schlamme zum Winterschlafe vergraben haben.

2. Eigenschaften der Störche. Die Störche sind aufmerksam (sie wissen, daß sie fortziehen müssen, wenn die Sommerzeit vorbei ist), wanderlustig (in Scharen fliegen sie dem warmen Süden zu), erkenntlich und dankbar (sie wissen, welche Wohltaten sie genossen haben, sprechen es aus, nehmen herzlich Abschied und wünschen ihren Wohltätern Gutes).

3. Gedankengang. Str. 1. Die Störche wollen fortziehen. Str. 2. Sie rufen den Leuten Lebewohl zu. Str. 3. Sie nehmen Abschied vom Dorfteiche. Str. 4. Sie wünschen den Fröschen spöttisch ein Wiedersehen im Frühling.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Sei dankbar gegen deine Wohltäter! „Wenn Menschen auseinander gehn, so sagen sie: Auf Wiedersehn!"

2. Rede- und Stilübungen. a) Von wem nehmen die Störche Abschied? b) Warum von den Leuten, von dem Dorfe, von den Fröschen? c) Setze andere Ausdrücke für Herberge, Ungemach, Ufer, Schmaus! W. D.

40. Das entblätterte Bäumchen.

Wilh. Hey. 50 Fabeln für Kinder. Gotha o. J. Anhang. S. 10.

I. **Vorbereitung.** Es ist Herbst. Der Dichter und Kinderfreund Hey geht im Garten spazieren und kommt an sein liebstes Bäumchen, das vielleicht in diesem Jahre zum erstenmal getragen hat. Aber wie sieht das arme Ding aus! Als ob es alt, ein Greis geworden wäre! Die Blätter sind gelb und runzelig und hängen welk herab. Ein kalter Wind weht durch die Äste, reißt ein Blatt nach dem andern ab und trägt es fort. Bald wird es kahl, nackt und bloß dastehen. Das jammert (dauert) den guten Mann; aber er tröstet das Bäumchen: „Sei nicht traurig! Dein Leid währt (dauert) nur kurze Zeit. Bald geht der Winter, die kalte Jahreszeit, vorüber. Du bist ja nicht tot (dürr), sondern schläfst nur. Wenn der Frühling im neuen Jahre kommt, da wird dich der Finger (die Hand oder Allmacht) Gottes wieder grün mit Laub und rot mit Blüten schmücken, so daß sich alle wundern und freuen werden!"

1. Armes Bäumchen, dauerst mich:
wie so bald
bist du alt!
Deine Blätter senken sich,
sind so bleich,
fallen gleich
von des kalten Windes Wehn,
und so bloß dann mußt du stehn.

2. Bäumchen, nicht so traurig sei!
Kurze Zeit
währt dein Leid;
geht ein Jahr gar schnell vorbei.
Bist nicht tot,
grün und rot
schmückt dich wieder übers Jahr
Gottes Finger wunderbar.

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Das Gedicht zeigt uns den Garten im Herbst. Ein kalter Wind schüttelt die Äste und spielt mit dem Laube, das entweder welk am Baume hängt oder umherfliegt. Kein Singvogel läßt sich mehr sehen und hören. Ein Mann steht vor einem hübschen Bäumchen, das fast ganz entblättert ist und im Winde schwankt. Er redet freundlich mit ihm und spricht ihm Mut ein.

2. Personen. Das Bäumchen ist entblättert, da es die Blätter verloren, arm, da es nichts mehr hat, sieht alt aus, da die Blätter runzelig und die Äste kahl sind, ist traurig, weil es seinen Schmuck verloren hat, ist aber nicht dürr und tot, weil es noch Saft und Leben hat, und wird im Frühling grün vom Laube und rot von Blüten sein.

3. Gedankengang. In Str. 1 wird das Bäumchen bedauert, weil es alle Schönheiten verloren hat, in Strophe 2 getröstet, da es im Frühling wieder wunderbar schön geschmückt werden wird. — Gott ist die Liebe und das Leben; das zeigt sich auch in dem Wechsel auf Erden.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Bekanntes und Verwandtes. Hoffnung läßt nicht zuschanden werden. Nach Regen folgt Sonnenschein, nach Leid' Freude. Durch Stillesein und Hoffen werdet ihr stark sein. Der Mensch ist in seinem Leben wie Gras; er blüht wie eine Blume auf dem Felde; wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennt sie nicht mehr. Die Gnade aber des Herrn währet von Ewigkeit zu Ewigkeit. — Und dräut der Winter noch so sehr, — es muß doch Frühling werden! — Die Raupe verpuppt sich

und hängt scheinbar tot da; zuletzt kommt ein schöner Schmetterling heraus.

2. Rede- und Stilübungen. a) Das Bäumchen soll den Wechsel seines Lebens im Laufe eines Jahres selbst erzählen! (Im Frühling schien die Sonne warm, da schwollen meine Knospen, brachen auf, und ich bekam schöne, grüne Blätter. Zwischen denselben standen weiß-rötliche Blüten, die lieblich dufteten. Als der Wind die Blütenblätter fortgeweht hatte, wurden im Sommer aus den Fruchtknoten schöne, gelbe Äpfel mit roten Backen usw.) b) Nachbildung: Das Bächlein im Sommer! im Winter! (Du armer Bach, was ist dir geschehen? Du kannst nicht mehr fröhlich fließen, sondern bist zu Eis geworden. Die Blumen an deinen Ufern sind tot; kein Vogel singt mehr, und nur dumpfe Seufzer hört man aus deinem Eispanzer. Aber fürchte dich nicht! du bist nicht erfroren und tot. Der Frühling wird kommen und die Eisdecke zerschmelzen. Dann wirst du munter weiter hüpfen und dich über Gras, Blumen und Vögel an deinen Ufern freuen.) c) Vergleiche den Garten im Winter mit dem Garten im Sommer! P.

41. Der erste Schnee.

Franz Knauth, Illustrierte Zeitung für die Jugend. Leipzig 1850. Zuerst in „Weihnacht und Neujahr", Halle a. S. 1849.

I. **Vorbereitung.** Ein Kind wollte zu Bette gehen. Vor dem Schlafengehen schaute es noch einmal zum Fenster hinaus. Es sah, wie die Erde kohlschwarz war, und wie dicke, dunkle Wolken den Himmel bedeckten, so daß kein Sternlein zu sehen war. In der Nacht hat das Kind gut geschlafen, weiß aber nicht, was draußen geschehen ist. Nun ist es am Morgen aufgestanden, blickt durch das Fenster hinaus und kennt die alte Erde nicht mehr. Wie hat sie sich über Nacht verändert! Was für ein schönes Kleid hat sie angezogen! Voll Verwunderung und Freude klatscht das Kind in die Hände und ruft aus, was das folgende hübsche Gedicht sagt.

II. **Unmittelbarkeit.**

1. Ei, ei! Wer hätte das gedacht,
daß in der einz'gen, kurzen Nacht
sich unsre liebe, gute Erde
so ganz und gar verändern werde!

2. Noch gestern sah sie kohlschwarz aus,
und heut' schon putzt sie sich heraus;
sie hat ein schneeweiß Kleidchen an,
und tausend Sternlein funkeln dran.

3. O sagt: wer hat dies Kleid gemacht?
Wer hat die Erde so bedacht?
Das hat der liebe Gott getan,
der zog dies Winterkleid ihr an.

4. Das hält sie warm, und ganz getrost
erwartet sie des Winters Frost;
der kann nun noch so grimmig sein,
er bringt ihr nicht ins Herz hinein.

5. Und unterm Schnee, da liegt so warm
wie's Kindlein in der Mutter Arm
das Saatkorn dort und wartet still,
ob's wieder Frühling werden will.

III. **Vertiefung.** 1. Zeit und Ort. Wir sind im Anfange des Winters, vielleicht im Monat November. In der Nacht ist der erste Schnee gefallen. Wie ein weißes Kleid bedeckt er die Erde. Die einzelnen Flocken sehen wie Sternchen aus und funkeln in der Sonne. Unter dem

Schnee ruhen die Samenkörner, aus denen im Frühling neues Leben erwacht. An dem Fenster eines Hauses steht ein Kind und klatscht voll Freude in die Hände. über der weißen Erde wölbt sich der blaue Himmel, und wie das Auge Gottes strahlt die Morgensonne.

2. Personen. Das Kind ist überrascht, daß eine einzige Nacht die Erde so verändert hat, und erfreut, daß die Erde mit einem weißen Festkleide geputzt ist. Die Erde war gestern kohlschwarz, heute ist sie schneeweiß, geputzt wie zu einem Feste, funkelnd von tausend Sternlein, warmgehalten von der Decke und hoffend auf den Frühling. Gott hat das schöne Kleid gemacht und es der Erde angezogen. Er schützt dadurch die Erde vor der Kälte oder dem Froste des Winters, bewahrt die Keime unter dem Schnee und weckt sie im Frühling zu neuem Leben.

3. Gedankengang, Gliederung und Grundgedanke. Eine einzige Nacht hat die Erde gänzlich umgewandelt und sie schneeweiß gekleidet. Gott hat der Erde das Winterkleid angezogen, um sie vor dem grimmigen (bösen) Froste zu schützen und die Saatkörner als Frühlingshoffnung zu bewahren. Das Schneekleid des Winters ist schön und ein Segen.

4. Schönheiten in der Form. Der Dichter hat treffende Bilder und Vergleiche angewandt. Die Erde ist kohlschwarz und dann schneeweiß. Der Schnee bildet ein Winterkleid, und die Flocken sind funkelnde Sterne. Der Frost ist wie der Dolch eines Mörders, der bis in das Herz dringen und alles Leben töten möchte. Die Saatkörner sind unter dem Schnee warm und sicher wie Kinder im Arme der Mutter.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Auch der Winter hat seine Schönheiten und Freuden. Gott ist immer mächtig, weise und liebevoll. Wie er es ordnet, so ist es löblich und herrlich. Aus dem Tode läßt er das Leben erblühen.

2. Anklänge an Bekanntes und Verwandtes. Solange die Erde stehet, soll nicht aufhören —. Und bräut der Winter noch so sehr —. Hoffe, du erlebst es noch, daß der Frühling wiederkehret —.

3. Rede- und Stilübungen. a) Das Kind ruft der Mutter zu, was es durch die Scheiben sieht! b) Die Mutter sagt dem Kinde, woher der Schnee stammt, und wie er der Erde nützt! c) Wie wirkt der erste Schnee auf die Erde, auf das Kind, auf die Mutter, auf die Saaten? d) Wie verändert, putzt, wärmt und beschützt der Schnee die Erde?

P.

42. A. Der Vogel am Fenster.

Wilh. Hey.

An das Fenster klopft es: pick, pick!
„Macht mir doch auf einen Augenblick!
Dick fällt der Schnee, der Wind geht kalt,
habe kein Futter, erfriere bald.
Lieben Leute, o laßt mich ein,
will auch immer recht artig sein!"

Sie ließen ihn ein in seiner Not;
er suchte sich manches Krümchen Brot,
blieb fröhlich manche Woche da;
doch als die Sonne durchs Fenster sah,
da saß er immer so traurig dort;
sie machten ihm auf: husch! war er fort.

B. Die kleine Wohltäterin.

Friedr. Adolf Krummacher.

Es war ein kalter, strenger Winter. Da sammelte die kleine Minna, die einzige Tochter wohltätiger Eltern, die Krümchen und Brosamen, die übrig blieben, und bewahrte sie. Dann ging sie hinaus, zweimal am Tage, auf den Hof und streute Krümchen hin. Und die Vöglein flogen herbei und pickten sie auf. Dem Mädchen aber zitterten die Hände vor Frost in der bittern Kälte. Da belauschten sie die Eltern und freuten sich des lieblichen Anblicks und sprachen: „Warum tust du das, Minna?" „Es ist ja alles mit Schnee und Eis bedeckt," antwortete Minna, „daß die Tierchen nichts finden können. Nun sind sie arm, darum füttere ich sie, sowie die reichen Menschen die armen unterstützen und ernähren." Da sagte der Vater: „Aber du kannst sie doch nicht alle versorgen!" Die kleine Minna antwortete: „Tun denn nicht alle Kinder in der ganzen Welt wie ich, sowie ja auch alle reichen Leute die armen verpflegen?" Der Vater aber blickte die Mutter des Mägdleins an und sagte: „O du heilige Einfalt!"

I. **Vergleichung.** In der Erzählung wie in dem Gedicht wird uns ein strenger Winter geschildert. Der Wind geht kalt; der Schnee fällt dick und bedeckt Körner und Insekten, die Nahrung der Vögel. Diese geraten in große Not, denn sie müssen hungern und frieren. Da erbarmen sich mitleidige Menschen der armen Tierchen. In der Erzählung flattern viele (Stand-) Vögel auf den Hof, in dem Gedichte nur einer an das Fenster (wohl ein Zugvogel, z. B. ein Rotkehlchen, das den Wegzug im Herbst versäumt hat). Die ersten bitten stumm durch ihr Flattern und mit ihren Äugelein um Futter; der zweite pickt an ein Fenster und bittet so um Einlaß. Dort streute Minna den Vögeln Futter auf den Hof; hier machten die Leute in der Stube das Fenster auf. Jene Vögel bekamen nur Futter und mußten weiter frieren; dieser bekam Wärme und Futter in der Stube, mußte sich aber die Krümchen selbst suchen, die Minna für jene gesammelt hatte. Minna tat mehr als die Leute in der Stube, denn sie sammelte die Krumen, trug sie hinaus und ertrug den Frost. Das Ende des Gedichts und der Erzählung ist ganz verschieden. Das Gedicht zeigt uns noch den Anfang des Frühlings. Der Vogel wird traurig in der Stube; die guten Leute merken seine Sehnsucht und lassen ihn hinaus, damit er im Grünen sich ein Nest baue und fröhliche Lieder singe. Minna versorgt aus Mitleid die armen Vögel den ganzen Winter hindurch und meint, alle Kinder müßten wie sie tun, wie ja auch alle reichen Leute die armen unterstützen.

II. **Aufgaben.** a) Beschreibe einen strengen Winter! b) Wie zeigt sich das Erbarmen guter Menschen im Winter? c) Wie hat Minna den Spruch erfüllt: „Wohltun und mitzuteilen vergesset nicht, denn solche Opfer gefallen Gott wohl"? d) Warum nennt der Vater die kleine Minna „heilige Einfalt"? e) Vergleiche den „Vogel am Fenster" mit „Was ist das für ein Bettelmann —" und mit: „Ein Rotkehlchen kam in der Strenge des Winters an das Fenster eines frommen Landmannes, als ob es gern hinein möchte"! f) Führe Beispiele aus der Heiligen Schrift an, wo Hilfsbedürftige bei mitleidigen Menschen Zuflucht fanden!

g) Sage Sprüche, die von Mitleid und Erbarmen handeln! h) Vergleiche Joh. Trojans Gedicht: Gib ab!

1. Wenn harten Frost der Winter schickt
und Flocken schüttelt herab,
dem Vogel, der an das Fenster pickt,
gib von dem Deinen, gib ab!

2. Du hast es gut, wirst täglich satt,
dir wird das Brot nicht knapp.
Dem armen Kinde, das Hunger hat,
gib von dem Deinen, gib ab!

3. Und Spielzeug hast du auch genug,
voll ist der ganze Schrank;
hast du kein Püppchen, kein Bilderbuch
fürs Kind, das arm und krank?

4. Sei gütig, sei ein braves Kind,
gib gern von dem Deinen hin!
Wenn Schwesterchen nichts im Spiel gewinnt,
gib ihm von deinem Gewinn!

5. Was gibt es wohl, das besser tut,
als milden Herzens sein!
Geteilter Apfel schmeckt gar zu gut,
und wär' er auch nur klein.

(Geteiltes Leid ist halbes Leid, geteilte Freude doppelte Freude. Freue dich mit den Fröhlichen und weine mit den Weinenden. Im harten Winter füttere die hungrigen Vögel wie die gute Minna! Teile dein Brot mit armen Kindern! Gib dem armen, kranken Kinde von deinem Spielzeuge! Teile beim Spiel mit Nüssen, Äpfeln u. dgl. den Gewinn mit dem Schwesterchen! Geben ist seliger als Nehmen. Teilen verdoppelt die Freude. Güte und Milde erhöhen den Wert der kleinsten Gabe). P.

43. Frühlingsbotschaft.

Heinr. Hoffmann v. Fallersleben. Kinderlieder. S. 7.

1. Kuckuck, Kuckuck ruft aus dem Wald:
Lasset uns singen,
tanzen und springen!
Frühling, Frühling wird es nun bald.

2. Kuckuck, Kuckuck läßt nicht sein Schrein:
Kommt in die Felder,
Wiesen und Wälder!
Frühling, Frühling, stelle dich ein!

3. Kuckuck, Kuckuck, trefflicher Held!
Was du gesungen,
ist dir gelungen:
Winter, Winter räumet das Feld.

I. **Vorbereitung und Vermittlung.** (Str. 1.) Mehrere Kinder sind an einem Frühlingstage im Freien; da hört eins derselben aus dem nahen Walde den Kuckuck rufen. Dieser Ruf ist für die Kinder eine Botschaft (Verkündigung) des Frühlings und der letztere eine Aufforderung zur Fröhlichkeit: zum Singen, Tanzen und Springen; denn die Kinder wissen, daß nun bald die schöne, warme Jahreszeit eintritt. Zwar kommen noch einige rauhe Tage, allein der „Kuckuck läßt (Str. 2) nicht sein Schrein" (er ruft zu wiederholten Malen). „Kommt, ihr Kinder", sagt er, „in die Felder, Wiesen und Wälder!" Und die Kinder rufen mit ihm: „Frühling, Frühling, stelle dich ein!" — (Str. 3) Das wiederholte Rufen des „trefflichen Helden" hat den Frühling endlich bewogen zu kommen. Sein Gesang war so trefflich (vorzüglich), daß er wie ein Held (Sieger) dasteht. Was er gesungen, d. h. was sein Gesang bedeutete (die Ankunft des Frühlings), das ist ihm gelungen (das hat er glücklich erreicht). Der Winter muß das Feld räumen, d. h. er muß wie die Soldaten, welche die Schlacht verloren haben, dem Sieger das Schlachtfeld (hier die Felder, Wiesen und Wälder) überlassen.

II. **Vertiefung.** 1. Eigenschaften und Tätigkeiten des Kuckucks. Der Kuckuck ist ein trefflicher Held, weil er den Winter bezwungen und den Frühling herbeigeführt hat. Das gelang ihm, indem er wiederholt seinen Ruf erschallen ließ, die Kinder zum Singen, Springen und Tanzen aufforderte und sie einlud, in die Felder, Wiesen und Wälder zu kommen.

2. Gedankengang. Str. 1. Der Kuckuck ruft den Frühling und fordert die Kinder zum Fröhlichsein auf. Str. 2. Er ladet sie ein, in die Wiesen, Felder und Wälder zu kommen. Str. 3. Das anhaltende Rufen hat zur Folge, daß der Winter dem Frühlinge das Feld räumt.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Durch Ausdauer kommt man zum Ziele. Wenn der Kuckuck ruft, ist auch der Frühling nahe.

2. Rede- und Stilübungen. a) Warum hören wir das Rufen des Kuckucks gern? (Weil er frohe Botschaft vom Nahen des Frühlings bringt, uns auffordert zum Singen usw. und den Winter veranlaßt, Abschied zu nehmen.) b) Warum ist der Kuckuck ein trefflicher Held?

W. D.

44. Aus Gottes Vaterhaus.

Wilh. Hey. Noch 50 Fabeln für Kinder. Gotha. Anhang. S. 4.

Die Schnecke hat ein Haus,
ihr Fellchen hat die Maus.
Der Sperling hat die Federn fein,
der Schmetterling schöne Flügelein.
Nun sage mir, was hast denn du?
„Ich habe Kleider und auch Schuh'
und Vater und Mutter, Lust und Leben;
das hat mir der liebe Gott gegeben."

I. **Vorbereitung und dann Vortrag.** Ein Vater spricht mit seinem Sohne über die Fürsorge Gottes für alle seine Geschöpfe. Er zeigt, wie er jedem Tiere sein besonderes Kleid gegeben hat, so der Schnecke ein Haus, das sie auf dem Rücken trägt, der Maus ein Fellchen, das sie warm hält, dem Sperling ein leichtes, warmes Federkleid und dem Schmetterlinge schöne Flügel, die ihn zieren und tragen. Dann fragt er den Knaben, was ihm der liebe Gott an Wohltaten gegeben habe. Der Knabe antwortet: „Kleider und Schuhe, Vater und Mutter, Lust und Leben!"

Wie Gott als Vater in seinem großen Hause, der Erde, für alle seine Geschöpfe sorgt, das hören wir aus dem Heyschen Gedichte: „Aus Gottes Vaterhaus." Hört und lernt es!

II. **Vermittlung des Verständnisses.** Ich habe Kleider und Schuhe. Jedes Tier bringt seine Kleidung mit zur Welt, der Mensch allein wird nackend geboren und trägt künstliche Kleidung. Dies ist kein Nachteil, sondern ein Vorteil für ihn. Dieser Mangel spornt ihn an zum Scharfsinn (Not macht erfinderisch), zum Fleiße, zur Kunstfertigkeit, zur Ordnung und zur Sauberkeit. Ich habe Vater und Mutter. Nach wenigen Wochen oder Monden vergessen die Jungen aller Tiergattungen ihre Alten.

Das Band der Liebe ist dann auf immer zerrissen. Ganz anders ist's bei guten Kindern; die Fesseln der Dankbarkeit, der Liebe, der Hochachtung und des Gehorsams halten Jahrzehnte, in den meisten Fällen das ganze Leben hindurch Eltern und Kinder zusammen. Ich habe Lust. Nur der Mensch allein kann herzlich lachen, wie auch umgekehrt dem Menschen allein die Träne verliehen ist; denn nur er allein kann seinen Schmerz ausweinen. Ich habe Leben. Hiermit hat der Dichter nicht das irdische, sondern das geistige Leben bezeichnen wollen, denn jenes hat ja jedes Tier auch. Geistiges Leben aber ist: Verstand und Vernunft, ein freier, sittlicher Wille und das Gewissen in der Brust.

Und alles dies sind Gnadengaben von Gott. R. D.

45. Gottes Vatertreue.

Wilh. Hey. Noch 50 Fabeln für Kinder. Gotha o. J. Anhang. S. 8.

I. **Vorbereitung.** Gott hat alle Dinge gemacht und weise eingerichtet (bedacht). Wie ein Vater sorgt er für alle seine Geschöpfe in der ganzen, weiten Welt, gibt ihnen zu essen (Futter), ein Plätzchen, wo sie schlafen (Bett), und eine Wohnung, wo sie sich freudig regen und Schutz gegen das Wetter finden können. Er vergißt dabei auch die geringsten Geschöpfe, wie Mäuschen, Vögelchen, Schmetterling und Würmchen, nicht. Wer so für die Tiere sorgt, der wird auch seine Menschenkinder nicht vergessen.

II. **Unmittelbare Darbietung.** Vorlesen der Dichtung!

1. Es ist kein Mäuschen so jung und klein,
es hat sein liebes Mütterlein,
das bringt ihm manches Krümchen Brot,
damit es nicht leidet Hunger und Not.

2. Es ist kein liebes Vögelein
im Garten draußen so arm und klein,
es hat sein warmes Federkleid;
da tut ihm Regen und Schnee kein Leid.

3. Es ist kein bunter Schmetterling,
kein Würmchen im Sommer so gering;
es findet ein Blümchen, findet ein Blatt,
davon es ißt, wird froh und satt.

4. Es ist kein Geschöpf in der weiten Welt,
dem nicht sein eigenes Teil ist bestellt,
sein Futter, sein Bett, sein kleines Haus,
darinnen es fröhlich geht ein und aus.

5. Und wer hat das alles so bedacht?
Der liebe Gott, der alles macht
und sieht auf alles väterlich,
der sorgt auch Tag und Nacht für mich.

III. **Vertiefung.** 1. Es ist Sommer, und wir stehen im Garten hinter der Scheune. Eine alte Maus schlüpft in die Mauer und bringt ihren Jungen im Neste Futter. Im Zaune ist ein Nest mit jungen Vögeln, und der alte Vogel breitet die Flügel über sie. Auf einer Blume sitzt ein Schmetterling und saugt Honigsaft heraus. An einem Blatte nagt ein

Würmlein. Am Stachelbeerstrauche hängen Beeren für das Kind. Auf dem Rasen bleicht die Leinwand zu Hemden und Bettzeug.

2. Das Mäuschen ist jung, klein, hungrig und hilflos. Das Vöglein ist arm und klein, uns aber lieb, ist in Federn gekleidet und dadurch gegen das Wetter geschützt. Der Schmetterling ist bunt, prächtig von schönen Farben und naschhaft. Das Würmlein ist gering, verachtet und hungrig. Alle Geschöpfe sind hilfsbedürftig, aber fröhlich. Gott ist allmächtig, denn er hat alles geschaffen, weise, denn er hat alles wohlbedacht, gütig und väterlich, denn er sorgt für alle. Das Mäuschen läßt sich füttern und das Vöglein gegen das Wetter schützen. Der Schmetterling saugt Honigsaft; das Würmlein nagt an einem Blatte; jedes Geschöpf wartet auf Speise, Kleidung und Obdach von Gott.

3. Gott sorgt a) für das Mäuschen, b) für die Vögel, c) für Schmetterling und Wurm, d) für alle Geschöpfe, e) auch für mich.

IV. **Verwertung.** 1. Ich kann und muß meinem himmlischen Vater fest vertrauen und ihm innig dankbar sein. — Lasset uns ihn lieben, denn —. Aller Augen warten auf dich, Herr, und du gibst ihnen —. Sehet die Vöglein unter dem Himmel an —! Gott sahe an alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut. Der 1. Artikel.

2. a) Wie zeigt sich Gottes Vatersorge gegen Maus, Vogel und Schmetterling? b) Was gibt Gott jedem Kinde Gutes? c) Wie sorgt Gott im Winter für die im Gedicht erwähnten Geschöpfe? d) Was bedeutet das Sprichwort: „Gibt Gott ein Häschen, so gibt er auch ein Räschen"? P.

46. Das Haus ohne Herz.

Joh. Staub. Kinderbüchlein. St. Gallen. 6. Aufl. Heft II. S. 44.

I. **Vorbereitung.** In einem großen, schönen Hause, genannt das Haus ohne Herz, wohnte eine angesehene und zahlreiche Familie, die in der ganzen Gegend als herzlos galt. Öfters war abends die Armut (eine Bettlerin) als müde Pilgerin vor dies Haus gekommen und hatte Einlaß begehrt; jedesmal aber war sie hinaus in die dunkle Nacht geschickt worden. Ein andermal kam eine würdige Pilgerin, die Frömmigkeit, vor die Pforte des Hauses und sprach: „Laßt mich ein und dienet mir alle!" Allein sie fand kein Gehör, und die Tür blieb fest verschlossen. Sodann kamen zwei liebliche Pilgerinnen, die Unschuld und Liebe, und wollten gerne in dem Hause einkehren und in den Herzen aller Hausgenossen wohnen, jedoch niemand wollte die Pforte öffnen und ihr Pförtner sein. Hierauf war eine fünfte Pilgerin, die Wahrheit, zum Hause gekommen und hatte angeklopft, aber mit lauter Stimme rief man ihr aus dem Hause der Lüge zu: „Hier wird nicht aufgetan!" Ähnlich gings auch der sechsten Pilgerin, der Gerechtigkeit: als sie einzukehren begehrte, schob man den starken Riegel vor die Tür. Endlich, es war fast Mitternacht, da kam noch ein Mann an, der einen Sack voll Franken, voll Gold und Silber, trug; ehe er noch an das Haus kam, da waren ihm alle Türen und Hände geöffnet. Und solcher Häuser, ihr Kinder, gibt es hunderttausende auf Erden. Das sagt das folgende Gedicht.

II. **Unmittelbare Darbietung.**

Kommt abends die Armut gegangen vors Haus,
so schickt man sie in die Nacht hinaus.
Kommt Frömmigkeit gewandert dafür,
so findet sie fest verschlossen die Tür.
Kommt Unschuld und Liebe und kehrte gern ein,
so will ihr niemand Pförtner sein.
Kommt Wahrheit zum Haus und klopfet an,
so heißt's: „Hier wird nicht aufgetan!"
Und kommt Gerechtigkeit vor das Tor,
so schiebt man den starken Riegel vor.
Kommt aber ein Sack voll Franken geflossen,
so findet er Türe und Hände offen.

III. **Vertiefung.** 1. Wem soll unser Herz nimmer verschlossen, sondern jederzeit geöffnet sein? a) Der Frömmigkeit (Gottseligkeit, Religion); b) der Barmherzigkeit (Wohltätigkeit, Milde); c) der Liebe (der Liebe zu Gott und den Nächsten — der Unschuld und Liebe); d) der Wahrheit (Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit); e) der Gerechtigkeit (Redlichkeit und Rechtschaffenheit).

2. Grundgedanke. Viele Menschen sind von der Sucht nach Geld und Gut, nach Reichtum und Ehre so eingenommen, daß ihr Herz und Gemüt für alle höheren geistigen Güter und Regungen völlig verschlossen ist.

IV. **Verwandtes.** Geld regiert die Welt. Geld ist die Losung. Das Geld zur rechten Zeit veracht't, hat manchem großen Nutz gebracht. Die Geldgier und die Augen kann niemand füllen. Man muß Gott mehr lieben als alles Geld der Welt. R. D.

47. Die Ostereier.

Heinr. Hoffmann v. Fallersleben. Kinderlieder. S. 40.

Zur Osterfeier, da suchen wir Eier usw.
(Dichtung bekannt.)

Das kleine Gedicht ist zur Osterzeit zu behandeln.

I. **Aufbau des Gedichts.** Der lange Winter mit Eis, Schnee und harter Kälte hat für die Kinder allen Reiz verloren. Sie sehnen sich nach Sonnenschein, Blumen, Vogelgesang und Spiel im Freien, Ballspiel, Kreiseln, Reifschlagen, Haschemann. Besonders sind die Ferien recht dazu geeignet. In dieser lieblichen Zeit wird auch ein schönes Fest, das Osterfest, gefeiert. Die Kinder kennen es noch vom vorigen Jahre her. Sie freuen sich alle sehr darauf. Sprechen: „Zur Osterfeier, da freuen wir uns sehr." Besonders können das die fleißigen Schüler tun. Sie bekommen eine schöne Zensur. Der Vater und die Mutter wollen den Kindern eine besondere Freude machen. Welche ist es wohl? Sprecht: „Da suchen wir Eier, die Kreuz und die Quer." Der Osterhase, welcher die schönen bunten Eier legt, ist von der Mutter schon im Garten gesehen worden. Die Kinder stehen nun mit kaum zu zügelnder Ungeduld. Da endlich ruft die Mutter: Schnell in den Garten, das Osterhäschen ist dagewesen!

Einer läuft hierhin, der andere vermutet dort ein Nest mit Eiern. Kreuz und quer geht es schnell = im Husch, husch! durch den Garten. Jeder will die meisten Eier finden. Jeder Strauch wird untersucht. Besonders den kleinsten Baum im Garten, den Buchsbaum, liebt der Osterhase. Manches Nest findet sich hierin. Sogar unter den Rosenstrauch, der mit Dornen (Stacheln) besetzt ist und jedem, der sich ihm naht, einen Stich versetzt, hat sich das Häschen gewagt. Sprecht: „Husch, husch! im Dornenbusch. Flugs, flugs! im grünen Buchs!" Alle Kinder haben Eier gefunden. Es herrscht große Freude. Wie werden erst die schönen Eier schmecken! Lernen: „Zur Osterfeier, da freuen wir uns sehr, da suchen wir Eier die Kreuz und die Quer. Husch, husch! im Dornenbusch, flugs, flugs im grünen Buchs!"

II. **Vertiefung.** Die Eltern haben den Kindern Freude gemacht. Sie haben die Kinder lieb. Daraus folgt: Du sollst die Eltern wieder lieben. Ihr liebt die Eltern, wenn ihr ihre Gebote haltet. Was für Gebote haben dir die Eltern gegeben, wenn du auf die Straße gehst? Nicht zanken, nicht schimpfen, nicht lärmen; wenn du in die Schule gehst? Aufmerken, fleißig sein. Wenn du bei Tische bist? Bescheiden sein, Gebet sprechen; wenn du Erwachsene siehst? Höflich sein, Hut abnehmen, guten Tag sagen. Wann hast du deine Eltern lieb? Wenn ich artig, fleißig, höflich, bescheiden, gehorsam bin. Wann sind wir so? Merkt: Ihr Kinder, seid gehorsam euern Eltern! Das vierte Gebot. M. D.

48. Esel.

Wilh. Hey. 50 Fabeln für Kinder. Gotha. S. 14.

K. „Esel, du fauler, so geh doch fort!
Schleichst ja wie eine Schnecke dort."

E. „Laß doch; lauf' ich auch nicht mit Hast,
trag' ich doch redlich meine Last.
Mancherlei Dienst der Herr begehrt,
mich für die Säcke, zum Laufen das Pferd."
Und wie die Tagesmüh' war aus,
kam auch der Esel sacht nach Haus,
hatte sein Plätzchen im Stall beim Pferd,
fand sein Futter, wie er's begehrt,
streckt' auf die Streu sich mit Bedacht,
schlief gar ruhig die ganze Nacht.

I. **Vorbereitung und dann Vortrag.** Ein Knabe begegnete einem Esel, der aus der Mühle schwere Säcke in die nahe Stadt trug. Er ging dabei sicher, aber langsam. Darüber spottete der Knabe, nannte ihn faul und seinen Gang schleichen oder kriechen nach Art der Schnecken. Hierauf entgegnete der Esel: Laß doch! laufe ich auch nicht hastig (schnell, hitzig), so trag' ich doch redlich (nach meiner Kraft) meine Last (meine Bürde). Mancherlei Dienste braucht (begehrt, verlangt) mein Herr, mich für das Lasttragen, das Pferd zum Laufen, als Kutsch- oder Reitpferd.

Da schwieg der Knabe und schämte sich. Abends kam er in die Mühle und sah, wie es dem Esel nach der Last und Mühe des Tages

ging. Langsam und bedächtig kam er durchs Tor und suchte seinen Platz im Stalle neben dem Pferde auf. In der Krippe fand er sein Futter und ließ es sich schmecken. Dann legte er sich langsam auf die Streu (weiches Stroh) nieder und streckte die müden Glieder aus. Der Knabe aber sprach: Schlaf wohl, du gutes Tier, du hast die Ruhe durch Arbeit verdient.

Hört, wie der Dichter Hey diese Geschichte erzählt! (Vorlesen, Nachlesen, Einlesen.)

II. **Entwicklung des Hauptgedankens.** Gott hat die Anlagen und Kräfte bei den Tieren — und mehr noch bei den Menschen — in verschiedenem Maße ausgeteilt. Wer nach dem Maße dieser Kräfte seine Pflicht redlich und treu erfüllt, der verdient Speise, Trank und ruhigen Schlaf, Achtung und nicht Spott.

III. **Verwandtes.** Sei nicht voreilig und ungerecht in deinem Urteil! Man soll von einem nicht alles verlangen. Wem Gott viel gegeben, von dem wird er auch viel fordern. Wem wenig gegeben ist, von dem wird auch wenig gefordert. Wer langsam geht, kommt auch zum Ziel. Langsam, aber sicher. Eile mit Weile! Langsam nährt sich auch. Nach getaner Arbeit ist gut ruhen. Ein gutes Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen. Wer sich zum Esel macht, dem will jeder seine Säcke auflegen. Ein Esel schimpft den andern: Sackträger. Solange der Esel trägt, ist er dem Müller lieb. Er schlägt auf den Sack und meint den Esel.

Eselsarbeit und Zeisigsfutter
ist des Überdrusses Mutter. R. D.

49. Vögel und Eule.

Wilh. Hey. 50 Fabeln für Kinder. Nr. 35.

Frau Eule, sieh! kommst du auch ans Licht usw.
(Fabel allgemein bekannt.)

I. **Vorbereitung.** Ziel. Wie die kleinen Vögel einmal keine Angst vor der Eule haben. (Den Kindern wird eine ausgestopfte Eule vorgezeigt und mit ihnen besprochen.)

II. **Aufbau des Gedichts.** Das Ergebnis einer vorbereitenden Unterredung ist:

Die Eule frißt die kleinen Vögel auf. Sie fürchten sich deshalb vor der Eule. Die Eule fliegt aber nur des Nachts aus, weil sie lichtscheu ist. Sie wohnt in hohlen Bäumen, dunkeln Scheunen und alten Türmen. Wird sie am Tage aufgescheucht, so zwinkert sie mit den Augen. Das sieht aus, als ob sie ein grämliches Gesicht macht. Die Eule kann im hellen Sonnenschein nicht gut sehen. Die kleinen Vögel wissen das sehr wohl. Schnell kommen sie geflogen und wollen ihren Feind necken. Sie erheben ein großes Geschrei und ärgern damit die Eule. Die Eule droht den Vögeln und spricht: „O, schiene der Tag nur nicht so helle, ich fräß' euch alle gleich auf der Stelle." Die Vögel kümmern sich aber nicht darum. Sie tun, als ob die Eule ihnen leid täte, und fragen: „Was hast du für Pein = Schmerzen?" Was machst du für ein Gesicht wie

teure Zeit = sorgenvolles Gesicht? Die Eule erbost sich = wird böse und ärgert sich sehr über die Lustigkeit, über den hellen Sonnenschein, über das Fragen und Schrein.

III. **Darbietung und Vertiefung.** 1. Das Gedicht wird vorgelesen, dann eingelesen und je nachdem gelernt.

2. Ort und Grund der Handlung: Der Turm wird ausgebessert, oder in der Scheune wird das Getreide abgeladen, oder der Förster läßt im Walde einen hohlen Baum fällen. Die Eule wird verscheucht. Sie kommt ans Tageslicht und wird nun von den kleinen Vögeln schnell umringt, verspottet, verhöhnt, geärgert.

3. Gedankengang: Die Eule ist aus ihrem Verstecke aufgescheucht. Die kleinen Vögel necken die Eule. Die Eule droht. Die Vögel freuen sich über ihren Feind.

IV. **Zusammenfassung.**

Grundgedanke ist: Es ist nicht schön, den wehrlosen Feind zu verspotten.

V. **Verwertung.** Wer freut sich über den Schaden des Feindes? Klatschereien gründen sich auf die Schadenfreude. Wer bedauert seine Feinde und bittet für sie? Liebet eure Feinde!

Vergleiche: Der alte Löwe von Äsop.

Sollst du das Sprichwort befolgen: Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen?

Warum setzt der Jäger eine Eule vor die Hütte, wenn er Vögel schießen will?

Die Eule ist nützlich. Sie frißt viele Mäuse. Wir sollen die Eule nicht verfolgen, nicht an das Scheunentor nageln. M. D.

50. Die Windmühle.

Rud. Löwenstein. Kindergarten. Berlin o. J. S. 15.

I. **Vorbereitung.** Auf einem Hügel steht eine Mühle und dreht ihre Flügel. Aus einem Fenster sieht der Müller nach dem Winde, ob er die Mühle nach einer andern Seite drehen muß. Denn stets nach des Windes Belieben, d. h. wie es dem Winde gefällt, sich zu drehen, muß er die Mühle schieben. Durch das Schieben an dem sogenannten Schwanze wird die Mühle so gedreht, daß der Wind gerade gegen ihre vier Flügel stößt und diese im Kreise herumbewegt. Das öftere Drehen nach dem Winde macht dem Müller Verdruß, d. h. er ärgert sich darüber, aber er kann ohne den Wind nichts verdienen und muß von seiner Hilfe leben. Dem Winde gleicht das Glück. Beide haben ihre Tücke, d. h. sie sind veränderlich, täuschen und kränken den Menschen. Der Müller gleicht dem eisernen Wetterhahn auf Türmen und Hausdächern; beide drehen sich nach dem Winde.

II. **Unmittelbare Darbietung.**

1. Die Mühle dreht die Flügel
dort droben auf dem Hügel;
der Müller sieht zum Fenster 'naus
und schauet nach dem Winde aus.
„Ich dreh' mich nach dem Winde!"

2. Stets nach des Wind's Belieben
muß ich die Mühle schieben;
's ist freilich oft für mich Verdruß,
daß ich vom Winde leben muß.
„Ich dreh' mich nach dem Winde!"

3. Der Wind und auch das Glücke,
sie haben ihre Tücke.
Der Müller und der Hahn am Dach,
sie tuen beid' dieselbe Sach':
sie drehn sich nach dem Winde!
(Gekürzt.)

III. **Vertiefung.** 1. Auf einer freien Anhöhe oder einem Hügel steht eine hölzerne Windmühle. Dem Winde kehrt sie die vier Flügel zu; ihnen entgegengesetzt ist der Sterz (Schwanz), ein langer Baum, an dem man schieben muß, um die Mühle mit den Flügeln dahin zu drehen, woher der Wind kommt. Aus einem kleinen Fensterchen schaut der Müller; seine Mütze und seine Kleider sind mit Mehl weiß bestäubt. Im Tal liegt ein Dorf mit seinen Häusern und Gärten. Auf dem Kirchturme steht ein eiserner Hahn, der sich knarrend nach dem Winde dreht und so den Menschen zeigt, woher der Wind weht.

2. Der Müller *sieht* zum Fenster hinaus; *schiebt* die Mühle, wie es der Wind haben will; *vergleicht* das Glück mit dem Winde; *nennt* beide *tückisch*, weil sie ihn oft täuschen und im Stiche lassen; *vergleicht* sich auch mit dem Wetterhahne, weil beide dieselbe Arbeit haben, sich nämlich nach dem Winde zu richten; bei Windstille haben Mühle, Müller und Wetterhahn Ruhe.

3. Str. 1. Der Müller schaut nach dem Winde aus. Str. 2. Er schiebt die Mühle nach der wechselnden Windrichtung. Str. 3. Er vergleicht sich mit dem Wetterhahne, das Glück mit dem Winde.

4. Wie in jeder Strophe, so wiederholt sich jeden Tag im Leben des Müllers das Wort: „Ich muß mich nach dem Winde drehen!" Erst spricht es die *Pflicht*, dann der *Verdruß* und dann die *Überlegung*.

IV. **Verwertung.** 1. Jeder Mensch muß sich bei seiner Arbeit und überhaupt in seinem Leben nach den Umständen richten. Tue deine Pflicht, und laß Gott walten!

2. Offne Augen, tät'ge Hand passen gut in jeden Stand. Wer sich nicht nach der Decke streckt, dem bleiben die Füße unbedeckt. — Vom Winde lebt man nicht. — Er hängt den Mantel nach dem Winde. — Er dreht sich wie eine Wetterfahne.

3. a) Was tut der Müller im Laufe des Tages? b) Wann hat er gute, wann schlimme Zeit? c) Unterschiede zwischen Mühle und Wetterhahn! d) Wie werden Wind-, Wasser-, Dampf-, Roß- und Handmühlen in Bewegung gesetzt? e) Wie wird aus Getreide Brot? f) Suche die Abkürzungen im Gedichte und vervollständige sie! g) Warum ist es eine tadelnswerte Gesinnung, „den Mantel nach dem Winde zu hängen" oder „sich nach dem Winde zu drehen"? P.

51. A. Was fang' ich an?

Heinr. Hoffmann v. Fallersleben. Gedichte. 8. Aufl. Berlin 1874. S. 203.

1. Ach, wo ich gerne bin,
da soll ich nimmer hin.
Und wo ich bleiben muß,
da hab ich nur Verdruß.

Nach dem Walde soll ich nicht,
in den Garten mag ich nicht,
in der Stube bleib' ich nicht —
was fang' ich an?

2. Ach, in dem Wald allein,
da kann man lustig sein,
da grünt es überall,
da singt die Nachtigall.
Mutter, laß mich gehn hinaus,
in den grünen Wald hinaus!
Einen schönen Blumenstrauß,
den bring' ich dir.

3. Könnt' ich ein Vogel sein,
flög' ich in'n Wald hinein
zur reinen Maienluft,
zum frischen Laubesduft!
Nach dem Walde soll ich nicht,
in den Garten mag ich nicht,
in der Stube bleib' ich nicht —
was fang' ich an?

B. Hab' Dank, du lieber Wind.

Heinr. Hoffmann v. Fallersleben. Kinderlieder. Erste vollst. Ausg. von Dr. Lionel v. Donop. 2. Aufl. Berlin 1878. S. 295.

1. Ich bin in den Garten gegangen
und mag nicht wieder hinaus.
Die goldigen Äpfel prangen
mit ihren roten Wangen
und laden ein zum Schmaus.

2. Wie ist es anzufangen?
Sie sind mir zu hoch und fern.
Ich sehe sie hangen und prangen
und kann sie nicht erlangen
und hätte doch einen gern.

3. Da kommt der Wind aus dem Westen
und schüttelt den Baum geschwind
und weht herab von den Ästen
den allerschönsten und besten. —
Hab' Dank, du lieber Wind!

I. **Vergleichung.** Das erste Gedicht zeigt uns den Frühling, das zweite den Herbst. Beide handeln von einem Knaben, der etwas zu erlangen wünscht und darum fragt: Wie fang ich's an? Beide Knaben waren anfänglich in der Stube, wohl um ihre Schularbeit zu machen. Der zweite hat rasch gearbeitet, ist fertig und darf nun in den Garten gehen. Der erste hat mit Verdruß gearbeitet, darf wohl in den Garten gehen, will aber nicht dahin. Ihm gefällt der Garten nicht; er sehnt sich nach dem Walde. Dem andern gefällt der Garten so gut, daß er nimmer (nie mehr) hinaus möchte. Jenen locken die hohen, grünen Bäume, die schönen Blumen, aus denen er der Mutter einen Strauß machen will, und der schöne Gesang der Nachtigall und anderer Singvögel in den Wald. Diesen erfreuen die goldgelben, rotbäckigen Äpfel am Baume, die einen schönen Schmaus, ein gutes Mahl versprechen. Jener fragt sehnsüchtig: Wie fang' ich's an, um in den fernen Wald und zu seinen Freuden zu gelangen? Dieser: Wie fang' ich's an, um die fernen Äpfel, die droben am Baume prangen, zu bekommen? Der erste bittet die Mutter, ihm einen Gang in den Wald zu erlauben. Er erhält die Erlaubnis nicht, weil die Mutter fürchtet, daß er sich in dem Walde verirrt. Da wünscht er sich Flügel wie ein Vogel, um in die reine Maienluft und den frischen Laub- und Blütenduft des Waldes zu fliegen. Der zweite hat keine Hilfe erbeten, aber sie kommt freiwillig. Der Westwind schüttelt den Baum und weht (trägt) den schönsten Apfel herab. Seine Wünsche werden erfüllt. Der erste wiederholt seine Klagen und bleibt unzufrieden. Der zweite ist zufrieden, glücklich und dankt dem hilfreichen Winde.

II. **Aufgaben.** a) Wie unterscheiden sich die beiden Knaben in ihren Arbeiten, Neigungen, Wünschen und Erfolgen? b) Wann, wo und wie hat sich alles zugetragen? c) Vergleiche: „Hab' Dank, du lieber Wind!" mit dem hübschen Güllschen Gedichte: Pflaumenregen: „Es steht ein Baum im Garten" usw. P.

52. Der Widerhall.

Christoph v. Schmid. Gesammelte Schriften, Bd. XVI. Augsburg 1861. S. 122.

I. **Vorbereitung.** Wir wollen etwas vom Widerhalle lesen. Was ist der Widerhall? Wenn ich einen Gummiball gegen die Wand werfe, so fliegt er wieder zurück, und wenn man Worte laut gegen eine entfernte Wand oder Mauer oder einen Wald ruft, so fliegt der Schall oder Hall auch wieder zurück als Widerhall oder Echo. — Hört jetzt die Erzählung!

Der kleine Georg wußte noch nichts von dem Widerhalle, dem Echo. Einmal schrie er auf der Wiese: „Ho, hopp!" Sogleich rief's im nahen Wäldchen auch: „Ho, hopp!" Hierauf rief er verwundert: „Wer bist du?" Da rief die Stimme auch: „Wer bist du?" Er schrie: „Du bist ein dummer Junge!" und „Dummer Junge!" hallte es aus dem Walde zurück. Georg ward ärgerlich und rief immer ärgere Schimpfnamen in den Wald hinein. Alle hallten getreulich wieder zurück. Er suchte hierauf den vermeinten Knaben im ganzen Wäldchen, um sich an ihm zu rächen, konnte aber niemanden finden. Hierauf lief der Knabe nach Hause und klagte es der Mutter, wie ein böser Bube sich im Walde versteckt und ihn geschimpft habe.

Die Mutter sprach: „Diesmal hast du dich selbst angeklagt. Du hast nichts vernommen als den Widerhall deiner eigenen Worte. Hättest du ein freundliches Wort in den Wald hineingerufen, so wäre dir auch ein freundliches zurückgekommen." (Gekürzt.)

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Die Geschichte hat sich auf einer Wiese, wohl im Herbste zugetragen. Das Gras ist abgemäht, sonst hätte Georg nicht darauf spielen dürfen. An der einen Seite stößt die Wiese an ein Wäldchen, das wie eine dunkle Wand erscheint. Nach der andern Seite sieht man ein Dorf mit seinem Kirchturme, seinen Häusern und Gärten.

2. Personen. Der Knabe Georg ist fröhlich, denn er spielt und jauchzt, unwissend, denn er weiß noch nichts vom Widerhalle, unartig, denn er schimpft, rachsüchtig, denn er will den Knaben im Walde schlagen, lügenhaft, denn er sagt seiner Mutter nicht die Wahrheit, beschämt, da ihm seine Mutter die Wahrheit, nämlich seine Ungezogenheiten, vorhält. Der Knabe läuft auf der Wiese, schreit beim Spiele, ruft Schimpfwörter in den Wald, wird ärgerlich, sucht den vermeinten Knaben, von dem er wähnt, er stecke im Walde, und will ihn schlagen, kann niemand finden, läuft nach Hause, verklagt den bösen Buben, wird getadelt, über den Widerhall belehrt und zu einem guten Betragen ermahnt.

3. Gedankengang. Wir sehen den Knaben auf der Wiese, im Walde und im Elternhause. Auf der Wiese spielt er und weckt das Echo. Im Walde sucht er den vermeinten Knaben und will sich an ihm rächen. Im Elternhause wird er zurechtgewiesen. Auf der Wiese sehen wir den fröhlichen und dann ärgerlichen, im Walde den rachsüchtigen und dann enttäuschten, im Elternhause den lügenhaften und dann beschämten Georg. — Wie wir gegen andere, so sind andere gegen uns!

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung und Anklänge an Verwandtes. Wie du hinein rufst in den Wald, so dir es auch entgegenschallt. Tu nichts Böses, so widerfährt dir nichts Böses! Wie du mir,

so ich dir. Alles, was ihr wollt, das euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen. Lügen haben kurze Beine. Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen. Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

2. Rede- und Stilübungen: a) Beweise die Nutzanwendung aus der Erzählung! (Georg rief Schimpfreden in den Wald, darum schallten ihm auch Schimpfreden entgegen. Georg schimpfte, darum wurde er wieder geschimpft; er log, darum wurde er gestraft. Wie er's dem Knaben machte, so machte es das Echo ihm usw.)

b) Vergleichung der Erzählung vom „Widerhall" mit der Erzählung „Der Star". „Der alte Jäger Moritz hatte in seiner Stube usw." von Chr. v. Schmid. Dort hieß der Knabe Georg, hier Karl. Georg ging aus dem Elternhause auf die Wiese zum Spielen, Karl in das Nachbarhaus zum alten Jäger oder Förster Moritz zum Besuche. Georg wollte sich am Springen, Karl am Sprechen des abgerichteten Stares erfreuen. Auf der Wiese wiederholte das Echo, was gegen den Wald gerufen wurde, in der Stube des Jägers Star, wozu er mit vieler Mühe angelernt war. Georg suchte vergeblich den Rufer im Walde; Karl fing glücklich den Star und steckte ihn in die Tasche. Georg wollte den Knaben schlagen, Karl sich an dem Star erfreuen. Georg lief im Ärger zu seiner Mutter, Karl wurde zu seinem Schreck von dem Jäger überrascht. Georgs Lüge wurde durch die Mutter erraten, Karls Diebstahl durch den Jäger und den Star in der Tasche entdeckt. Lügner und Dieb wurden beschämt und zur Besserung ermahnt. P.

53. A. Die Birke und die Tanne.

Agnes Franz. Parabeln. Essen 1841.

(Die Birke spricht:) Du alte Tanne im dunkeln Kleid,
du solltest dich schämen zur Frühlingszeit!
Sieh, wie ich mit festlichem Grün mich geschmückt,
daß jeder mich voll Freude erblickt!
Bald kommt das Pfingstfest, da wirst du mich sehn
als Zierde vor jedem Hause stehn;
doch deine ernste, finstre Gestalt
begehrt niemand im ganzen Wald. —

(Die Tanne antwortet:) O Birke, prahle nicht so kühn
mit deinem schönen, jungen Grün!
Wohl trag' ich zur Sommer- und Winterzeit
dasselbe schlichte, dunkle Kleid;
doch wenn ich im Herbst noch grün am Hügel,
steckst du als Rute schon hinter dem Spiegel.
O, wie dich die Kinder fliehen erschrocken!
Ich aber in meinen krausen Locken
darf als Christbaum zu ihrem Behagen
die schönsten Weihnachtslichter tragen.

B. Tanne und Birke.

Joh. Staub. Kinderbüchlein. St. Gallen. S. 150.

Ein Häufchen Kinder redete einmal von den schönen Bäumen. Da sagte eines: „Wißt ihr auch, welches der schönste Baum auf der Welt ist?" Das kleine Hannli klatschte in die Hände und rief: „O das ist der Christbaum, der

so viele Lichter und so viele herrliche Sachen für die Kinder trägt." Und alle sagten: „Ja, ja, es ist der Christbaum!" Das Kind fragte wieder: „Welches aber ist der garstigste Baum?" Und der schlimme Franz rief geschwind: „Das ist der Rutenbaum! Das ist die Birke! weil man aus ihren Zweigen Ruten macht." Und die Kinder lachten, denn sie wußten wohl, daß Franzens Mutter eine Rute für den schlimmen Buben brauchte.

Vergleichung von Tanne und Birke. Beide sind Waldbäume und sehr nützlich im Dienste der Menschen. Die Tanne trägt eine schlichte, dunkle, die Birke eine helle, weiße Rinde. Aus ersterer quillt Harz, aus letzterer Birkenwein. Die Birke hat grüne, dreieckige Blätter, die Tanne dunkle, spitze Nadeln. Die Birke ist die Braut des Waldes im Frühling, die Tanne die Trösterin im Winter. Im Winter ist die Birke kahl und blätterlos, die Tanne immer noch grün bekleidet. Die Birke ist ein Sinnbild der Freude, die Tanne der Treue. Die Birke ziert die Häuser zu Pfingsten, die Tanne die Stube zum Weihnachtsfeste. Die Birke gibt ihre Zweige zu Besen und Ruten her und muß niedrige Dienste verrichten; die Tanne liefert die Christbäume und verrichtet freudige, ehrenvolle Dienste. Wenn die Birke düster und traurig im Winter dasteht, trägt die Tanne herrliche Lichter und köstliche Gaben für die Kinder. Die Birke prahlt und verachtet andere; die Tanne ist bescheiden und tadelt das Rühmen und Überheben. Jedes hat seinen Platz und seine Zeit.

Aufgaben. a) Wie sieht das Haus zu Pfingsten und die Stube zu Weihnachten aus? b) Welche Eigenschaften hat die Birke und welche die Tanne? c) Beweise an Birke und Tanne, daß das Kleid nicht den Wert ausmacht! d) Beweise den Hochmut der Birke und die Bescheidenheit der Tanne! e) Worin liegt ihr wahrer Wert? f) Was sollen Kinder aus dem Gedichte und der Erzählung lernen? g) Um was handelt sich der Wettstreit im Gedichte und um was in der Erzählung? h) Suche Beispiele von „Wettstreit" auf! P.

34. Gleich und Gleich.

J. W. von Goethe. Werke, Stuttgart 1867. Bd. I, S. 17.

I. **Vorbereitung.** Es will Frühling werden. Aus dem Erdboden ist ein Blumenglöckchen (Schneeglöckchen oder Krokus) früher als andere hervorgesprosset (gewachsen) in lieblichem Flor (oder schöner Blütenweise). Ein Bienchen kommt aus dem nahen Bienenhause und nascht mit seinem Saugrüssel von dem süßen Safte in der Blütenkrone. Es scheint, als ob die Blume für das Bienchen eigens geschaffen sei, und als ob sie auf den Besuch des Bienchens gewartet habe.

II. **Unmittelbare Darbietung.**

Ein Blumenglöckchen
vom Boden hervor
war früh gesprosset
in lieblichem Flor.

Da kam ein Bienchen
und naschte fein:
die müssen wohl beide
für einander sein.

Fragen über Inhalt, Wort- und Sacherklärung. Wer ist mit Gleich und Gleich gemeint? Was macht sie zu Gleich und Gleich? Woher der Name Blumenglöckchen? Welcher Boden ist gemeint? Was

ist mit „früh“ gemeint? Nenne Wörter, die mit „gesprosset“ verwandt sind! Was ist „Flor“? Warum heißt er lieblich? Woher kam das Bienchen? Was wollte es bei dem Blumenglöckchen? Wie unterscheidet sich „naschen“ von „essen“? Woraus schließt der Dichter, daß Blume und Biene füreinander bestimmt sind?

III. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Das Gedicht führt uns an einem Märztage in den Garten. Der Zaun (die Hecke) ist noch kahl. In einer Ecke liegt ein Restlein Schnee. Die Beete sind noch nicht bestellt. Nur auf einem guckt eine gelbe Krokusblüte oder ein weißes Schneeglöckchen hervor. Vom blauen Himmel leuchtet die Sonne und wird bald mehr Leben hervorlocken. An einer Seite des Gartens steht ein Bienenhaus. In den Stöcken oder Körben summt das Bienenvolk. Einzelne Bienen spazieren aus dem Flugloche auf das Brett, heben ihren Hinterleib in die Höhe, recken und strecken sich. Eine scheint das Blumenglöckchen erspäht zu haben, fliegt hin, setzt sich darauf und nascht fein.

2. Gedankengang. Die einsame Blüte und das frühe Bienchen sind wie geschaffen füreinander. Die Liebe vereinigt und beglückt das Getrennte.

3. Schönheiten und Eigentümlichkeiten in der Form. In kurzen, schlichten Worten erzählt der Dichter eine lange Geschichte von Trennung und Vereinigung. Das „beide“ scheint überflüssig; aber es soll die bisherige Trennung von Biene und Blume, das „für einander“ die Vereinigung andeuten.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Was zusammengehört, das findet sich auch zusammen. Die Liebe schlägt die Brücken über Raum und Zeit.

2. Anklänge an Bekanntes und Verwandtes. Gleich und gleich gesellt sich gern. — Was sich liebt, das neckt sich. — Einsam bin ich nicht alleine. — Suchet, so werdet ihr finden. — Weg hat er allerwegen. Die Schöpfungsgeschichte.

3. Rede- und Stilübungen. a) Der Garten im ersten Frühling. b) Bienenleben im Laufe des Jahres. c) Warum paßten die „beiden“ so füreinander? (Die Blume war allein; jetzt bekommt sie Gesellschaft. Sie hat Honig; der findet jetzt einen Abnehmer. Ihr Blütenstaub muß auf die Narbe getragen werden, wenn sie Samen tragen soll; das tut die Biene. Die Biene liebt die Schönheit; bei der Blume findet sie dieselbe. Sie ist hungrig; hier findet sie Nahrung. Sie liebt Geselligkeit; bei der Blume hat sie dieselbe. Sie arbeitet geschäftig; hier nützt sie dadurch. Jedes gibt, und jedes empfängt. Eins hat für das andere Liebe und Dankbarkeit.)

4. Vergleiche: Die fleißige Biene von M. Promber.

I. **Einführung.** Es ist ein schöner Maientag. Im Garten blühen Blumen, Büsche und Bäume. Geschäftig fliegen die Bienen summend von Blüte zu Blüte und sammeln Honigsaft ein. Am Bienenhause steht der Gärtner und schaut dem Fleiße der Bienen zu. Mit einer Biene hält er ein Zwiegespräch. Wir wollen es belauschen!

1. „Ei, du kleine Biene du!“
spricht der Gärtner Klaus;
„warum pflegst du nicht der Ruh?
Bleibe doch zu Haus!“
Doch das Bienchen summt ihn an:
„Müßig gehn? O nein!
Wer noch rüstig schaffen kann,
darf nicht müßig sein.“

2. „Aber“, ruft der Klaus und lacht,
„sag, wo ist dein Lohn?
Was du emsig heimgebracht,
trägt man ja davon!“
„Freilich,“ summt das Bienelein,
„aber merk dir noch:
kann ich mir nicht nützlich sein,
bin ich's andern doch!“

II. **Gedankengang.** Der Gärtner will die Biene zu behaglichem Ruhen im Hause verleiten. Die Biene haßt den Müßiggang und hält fleißige Arbeit für die Pflicht jedes gesunden Geschöpfes. Der Gärtner verspottet ihren Fleiß, weil er ihr nichts hülfe, da man ihr immer die Frucht desselben, den Honig, wegnähme. Die Biene ist glücklich, andern nützlich zu sein. Liebesdienst ist Lebensglück.

III. **Verwandtes.** Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. — Dienet einander ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat. — Wenn das Leben köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen. — Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. — Arbeit und Liebe sind der beste Inhalt des Lebens. — In „Gleich und Gleich“ dient eins dem andern. P.

55. Storches Ankunft.

Karl Enslin. Lebensfrühling. 3. Aufl. Leipzig 1859. S. 111.

1. Sieh, sieh, sieh!
Der Storch ist wieder hie!
Was macht er denn dort oben?
Er sucht sein altes Nest
und setzt sich für den Sommer fest —
der Storch, der ist zu loben.

2. Schau, schau, schau!
Dort fliegt auch seine Frau.
Frau Störchin, mußt dich eilen!
Dem Männlein wird zu lang die Zeit,
die Wohnung ist ihm viel zu weit, —
du sollst sie mit ihm teilen.

3. Horch, horch, horch!
Wie klappert jetzt der Storch!
Das heißt bei ihm gesungen.
Die beiden sitzen warm und fest:
noch ist für sie zu groß das Nest. —
Bald kommen auch die Jungen.

I. **Vorbereitung und Vortrag.** An einem Frühlingsmorgen schauen die Kinder zum Fenster hinaus und sehen auf dem Scheunendache den eben aus fernem Lande ankommenden Storch. Da ruft ein Kind: „Sieh, sieh, sieh!“ und alle erblicken den Storch, der sein altes Nest wieder aufgesucht und gefunden hat. Sofort fängt er an, es wieder auszubessern, und setzt sich nun für den Sommer fest, d. h. er macht es zu seiner Wohnung. Deshalb ist der Storch zu loben.

Aber bald darauf erblickt eins der Kinder noch einen zweiten Storch in der Luft und macht die andern Kinder darauf aufmerksam; das ist des Storches Frau, die Störchin. Schon lange hat der Storch sich nach ihr umgeschaut, denn die Wohnung (das Nest) hat er ja so groß gebaut, daß mehrere Störche darin Platz haben. Eilend kommt die Störchin hinzu, um das Nest mit ihrem Manne, dem die Zeit allein zu lang wird, zu teilen. Nachdem sie sich beide häuslich eingerichtet haben, hören die Kinder im Dorfe das Klappern des Storches. Das nennt der Storch seinen Gesang. Und nicht lange wird's dauern, so ist das warme und feste Nest, das

ja für die zwei noch zu groß ist, auch noch von Eiern und endlich von jungen Störchen besetzt. Dann ist die Storchenfamilie vollständig und glücklich. — Hört, wie das der Dichter Enslin schön in einem Gedichte gesagt hat!

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Auf dem Dache einer Dorfscheune befindet sich ein Storchnest, welches mit Beginn der Sommerzeit einer Storchenfamilie als sicherer und warmer Aufenthalt dient.

2. Gedankengang. Str. 1. Der Storch kommt zu seinem alten Neste. Str. 2. Auch die Störchin kommt an. Str. 3. Zuletzt kommen die Jungen.

III. **Verwertung.** 1. Rede- und Stilübungen. Warum ist der Storch zu loben? Warum macht er sein Nest so groß, weit, fest und warm?

2. Vergleichung mit „Des Storches Wiederkehr", von Hoffmann v. Fallersleben. (50 neue Kinderlieder. Heidelberg 1866. S. 2.)

1. Habt ihr ihn noch nicht vernommen?
Auf dem Dache sitzt er schon.
Unser Storch ist heimgekommen,
hört doch, hört den frohen Ton!
Klappre du, klappre du:
klapp, klapp, klapp,
klapp, klapp, klapp;
klappre du immer zu!

2. Ja, du bist nun eingetroffen
nach so mancher Winternacht,
hast erfüllet unser Hoffen
und den Frühling mitgebracht.
Klappre du, usw.

3. Ach, wie tönt in unsre Ohren
doch so süß der frohe Ton!
Ja, wir sind wie neugeboren,
denn der Winter ist entflohn.
Klappre du, usw.

A. Gemeinschaftliches: a) Ankunft des Storches im Frühjahre. b) Ankündigung durch Klappern mit dem Schnabel. c) Freude der Kinder über die Ankunft und den Aufenthalt der Störche auf dem Dache.

B. Verschiedenheiten: a) In dem Hoffmannschen Gedichte ist nur von einem Storche die Rede, im Enslinschen vom Storche und der Störchin. b) Die Kinder in dem Hoffmannschen Gedichte geben ihre Freude durch bestimmte Worte zu erkennen, im andern nicht. c) In Hoffmanns Gedichte tönt den Kindern das Klappern des Storches süß, in Enslins Gedichte sagen die Kinder nur: „Das heißt bei ihm gesungen." d) In Enslins Gedichte ist das Einziehen in das Nest die Hauptsache, im Hoffmannschen wird der Storch als Bringer des Frühlings begrüßt. —

W. D.

56. Waldlied.

Heinr. Hoffmann v. Fallersleben. 50 Kinderlieder. 6. Ausg. Altona. S. 33.

1. Im Walde möcht' ich leben
zur heißen Sommerzeit.
Der Wald, der kann mir geben
viel Lust und Fröhlichkeit.

2. In seine kühlen Schatten
winkt jeder Zweig und Ast;
das Blümchen auf den Matten
nickt mir: „Komm, lieber Gast!"

3. Wie sich die Vöglein schwingen
im hellen Morgenglanz
und Hirsch und Rehe springen
so lustig wie zum Tanz!

4. Von jedem Zweig und Reise,
hört nur, wie's lieblich schallt!
Sie singen laut und leise:
„Kommt, kommt in'n grünen Wald!"

I. **Vorbereitung und dann Vortrag des Gedichts.** Es ist heiße Sommerzeit. Besonders in der Stadt ist die Hitze drückend und der Staub lästig. Ein Kind wünscht sich fort aus den engen, dumpfen Mauern der Stadt hinaus in den frischen, grünen Wald. Da wohnt die Freiheit und die Freude. Das Kind weiß es aus Erfahrung. Es hat einmal wochenlang in einem Forsthause zugebracht. Nun denkt es immer daran, wie die schattigen Bäume mit Ästen und Zweigen wie mit ausgestreckten Armen winken, und wie die Blumen auf den Matten oder Waldwiesen gleich freundlichen Augen blinken und nicken: Komm doch zu uns als lieber Gast! Es denkt daran, wie sich die Vögel im Morgenglanze aufschwingen und von allen Ästen ihre Lieder laut und leise erschallen lassen, wie Hirsche und Rehe lustig wie im Tanze den Wald durcheilen. Alles ladet zum Kommen ein. Eine große Sehnsucht nach dem Walde erfüllt des Kindes Herz und spricht sich in dem nachfolgenden Waldliede von Hoffmann von Fallersleben aus. Hört es an!

II. **Vertiefung.** 1. Schauplatz der Handlung ist der schöne, grüne Wald mit seinen vielen Bäumen, seinem kühlen Schatten, seinen schönen Blümchen auf den Matten, seinen gefiederten Sängern in den Zweigen und seinen muntern Waldtieren.

2. Gedankengang. Str. 1. Wir möchten gern zur Sommerzeit im Walde leben. Str. 2—4. Es laden uns ein die schattigen Bäume, die Blümchen, die Rehe, Hirsche und Vögel.

3. Rede- und Stilübungen. Welche Freude gibt uns der Wald im Sommer? (Kühlen Schatten, schöne Blumen, fröhliche Vögel und lustig springende Hirsche und Rehe. Der kleine Aufsatz kann in Briefform geschrieben werden.) W. D.

57. Vom Büblein auf dem Eise.

Friedrich Güll, Kinderheimat. Gütersloh. 1. Gabe. S. 82.

1. Gefroren hat es heuer
noch gar kein festes Eis.
Das Büblein steht am Weiher
und spricht so zu sich leis':
„Ich will es einmal wagen,
das Eis, es muß doch tragen."
Wer weiß?

2. Das Büblein stampft und hacket
mit seinen Stiefelein.
Das Eis auf einmal knacket,
und krach! schon bricht's hinein.
Das Büblein platscht und krabbelt
als wie ein Krebs und zappelt —
mit Schrein:

3. „O helft, ich muß versinken
in lauter Eis und Schnee,
o helft, ich muß ertrinken
im tiefen, tiefen See!"
Wär' nicht ein Mann gekommen,
der sich ein Herz genommen,
o weh!

4. Der packt es bei dem Schopfe
und zieht es dann heraus,
vom Fuße bis zum Kopfe
wie eine Wassermaus.
Das Büblein hat getropfet,
der Vater hat's geklopfet
zu Haus.

I. **Vorbereitung und Vermittlung.** Noch hat es im Anfange des Winters (heuer, d. h. in diesem Jahre) kein festes Eis gefroren, da steht ein Büblein am Weiher (an einem kleinen Teiche, einem stillstehenden Wasser) und überlegt, ob es sich nicht trotz des dünnen Eises darauf wagen sollte.

Der Gedanke wird zur Tat: das Büblein stampft (tritt fest und schnell auf) und hacket (um mit dem Absatz des Stiefels kleine Löcher ins Eis zu schlagen). Da knackt das Eis (es zerbricht mit dem Tone „knack") und krach! da bricht's hinein. Das Büblein platscht (beim Fall ins Wasser schallt's „platsch" oder klatsch) und krabbelt (zuckt mit Händen und Füßen hin und her) wie ein Krebs und zappelt (ängstlich, lebhaft, angestrengt mit den Füßen). Dabei schreit es um Hilfe: „O helft, ich muß versinken (auf den Grund sinken), o helft, ich muß ertrinken (und den Tod finden) im tiefen Wasser. Da kommt ein Mann daher, der nimmt sich ein Herz (faßt Mut, ins kalte Wasser zu gehen), packt (greift derb) den Knaben beim Schopfe (bei den Haaren) und zieht ihn heraus. „Das Büblein hat getropfet (vom Wasser), der Vater hat's geklopfet (mit einem Stocke gezüchtigt) zu Haus." Die Geschichte hat der Dichter Güll in ein Gedicht verwandelt, das ihr jetzt hören sollt.

II. **Vertiefung.** 1. Lagebild. Anfang des Winters. Erde mit Schnee bedeckt. Am Ende des Dorfes ein Teich oder Weiher mit Eis und Schnee bedeckt. Ein Knabe ist ins Eis eingebrochen und guckt nur noch mit dem Kopfe heraus. Er zappelt mit Armen und Beinen im Wasser und schreit um Hilfe. Ein mutiger Mann watet ins Wasser, um den Knaben zu retten.

2. Eigenschaften und Tätigkeiten der Personen. a) Das Büblein war vorwitzig und ungehorsam, denn es ging aufs Eis, obgleich der Vater gesagt hatte, daß es noch nicht fest wäre; es war in großer Angst und sehr erschrocken, als es im Wasser lag. Das Büblein stand, sprach, wagte, stampfte, hackte, brach ein, platschte, krabbelte, zappelte, schrie, tropfte. b) Der Mann war mutig, denn er stieg ins kalte, tiefe Wasser; er war barmherzig, denn er rettete den unglücklichen Knaben vom Wassertode. — Er packte und zog den Knaben aus dem Wasser.

3. Gedankengang. Ein Büblein geht auf noch nicht festes Eis (Str. 1), bricht ein (Str. 2), schreit um Hilfe (Str. 3), wird gerettet und bestraft (Str. 4).

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Wer sich in Gefahr begibt, kann leicht darin umkommen. Bedenke bei allem, was du tust, das Ende! Vorgetan und nachbedacht, hat manchem schon viel Leid gebracht.

2. Rede- und Stilübungen. 1. Warum hat der Vater das Büblein geklopfet? 2. Erzähle die Geschichte, als ob du sie aus der Ferne mit angesehen hättest! 3. Nachbildung: Das Mädchen auf der Leiter. (Ein Mädchen steigt auf eine Leiter. Es bricht eine Sprosse, sie bleibt mit den Kleidern hängen, zappelt und schreit. Die Magd kommt und holt sie herunter. Das Kleid ist zerrissen, das Gesicht geschunden. Strafe.)

W. D.

38. Der gute Mäher.

Hermann v. Kamp. Die Sänger im Frühlingshaine. Essen 1880.

1. Früh ging ein Mäher mähen
im Feld den reifen Klee.
Da schnitt er mit der Sense
hart an ein Nest — o weh!

2. Drin lagen sieben Vöglein;
sie lagen nackt und bloß.
O könntet ihr schon fliegen,
und wäret ihr schon groß!

3. Dem Mäher tat's so wehe;
er sann wohl her und hin.
Da kam dem guten Mäher
noch Hoffnung in den Sinn.

4. Er mähete bedächtlich
weit um die Stelle her
und trug den Klee von dannen
und störte da nicht mehr.

5. Die alten Vögel flogen
nun wacker ab und zu.
Sie fütterten die Kinder
in ungestörter Ruh'.

6. Bald wuchsen ihre Flügel;
sie flogen dann davon.
Der Mäher aber fühlte
im Herzen süßen Lohn.

I. **Vorbereitung und Vortrag.** Am frühen Morgen ging ein fleißiger Mäher mit seiner Sense aufs Feld, um den reifen Klee zu mähen. Da schnitt er mit der Sense hart (dicht) an ein Nest. Darin lagen sieben Vögelein nackt und bloß (d. h. ohne Federkleid). Wenn nun der Mäher den Klee, der das Nest verbarg, abmähte, so mußten die armen Vöglein umkommen; denn die heiße Sonne, die rauhen Winde, Raubtiere oder gar böse Buben würden sie verderben. Da dachte er nach, wie er wohl helfen könnte. Bald kam ihm ein glücklicher Gedanke (eine Hoffnung), wie er die Vöglein retten könnte: er ließ um das Nest herum den hohen Klee stehen, so daß es verborgen blieb, und mähete bedächtlich (sorgsam) ums Nest her, damit die scharfe Sense nicht etwa den Vögeln zu nahe käme und sie ängstigte. Darauf trug er den Klee von dannen (nach einem andern Orte) und störte (d. i. beunruhigte) die Vögel nicht mehr.

Als das die alten Vögel sahen, flogen sie „wacker" (schnell und emsig) ab und zu und fütterten ihre Kinder, ohne belästigt zu werden. Nach einigen Wochen sah der gute Mäher einmal wieder nach den Vöglein, und siehe da, die Flügel waren ihnen schon so groß gewachsen, daß sie davonfliegen konnten. Der Mäher aber fühlte sich in seinem Herzen reich belohnt für seine Mühe und Sorgfalt. Hört nun das kleine Erlebnis als Gedicht!

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Im freien Felde auf dem Kleeacker an einem schönen Sommermorgen findet der Mäher das Nest.

2. Schilderung der Person. Der Mäher war ein fleißiger Landmann, denn er ging schon früh an seine Arbeit. Er war ein von Herzen guter Mann und liebte die Tiere, denn er erbarmte sich der kleinen, hilflosen Vögel. Er war ein verständiger Mann, denn er überlegte, wie er die Vögel vor dem Untergange retten könnte, und fand das richtige Mittel.

3. Gedankengang. a) Ein Mäher trifft beim Mähen auf ein Vogelnest. (Str. 1.)

b) Er wünscht, die Vögel könnten das Nest schon verlassen, damit sie nicht umkämen. (Str. 2.)

c) Er überlegt, ob er die Vögel retten könnte. (Str. 3.)

d) Er findet das Rettungsmittel. Welches? (Str. 4.)

e) Der Erfolg des Mittels: Die Alten ziehen die Jungen auf; die Jungen fliegen aus; der Landmann hat herzliche Freude. (Str. 5 und 6.)

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Wenn der Mensch den Tieren Gutes tut, so hat er davon süßen Lohn: sein Herz ist fröhlich.

Spruch: Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes.

2. Rede- und Stilübungen. a) Erzähle die Geschichte, als ob du bei dem Mäher gewesen wärest! b) Welche guten Eigenschaften des Mähers sollen wir uns aneignen? c) Was für Vöglein mögen es wohl gewesen sein, die der Landmann fand (Lerche, Rebhuhn)? W. D.

39. Der alte Großvater und der Enkel.

Jakob und Wilh. Grimm. Kinder- und Hausmärchen. Gr. Ausg. 11. Aufl. Berlin 1873. S. 308

Es war einmal ein steinalter Mann, dem waren die Augen trüb geworden, die Ohren taub, und die Knie zitterten ihm usw.

(Das Märchen findet sich in allen Lesebüchern.)

I. **Vermittlung.** 1. Ein steinalter = sehr alter Mann, der blind und taub war und dem die Knie zitterten. Was zitterte ihm noch? Hände und Mund. Beweise dies! 2. Sein Sohn und dessen Frau usw. Was war die letztere von dem Greise? 3. Sie ekelten sich davor = sie empfanden Ekel, Widerwillen, Abscheu. 4. Irdenes, d. i. ein töpfernes oder tönernes Schüsselchen. 5. Die Augen wurden dem Greise naß = er weinte. 6. Die junge Frau schalt = schimpfte, zankte, keifte. 7. Der Enkel trägt kleine Bretter zusammen; er spielte und wollte die Brettlein zusammennageln zu einem Tröglein. 8. Wenn ich groß bin, will sagen, wenn ich erst das Gut oder die Wirtschaft habe. 9. Die Eltern sahen sich eine Weile an = sie kamen zur Erkenntnis ihrer Sünde. 10. Sie weinten = sie empfanden Reue über ihr Unrecht und besserten sich.

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Die große Wohnstube eines Landmannes. Der mächtige Kachelofen ist auf drei Seiten von der Ofenbank umgeben. Die Szene mit dem Enkel fand kurz nach dem Mittagessen statt.

2. Eigenschaften des Sohnes und seiner Frau. Sie waren lieblos, ohne Ehrerbietung vor dem steinalten, blinden Vater, hartherzig und geizig. Die Schwiegertochter war noch garstiger und liebloser als der Sohn. Sie kaufte ihrem Schwiegervater einen Holztrog, wie man ihn nur Tieren vorsetzt. Endlich waren sie reumütig und zuletzt gebessert. Der Enkel ahmte das Beispiel der Eltern nach.

3. Gliederung des Inhalts. a) Der alte Großvater und seine Gebrechen. b) Folgen derselben. c) Die Wirkungen der Gebrechen auf Sohn und Schwiegertochter und deren Handlungsweise: Ekel, Verstoßung des Großvaters vom Tische, Verbannung hinter den Ofen, unzureichendes Essen und unwürdiges Eßgeschirr. d) Betrübnis des Großvaters. Seine lieblose Behandlung seitens der Schwiegertochter. Schimpfen und Anschaffung einer hölzernen Schüssel. e) Handlungsweise des Enkels. Liebe zu den Eltern. Nachahmung ihres Beispiels. f) Wirkung der kindlichen Worte auf die Eltern: 1. Erkenntnis ihrer Sünde. 2. Reue und Buße. 3. Sühne des Unrechts. 4. Besserung.

4. Grundgedanke. Wer seine Eltern schlecht behandelt, wird später den Lohn durch die eigenen Kinder heimgezahlt erhalten.

III. Verwertung. 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. a) Das 4. Gebot. b) Sir. 3, 12. Spotte deines Vaters Gebrechen nicht, denn es ist dir keine Ehre! c) Sir. 3, 14. Liebes Kind, pflege deines Vaters im Alter und betrübe ihn ja nicht, solange er lebet! Halte ihm zu gut, ob er kindisch würde, und verachte ihn ja nicht darum, daß du geschickter bist! d) 1. Tim. 5, 4. Den Eltern gleiches vergelten, das ist wohlgetan und angenehm vor Gott. e) Spr. Sal. 19, 26. Wer den Vater verstöret und die Mutter verjaget, das ist ein schändliches und verfluchtes Kind. f) Als Petrus den Heiland verleugnet hatte, da sah ihn dieser an, und Petrus ging hinaus und weinte bitterlich.

2. Rede- und Stilübungen. Nachbildung: Die Roßdecke. Der alte, kranke Großvater ist in ein kleines Oberstübchen ohne Ofen verwiesen. Der Enkel besucht ihn öfters. Winter naht. Großvater friert. Vater gibt dem Sohne eine Pferdedecke für den Großvater. Der Enkel schneidet sie mit der Schere in zwei Teile. Frage usw. — sonst freie Bearbeitung. R. D.

60. Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren.

Johann Friedrich Möller.

Eine arme Bauernwitwe hatte ihren Sohn mit Spinnen ernährt und ihm, da er auf der Schule war, die Speisen über Feld zugetragen. Dieser Sohn kam in der Welt sehr hoch hinauf und gab einst ein großes Gastmahl. Als die Gäste sich im Vorzimmer versammelten, wurden sie zweier Dinge gewahr, über welche sie sich sehr verwunderten. Unter einem prächtigen Spiegel hing ein ganz geringer Knotenstock. Sodann stand ganz oben an der Tafel ein alter Stuhl mit hoher Lehne und neuem Überzuge. Man fragte den Herrn des Hauses, was das bedeute. Er antwortete: „Ich hatte nichts denn diesen Stab, da ich aus meiner Mutter Hause ging. Der Stuhl aber ist meiner lieben Mutter Spinnstuhl gewesen, auf welchem sie so viel gearbeitet hat, daß ich auf der Schule leben konnte.“ — Als nun die Gäste beisammen waren, bat er dieselben, daß er noch einen fehlenden Gast holen dürfe. Sieh! da kommt er schon zurück, und an seinem Arme führt er ein gekrümmtes, altes Mütterchen in Bauerntracht und setzt es auf den Spinnstuhl obenan. — Es war seine Mutter, die er also ehrte.

I. Erläuterung und Erweiterung. Eine arme Bauernwitwe, die nur einen geringen Auszug und den Altensitz in ihrem früheren Gütchen hatte, ernährte ihren Sohn, der auf der Schule war, durch Spinnen von Flachs. Sie trug ihm die Speisen über Feld zu. Die Witwe wohnte mit ihrem Sohne in einem Dorfe, das ein Stündchen von einer großen Stadt entfernt war. Dort war ein Gymnasium und eine Hochschule. Früh ging der Sohn zur Schule, und abends kehrte er heim, mittags aber, wo er selbst oft nur ein Stündchen frei hatte, brachte ihm die gute Mutter sein Mittagbrot nach der Stadt. Der Sohn kam in der Welt sehr hoch hinauf, d. i. zu hohen Ehren, und wurde später ein hoher Staatsbeamter. Als solcher gab er sein erstes großes Gastmahl. über zwei Dinge wunderten sich die Gäste, weil sie gar nicht in

die prächtigen Zimmer paßten, über einen ganz geringen Knotenstock und über einen alten Stuhl mit neuem Überzuge. Der Knotenstock war ein vieläſtiger Stock von einem Schwarzdornſtrauche, wie ihn die Handwerksburſchen (von den Studenten Knoten genannt) trugen. Von dem Stocke ſagte der Gaſtgeber mit dem Erzvater Jakob: „Ich hatte nicht mehr als dieſen Stock, da ich aus meiner Mutter Hauſe ging.“ Der alte Stuhl mit hoher Lehne und neuer Kappe war der Mutter Spinnſtuhl, auf welchem ſie jahrelang vor dem Spinnrade geſeſſen, aus Flachs Garn geſponnen und damit den Unterhalt des Sohnes auf der Schule verdient hatte. Als liebſten und geehrteſten Gaſt führte der Sohn an ſeinem Arme das greiſe, von Alter und harter Arbeit gekrümmte Mütterlein in die Stube und ſetzte ſie auf den Ehrenplatz obenan. Er ſchämte ſich nicht, wie herzloſe und undankbare Söhne tun, ſeiner Mutter aus geringem Stande, ſondern er war ſtolz auf ſolch eine Mutter, die ihm faſt ihr ganzes Leben gewidmet hatte, und wollte ſie von andern ebenſo geehrt ſehen, wie er ſie ſelbſt hoch ehrte.

II. **Vertiefung.** 1. Kernfragen: a) Warum kann jetzt keine arme Witwe mehr ihren Sohn durch Spinnen ernähren und auf einer Schule erhalten? (Billige Maſchinenſpinnerei einerſeits und Verteurung des Lebensunterhalts und des Schulgeldes anderſeits.) b) Warum fragten wohl die Gäſte nach dem Knotenſtocke und dem Spinnſtuhle? (Sie kannten wohl den vornehmen Sohn, aber nicht ſeine Lebensgeſchichte. Er hatte gewiß erſt die hohe Stellung vor kurzem erhalten und gab das erſte Gaſtmahl.) c) Durch welche einzelne Tatſachen ehrte der gute Sohn ſeine Mutter?

2. Gliederung des Inhalts. a) Was hat die Mutter alles für ihren Sohn getan? b) Was hat der Sohn alles getan, die Mutter zu ehren?

3. Grundgedanke: die Überſchrift.

III. **Verwertung:** Nutzanwendung für Herz und Leben. Sir. 3, 9 u. 10. Ehre Vater und Mutter mit der Tat, mit Worten und Geduld, auf daß ihr Segen über dich komme! Spr. Sal. 1, 8 u. 9. Mein Kind, gehorche der Zucht deines Vaters und verlaß nicht das Gebot deiner Mutter; denn ſolches iſt ein ſchöner Schmuck deinem Haupte und eine Kette an deinem Halſe. Sir. 7, 29. Vergiß nicht, wie ſauer du deiner Mutter geworden biſt! R. D.

61. Die Sonne.

Wilh. Hey. Noch 50 Fabeln. Anhang. S. 3.

Wie eine Mutter bei ihrem Kinde ſteht,
ſo die Sonne am Himmel früh und ſpät uſw.
(Text ſ. in Heys Fabeln!)

I. **Vorbereitung.** Die Kinder kommen von daheim. Dort hat die Mutter ihre Kinder geweckt, gewaſchen, gekämmt, angekleidet, ihnen Milch und Brot gegeben. Jetzt iſt ſie zu Hauſe fleißig: wäſcht, ſtopft und ſtrickt Strümpfe, flickt die Sachen, kocht das Eſſen. Die Mutter macht alles dies gern für ihre Kinder, denn ſie hat die Kinder lieb. Die Mutter

muß es sich oft lange überlegen, wie sie die Kinder wieder ordentlich anziehen (kleiden), wie sie Geld verdienen kann, um Nahrung und Kleidung zu kaufen. Es wird der Mutter schwer. Sie sorgt für ihre Kinder. Heute fehlen Kinder in der Schule; sie sind krank. Ihr waret auch schon einmal krank. Die Kinder liegen dann im Bett. Die Mutter sitzt daneben und tröstet, wenn ihr Liebling Schmerzen hat. Sie macht dem Kinde Umschläge, gibt ihm Arzenei (Einnehmen), reicht ihm frisches Wasser. Sie wird nicht müde Tag und Nacht. Die Mutter pflegt ihr Kind. Sind die Kinder aber gesund, so geht die Mutter mit ihnen aus. Sie zieht ihnen schöne Kleider an und freut sich über die fröhlichen und gesunden Kinder. — Ich will euch jetzt vorlesen, wer auch so für seine Kinder sorgt, sich über sie freut, sie pflegt und liebt.

II. **Darbietung und Vermittlung.** Vorlesen seitens des Lehrers. Einlesen seitens der Kinder erst einzeln, dann im Chor. Die Sonne macht es auch so wie die Mutter. Ihre Kinder sind Blumen, Menschen, Tiere und was nur lebt auf Erden hier. Wann freut sich die Sonne über die Geschöpfe? (hell scheint, Sonne lacht). Wann pflegt, sorgt und weckt sie die Tiere und Pflanzen? (wärmt, fruchtbar macht).

III. **Vertiefung.** Wer hat die Sonne gemacht? Wer hat aber die Schulbänke gefertigt? Was bekommt der Tischler dafür? Er hat Nutzen. Was hat Gott davon, daß er die Sonne schuf? Nichts. Denkt an eure Eltern! Sie schenken euch alles, was ihr habt. Was treibt sie dazu? Sie haben uns lieb. Wie euch die Eltern lieben, so hat uns auch Gott lieb. Warum hat also Gott die Sonne gemacht? Er hat sie gemacht aus Liebe zu den Menschen.

Hauptgedanke. „Die wohltätige Sonne" von G. Dinter: „Der sie schuf, muß gern erfreun, muß ein lieber Vater sein."

IV. **Verwertung.** Weil uns Gott und die Eltern täglich und reichlich geben, müssen wir sie wieder lieben. Wir lieben Gott und die Eltern, wenn wir ihre Gebote halten, und ihre Gebote sind nicht schwer.

Erzähle, was die Mutter ihren Kindern tut! Wie pflegt, sorgt, liebt und freut sich die Sonne an den Geschöpfen?

Nenne Tiere, welche besonders von der Sonne geweckt werden! (Fliegen, Käfer, Schmetterlinge.) Nenne Blumen, welche die Sonne zuerst weckt! (Schneeglöckchen, Veilchen, Schlüsselblumen, Sonnenrosen.) Was für Menschen freuen sich besonders auf die Sonne? (Kranke, Kinder.)

M. D.

62. Waldmännchen.

Aus A. und G. Greßlers „Lieder für Schule und Haus". Langensalza 1842. S. 24. (Leise geändert.)

1. Es ging ein Knäblein in den Wald
gar munter und geschwind.
Die Mutter sprach: „Komm wieder bald
und nasche nicht Beeren, mein Kind!"

2. Da sprang das Knäblein fort und fort
und trieb sein lust'ges Spiel,
gedachte nicht der Mutter Wort
und naschte der Beeren gar viel.

3. Und als die dunkle Nacht begann,
da schlich es müd' nach Haus.
Die Mutter sprach: „Was fingst du an?
Du siehst ja so jämmerlich aus?"

4. Das Knäblein sprach: „Wie sollt' es sein?
Frisch bin ich und gesund;
Waldmännchens Kirschen ohne Stein,
die schmeckten so süß mir im Mund."

5. Da ward vor Schreck die Mutter bleich
und wandt' ihr Angesicht,
barg ihre Furcht und sagte gleich:
„Waldmännchen, Kind, gibt es ja nicht!"

6. Doch schlief sie nicht die ganze Nacht
vor Kummer und vor Harm,
und als der neue Tag erwacht',
hielt tot sie den Knaben im Arm.

I. **Vorbereitung.** 1. Frisch und gesund ging einstmals ein Knabe in den nahen Wald. Vor seinem Weggange ermahnte ihn die Mutter, bald wieder heimzukehren und vor allem keine Beeren zu essen, die er nicht genau kenne. 2. Sorglos und heiter sprang der Knabe fort in den Wald und trieb selbst im Gehen noch sein munteres Spiel mit Reifen und Stab. Allein in seinem grenzenlosen Leichtsinn hatte er die Ermahnung der Mutter gänzlich vergessen. Er fand verlockend schöne Beeren, wahrscheinlich waren es Tollkirschen, und aß sie in reichlicher Menge. 3. Als nun der Abend dämmerte, da schlich er gleich einer Schnecke träge, müd' und krank nach Haus, und als ihn, heimgekehrt, seine Mutter erblickte, erschrak sie sehr und sprach: „Was hast du getan? Du siehst ja so blaß (bleich), so krank und elend aus." 4. Der Knabe aber wollte es nicht Wort haben und sprach: „Ich bin munter und wohl!" und fügte in Fieberphantasie gar seltsam lachend hinzu: „O Mutter, Waldmännchens Kirschen ohne Stein, wie süß und herrlich schmeckten sie mir doch im Munde!" Da, von jähem Schreck ergriffen, erblaßte die Mutter; doch wendete sie ihr Antlitz weg und ließ ihre Angst nicht merken — denn auch noch in der größten Furcht und Bangigkeit kann wahre Mutterliebe sich nicht verleugnen —, und tröstend sprach sie zu ihrem Knaben: „Kind, es gibt ja keine Waldmännchen." Die Krankheit des Knaben aber nahm immer mehr zu, so daß die Mutter vor Angst und Sorge die ganze Nacht kein Auge zutun konnte, und als der junge Morgen anbrach, hielt sie den Knaben tot in ihren Armen. Der Tod war die traurige Folge seines Ungehorsams und seines großen Leichtsinns.

II. **Vertiefung.** 1. *Gliederung des Inhalts.* Str. 1. Der Gang des Knaben nach dem Walde und die doppelte Mahnung der Mutter.

Str. 2. Des Knaben fröhliches Treiben im Walde, sein Leichtsinn und sein Ungehorsam.

Str. 3. Die späte Heimkehr des Knaben und die traurigen Folgen seines Leichtsinns, sowie der Mutter Betrübnis.

Str. 4. Des Knaben Leugnen, daß er krank sei, und seine Fieberphantasie.

Str. 5. Schreck, Angst und Besorgnis der Mutter.

Str. 6. Zunahme der Krankheit, schlaflose Nacht der bekümmerten Mutter und der Tod des Knaben.

2. Hauptgedanke. Leichtsinn und Ungehorsam führen oft ins Verderben. Wer nicht hören will, muß fühlen.

3. Verwandte Gedanken: a) Die sinnlichen Genüsse sind für die Jugend oft ein Gift, das frühen Tod, wenigstens den Tod der Unschuld, des fröhlichen Jugendmutes, des irdischen Glückes und geistigen Wohles herbeiführt. b) Die Schlange im Paradiese.

III. **Verwertung.** 1. Mahnung: Kind, fliehe die Sünde, sie ist ein Gift, das sicher deinen geistigen Tod zur Folge hat!

2. Rede- und Stilübungen. a) Erzähle die Tatsachen des Gedichts in ungebundener Rede mit Benutzung der vorangegangenen Erläuterung! b) Weise die Eigenschaften von Mutter und Kind nach! c) Bilde ein Gegenstück: Der Jüngling in der Fremde. Mahnung der Mutter: Komm gesund an Seele und Leib wieder heim und meide vor allem den Branntwein, dieses Gift der Jugend! d) Vergleiche dies Gedicht mit der Erzählung: „Der Knabe im Wald" von W. Curtman (Geschichtchen für Kinder. Gießen 1867. S. 70)!

Ein Knabe lief in den Wald. Da rief ihm der Eichbaum zu: „Komm, lagre dich in meinen Schatten!" Der Knabe antwortete freundlich: „Schönen Dank! wenn ich zurückkomme, will ich es tun; jetzt bin ich noch nicht müde." Darauf traf er die Maiblume an; die sprach: „Komm zu mir und rieche meinen Duft!" Der Knabe ging hin, und weil sie so lieblich roch, sprach er: „Maiblümchen, ich will dich mitnehmen zu meiner Mutter." Und die Blume war es zufrieden. Nun erblickte er die rote Erdbeere; die rief ihm auch zu: „Komm, pflücke mich, ich bin reif." Da antwortete der Knabe: „Dich will ich meiner Schwester mitnehmen." Und sie ließ sich gerne brechen. Zuletzt kam der Knabe zu der Tollkirsche; die rief ihm auch zu: „Komm, iß mich, ich bin reif!" Der Knabe aber antwortete: „Ich will dich nicht essen, du siehst mir so giftig aus. Aber ich will dich abbrechen und meinem Vater zeigen; der kennt dich besser als ich." R. D.

63. Ich mag nicht lügen.

(Verfasser unbekannt.)

Einem Knaben hatte jemand ein kleines Beil zum Spielen gegeben. Daran hatte er seine große Freude und hieb damit, wie es eben traf[1]; und es traf manchmal hin, wo es nicht gut war.[2] Als der Kleine mit dem Beile auf der Schulter auch in den Garten kam, dachte er: Nun will ich ein tüchtiger Holzhauer sein[3] und fing an und hieb seines Vaters schönstes Nußbäumchen um.[4] Den andern Tag kam der Vater in den Garten, und als er das schöne Bäumchen welk am Boden liegen sah, wurde er betrübt und zornig. „Der mir das getan hat," rief er, „der soll mir's schwer büßen!"[5]

Aber wer es getan hatte, das wußte kein Mensch, — außer einem, und der stand gerade hinter dem Zaune, hörte, wie der Vater so zürnte, und wurde feuerrot.[6] „Es ist schlimm!"[7], dachte er, „aber wenn ich's verschwiege[8], so wär's eine Lüge, und lügen mag ich nicht!" So trat er denn schnell in den Garten zum Vater und sagte: „Vater, ich habe das Bäumchen umgehauen, es war dumm von mir!"[9] — Da sah der Vater den Knaben an und machte wohl noch ein ernsthaftes Gesicht, — aber er zürnte nicht mehr.[10] Der kleine Knabe lebte in Amerika und wurde nachher ein braver Mensch und noch dazu ein gewaltiger General, hat auch in seinem Leben nie gelogen. Er hieß Georg Washington.

I. **Erläuterungen.** 1) wohin es gerade traf, ins Staket, in die Tür usw. 2) wo es Schaden anrichtete. 3) er will, wie die Holzhauer im

Walde, Bäume fällen. 4) ohne die Folgen seiner Tat zu überlegen, hieb er ein wertvolles Nußbäumchen um, an dem der Vater seine Freude hatte. 5) Wer mir den Schaden getan und den Schmerz zugefügt hat, der soll hart bestraft werden. 6) aus Scham und Reue. Die Worte des Vaters zeigten ihm erst, welches Unrecht er getan hatte. 7) was ich getan habe, und was daraus folgt. 8) wenn ich's nicht bekennen würde, so wär's eine Lüge oder absichtliche Unwahrheit; aber er liebt die Wahrheit über alles und haßt die Unwahrheit, auch das feige oder böswillige Verschweigen. 9) ich habe ohne Überlegung, zum Tage hinein gehandelt. 10) Warum? Das Bäumchen war zwar verloren und der Streich unüberlegt, aber der Sohn liebte die Wahrheit und haßte die Lüge, bekannte mutig und offen sein Unrecht, war also ein braver, unverdorbener Knabe. Aus solchem kann schon etwas werden. Im Anfange der Erzählung wird nicht gesagt, wer der Knabe war, nur woher er das Beil hatte, um die Spannung des Lesers oder Hörers zu erregen. Um so überraschender ist es dann, daß der kleine Knabe ein großer, berühmter Mann, ja der Befreier Amerikas, der General Georg Washington wurde.

II. **Vertiefung.** 1. Schauplatz. (Ein Garten mit vielen alten und jungen Bäumchen. Dazwischen ein schönes Nußbäumchen. Ein Staket umgibt den Garten. Eine Tür führt hinein. Ein kleiner Knabe schwingt ein Beil gegen den Nußbaum.)

2. Gedankengang. Der Knabe freut sich über sein Beil, haut ohne Überlegung damit und fällt ein schönes Nußbäumchen. Der Vater bemerkt das umgehauene Bäumchen, wird betrübt und zornig und bedroht den Täter mit Strafe. Der Knabe sieht und hört das, schämt sich und legt mutig ein offenes Geständnis ab. Der Vater freut sich über des Sohnes Wahrheitsliebe und verzeiht ihm. Aus dem Knaben wurde ein edler, berühmter Mann.

3. Hauptgedanken: Der Leichtsinn sündigt, aber die Wahrheitsliebe bekennt und sühnt das Unrecht.

4. Schönheiten der Erzählung. Trotz des sittlichen Ernstes, der aus der ganzen Dichtung hervorleuchtet, ist ein gewisser Humor in der Darstellung unverkennbar. Er kennzeichnet sich in folgenden Ausdrücken: a) Er hieb damit, wie's eben traf. b) Er traf manchmal hin, wo es nicht gut war. c) Ich will ein tüchtiger Holzhauer sein. d) Wer das getan, das wußte kein Mensch — außer einem, der gerade hinter dem Zaune stand und des Vaters Drohung hörte. e) Es war dumm von mir.

III. **Verwertung.** A. Nutzanwendung für Herz und Leben. Liebe die Wahrheit über alles! Sei klar und wahr! Lüge niemals!

B. Sprichwörter: Jung gewohnt, alt getan! Lügen und Lawinen wachsen immer. Verschwiegene Wahrheit kommt einer Lüge gleich. Mit der Wahrheit kommt man am weitesten. Wahrheit gibt kurzen Bescheid, die Lüge tritt die Rede breit. Ehrlich währt am längsten. Vorgetan und nachbedacht, hat manchem oft viel Leid gebracht.

C. Rede- und Stilübungen: Kernfragen. a) Was hätte der Knabe denken sollen vor dem Umhauen des Bäumchens? aa) Obstbäume

darf man nicht beschädigen, viel weniger verderben und umhauen. bb) Der Baum kann schon nach einigen Jahren Schatten und reiche Früchte geben. cc) Den Vater, der die Bäume so sehr liebt, wirst du durch deine Tat tief betrüben und erzürnen.

b) Warum wurde der Knabe feuerrot? c) Was wollte der Knabe alles mit den Worten: „Es ist schlimm!" ausdrücken? d) Und was mit den Worten: „Es war dumm von mir"? e) Wie kam's, daß der Vater nicht mehr zürnte? R. D.

64. Die sieben Stäbe.

Christoph v. Schmid. Gesammelte Schriften. Bd. 16. Augsburg 1861. S. 165.

Ein Vater hatte sieben Söhne, die öfters miteinander uneins[1]) wurden. über dem Zanken und Streiten versäumten sie die Arbeit.[2]) Ja, einige böse Menschen hatten im Sinne, sich diese Uneinigkeit zunutze zu machen und die Söhne nach dem Tode des Vaters um ihr Erbteil zu bringen.[3]) Da ließ der ehrwürdige Greis eines Tages alle sieben Söhne zusammenkommen, legte ihnen sieben Stäbe vor, die fest zusammengebunden waren,[4]) und sagte: „Demjenigen von euch, welcher dieses Bündel Stäbe entzwei bricht, zahle ich hundert große Taler bar."[5a]) Einer nach dem andern strengte alle seine Kräfte an, und jeder sagte nach langem, vergeblichem Bemühen: „Es ist gar nicht möglich!"[5b]) — „Und doch," sagte der Vater, „ist nichts leichter." Er löste das Bündel auf[6a]) und zerbrach einen Stab nach dem andern mit geringer Mühe.[6b]) „Ei," riefen die Söhne, „so ist es freilich leicht, so könnte es ein kleiner Knabe!" — Der Vater aber sprach: „Wie es mit diesen Stäbchen ist, so ist es mit euch, meine Söhne. Solange ihr fest zusammenhaltet,[7]) werdet ihr bestehen, und niemand wird euch überwältigen können.[8]) Wird aber das Band der Eintracht, das euch verbinden soll, aufgelöst[9]), so geht es euch wie den Stäben, die hier zerbrochen auf dem Boden umherliegen."[10])

„Das Haus, die Stadt, das ganze Land bestehet durch der Eintracht Band."

I. **Wort- und Sachverständnis.** 1) sich stritten und zankten. 2) der eine wollte dies, der andere das machen, der dritte hierhin, der vierte dorthin gehen, der fünfte die Pferde vor, der sechste hinter den Wagen spannen, der siebente am liebsten gar nichts tun. Wo aber die Arbeit nicht ineinander greift und die Arbeiter Hand in Hand gehen, da kommt die Arbeit nicht vorwärts. 3) Uneinige Geschwister sind meist Prozeßkrämer und bringen sich nicht selten um Haus und Hof. 4) Sieben Holzstäbe mit einem Bande so fest zusammengebunden, als ob sie ein einziges starkes Stück Holz wären. 5a) Die großen oder Laub- und Speziestaler galten nicht wie der Reichstaler 3 ℳ, sondern $4\frac{1}{2}$ und 4 ℳ. 5b) nämlich mit Menschenkraft das Bündel Stäbe zu zerbrechen. 6a) machte das Band los von dem Bündel Stäbe. 6b) mit Leichtigkeit. 7) einig seid und euch beisteht. 8) besiegen oder Gewalt über euch gewinnen. 9) lebt ihr in Zwietracht und Uneinigkeit, 10) so werdet ihr machtlos am Boden liegen und von euren Feinden mit Füßen getreten werden.

II. **Vertiefung.** 1. Charakterzeichnung. a) Die Söhne waren uneinig, zank- und streitsüchtig und infolgedessen unlustig zur Arbeit und träge; weshalb? Wie wurden sie belehrt und gebessert?

b) Der Vater war besorgt um das Schicksal der Söhne nach seinem Tode und betrübt über ihre Zwietracht und den geringen Erfolg ihrer

läſſigen Arbeit. Klug wählte er ein Beiſpiel, um ihnen den Fluch der Zwietracht und den Segen der Eintracht zu zeigen. Erfahren kannte er den Zauber des Geldes, und glücklich hoffte er, durch ſein Beiſpiel die Söhne belehrt und gebeſſert zu haben.

2. Gliederung des Inhalts. a) Die zwieträchtigen Söhne und ihre ſegenloſe Arbeit. b) Der wohlwollende, kluge Vater und ſein Bild von der Macht der Eintracht und der Ohnmacht der Zwietracht. c) Die belehrten und überzeugten Söhne.

3. Grundgedanke. Einigkeit macht ſtark, Zwietracht aber bringt Verderben. „Das Haus, die Stadt, das ganze Land beſtehet durch der Eintracht Band."

III. **Verwertung.** 1. Mahnung. Seid einig in der Familie, in der Gemeinde, im Staate und im ganzen Deutſchen Reiche!

2. Sprichwort. Eintracht hat große Macht. Eintracht ernährt, Zwietracht verzehrt. Keine feſtere Mauer denn Einigkeit. Vereint ſind auch die Schwachen mächtig. Teile, und du wirſt ſiegen! Friede und Einigkeit haben alle Städte erbaut. Wo Eintracht den Tiſch deckt, ſitzt Gott mit zu Gaſte.

3. Rede- und Stilübungen. a) Weiſe die Wahrheit des Hauptgedankens aus der Geſchichte nach! b) Bilde eine Nachbildung (für die Oberklaſſe): Die ſieben Pfeile. Wilhelm von Oranien, der Befreier der vereinigten Niederlande vom ſpaniſchen Joche, ließ einſt die ſieben Statthalter der ſieben Provinzen zuſammenkommen und legte ihnen ein Bündel zuſammengebundener Pfeile vor. Verheißung: Der ſoll an ſeiner Statt Regent der Niederlande werden, der dieſe ſieben zuſammengebundenen Pfeile zerbricht. Weiterer Hergang wie in der Erzählung von den ſieben Stäben. Schluß: Nun wohlan, ſo ſoll fortan das Bild von ſieben zuſammengebundenen Pfeilen unſer Fahnenzeichen ſein!

R. D.

65. Spruch von der Glocke und Uhr.

Friedrich Güll. Kinderheim. Gütersloh. S. 37.

Es ſchlägt die Glocke: kling und klang!
(Text hinlänglich bekannt.)

Ziel. Wir wollen hören, was uns Glocke und Uhr ſagen wollen.

I. **Vorbereitung.** Der Lehrer zeigt den Kindern eine Uhr, und ſie geben dann an, was für Uhren ſie kennen, und wo ſich dieſe befinden. In kurzen Sätzen wird eine Wanduhr beſchrieben. Als Ergebnis der Beſprechung ſind vielleicht folgende Sätze zu verwenden: Es gibt Taſchen-, Wand- und Turmuhren. Die Uhren haben zwei Zeiger und ein Zifferblatt. Hinter dem Zifferblatt befindet ſich das Uhrhäuschen. In dieſem ſind Räder. Dieſe bewegen die Zeiger. An der Wanduhr ſehen wir noch zwei Gewichte und das Pendel (Perpendikel, Unruhe). Die Gewichte treiben die Uhr. Die Uhr ſagt uns nun, welche Zeit es iſt. Die Mutter ſieht nach der Uhr, wenn ſie früh aufſtehen will, wenn wir abends zu Bett gehen müſſen, wenn wir zur Bahn wollen, wenn wir Eſſen tragen ſollen, wenn

wir zur Schule müssen. Kaum haben wir hier alle gelesen, so schlägt es schon wieder. Die Stunde ist schnell vergangen. Dies sagt uns auch ein Spruch. Hört, ich lese ihn euch vor.

II. **Darbietung und Vermittlung.** Vorlesen seitens des Lehrers. Nachlesen seitens der Schüler. Im Chor, einzeln. Lernen des Spruches. Dabei wird der Inhalt kurz abgefragt, Wort- und Sacherklärung gegeben. Kling — klang! — bim — baum! Wir haben die Uhr nicht immer bei uns, damit wir aber die Zeit immer wissen, ruft uns die Glocke die Zeit zu. Die Stunden fliehen — gehen schnell von uns fort, wir werden jeden Tag älter. Gesell = Knabe, Schüler; Lehrling, Geselle, Meister. Die Zeit vertun = nichts Rechtes vornehmen, nicht arbeiten, borgen = sich Geld geben lassen. Das Wiedergeben wird schwer, macht Sorgen; ihm fehlen Bier und Brot und Wurst = sich kümmerlich ernähren. Not leiden, es geht ihm schlecht, zum Gegensatz = es geht ihm gut, hat alles vollauf.

III. **Vertiefung.** Die Stunde ist schnell vergangen. Ebenso schnell vergeht der Tag, die Woche, der Monat, Frühling, Sommer, Herbst, Winter, das Jahr, acht Jahre, die ganze Schulzeit. In der Zeit sollen wir viel lernen. Wer jetzt in der Stunde aufgemerkt hat, um von der Uhr etwas zu lernen, ist aufmerksam. Kinder, welche immer lernen, was der Lehrer aufgegeben hat, sind fleißig, lernbegierig. Am besten kann man in der Jugend lernen. Diese Zeit vergeht aber auch sehr schnell. Wir müssen also in der Jugend fleißig sein, um etwas zu lernen. Nach der Schulzeit wollt ihr dann ein Tischler, Fleischer, Konditor usw. werden. Ihr müßt dann auch fleißig sein. Dann könnt ihr auch einmal Meister werden. Diese verdienen viel Geld. Hat der Vater viel Geld, so kauft die Mutter nicht nur Brot, Kartoffeln, auch Fleisch und Wurst, und der Vater trinkt dann nach Feierabend ein Glas Bier. Er kann sich ein Haus kaufen. Dem Meister geht es dann gut. Er hat in der Jugend gelernt, und jetzt kann er viel. Die Leute lassen viel bei ihm arbeiten. Lerne was, so kannst du was. Dem faulen und trägen Knaben wird es aber später schlecht ergehen. Er hat als Schüler, Lehrling, Geselle nichts gelernt. Nun kommen keine Leute und lassen bei ihm arbeiten, er verdient kein Geld, nun kann er sich kein Fleisch und keine Wurst, nicht einmal Brot kaufen. Er muß Not leiden, es geht ihm schlecht. Er muß bei den Menschen betteln. Was will uns also die Uhr sagen? Hauptgedanke: Lernt, solange ihr jung seid, dann geht es euch gut.

IV. **Verwertung.** Nun wollen wir uns einmal unsere Kinder ansehen, ob diese immer auf die Uhr und Glocke hören. Oft sind sie unaufmerksam (müssen stehen), haben ihre Schularbeiten nicht gemacht (sind faul), müssen nachsitzen, bekommen Strafe. Später lernen sie auch nicht; kein Mensch will sie zur Arbeit haben; sie verdienen kein Geld, leiden Not, es geht ihnen schlecht, sie müssen betteln. Welchem faulen Knaben ging es so? Die traurige Geschichte von dem Hänschen wird vorgelesen. Nennt ein Sprichwort, welches der Faule befolgt: Morgen, morgen, nur nicht heute! Warnt mit einem Sprichwort den Faulen: Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen. Tröstet den Knaben, welcher schwer lernt:

Aller Anfang ist schwer. Es ist kein Meister vom Himmel gefallen. Übung macht den Meister. Lerne was, so kannst du was. Nennt nun auch einen fleißigen Schüler! Der zwölfjährige Jesus. Er nahm zu an Alter, Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen. Vergleiche mit Uhr und Glocke Versuchung von R. Reinick, Nr. 87, Knabe und Hündchen von W. Hey, Nr. 120, und die traurige Geschichte vom dummen Hänschen, von Rud. Löwenstein. M. D.

66. I. Die gemästete Henne.

Wilhelm Curtman. Geschichten für Kinder. 9. Aufl. Gießen 1860. S. 70.

Eine Frau hatte eine Henne, welche täglich ein Ei legte. Damit hätte sie zufrieden sein können; allein, da sie eine habsüchtige Frau war, so wollte sie es dahin bringen, daß ihre Henne vormittags ein Ei lege und nachmittags noch eins. Deshalb fing sie an, ihre Henne immer reichlicher zu füttern. Ihr Geiz brachte ihr aber einen schlechten Gewinn. Denn als die Henne durch das übermäßige Futter fett geworden war, legte sie gar keine Eier mehr, und die Frau mußte sie schlachten.

II. Die faulen Mägde.

Christoph v. Schmid. Gesammelte Schriften. Bd. 16. Augsburg 1861. S. 196.

Eine fleißige Hausmutter weckte ihre zwei Mägde alle Morgen, sobald der Haushahn krähte, zur Arbeit. Die Mägde wurden über den Hahn sehr zornig und sagten zueinander: „Wenn der verwünschte Haushahn nicht wäre, so dürften wir länger schlafen.“ Sie brachten ihn daher um. Allein die Hausmutter, die schon sehr alt war und immer sehr früh erwachte, wußte nun nicht mehr, um welche Zeit es sei. Sie weckte daher die Mägde noch früher, ja schon um Mitternacht.

„Ein kleines Ungemach zu meiden,
stürzt mancher sich in größre Leiden.“

Vergleichung. Beide Erzählungen handeln von Hausfrauen, die zweite auch noch von zwei Mägden. Die erste Hausfrau besaß eine Henne, die zweite einen Hahn. Die Henne legte täglich ein Ei; der Hahn weckte durch sein Krähen zur Arbeit. Die erste Hausfrau war habsüchtig, darum war sie nicht mit einem Ei zufrieden und wollte täglich zwei haben. Die Mägde waren faul und wollten länger schlafen, als nötig war. Die Hausfrau fütterte die Henne immer reichlicher, damit sie besser legen sollte. Die Mägde brachten den Haushahn um, damit er durch sein Krähen die Hausfrau nicht mehr weckte. Habsucht und Hinterlist trugen aber beide schlechte Früchte: die Henne wurde durch das Futter so fett, daß sie gar nicht mehr legte und geschlachtet werden mußte. Die alte Hausfrau, die wenig schlief und jetzt nicht mehr wußte, welche Zeit es war, weckte die Mägde noch früher als sonst und schickte sie an die Arbeit. Die Habsucht wurde durch Verlust, die Faulheit durch um so mehr Arbeit gestraft. P.

67. Die Amsel.

Christoph v. Schmid. Blüten, dem blühenden Alter gewidmet. S. Gesammelte Werke. Originalausgabe von letzter Hand. Augsburg. J. Wolf. Bd. 17. S. 63.

1. Eine Amsel, schwarz wie Kohlen, mit dem Schnabel gelb wie Gold, wohnte dort, wo aus dem hohlen Fels das klare Brünnlein rollt, und ihr lieblich Lied verhallte flötend rings im ganzen Walde.

2. Sieh da, zwischen grünem Laube, scharlachrot und schön und frisch,
lacht der Vogelbeeren Traube aus dem schattigen Gebüsch.
Und die Amsel, gleich dem Pfeile, fliegt drauf zu in wilder Eile.

3. Aber bei den schönen Beeren hängt das böse Schlingenpaar,
sicherer sie zu betören, fest gedreht aus feinem Haar.
Ach, kaum pickt sie in die Traube, wird sie selbst dem Tod zum Raube.

4. Jugend, Jugend, laß dich warnen, schau das arme Tierchen hier!
Laß dich nicht von Lust umgarnen, trau nicht blindlings der Begier!
Manches Mädchen, mancher Knabe hörte nicht — und ruht im Grabe.

I. **Vermittlung des Verständnisses.** Wort- und Sacherklärung. (Amsel, Vogelbeere, hohler Fels, Brünnlein, Pfeil, wilde Eile, Schlingenpaar, betören, dem Tode zum Raube, Begier, umgarnen, blindlings.)

II. **Vertiefung.** 1. Schauplatz. Rings breitet sich der Wald wie ein grünes Laubmeer aus. Einzelne Blätter fangen an rot und gelb zu werden, denn der Herbst beginnt. Aus einem grauen, bemoosten Felsen quillt ein Brünnlein, dessen Wasser weiter rinnt. Hier hat eine Schwarzamsel, aus der Familie der Drosseln, im Sommer ihr Nest gehabt. Hier sitzt sie auch beim Beginn des Herbstes auf einem freien Aste und singt ihr Lied wie Flötenton in den Wald. Zwischen dem grünen Laube des Gebüsches schimmern rote Vogelbeeren (die Früchte der Eberesche), welche der Vogelsteller neben die Schlingen aus Pferdehaaren gehängt hat, um die naschhaften, törichten Vögel damit anzulocken. Schon reckt die Amsel lüstern ihren Hals nach den roten Beeren. Bald wird sie wie ein Pfeil vom Bogen hinfliegen, von den Beeren naschen und in die Schlingen fallen, die ihr die Kehle zuschnüren werden.

2. Personen. Die Amsel ist schwarz, der Schnabel gelb. Sie ist im Herbste wohlbeleibt, darum vom Jäger als Federwild gesucht, lüstern nach den Beeren, unvorsichtig, da sie die Schlingen nicht achtet, und endlich für ihre blinde Begier mit dem Tode bestraft. Sie wohnt am Felsenquell, singt liebliche Lieder, bemerkt die Beeren, fliegt eilig darauf zu, übersieht die Schlingen, nascht von den Beeren, zieht sich die Schlingen immer fester, erstickt endlich, wird vom Jäger ausgelöst und als „Krammetsvogel" gebraten.

3. Gedankengang. Str. 1. Kleid, Wohnung und Beschäftigung der Amsel. Str. 2. Sie bemerkt die lockenden Beeren und fliegt hin. Str. 3. Sie übersieht in der Begierde die Schlingen und holt sich den Tod. Str. 4. Die Jugend soll sich das Beispiel der Amsel zur Warnung dienen lassen.

III. **Verwertung.** 1. Lehren und Verwandtes. Vorgetan und nachbedacht hat manchen in groß Leid gebracht. — Ein jeglicher wird versucht, wenn er von seiner eigenen Lust gereizt und gelockt wird. — Wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht. — Vergleiche die biblische Geschichte: Der Sündenfall! — Waldmännlein. — Heinrich der Vogelsteller. — Knabe und Fischlein. — Knabe und Wasserrose.

2. Rede- und Stilübungen. a) Vergleiche den Knaben, der die Tollkirschen im Walde naschte, mit der Amsel! b) Nenne Beispiele, wo

sich jemand blindlings (gleichsam mit verbundenen Augen) in Gefahr und Tod stürzt! c) Beweise, daß der Vogelsteller begierig nach Jagdbeute, heimtückisch, klug, schadenfroh war! d) Wie gleicht der böse Feind dem Vogelsteller? P.

68. Der Winter.

Hermann Kletke. Deutscher Kinderschatz. Berlin 1839. S. 46.

Im weißen Pelz der Winter
steht lange schon hinter der Tür.
„Ei, guten Tag, Herr Winter!
Das ist nicht hübsch von dir.
Wir meinten, du wärst, wer weiß wie weit,
da kommst du auf einmal hereingeschneit.
Nun, da du hier bist, da mag's schon sein!
Aber was bringst du uns Kindelein?"

„„Was ich euch bringe, das sollt ihr wissen:
fröhliche Weihnacht mit Äpfeln und Nüssen
und Schneeballen,
wie sie fallen,
und im Jänner
auch Schneemänner.""

I. **Vorbereitung und Vortrag.** Der Winter gleicht einem Manne, der einen weißen Pelz an hat und schon längst hinter der Tür steht, um in unser Haus zu schlüpfen. Der weiße Pelz sind die Schneeflocken, welche er mitbringt. Wer hinter der Tür steht, der möchte gern eintreten. Warum ist er wohl bis jetzt noch nicht eingetreten? Gewiß hat ihn sein Vorgänger, der Herbst, nicht einlassen wollen. Aber nun ist's Zeit: Da kommt er schon! und die Kinder rufen ihm einen guten Tag zu und nennen ihn sogar einen Herrn, tadeln ihn aber, daß er so plötzlich hereinkommt; sie meinten, er wäre noch wer weiß wie weit von ihnen entfernt. Aber sie irrten sich: „er kommt auf einmal hereingeschneit" (doppelte Bedeutung: er kommt mit Schnee, und er kommt überraschend schnell, wie ein Schneewetter). Da er aber einmal da ist, so „mag's schon sein" (so haben wir nichts dagegen). Die Kinder wollen jedoch nun auch wissen, was der Gast mitbringt. Und sogleich ist er mit der Antwort da: Fröhliche Weihnacht! das schönste Fest der Christenheit, und dazu Äpfel und Nüsse; im Freien finden die Kinder Schnee und formen Bälle daraus, mit denen sie sich gegenseitig werfen (schneeballen) und necken. Endlich wenn im Jänner (alter Ausdruck für Januar) der Schnee anfängt aufzutauen, bringt er auch Schneemänner, die die Knaben mit großer Lust und regem Eifer machen und aufstellen. Hört das in einem schönen Gedichte!

II. **Vertiefung.** 1. Eigenschaften und Tätigkeiten des Winters. Der Winter gleicht einem Manne. Er ist weiß und flink, er gibt gern, was er hat, und macht dadurch den Kindern Freude.

2. Gedankengang: 1. Der Winter kommt und wird von den Kindern begrüßt und befragt, was er bringe. 2. Die Antwort des Winters.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Unverhofft kommt oft. Auch der Winter hat seine Freuden. Willst du das Angenehme, so mußt du auch das Unangenehme mit in den Kauf nehmen.

2. Rede- und Stilübungen. a) Weshalb sehen wir den Winter gern? (Er bringt Schnee, Eis, das Weihnachtsfest mit Äpfeln und Nüssen, die Schneebälle, die Schneemänner usw.) b) Beschreibt genau, wie ihr den großen Schneemann gemacht habt! W. D.

69. Wie ist doch die Erde so schön.

R. Reinick. Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch. Bielefeld. S. 138.

1. Wie ist doch die Erde so schön, so schön!
Das wissen die Vögelein;
sie heben ihr leicht Gefieder
und singen so fröhliche Lieder
in den blauen Himmel hinein.

2. Wie ist doch die Erde so schön, so schön!
Das wissen die Flüss' und Seen;
sie malen im klaren Spiegel
die Gärten und Städt' und Hügel —
und die Wolken, die drüber gehn.

3. Und Sänger und Maler wissen es
und Kinder und andre Leut';
und wer's nicht malt, der singt es,
und wer's nicht singt, dem klingt es
in dem Herzen vor lauter Freud'.

I. **Einführung.** Herrlich ist die Erde besonders im Frühling geschmückt. Alles glänzt in Farbenpracht; alles zeigt neues, frohes Leben und freut sich an der Schönheit in der Natur. Zuerst die Vögel! Sie schwingen sich in den blauen Himmel hinein und singen ihre fröhlichen Lieder. Sodann die Seen und Flüsse! In ihrem Spiegel malen sich Bäume, Büsche, Blumen, Häuser, Hügel und die wandernden Wolken. Zuletzt besonders die Menschen! Der Sänger singt fröhliche Lieder, der Maler malt Landschaftsbilder, die Kinder spielen voll Lust. Und wer nicht malen kann, der singt, und wer nicht singen kann, der hört den Klang der Lieder, und sie klingen ihm freudig im Herzen nach. Das sagt und singt das Lied von Reinick: „Wie ist doch die Erde so schön, so schön!"

II. **Vertiefung.** Gedankengang: Wer verkündigt und genießt die Schönheit der Erde? Str. 1. Die Vögelein. Str. 2. Die Bäche und Seen. Str. 3. Die Menschen.

III. **Rede- und Stilübungen.** 1. Was findet ihr auf der Erde so schön im Lenz, im Sommer, im Herbst und im Winter? 2. Wie verkündigen die Vögel, die Flüsse und Seen, die Maler, die Sänger, die Kinder und die Naturfreunde die Schönheit der Erde? W. D.

70. Das Vaterhaus.

Franz Wiedemann. Alte Lieder, neue Worte. 2. Aufl. Dresden 1813. S. 17.

1. Wo's Dörflein dort zu Ende geht, wo's Mühlenrad am Bach sich dreht,
da steht im duft'gen Blütenstrauß ein Hüttlein: 's ist mein Vaterhaus.

2. Da schlagen mir zwei Herzen drin voll Liebe und voll treuem Sinn;
mein Vater und die Mutter mein, das sind die Herzen fromm und rein.

3. Darin noch meine Wiege steht, darin lernt' ich mein erst Gebet;
darin fand Spiel und Lust stets Raum, darin träumt' ich den ersten Traum.

4. Drum tausch' ich für das schönste Schloß, wär's felsenfest und riesengroß,
mein liebes Hüttlein doch nicht aus; denn's gibt ja nur ein Vaterhaus.

I. **Vorbereitung und dann Vortrag.** Ein Wanderbursch ist aus der Fremde heimgekehrt. In Sinnen versunken, steht er vor seinem lieben

Heimatdorfe und läßt die Bilder seiner Kindheit an seinem Geiste vorüberziehen. Dabei spricht er zu sich selbst: „Dort am rauschenden Bache die traute Hütte, von duftenden Blütensträuchern umschattet, ist mein liebes, teures Vaterhaus.“ Drin schlagen für mich die zwei besten, liebsten Herzen. Dort erblickte ich das Licht der Welt; dort stand meine Wiege; dort lernte ich die ersten Schritte tun, die ersten Worte der süßen Muttersprache lallen und das erste Gebet sprechen. Dort habe ich fröhlich gespielt und den ersten Traum von künftigem Glücke geträumt. Drum tausch' ich das größte und festeste Schloß nicht gegen mein trautes Hüttlein aus; denn sein innerer Wert übersteigt bei weitem den äußern eines Schlosses.

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung des Inhalts. Str. 1. Die bescheidene Mühle am rauschenden Bache im duftigen Blütenstrauße. Str. 2. Die treuen Elternherzen drin. Str. 3. Die köstlichen Jugenderinnerungen. Str. 4. Der unvergleichliche Wert des Vaterhauses.

2. Hauptgedanke: Elternliebe und Jugenderinnerungen weihen die Heimat.

III. **Verwertung.** 1. Sprichwörter: Vatersegen baut den Kindern Häuser, Mutterfluch reißt sie nieder. Mutterschoß ist arm, aber warm. Wer die Eltern ehrt, den ehrt Gott wieder.

2. Rede- und Stilübung: Der heimkehrende Wanderer erzählt, was er beim Anblick seiner Heimat gedacht und empfunden hat.

3. Worin liegt der innere Wert des Vaterhauses? In der Liebe zu den Eltern und der Dankbarkeit für ihre Wohltaten. In der Achtung vor edler Hausfitte, strenger Hausordnung und allem Heimatlichen. In der beglückenden Erinnerung an die schönen, heitern, sorgenlosen Tage der Kindheit.

4. Welche Tugenden finden in der Liebe zum Vaterhause ihre Begründung? a) Die Genügsamkeit und Zufriedenheit. b) Die Heimat- und Vaterlandsliebe. c) Die Hochachtung (Pietät) vor allem Ehrwürdigen, Guten und Schönen. R. D.

71. Wettstreit.

Hektor Zollikofer. Parabeln und Dichtungen. St. Gallen 1832. S. 25.

Eine Kuh, ein Pferd und ein Schaf standen auf einer Weide beisammen und stritten untereinander, welches dem Menschen nützlicher[1]) sei. Die Kuh sprach: „Von mir hat er die süße Milch, den wohlschmeckenden Käse und die ölersetzende Butter.“[2]) — Das Pferd: „Ich bin der Wagen Segel[3]) und des Reiters Fittich.“[4]) — Das Schaf: „Ich gehe nackt und bloß,[5]) damit er bekleidet sei.“ — Da kam der Hund zu ihnen. Den blickten sie verächtlich von der Seite an, als ein gegen ihre Wichtigkeit gehalten unnützes Tier.[6]) Aber der Herr folgte alsbald hinten nach, rief dem Hunde[7]) im freundlichsten Tone zu, streichelte und liebkoste ihn. Da dies die Kuh und ihre Gefährten sahen, murrten sie, und das Pferd nahm sich ein Herz zur Frage[8]): „Warum tust du also, Gebieter? Verdienen wir nicht mehr deine Aufmerksamkeit als dieses unnütze Tier?“ — Aber der Herr streichelte seinen Hund noch zärtlicher und sprach: „Nicht also, dieser hat mein einziges, geliebtes Söhnchen kühn und treu[9]) aus rauschenden Wasserfluten gerettet; wie sollt' ich nun seiner vergessen können?“ —

I. **Erläuterungen.** 1) mehr Nutzen bringe. 2) in Norddeutschland ersetzt die Butter oft Fett und Schmalz zum Schmälzen der Speisen. 3) die treibende Kraft wie die Segel am Schiffe. 4) Flügel zur raschen Fortbewegung, wie den Vogel sein Flügelpaar trägt. 5) ich werde kahl geschoren, damit sich der Mensch warm kleiden kann. 6) verächtlich denken sie: Gegen uns und unsere wichtigen Dienste gehalten, ist der Hund unnütz. 7) rief ihn beim Namen, schon ein Beweis von dem vertraulichen Verhältnisse zwischen dem Herrn und dem Hunde. 8) wagte mutig, den Herrn um den Grund seiner Vorliebe für den Hund zu fragen. 9) mutig und furchtlos, zäh und ausdauernd.

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung des Inhalts. A. Der Wettstreit der Tiere über ihren Nutzen, welchen sie dem Menschen gewähren. Die Beweise a) der Kuh, b) des Pferdes, c) des Schafes.

B. Die Geringschätzung des Hundes seitens der drei andern Tiere.

C. Die Wertschätzung und Liebkosung des Hundes von seiten seines Herrn.

D. Die Unzufriedenheit und das Murren der drei ersten Tiere über das Verhalten des Herrn gegen seinen Hund.

E. Anfrage des Pferdes und Antwort des Herrn.

2. Entwicklung des Grundgedankens. (Bei Beurteilung des Nutzens der Tiere für die Menschen kommt es zunächst darauf an (s. am Schlusse unter 4. Lessings Fabel!), ob die Gabe eine notwendige oder nur eine angenehme war. Sodann wird der Wert des Nutzens bemessen nach dem Gebrauch, den man davon macht, ob er also zur Nahrung, zur Bekleidung, zur Wohnung oder zur Bequemlichkeit und Annehmlichkeit des menschlichen Lebens dient. Höher stehen die Dienste der Tiere an Wert, welche die Arbeit des Menschen, sein Tun und Streben unterstützen oder ganz ersetzen, und am höchsten die, welche geistigen Fähigkeiten oder edlen Regungen des Gemüts entspringen, und durch welche hier ein Menschenleben gerettet wurde. Die ersteren Wohltaten werden mit der Wage des kühl berechnenden Verstandes, die letzteren mit der Wage des dankbaren Herzens gewogen.)

Ein einziger Dienst überwiegt oft auf der Wage des Herzens Tausende von geringeren Diensten.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. a) Sei dankbar gegen die Tiere! b) Sei mild und wohltätig gegen sie! c) Sei nicht ungerecht in deinem Danke und deinem Wohltun! d) Quäle nie die Tiere! e) Nur ein roher Mensch vermag ein Tier zu mißhandeln.

2. Rede- und Stilübungen. 1. Weise nach, was für ein Hund es gewesen sein muß, der diese Edeltat vollbracht hat! 2. Kennst du nicht einen andern Hund, der noch viel Größeres vollbracht hat? (Barri, der Neufundländer auf dem St. Bernhard.)

3. Bilde eine Erzählung von der Errettung des Knaben durch den Hund: Wärterin und Knabe im Parke, in welchem ein tiefer See ist. Wärterin entfernt sich leichtsinnig. Der Knabe eilt nach dem See, um eine am Ufer blühende Seerose zu pflücken, und stürzt ins Wasser. Schrei

des Knaben. Der Hund hört's, kommt herbei. Niemand ist da zum Retten. Er vollbringt es. Der Herr kommt. Der Hund trägt ihm den Knaben entgegen usw.

4. Vergleichung mit der Fabel „Die Wohltat" von Lessing:

„Hast du wohl einen größeren Wohltäter unter den Tieren als uns?" fragte die Biene den Menschen. „„Jawohl," " erwiderte dieser. „Und wen?" „„Das Schaf; denn seine Wolle ist mir notwendig, und dein Honig ist mir nur angenehm."" R. D.

72. I. Hund und Katze.

(Dichter unbekannt.)

Zum Herrn kam Hund und Katze herein,
verklagten einander mit Heulen und Schrein:
„Hund hat mich ins Bein gebissen!"
„„Und mir hat Kätzchen die Nase zerrissen!" "
„Hund hat in der Küche genascht den Braten!"
„„Das Kätzchen ist über die Milch geraten!" "
Was sagte der Vater zu ihrem Streit?
Er suchte den Stock, der war nicht weit:
„Ihr habt euch beide einander nicht lieb,
und eins wie das andre ist ein Dieb;
drum mögt ihr euch beide nur bekehren,
sonst soll der Stock euch Besseres lehren!"

II. Hausfrau und Katze.

Louis Münkel. Bunte Blätter. Hannover 1861. S. 145.

K. Frau! Frau!
H. Ei, Kätzchen, sag, was rufst du wieder?
Leg ruhig dich aufs Lager nieder!
K. Schau! Schau!
H. Nun, Kätzchen, sag, was soll ich sehen?
Dir ist doch wohl kein Leid geschehen?
K. Au! au!
H. Arm' Kätzchen, bist ja ganz zerrissen;
wer hat dich denn so arg gebissen?
K. Wau! wau!
H. Der Hund? Ei, der ist auch verletzet;
wer hat denn ihn so grob zerfetzet?
K. Miau! Miau!
H. Du, Kätzchen? Nun, so laß das Klagen!
Ihr hättet sollen euch vertragen.

Vergleichung. 1. Ähnlichkeiten. In beiden Fabeln a) ist von Hund und Katze und ihrer Unverträglichkeit die Rede; b) beide verklagen sich gegenseitig; c) der Mensch wird als Schiedsrichter angerufen; d) Hund und Katze werden von ihm ermahnt.

2. Unterschiede. a) In der ersten Fabel wird der Hausherr, in der zweiten die Hausfrau als Schiedsrichter angerufen. b) In Fabel II beschränkt sich die Anklage nur auf tatsächliche Beleidigung, in Fabel I außerdem auch auf Dieberei. c) In Fabel I treten beide Partner vor den Richter, in Fabel II nur die Katze. d) Dort wird die Anklage in vollständigen Worten ausgesprochen; hier nur durch die Katze in einzelnen

Ausrufen: Frau, Frau! Schau, schau! Au, au! Wau, wau! und Miau, miau! angedeutet und gleichsam als ein Gespräch zwischen Hausfrau und Katze dargestellt. e) In Fabel II wird die Katze nur ermahnt: „Nun so laß das Klagen! Ihr hättet sollen euch vertragen." In Fabel I fügt der Hausherr zu der Ermahnung auch noch die Strafandrohung hinzu: „Wenn ihr euch nicht werdet bekehren (bessern), so wird der Stock euch Besseres lehren" = durch körperliche Züchtigung euch zum Guten anhalten.

R. D.

73. Der grüne Zweig.

Christoph v. Schmid. Kurze Erzählungen. München 1873. S. 26.

Simon war ein leichtsinniger[1]), mutwilliger[2]) Knabe. Er achtete nicht auf gute Lehren, ja er machte sich sogar darüber lustig.

Eines Tages ging er mit seiner Schwester Sophie in den Garten. Sophies Gartenbeetlein war voll der schönsten Blumen; Simons Gartenbeet aber war ganz verwildert und voll Unkraut.

„Bruder, Bruder!" sagte das ordentliche Mädchen, „du hast deine Sachen doch gar nicht in Ordnung. Denk an mich, es geht dir noch, wie die Mutter sagt: Du kommst in deinem Leben auf keinen grünen Zweig."[3]) Simon lachte und kletterte auf den großen Birnbaum und schrie: „Sophie! da sieh einmal herauf! Jetzt bin ich sogar auf einen grünen Ast gekommen." Krach! — brach der Ast. Simon fiel herab und brach den Arm.

Mit guten Lehren Mutwill' treiben,
kann niemals ungestrafet bleiben.

1) Der Leichtsinnige nimmt alles leicht, denkt nicht nach, handelt zum Tage hinein und überlegt die Folgen seiner Worte und Taten nicht. 2) Der Mutwillige handelt, wie sein Gelüst, sein Mut ihn gerade reizt und treibt. 3) Sprichwörtliche Redensart von dem Bilde: mühsam an einem Baume in die Höhe klettern, aber nicht bis an einen grünen Zweig oder Ast als Halt gelangen. Bedeutung: nicht vorwärts kommen, es zu nichts Rechtem bringen.

I. **Vertiefung.** 1. Gliederung: a) Simons Charakter. b) Sein Gang nach dem Garten mit seiner Schwester. c) Der Zustand seines Gartenbeetes im Vergleich mit dem seiner Schwester. d) Tadel der Schwester. e) Ihre Prophezeiung. f) Simons Mutwille und Spott. g) Traurige Folge und Strafe. h) Lehre.

2. Hauptgedanke. Gute Lehren in den Wind zu schlagen ist unrecht, aber über dieselben noch Mutwillen und Spott zu treiben, kann und wird nicht ungestraft bleiben.

II. **Verwertung.** Nutzanwendung für Herz und Leben. Meide die beiden schlimmsten Jugendfehler, den Leichtsinn und den Mutwillen!

III. **Rede- und Stilübungen.** 1. Führe mehrere Beispiele a) von Leichtsinn, b) von Mutwillen aus dir bekannten Geschichten an!

2. Erzähle diese Geschichte als ein Selbstbekenntnis von Simon und beginne also: Ich war in meiner Jugend ein rechter Springinsfeld, im hohen Grade leichtsinnig und mutwillig usw. R. D.

74. Kind und Ofen.

Louis Thomas.

Garst'ger Ofen, schwarzer Mann,
zieh ein schönres Kleid dir an! usw.
(Dichtung bekannt.)

Ziel. Wir wollen von einem Kinde hören, das den Ofen schimpft und dann wieder gut mit ihm ist.

I. **Vorbereitung und Vermittlung.** Das Kind ist schön angezogen. Es will mit Vater und Mutter einen Ausflug machen. Das Wetter ladet durch hellen, warmen Sonnenschein zum Wandern ein. Es ist lustig und freut sich auf Feld und Wald. Ehe noch die Mutter zum Ausgange fertig ist, muß das Kind in der Stube warten. In seinen neuen Sonntagssachen sieht es gar stattlich aus. Die Stube ist zum Fest besonders gereinigt worden. Die Mutter hat Tisch, Schrank, Spiegel und Stuhl schön blank gemacht. Da sieht das Kind den schwarzen Ofen in der Ecke des Zimmers stehen. Es will ihm nicht gefallen, daß sich der Ofen nicht auch schön geschmückt hat. Gern hätte es den Ofen in einem schönern Kleide gesehen. — Heute ist das Kind zwar stolz auf sein blankes Kleid. Doch neulich hatte es gespielt und den Anzug recht schmutzig gemacht. Die Mutter wurde sehr böse darüber. Sie zankte das Kind aus: „Du bist recht garstig!" Jetzt tut das Kind wichtig, ist stolz auf seinen Anzug. Es glaubt wohl auch, der Ofen habe sich schmutzig gemacht und schimpft nun: „Garst'ger Ofen, schwarzer Mann, zieh ein schönres Kleid dir an! Putze dich wie Tisch, Schrank, Spiegel und Stuhl auch!" Das Kind denkt dabei nicht daran, daß auch die Mutter dem Ofen dieses Kleid gegeben hatte, und daß dieser gar kein anderes gebrauchen kann. Es überlegt sich gar nicht, was es sagt. Es denkt auch nicht an die Winterszeit, in welcher die Mutter den Ofen heizt. Alle andern Kleider würden bald schlecht aussehen. Wenn nun Kinder schimpfen, dann schimpft das andere Kind wieder. So macht es der Ofen nicht. Aber gedacht hat er etwas. Die Fragen: Wozu steht der Ofen im Zimmer? Wann brauchen wir den Ofen? werden die Kinder bald darauf bringen, daß der Ofen antwortet: „Wenn ich dir jetzt nicht gefalle, so kommt doch bald eine Zeit, wo du es mit mir gut meinst und nicht mehr schimpfst, trotzdem ich dann immer noch ein schwarzes Kleid anhabe."

Der Ofen hat dann auch recht gehabt. Es kam bald eine andere Zeit. Der Winter kam mit Schnee, Eis und Kälte. Die Mutter heizte den Ofen wieder. Die Kinder sprangen zwar noch draußen herum. Der Schlitten wurde wieder hervorgeholt. Die kalte Luft färbte bald Wange und Nase rot. An die Hände fror das Kind besonders. Schnell lief es dann nach Hause, um sich zu wärmen. Nun war der Ofen gut. Es schimpfte nicht mehr. Nein! der schwarze Mann gefiel jetzt dem Kinde sehr gut. Es meinte es gut mit dem Ofen, nahm ihn sogar in den Arm, wärmte sich an ihm die Hände und rief: „Lieber Ofen, bist du warm!"

II. **Vertiefung.** 1. Zeit und Ort der Handlung: a) Ein schöner Sommertag; b) ein kalter Wintertag in der Stube und draußen.

2. Eigenschaften des Kindes: eitel, stolz, unartig.

3. Tätigkeiten: Es putzt sich gern, schimpft, überlegt nicht, was es spricht.

4. Hauptgedanke: Vergilt nicht Gleiches mit Gleichem! Überlege, was du sprichst!

III. **Verwertung.** Was kannst du von dem Ofen lernen?
Wann machst du es so wie der Ofen?
Wer vergalt auch nicht Böses mit Bösem?
Vorgetan und nachbedacht, hat manchen in groß Leid gebracht.
Erst wäg's, dann wag's! M. D.

75. Erdbeerlied.

Friedr. Adolf Krummacher. Das Neujahrsfest. Essen 1832. S. 12.

I. **Vorbereitung.** Ein Mädchen ging früh im Jahre in den Wald und fand ein Erdbeersträuchlein. Dasselbe stand am Rande eines Felsens, wo nur wenig Erde liegt. Die Wurzeln hatten darum nicht tief hineindringen können. Mit dem Tauwetter war ein großer Sturm gekommen, hatte ihm die Blätter zerzaust und die Wurzeln losgerissen. Dann waren große Regengüsse gekommen und hatten die Wurzeln vollends losgewaschen, so daß sie weiß, nackt und bloß an der Luft lagen. Da sprach das gute Mädchen mitleidig: „Du bist wie ein armes Waisenkind, dem Vater und Mutter gestorben sind. Ich will dich aber mit in mein Gärtchen nehmen und wie ein Kind pflegen." Darauf machte das Mädchen die letzten Würzelchen behutsam los, nahm das Pflänzchen in den Schoß (die Schürze), ging erfreut oder wonnig nach Hause und spähete (suchte aufmerksam mit den Augen) ein kühles (feuchtes) und sonniges Plätzchen aus. Hier wühlte es mit emsiger (fleißiger) Gebärde (Mienen und Bewegungen) eine Grube und setzte das Sträuchlein hinein wie in ein Bett. Als der volle Frühling kam, blühte das Erdbeersträuchlein schon zur Freude des Mädchens mit sieben weißen Blüten, die wie helle Sterne aussahen. Daraus wurden sieben Erdbeeren, so rot wie der Edelstein Rubin. Das Mädchen sprach erfreut: „Gelt (nicht wahr?), mein Kind will dankbar sein, weil ich's wie ein Mütterlein gepflegt habe?"

II. **Unmittelbare Darbietung der Dichtung.**

1. Ein Mägdlein an des Felsen Rand
ein nacktes Erdbeersträuchlein fand
von Sturm und Regengüssen
zerzaust und losgerissen.
Da sprach das Mägdlein leise:
„Du arme, nackte Waise,
komm mit mir in das Gärtchen mein,
du sollst mir wie ein Kindlein
sein!"

2. Drauf macht' es wohl die Würzlein
los
und trug das Pflänzchen in dem
Schoß
und spähte, still und wonnig,
ein Plätzchen, kühl und sonnig,
und wühlte in der Erde
mit emsiger Gebärde
und pflanzte nun das Pflänzchen
drein
und sprach: „Das soll dein Bettchen sein!"

3. Und als die Frühlingszeit erschien,
begann das Pflänzchen schon zu blühn
wie sieben weiße Sterne;
das sah das Mädchen gerne;
die wurden sieben Beeren,
als ob's Rubinen wären.
„Gelt", sprach's, „es will nur dankbar sein
und meint, ich sei sein Mütterlein!"

III. **Vertiefung.** 1. Beschreibe Zeit und Ort am Rande des Felsens und im Garten hinter dem Hause!

2. Beweise, daß das Mädchen aufmerksam, mitleidig, vorsichtig, fleißig, liebevoll, glücklich war! Warum heißt das Erdbeersträuchlein nackt, zerzaust, losgerissen, arm, verwaist, blühend, dankbar?

3. Wie geschah das Finden, Erbarmen, Heimtragen, Einpflanzen, Blühen und Fruchttragen?

IV. **Verwertung.** 1. Erbarme dich über alle Notleidenden; scheue auch Mühen und Beschwerden nicht! Glück und Frieden im Herzen werden dein Lohn sein. Vergiß nie den Dank für empfangene Wohltaten!

2. Wer sich des Armen erbarmt, der leihet dem Herrn. Liebe erzeugt Gegenliebe. Wer ernten will, muß säen. Wer Liebe säet, wird Freude ernten. Der barmherzige Samariter. Minna füttert die Vöglein im Winter. Goethes: „Ich ging im Walde so für mich hin" —, „Sah ein Knab' ein Röslein stehn —".

3. a) Vergleiche das Mägdlein mit dem barmherzigen Samariter, mit Minna, dem Spaziergänger, dem wilden Knaben! b) Warum kann das Sträuchlein als „Kind" und das Mädchen als „Mütterlein" bezeichnet werden? P.

76. Die Äxte.

Aug. Gottl. Meißner. Fabeln. Wien 1813. S. 247.

I. Unmittelbare Darbietung.

1. Ein Zimmermann[1]) ließ in einen tiefen Strom[2]) seine Axt[3]) fallen und bat den Flußgott[4]) inbrünstig[5]), er möchte ihm, da er so arm sei, wieder dazu verhelfen. Der Flußgott war so gnädig, stieg auf und brachte eine goldene Axt zum Vorschein. „Das ist die meinige nicht!" sprach der Zimmermann ganz gelassen. Der Gott tauchte von neuem unter und langte eine silberne Axt hervor. „Auch diese gehört mir nicht!" sprach der Arme, und zum dritten Male holte der Flußgott eine Axt von Eisen mit hölzernem Stiele heraus. „Das ist die rechte, das ist sie!" rief der Arbeitsmann fröhlich. „Gut," erwiderte der Gott, „ich sehe, du bist ebenso ehrlich als arm. Zur Belohnung nimm alle drei mit!"

2. Diese Geschichte ward bald in der ganzen Gegend ruchbar[6]). Ein Schalk[7]), der sie erfahren hatte, nahm sich vor zu versuchen, ob auch gegen ihn der Flußgott so mildtätig sein würde.

Absichtlich ließ er seine Axt in den Strom fallen, flehte zum Flußgott und hatte das Vergnügen, ihn aufsteigen zu sehen. Er klagte ihm seinen Verlust, und der Gott brachte wie ehemals eine goldene Axt hervor. „Ist sie das, mein Sohn?" — „Ja, ja, das ist sie!" antwortete der Betrüger[8]) und griff bereits danach. Doch ebenso schnell verschwand sie, und der Gott rief mit zorniger Stimme: „Nichtswürdiger, glaubst du denjenigen zu hintergehen, der bis in das Innere deines Herzens blicken kann? Zur Strafe für deine Habsucht[9]) verliere auch dasjenige, was bisher wirklich dein war!" Und ohne Axt mußte er nach Hause wandern.

II. Wort- und Sacherklärung. 1. Zimmermann = ein Handwerksmann, der (Gebäude) zimmert. 2. Strom = ein großes, fließendes Gewässer. 3. Axt = ein Werkzeug des Zimmermanns und Holzhackers zum Hauen und Behauen des Holzes. 4. Flußgott — einer der vielen Götter,

von dem die Heiden glaubten, daß er im Flusse wohne und regiere. Der Gott des Meeres hieß bei den alten Römern Neptun. 5. Inbrünstig = mit Inbrunst, heiß, brennend, dringend. 6. Ruchbar = das Gerücht, die Kunde oder Nachricht davon verbreitete sich. 7. Schalk = ein Mensch voll Verstellung und hinterlistiger Streiche. 8. Betrüger = der andere zu ihrem Nachteile und seinem Vorteile täuscht. 9. Habsucht = die Sucht oder Gier nach Habe oder Besitz.

III. **Vergleichung.** Der Zimmermann ließ aus Versehen seine Axt in das Wasser fallen, der Schalk aber mit Absicht, um den Flußgott zu versuchen. Ersterer hatte an dem Strome gearbeitet; letzterer wollte einen Betrug ausüben. Ersteren hat der Fleiß, letzteren die Habsucht geführt. Der Zimmermann bat den Flußgott inbrünstig, der Schalk aus falschem Herzen. Der Arme wollte nur seine Axt, mit der er für seine Familie das tägliche Brot erwerben mußte, wieder haben, der Schalk aber den Gott täuschen und sich einen Gewinn verschaffen. Zu beiden stieg der Gott herauf und zeigte ihnen eine goldene Axt anstatt der verlorenen. Der ehrliche Arme sprach: „Das ist nicht die meine!" der Schalk aber: „Ja, ja, das ist sie!" Der erste sagte die Wahrheit, der zweite eine Lüge. Der ehrliche Arme wird gelobt und mit drei Äxten beschenkt, der Schalk gescholten und auch seiner eigenen Axt beraubt. So wird die Ehrlichkeit belohnt und die Habsucht bestraft. Der Zimmermann ging glücklich und reich, der Schalk beschämt und ärmer als zuvor nach Hause. P.

77. Die grüne Stadt.

E. Ortlepp. Gedichte. Leipzig 1831. S. 17.

1. Ich weiß euch eine schöne Stadt,
die lauter grüne Häuser hat usw.
(Dichtung bekannt.)

I. **Vorbereitung und dann Vortrag.** Der schöne grüne Wald ist in vielen Stücken einer Stadt ähnlich. Beide gleichen sich in den Häusern, Straßen, Wegen, im Pflaster und in den Leuten. Wie eine schöne Stadt besitzt der Wald Häuser. Es sind die grünen Bäume, die, wie die Häuser in der Stadt, von verschiedener Größe sind. Die Häuser der Stadt dienen zum Aufenthalte der Bewohner, damit sie Schutz finden vor schlechtem Wetter, vor bösen Menschen und Tieren, damit sie darin schlafen und arbeiten können nach Belieben. So auch die Häuser des Waldes. In ihren Zweigen wohnen die Vögel und viele andere Tiere und finden Schutz vor allem Bösen. Ja, die Bäume haben sogar noch etwas vor den Häusern der Stadt voraus: es ist niemandem verwehrt, die Häuser zu besuchen; die Tiere des Waldes können sie benutzen, wann und wie es ihnen gefällt; das ist bei den Häusern der Stadt nicht der Fall.

Auch Straßen hat unsere Stadt. Es ist der Raum zwischen den Bäumen. Allerdings stehen die Bäume des Waldes nicht wie die Häuser der Stadt in einer geraden Reihe. Die Folge davon ist, daß alle Straßen krumm sind. Gerade Straßen sind langweilig, die krummen dagegen

bieten stets Abwechslung; an jeder Ecke und nach jeder Richtung hin findet man etwas Neues; wir bekommen immer etwas anderes zu sehen und zu hören. Man ist nicht gezwungen, wenn man sie öfter geht, stets nur eine Richtung, wie in der Stadt, einzuschlagen, sondern heute geht man hierhin und morgen dorthin; das ist doch auch angenehm.

Die Wege, das sind die Fahr- und Fußwege, sind weit und breit (d. h. überall, an allen Orten) mit bunten Blumen bedeckt. Und nun erst das Pflaster unserer schönen Stadt! Wie angenehm und leicht geht es sich auf dem weichen, mit grünem Gras und Moos bedeckten Boden!

Endlich birgt unsere grüne Stadt auch Leute, die ihren Heimatort ebenso lieb haben wie die Menschen ihren Wohnort. Wie wohl es ihnen darin gefällt, das erkennt man daran, daß jeder lustig und fröhlich singt in seinem Hause. Die fröhlichen Sänger, wir wissen es schon, sind liebliche Vögelein, die den Wald beleben.

Das alles hat der Dichter Ortlepp als schönes Rätselgedicht zusammengefaßt. Hört es!

II. **Gedankengang.** Str. 1. Die Häuser der schönen Stadt. Str. 2. Die Straßen. Str. 3. Die Wege und das Pflaster. Str. 4 und 5. Die Leute der Stadt. Oder: Der Wald ist eine schöne Stadt; denn er hat Häuser (Str. 1), Straßen (Str. 2), Wege und Pflaster (Str. 3) und Leute (Str. 4 und 5).

III. **Rede- und Stilübungen.** a) Ähnlichkeiten des Waldes und der Stadt. b) Ähnlichkeiten eines Baumes und eines Hauses. c) Ähnlichkeiten der Bewohner im Walde und in der Stadt. W. D.

78. Gottesdienst.

Fr. Rückert. Erbauliches und Beschauliches. 2. Aufl. Berlin 1839. I, 143.

Sieh! Keinen Tropfen Wasser schluckt das Huhn,
ohn' einen Blick zum Himmel aufzutun,
und ohne vor anbetend sich zum Staube
geneigt zu haben, pickt kein Korn die Taube.
Was sie bewußtlos tun, tu du's bewußt,
daß du vor ihnen dich nicht schämen mußt.

I. **Vorbereitung.** Huhn und Taube können in manchem unsere Vorbilder sein. Darum wollen wir ihr Tun näher betrachten. Das Huhn steht am Wasser und trinkt es tropfenweise. Bei jedem Schlucke, den es tut, wendet es seinen Blick zum Himmel. Wer ist es denn, der ihm das Wasser gibt? Gott der Herr im Himmel ist es. Ihm also will das Huhn seinen Dank darbringen für das Getränk. Und die Taube? Beobachte sie einmal beim Fressen der Körner! Da wirst du sehen, daß sie sich beim Auflesen jedes einzelnen Körnchens vorher niederbeugt, wie es fromme Menschen tun, wenn sie beten. — Die Tiere tun das alles bewußtlos, d. h. ohne eine Vorstellung von der Bedeutung zu haben; du aber sollst es bewußt tun, weil du weißt, daß alles, was du genießest, von Gott kommt. Dazu mahnt der Dichter Fr. Rückert in den nachfolgenden Reimen. Beherziget sie!

II. **Vertiefung.** Gedankengang. 1. Das Huhn dankt Gott dadurch, daß es beim Trinken zum Himmel aufblickt. 2. Die Taube bittet Gott, bevor sie ihre Nahrung zu sich nimmt, um seinen Segen. 3. Beides soll der Mensch auch tun.

III. **Verwertung.** 1. Anwendung für Herz und Leben. a) Der Mensch, welcher beim Empfange der Nahrung nicht zu Gott betet, wird von den unvernünftigen Tieren, die es unbewußt tun, beschämt. b) Bittet, so wird euch gegeben!

2. Rede- und Stilübungen. a) Was lernen wir vom Huhne und von der Taube? b) Wann und warum sollen wir danken und bitten? c) Wann müßten wir uns vor den Tieren schämen? (Wenn wir beim Aufblick zu Gott ihm nicht dankten für seine Gaben, und wenn wir beim Niederblick auf unsere Armut und Schwachheit ihn nicht um seine Hilfe bäten!) W. D.

79. Das Gewissen.

Fr. Möller. Botschaft des Heils für Unmündige von A. Gossel. Eisleben 1854. 3. Aufl. S. 23.

Ein kleines Mädchen sagte zur größeren Schwester: „Wenn ich unartig gewesen bin oder etwas Schlimmes getan habe, so klopft es allemal in meinem Busen drinnen wie mit einem Hämmerlein, und dann ist mir so weh und so angst." Die Schwester sprach: „Siehe, das Hämmerlein ist das böse Gewissen. Der liebe Gott klopft damit an dein Herz und sagt dir, daß du gesündigt habest und ein besseres Kind werden müssest."

„Wenn aber Eltern und Lehrer mit dir zufrieden sind, was fühlst du da im Herzen?" Das Kind sagte: „O dann ist mir wohl und leicht, ich bin ganz glücklich, und das Hämmerlein ist mäuschenstille." — „Sieh! das ist das gute Gewissen," sprach die Schwester. „Drum laß uns sorgen, daß das Hämmerlein nicht mehr klopft!"

Ein Glöcklein hängt in deiner Brust,
das hat gar hellen Schlag.
Wenn du des Bösen dir bewußt,
so quält's dich Nacht und Tag;
doch hast du recht vor Gott getan,
so hörst du deine Freude dran.

I. **Vorbereitung und dann Vortrag.** Eine kleine Schwester klagte der größeren: „Wenn ich unartig gewesen bin oder etwas Böses getan habe, dann klopft mir's in der Brust wie mit einem Hammer, und mir ist angst und bange. Was ist das nur für ein Glöckchen in der Brust, das so hell klopft und mich Tag und Nacht so quält?"

Die ältere Schwester fragte: „Was fühlst du aber im Herzen, wenn Eltern und Lehrer mit dir zufrieden sind?" Das Kind antwortete: „O da bin ich froh und leicht! Da pocht kein Hämmerchen! Da klingt das Glöckchen im Herzen wie lauter Festfreude." Wer das Hämmerchen und wer das Glöckchen nun sein mag? — Die folgende kleine Erzählung mit einem Gedichtchen am Schlusse gibt die Antwort auf diese Frage. Lest es, als ob zwei von euch die Schwestern wären!

II. **Vertiefung.** Vergleichung des bösen und des guten Gewissens. 1. Mit einem Hämmerlein, das da klopft und pocht.

Wie, warum und mit welchem Erfolge pocht das böse Gewissen? Wie das gute Gewissen?

2. Mit einem Glöcklein, das da tönt und klingt.

Wie, warum und mit welchem Erfolge läutet das böse und wie das gute Gewissen als Glöcklein in der Brust? R. D.

80. Frosch und Maus.

Nach Äsop, verdeutscht von Martin Luther. Sämtl. Schriften. Herausgeg. von Walch. Halle 1744. XIV. T., S. 1370.

Eine Maus wäre gern über ein Wasser gewesen[1]) und konnte nicht[2]) und bat einen Frosch um Rat und Hilfe. Der Frosch war ein Schalk[3]) und sprach zur Maus: „Binde deinen Fuß an meinen Fuß, so will ich schwimmen und dich hinüberziehen!“[4]) — Da sie aber aufs Wasser kamen, tauchte der Frosch hinunter und wollte die Maus ertränken. Indem aber die Maus sich wehret[5]) und arbeitet, fliegt eine Weihe[6]) daher und erhaschet die Maus, zieht den Frosch auch mit heraus und frißt sie beide.

1) um am andern Ufer Nahrung und Wohnung zu suchen. 2) weil sie nicht schwimmen konnte. 3) ein falscher, böser Knecht, ein tückischer Schelm. 4) Scheinbar will er die Überfahrt der Maus sichern, in Wahrheit aber ihre Rettung unmöglich machen. 5) sich sträubte und heftig anstrengte, um über Wasser zu bleiben. 6) Gabelweihe oder ein Fischreiher.

I. **Vertiefung.** 1. Lagebild. Ein Fluß läuft langsam durch Wiesengründe. Auf beiden Ufern stehen Büsche. Die Sonne scheint warm hernieder. Über dem Wasser schwebt ein großer Vogel. Mit seinen Krallen hat er eine Maus gepackt, die auf dem Wasser zappelte. Am Fuße der Maus angebunden hängt ein Frosch, der nun auch die Beute des Raubvogels wird.

2. Tätigkeiten der Maus. Sie war in Bedrängnis; sie wandte sich um Rat und Hilfe an einen Frosch. Sie gehorchte ihm. Sie bindet ihren Fuß an den Fuß des Frosches. Sie kommt in Lebensgefahr, sie wehrt sich, strengt sich an, arbeitet — alles umsonst; sie wird erfaßt und getötet.

3. Tätigkeiten des Frosches. Er faßt einen bösen Vorsatz, er bietet der Maus seinen Rat und seine Hilfe an. Er geht an die Ausführung seines bösen Anschlags; er taucht im Wasser unter, um die Maus zu ersäufen. Er erschrickt, wird in die Höhe gezogen, aus dem Wasser gerissen und von der Weihe gefressen.

4. Gedankengang. Der Frosch benutzt die hilflose Lage der Maus, um sie unter dem Scheine der Hilfe zu verderben. Seine Begierde kettet ihn so fest an das ausersehene Opfer, daß er mit diesem untergeht.

II. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Bekanntes und Verwandtes. Vor Untreue mag sich niemand bewahren. Untreue schlägt ihren eigenen Herrn. Untreue geht hin, kommt aber nicht herwider. Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Wer andere verderben und stürzen will, geht oft selbst unter. Hamann. Pharao im Roten Meere. Napoleon III. — Der Herr macht zunichte die Anschläge der Gottlosen.

2. Rede- und Stilübungen. Beantworte folgende Kernfragen:

a) Aus welchem Grunde mochte wohl die Maus ans jenseitige Ufer gelangen

wollen? b) Warum konnte die Maus nicht über das Wasser hinüber? (Nicht schwimmen — nicht umgehen — keine Brücke — kein Nachen). c) Warum tauchte der Frosch erst unter, als sie auf das tiefe Wasser kamen? d) Wodurch bewies der Frosch seine Untreue? e) Warum mußte der Frosch mit der Maus untergehen und sterben? R. D.

81. Der Feind im Walde.

Chr. Friedrich Scherenberg, Gedichte. Leipzig 1850. S. 24.

Der Adler lauscht auf seinem Horst;
der Keiler rauscht zum Kesselforst;
das Kätzlein klinkt am Ast sich fest;
der Wolf, er hinkt zum Felsennest.
Das Damwild streicht zum Dickicht ein;
der Fuchs still schleicht zum Bau hinein;
aufstutzt, hinflitzt das scheue Reh;
die Löffel spitzt der Has' im Klee;
die Ente duckt im düstern Rohr;
das Fischlein guckt nicht mehr hervor —
und alles schweigt. — Im Hinterhalt
der Mensch sich zeigt — geht durch den Wald.

I. **Vorbereitung.** Der Mensch ist der Herr der Natur. Wie zeigt sich das bei den Tieren, sobald der Mensch im Walde erscheint? 1. Der Aar *lauscht* (horcht) auf seinem Horst (= Niststätte, Nest des Adlers und anderer großen Raubvögel auf hohen, unzugänglichen Bergspitzen). 2. Der Keiler (das männliche Wildschwein, der Eber) *rauscht* (läuft mit Geräusch) nach dem Kesselforst, einer morastigen, mit Erlen, Brombeerranken, Farnkraut und dichtem Weidicht bewachsenen, einem Kessel ähnlichen Einsenkung, Lieblingsplatz des Schwarzwildes. Sein Rüssel ist mit zwei mächtigen Hauern bewaffnet. 3. Das Kätzlein (das Eichkätzchen, auch Eichhörnchen genannt) *klinkt* und krallt sich mit seinen langen, scharfen Zehen hoch oben am Aste eines Eichbaumes fest. (Wie an der Tür die Klinke fest in den Schloßhaken einklinkt, so bei dem Eichkätzlein seine scharfen Krallen in die rissige Borke der Eiche.) 4. Der Wolf, Freund Isegrim, der von dem letzterhaltenen Schusse noch lahmt, *hinkt* und humpelt nach einer Felsspalte, in welcher er sicher wohnt. 5. Das Damwild (Dam = Hirsch, also Hirschwild), vielleicht ein Hirsch, eine Hinde von zwei Hirschkälbchen, *streicht* (in der Jägersprache für läuft) zum Dickicht hin (= dick oder dichter stehender Teil des Waldes, namentlich in Schonungen, jungen Beständen des Hochwaldes, bei Tannen auch Tannicht genannt). 6. Der Fuchs, Freund Reineke, *schleicht* (leise und kriechend) zum Fuchsbau (eine Erdhöhle, aus der er Dachse oder Kaninchen vertrieben hat). 7. *Aufstutzt* (= aufhorcht im Schreck, daher aufstützig) und *hinflitzt* (= hinfliegt wie der Pfeil vom Flitzbogen) das schnelle und scheue Reh. 8. Die Löffel, in der Jägersprache die Ohren, *spitzt* der im Klee sitzende Hase; er lauscht und horcht und bückt sich nieder. 9. Die *Ente*, die Wildente, verläßt sofort den glatten Spiegel des Waldsees und *duckt*, d. i. sitzt gebückt im *düstern* Röhricht. 10. Das Fischlein im See, das zuvor plät-

schernd an der Oberfläche spielte, guckt (blickt) nicht mehr hervor. 11. Und alles (alles Getier des Waldes) schweigt, um nicht seinen Aufenthalt zu verraten, wenn der Mensch als Jäger im Hinterhalte (auf dem Anstande) sich zeigt oder jagend durch den Wald geht. —

Der Dichter Chr. Fr. Scherenberg hat dieses Bild des Waldlebens in knappe Reime gebracht. Hört und lernt sie!

II. **Vertiefung.** 1. Schauplatz der Handlung. Ein an Wild und Tieren aller Art sehr reicher Wald im Hochgebirge mit Felsenkuppen, Felsspalten, mit einem Waldsee und einem unzugänglichen, morastigen Kessel, einer Waldwiese und einem angrenzenden Kleeacker.

2. Zeit der Handlung. Im Spätsommer, wenn bereits die Jagd eröffnet ist, gegen Abend in der Dämmerung, zu welcher Zeit bekanntlich die Jäger auf den Anstand gehen.

3. Angabe des Hauptgedankens. Der Mensch ist der Schrecken der Tierwelt. Vor ihm verstummen, fliehen und verstecken sich alle Tiere in ihre sichern Zufluchtsstätten.

III. **Verwertung.** Nutzanwendung für Herz und Leben. 1. Der Mensch soll zwar der Herr der Tiere, niemals aber ihr Tyrann sein. Sei ein milder, gütiger Herrscher!

2. Mensch, Kind, begegne den Tieren immer freundlich, so werden sie dich nimmer fliehen!

3. Quäle niemals die Tiere, weder absichtlich noch aus Unverstand!

4. Schone insonderheit die Vögel und ihre Nester mit Alten und Jungen! R. D.

82. Das wohltätige Kind.

Thomas Scherr. Spruchbüchlein für das 2. Schuljahr. Zürich. S. 63.

Albert war von dem Felde heimgekommen. Da erhielt er von der Mutter das Abendbrot. Es war ein schönes, weißes Stück. Er ging hinab in den Hof und freute sich des Brotes; denn er hatte Hunger. Da kam zu ihm des armen Nachbarn Knabe; der sah das Brot und sprach: „O, meine kranke Schwester bat schon oft um weißes Brot, aber wir haben keines und können keines kaufen.“ Albert sah den armen Knaben an und maß sein Brot, brach es und gab das größere Stück dem Knaben und sprach: „Da nimm und trag's geschwinde deiner Schwester zu!“ —

Albert handelte wohltätig; er übte Wohltätigkeit.

„Seid barmherzig, wie euer Vater im Himmel barmherzig ist!“

I. **Vorbereitung und Zielangabe.** Wir wollen eine Geschichte von einem wohltätigen Knaben lesen. Sie führt uns auf den Hof eines wohlhabenden Bauern. Nicht weit davon liegt die Hütte einer armen Witwe. Es ist um die Abendzeit. Der Knabe hat fleißig auf dem Felde gearbeitet und ist hungrig heimgekehrt. Hört nun, was sich da begab!

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung des Inhalts. a) Wie der Knabe heimkehrt. b) Was er als Abendbrot erhält. c) Warum er sich darüber freut. d) Wie er den Besuch eines armen Knaben erhält. e) Was die kranke Schwester sehnlich wünscht. f) Warum ihr Wunsch nicht erfüllt wird. g) Welchen Eindruck die Erzählung auf den guten Knaben macht. h) Wie er wohltätig handelt.

2. Grundgedanke: Die Überschrift und der Bibelspruch am Schlusse. Worin bestand die Wohltat? Wie zeigt der Vater im Himmel und wie der Knabe Barmherzigkeit?

3. Charakter des Knaben: Er war fleißig, denn er arbeitete den ganzen Tag auf dem Felde. Er war hungrig, denn er verlangte nach dem Abendbrote. Er war dankbar für die Gabe der Mutter und freute sich über dieselbe. Er verkehrte fröhlich und gesellig mit dem armen Knaben; mitleidig hörte er seinen Bericht und erbarmte sich über die kranke Schwester. Freigebig und wohltätig teilte er das Brot und gab dem kranken Mädchen das größere Stück.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. a) Schriftworte. Jes. 58, 7. Brich dem Hungrigen dein Brot und die, so im Elend sind, führe in dein Haus; so du einen nackend siehst, so kleide ihn, und entziehe dich nicht von deinem Fleische!

Ebr. 13, 16. Wohlzutun und mitzuteilen vergesset nicht, denn solche Opfer gefallen Gott wohl!

b) Sprichwörter. a) Jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert. b) Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen. c) Geben ist seliger denn nehmen. d) Schnelle Gaben hat Gott lieb. e) Langsame Gabe verliert den Dank, und unzeitige Gabe verdient keinen Dank. f) Wer schnell gibt, der gibt doppelt.

2. Nachbildung. Adolf ist im Walde gewesen, hat seiner Schwester Luise ein Körbchen voll der schönsten Walderdbeeren mitgebracht. Sie setzt sich vor die Türe. Bertha gesellt sich zu ihr. Sie erzählt von ihrem kranken Bruder, der schon vier Wochen lang im Bette liegt. Bein gebrochen; oft Erdbeeren gewünscht. Ich kann nicht in den Wald, muß den Bruder pflegen. Eltern arm, keine kaufen. Luise spricht: Halt auf die Schürze! und schüttet die große Hälfte hinein usw. Überschrift: Die mildtätige Luise. R. D.

83. An den Mai.

Christian Adolf Overbeck.

I. **Vorbereitung.** Die Kinder sind des langen, kalten Winters müde und sehnen sich sehr nach dem Frühling, der im Mai am schönsten ist. Sie bitten den Mai, doch bald zu kommen, die Erde wieder schön und die Menschen glücklich zu machen. Den Bäumen soll er grünes Laub geben und die Veilchen am Bache blühen lassen. Am meisten sehnen sich die Kinder nach Blumen und Spaziergängen im Freien. Doch dazu muß die Luft wärmer (das Wetter gelinder) werden. Geschieht das, dann wird aus dem Flehen (dringenden Bitten) der Kinder ein lautes Jubel- oder Freudenlied. Vor allem soll der Mai Rosen, die Königinnen der Blumen, Nachtigallen, die Königinnen der Sänger, und Kuckucke, die lustigen Verkünder oder Herolde des Frühlings, mitbringen.

II. **Unmittelbare Darbietung.**

1. Komm, lieber Mai, und mache
die Bäume wieder grün,
und laß uns an dem Bache
die kleinen Veilchen blühn!

Wie möchten wir so gerne
ein Blümchen wieder sehn,
ach, lieber Mai, wie gerne
einmal spazieren gehn!

2. Komm, mach es bald gelinder,
daß alles wieder blüht!
Dann wird das Flehn der Kinder
ein lautes Jubellied.

O komm und bring vor allen
uns viele Rosen mit;
bring auch viel Nachtigallen
und schöne Kuckucks mit!

III. **Vertiefung.** 1. Das Gedicht malt uns die Natur im Mai. Die Bäume bedecken sich mit grünem Laube, weißen und roten Blüten. Die silberhellen Bäche eilen murmelnd dahin. In dem Rasen ihrer Ufer blühen blaue Veilchen. Fröhliche Menschen gehen am Bache spazieren. Die Luft ist mild, und alles blüht. Die Kinder jubeln laut vor Lust. Stolze Rosen blühen im Garten. Im Gebüsche singt lieblich die Nachtigall, und im Walde ruft der Kuckuck.

2. Str. 1 bittet um die ersten Gaben des Mais, Str. 2 um eine Steigerung derselben, so daß er zum Wonnemonat wird. Grundgedanke: Im Mai ist die Natur am schönsten, das Leben am wonnigsten.

3. Der Mai ist als herrlicher Jüngling gedacht, der von den Kindern eingeladen wird, zu kommen und mit den herrlichen Gaben aus seinem Füllhorn die Erde zu überstreuen.

IV. **Verwertung.** 1. Im Wechsel der Jahreszeiten läßt uns Gott eine Quelle der Freude springen. Nach Leid folgt Freude, nach Regen Sonnenschein, nach Wünschen und Hoffen das Haben.

2. Zeit bringt Rosen. Hoffen und Harren macht manchen zum Narren. Bald kommt der Mai, der liebliche Knabe —. Vergleichung mit dem Mailied von Hermann Adam von Kamp. (S. Kölner Liederbuch, S. 18.)

Alles neu macht der Mai,
macht die Seele frisch und frei.
Laßt das Haus! Kommt hinaus!
Windet einen Strauß!

Rings erglänzet Sonnenschein;
duftend pranget Flur und Hain.
Vögelsang, lust'ger Klang
tönt den Wald entlang.

Aus dem Wunsche ist Gewährung, aus dem Hoffen Haben, aus dem Sehnen Erfüllung, aus dem Flehen ein Jubellied geworden. Beantworte aus dem ersten Gedichte folgende Fragen des zweiten: Was und wie macht der Mai alles neu? Wie wird die Seele frisch und frei? Warum sollen wir das Haus verlassen und hinauskommen? Woraus werden die Sträuße gewunden? Was erweckt der Sonnenschein in uns? Was duftet und pranget in Flur (Feld) und Hain (Wald)? Welche Vögel singen? Was für lustiger Klang schallt durch den Wald?

3. Sage das Gegenteil von dem, was die Kinder erbitten, und was vor der Ankunft des Frühlings in der Natur zu finden ist! (Die Bäume sind kahl und schwarzgrau. Den Bach bedeckt Eis und seine Ufer blasses, altes Gras. Eine Blume ist nicht zu sehen. Die Kinder müssen in der Stube bleiben, denn zum Spazierengehen ist es zu kalt usw.) P.

84. Mailied.

Ludw. Hölty. Gedichte. Ausg. von Voß. 3. Aufl. Königsberg und Leipzig 1883. S. 166.

I. **Vorbereitung.** Es ist anfangs Mai. Die letzten Reste des Schnees schmelzen, und die hellen Bäche hüpfen lustig durch das Feld. In den Gärten brechen die Blüten- und Blattknospen an den Bäumen auf. Die

heimgekehrten Singvögel hüpfen und fliegen von Zweig zu Zweig und singen laute, fröhliche Lieder. In der Mitte des Dorfes erhebt sich auf dem Gottesacker mit seinen bleichen Kreuzen und Leichensteinen der Kirchturm. Eine Glocke wimmert droben; ein frisches Grab ist unten gegraben, und ein Leichenzug bewegt sich nach dem Gottesacker. Der junge, aber todkranke Dichter Hölty spaziert langsam durch die erwachende Frühlingsherrlichkeit, hört den Ton der Totenglocke und denkt: Wie bald kann auch dein letztes Stündlein schlagen! Vielleicht ist dies dein letzter Mai auf Erden. Seine Empfindungen hat er in einem schönen Gedichte ausgesprochen, das mit einer Mahnung zur Freude und zum Lebensgenuß schließt.

II. **Unmittelbare Darbietung.**

1. Der Schnee zerrinnt [1]),
der Mai beginnt;
die Blüten keimen [2])
auf Gartenbäumen [3]),
und Vögelschall [4])
tönt überall.

2. Wer weiß, wie bald
die Glocke [5]) schallt!
Da wir des Maien
uns nicht mehr freuen;
wer weiß, wie bald
sie leider schallt!

3. Drum werdet froh!
Gott will es so,
der uns dies Leben
zur Lust [6]) gegeben.
Genießt die Zeit,
die Gott verleiht! [7])

1) Taut oder schmilzt; 2) schwellen und brechen aus Knospen; 3) Obstbäume; 4) lauter Gesang der Vögel; 5) Toten- oder Begräbnisglocke; 6) Freude; 7) gibt oder schenkt.

III. **Vertiefung.** 1. Gliederung. Str. 1 schildert die Frühlingsherrlichkeit. Str. 2 erinnert an die kurze Dauer der Freude und an den Tod. Str. 3 mahnt uns zum rechten Gebrauche der Zeit.

2. Schönheiten: Der Gegensatz zwischen dem Laubgrün und der Blütenpracht und dem dunkeln Grabe, dem frohen Vogelgesang und der traurigen Totenglocke, der Gegenwart voll Herrlichkeit und der Zukunft mit ihrem: „Wer weiß!" wirken ergreifend.

IV. **Verwertung.** 1. Freue dich der Gaben deines Gottes, solange du kannst! Wie bald welkt und stirbt alles, du selbst auch! Unter den Blumen lauert die Schlange der Vernichtung.

2. Freue dich mit den Fröhlichen! — Wer weiß, wie nahe mir mein Ende! — O lieb, solang du lieben kannst — Ach, wunderschön ist Gottes Erde und wert, darinnen froh zu sein! — Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras; er blühet wie eine Blume auf dem Felde. Wenn der Wind darüber gehet, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennet sie nicht mehr.

3. Vergleiche das „Frühlingslied" von L. Hölty (ebenda S. 172):

1. Die Luft ist blau, das Tal ist grün,
die kleinen Maienglocken blühn
und Schlüsselblumen drunter.
Der Wiesengrund
ist schon so bunt
und malt sich täglich bunter.

2. Drum komme, wem der Mai gefällt,
und schaue froh die schöne Welt
und Gottes Vatergüte,
die solche Pracht
hervorgebracht,
den Baum und seine Blüte.

Beides sind Frühlingslieder, die der leider so früh verstorbene Dichter Hölty gedichtet hat. Beide zeigen den täglichen Fortschritt in der Entfaltung der Maienpracht. Das Mailied führt uns in den Anfang, das Frühlingslied in die Mitte des Mai. Ersteres zeigt noch den schmelzenden

Schnee, letzteres schon ein grünes Tal und einen bunten Wiesengrund. Das Frühlingslied redet von der klaren, blauen Luft, das Mailied nicht, weil wohl noch trübe Wolken über den Himmel fliegen. Das Mailied zeigt das Aufkeimen der Blüten und Baumknospen, das Frühlingslied schon blühende Maiglöckchen, Schlüsselblumen und Obstbäume in voller Blüte. Ersteres rühmt den Gesang der Vögel, letzteres schweigt davon. Beide ermahnen zur Freude im Frühling, ersteres im Hinblick auf die Kürze der Frühlingsfreude, letzteres ohne solche Einschränkung. Durch das erste klingt wehmütig die Sterbeglocke, durch letzteres ungetrübte Freude. Ersteres hebt den Finger und deutet nach dem Grabe, letzteres weist zu dem gütigen Vater im Himmel hinauf. P.

85. Mache dich auf!

R. Reinick. Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch. Bielefeld und Leipzig. S. 202.

1. Scheint dir der Frühling ins Haus,
mach' dich auf! Lauf' hinaus! lauf' hinaus!
Da kannst du aus Näh' und Fernen
gar manches lernen.

2. Schau! wie die Sonne es macht:
jedem ins Fenster sie lacht,
ob er ihr dankt, ob nicht,
entzieht keinem ihr Licht.

3. Schau! wie's die Bienen tun:
können nicht lange ruhn,
machen sich früh hinaus,
zu sammeln fürs Haus.

4. Schau zu den Bäumen hinauf:
lauter Blüten sind drauf,
bringen einst Früchte zu Hauf',
warte nur drauf!

5. Schau! wie die Vögel es machen:
Kümmern sich nicht um Sachen,
die Gott von selbst wird bringen,
sind fröhlich und singen.

6. So kannst du aus Näh' und Fernen
gar manches lernen.
Drum, wenn der Frühling draußt',
mach' dich auf! Lauf' hinaus! lauf' hinaus!

I. **Vorbereitung und Zielangabe.** Der kalte Winter mit seinen kurzen Tagen hält uns meist in den engen, dumpfen Stuben fest. „Bleibt drin!" heißt die Losung. Draußen sehen wir überall Stillstand und Tod. Die Sonne schielt matt nur wenige Stunden auf die Erde oder verbirgt sich hinter Wolken. Die Bienen wagen sich nicht aus ihrem warmen Korbe. Die Bäume stehen kahl da. Die meisten Singvögel sind fortgezogen.

Nun wird es Frühling. Überall nah und fern erwacht neues Leben und lockt uns hinaus. Was da lockt, und wie es lockt, das sagt der gemütvolle Dichter von Jugendliedern, Robert Reinick, in dem Gedichte: „Mache dich auf! Lauf hinaus!" Hört es!

II. **Vertiefung.** 1. Lagebild. Die Sonne steht strahlend am blauen Himmel, schickt ihre Strahlen überall hin und verbreitet überall Licht und Leben. Aus den Bienenkörben im Garten fliegen summend die Bienen und naschen an allen Blumen. Die Bäume schlagen aus, erhalten Blätter und Blüten und setzen Früchte an. In Büschen und Bäumen schwirren die Vögel umher, singen ihre Lieder und bauen ihre Nester. Aus der Enge in die Weite, aus dem Tode in das Leben — das ist der Ruf des Frühlings.

2. Hauptgedanke. Du kannst im Lenz aus Näh' und Fernen gar manches lernen. Was kannst du von der Sonne lernen? Blicke jedem freundlich ins Gesicht, biete jedem artig und bescheiden

deinen Gruß, und zwar ebensowohl dem Armen und Geringen wie dem Reichen und Vornehmen, dem Glücklichen wie dem Unglücklichen! Ob er dir dankt, ob nicht, dadurch laß dich nicht abhalten, auch fernerhin jeden freundlich zu grüßen und ihm mit Liebe und Wohltun zu begegnen.

3. Was von den Bienen? Sei wie die Biene immer emsig, tätig und fleißig! Sei kein Langschläfer, sondern stehe frühe auf und gehe sofort an deine Arbeit! — Sei arbeitsam und sparsam! Spare für dich, für deine Familie, für die Zeit der Not! Selbstverdientes Brot schmeckt süßer denn Honigbrot.

4. Was sollst du von den Bäumen lernen? Wie sie sollst du knospen und blühen. Dein Geist und Herz, mein Kind, gleichen einem Strauße voller Knospen; sie sind anfangs nur Keime und Anlagen; in Haus und Schule sollen sie sich durch Beispiel und Lehre der Mündigen entwickeln, entfalten und endlich erblühen in mancherlei Erkenntnis, Fähigkeiten und Fertigkeiten, in Kunst und Geschick, in Kennen und Können, in Gehorsam, Artigkeit und Tugend, in christlichem Glauben, Lieben und Geist dir reiche Früchte bringen: Verstand, Vernunft, Weisheit, Bravheit, Biederkeit und andere Tugenden, Lebensunterhalt, Ansehen bei guten Menschen, Ehre bei Gott, ein gut Gewissen und einen seligen Tod.

5. Was von den Vögeln? Sei wie die Vöglein fröhlich und wohlgemut! Sorge nicht ängstlich, und murre nimmer wider Gott! Kümmre dich nicht um Sachen, die der Herr seiner Weisheit und Leitung allein vorbehalten hat! Vertraue in allen Lagen des Lebens deinem Gotte! Sei frohgemut und singe ihm Lob, Preis und Ehr'! R. D.

86. Guten Morgen.

Rud. Löwenstein. Kindergarten. Berlin. S. 1.

1. Nun reibet euch die Äuglein wach!
Die Schwalben zwitschern schon am Dach,
die Lerche singt schon in der Luft,
die Blume prangt in Tau und Duft.
Guten Morgen!

2. Die Sonn' ist längst auf ihrer Bahn,
auf seinem Posten kräht der Hahn,
die Tauben flattern aus dem Schlag
und sonnen sich im rof'gen Tag.
Guten Morgen!

3. Schon tönen Lieder und Schalmei'n,
der Herde Glöcklein klingen drein,
und seinen Morgengruß entbeut
vom Turme weithin das Geläut.
Guten Morgen!

4. Was nur die Hände rühren kann,
das schickt sich jetzt zur Arbeit an,
die Nachbarsleut' in Stadt und Land,
sie drücken sich zum Gruß die Hand.
Guten Morgen!

5. Und alles regt sich nah und fern
und rüstet sich und preist den Herrn;
ihr wollt doch nicht die letzten sein?
Drum stehet auf und stimmt mit ein:
Guten Morgen!

I. **Vorbereitung.** Die Nacht ist vergangen, der neue Tag angebrochen. In der Schlafkammer liegen die Kinder noch in Schlaf und Traum. Da tritt die Mutter an ihre Betten und mahnt sie zum Aufstehen. Sie spricht zu ihnen: Nun, Kinder, reibt euch die Äuglein wach (den Schlaf aus den Augen)! Werdet munter! Schon zwitschern die Schwalben auf dem Dache; die Lerchen singen (trillern) in der Luft; die Blumen prangen

(blühen herrlich) in Tau und Duft (duften lieblich im Morgentau). Die Sonne ist längst auf ihrer Bahn (sie ist am Himmelszelt aufgegangen). Der Hahn kräht auf seinem Posten (auf dem Hofe). Die Tauben flattern aus ihrem Schlage und sonnen sich im ros'gen Tage (im rötlichen, feurigen Morgenlichte). Schon ertönen die Lieder und Schalmeien (die Hörner der Hirten), und die Glöcklein der Herde (die Glocken der auf die Weide gehenden Kühe und Schafe) klingen drein, und das Geläut (das Morgenläuten der Glocken) vom Turme entbeut (=bietet euch) den Morgengruß. Sie alle, alle rufen euch zu: „Guten Morgen, ihr Kinder!" Was nur die Hände rühren kann (wer stark und groß genug zur Arbeit ist), das schickt sich an (macht sich fertig) zur Arbeit. Die Nachbarsleute in Stadt und Land (Dorf) drücken sich zum Gruße die Hand und rufen sich zu: „Guten Morgen!" Alles regt sich nah und fern und rüstet sich (macht sich bereit zu neuer Tätigkeit) und preist (dankt und lobt) den Herrn. Nun, Kinder, wollt ihr die letzten sein? Gewiß nicht! Wohlan, so stehet auf und stimmet ein in den allgemeinen Morgengruß und sprecht auch ihr euer Morgengebet!

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Das Schlafzimmer oder die Schlafkammer frischer, gesunder Kinder eines Landwirts auf dem Dorfe oder in einer kleinen Stadt (Austreiben der Kühe, das Blasen der Hirtenhörner, Morgenläuten usw.) an einem heitern, sonnigen Sommertage.

2. Eigenschaften und Tätigkeiten der weckenden Eltern. Sie sind fürsorglich und liebevoll, denn sie wecken ihre Kinder mit Morgengruß und herzlicher Mahnung. Sie sind klug und vernünftig, denn sie geben ihren Kindern zwölf Gründe für ihre Forderung an. Sie sind brav und gottesfürchtig, denn sie ermahnen ihre Kinder zu Morgengruß und Morgengebet.

3. Gedankengang. Mahnung der Eltern an ihre Kinder zum Frühaufstehen. Sie stellen ihnen zwölf Beispiele vom Frühaufsein zum Muster hin. Mahnung zum Morgengruß und Morgengebet, zu erneuter Tätigkeit und zum Fleiße.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Sei kein Langschläfer! Sei tätig und fleißig! Sei höflich und gottesfürchtig! Morgenstunde hat Gold im Munde. Ein schlafender Fuchs fängt kein Huhn. Wer gern Kunst und Weisheit hätte, sucht sie nicht im weichen Bette. Früh nieder und früh auf, verlängert den Lebenslauf. Wer lange schläft, lebt wenig. Fleiß bringt Brot, Faulheit Not. Mit Gott fang an, mit Gott hör auf, das ist der beste Lebenslauf! Bete und arbeite! Wer nicht am Morgen betet, ist arm den ganzen Tag.

2. Rede- und Stilübungen. a) Gib die zwölf Gründe an, durch welche der Vater seine Mahnung an die Kinder, vom Schlafe aufzustehen, unterstützt! Vermeide dabei aber die Endreime und benutze die gehörte Worterklärung! Fange die Arbeit etwa so an:

Kinder, steht auf aus dem Bett, seid tätig und fleißig, lobt und preist den Herrn; denn

1. die Schwalben zwitschern schon auf dem Dache,
2. die Lerchen trillern in der Luft usw. 3—12.

b) Beantwortet die Fragen: Wer sagt hier alles: „Guten Morgen"? Wie wird's gesagt? Wo sind die Grüßer? R. D.

87. Versuchung.

R. Reinick. Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch. Bielefeld und Leipzig 1853.

1. Gar emsig bei den Büchern ein Knabe sitzt im Kämmerlein,
da lacht herein durchs Fenster der luft'ge, blanke Sonnenschein
und spricht: „Lieb' Kind! du sitzest hier?
Komm doch heraus und spiel bei mir!"
Den Knaben stört es nicht, zum Sonnenschein er spricht:
„Erst laß mich fertig sein!" —

2. Der Knabe schreibet weiter, da kommt ein lustig Vögelein,
das picket an die Scheiben und schaut so schlau zu ihm herein.
Es ruft: „Komm mit, der Wald ist grün,
der Himmel blau, die Blumen blühn!" —
Den Knaben stört es nicht, zum Vogel kurz er spricht:
„Erst laß mich fertig sein!"

3. Der Knabe schreibt und schreibet, da guckt der Apfelbaum herein
und rauscht mit seinen Blättern und spricht: „Wer wird so fleißig sein!
Schau meine Äpfel! diese Nacht
hab' ich für dich sie reif gemacht!" — —
Den Knaben stört es nicht, zum Apfelbaum er spricht:
„Erst laß mich fertig sein!"

4. Da endlich ist er fertig; schnell packt er seine Bücher ein
und läuft hinaus zum Garten. Juchhe! wie lacht der Sonnenschein!
Das Bäumchen wirft ihm Äpfel zu,
der Vogel singt und nickt ihm zu.
Der Knabe springt vor Lust und jauchzt aus voller Brust;
jetzt kann er lustig sein!

I. **Vorbereitung und Vortrag.** Im Paradiese versuchte die Schlange das Weib, d. h. sie lockte oder reizte Eva zum Ungehorsam. Das Weib ließ sich verlocken und fiel in Sünde. Die Versuchung wurde zur Verführung oder zum Sündenfall. Selbst der Heiland ist versucht worden. Er sollte aus Steinen Brot machen, sollte sich von der Zinne des Tempels hinabstürzen, sollte niederfallen und den bösen Feind anbeten. Er widerstand allen Lockungen siegreich, da wich der Versucher von ihm, und die Engel traten zu ihm und dienten ihm. Wir alle werden versucht, d. h. zum Bösen, zum Ungehorsam gegen Gottes Gebote gelockt. Darum beten wir: „Führe uns nicht in Versuchung!" Und drum mahnt der Spruch: „Wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht."

Wie ein Knabe versucht ward, und wie er sich dabei verhielt, das zeigt das schöne Gedicht von Rob. Reinick „Versuchung". Hört es!

II. **Vertiefung.** 1. Gesamtbild. Es ist an einem Nachmittage gegen Ende des Sommers. In einer kleinen Kammer nach dem Garten hin sitzt ein Knabe und schreibt emsig (fleißig wie eine Imse oder Biene). Seine Schulbücher liegen neben ihm auf einem Stuhle. Draußen lacht die Sonne vom blauen Himmel hernieder und wirft ihre hellen, fröhlichen Strahlen

durchs Fenster in die Stube. Ans Fenster pickt ein Vogel, schlägt lebhaft mit den Flügeln und schaut den Knaben lustig, lockend an. Er kam aus dem nahen Walde, wo grüne Bäume und bunte Blumen stehen und die Kinder anlocken. Neben dem Fenster steht ein großer Apfelbaum, der einen langen Ast bis ans Fenster streckt und dem Knaben goldgelbe, reife Äpfel zeigt.

2. Eigenschaften und Tätigkeiten des Knaben. Der Knabe ist emsig und fleißig, denn er sitzt bei seinen Büchern, arbeitet und lernt. Er ist fest und gewissenhaft, denn er läßt sich nicht stören und verlocken. Er ist ferner beharrlich und standhaft, denn er läßt sich auch zum andernmal nicht verführen. Der Knabe ist eifrig und ausdauernd, denn er schreibt und schreibet ununterbrochen. Er ist auch ordnungsliebend, denn er räumt seine Bücher weg. Endlich ist er siegreich, denn er hat der dreifachen Versuchung Widerstand geleistet. Nun ist er lustig und wohlgemut — er ruft „Juchhe!" Er ist heiter und fröhlich — er springt vor Lust; er ist vergnügt und freudig, denn er jauchzt aus voller Brust.

3. Gedankengang. A. Versuchung des Knaben:

a) Durch den Sonnenschein — zum Spielen im Freien.

b) Durch das Vögelein — zum Lustwandeln nach dem grünen Walde, unter blauem Himmel und blühenden Blumen.

c) Durch den Apfelbaum — zum Apfelschmause.

B. Abweisung und Überwindung der Versuchung. Wodurch?

C. Belohnung der Standhaftigkeit.

a) Erhöhte und doppelte Lust und Freude am Spiel.

b) Das beglückende Bewußtsein treu erfüllter Pflicht.

c) Die Siegesfreude wacker bestandener Versuchung.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Nach getaner Arbeit ist gut ruhn, d. i. schmeckt Spiel und Vergnügen, Speise und Trank, Schlaf und Ruhe noch einmal so gut. Das Bewußtsein treuer Pflichterfüllung schafft uns die höchste Freude. Erst die Arbeit, dann das Vergnügen! Erst das Amt, dann das Spiel! Erst das Notwendige, dann das Angenehme!

„Tages Arbeit, abends Gäste;
saure Wochen, frohe Feste!" (Goethe.)

Wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht! Laß dich nicht verführen! Kreuziget euer Fleisch samt den Lüsten und Begierden! Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet!

2. Rede- und Stilübungen. a) Gedankengang des Gedichts durch Gliederung des Inhalts. b) Nachbildung. Der arbeitende Knabe und seine drei guten Freunde. (Sonnabend nachmittag, herrlicher Sommertag. Karl fertigt seine schriftlichen Arbeiten zum Montag an. Otto: Einladung in den nahen Wald. Dann Wilhelm: Einladung zum Ballspiel auf der Waldwiese. Endlich Paul, des Försters Sohn: Einladung zum Abendbrot im Walde; Erdbeeren und süße Milch.) R. D.

88. I. Haselnüsse und Pflaumen.

Christoph v. Schmid. Kurze Erzählungen für die Jugend. Neue Sammlung. 2. Aufl. München 1869. S. 84.

Zwei Knaben, ein kluger und ein törichter, gingen miteinander durch ein Gebüsch. Da erblickten sie an einer Haselstaude einige Nüsse. „Du," sagte der klügere, „ich will das Innere nehmen und dir das Äußere geben."

Der törichte war mit der Teilung zufrieden; er bekam also die Schalen, und der kluge aß die Kerne.

Als der törichte sich betrogen sah, dachte er: „Das nächste Mal will ich schon klüger sein." Sie kamen nun an einen Pflaumenbaum, an dem noch etliche Pflaumen hingen. „Du," sagte der einfältige, „gib diesmal mir das Innere, das Äußere kannst du behalten." Der kluge aß nun die Pflaumen und gab ihm die Steine. Den einfältigen verdroß es sehr, sich wieder betrogen zu sehen. Allein der kluge lachte und sprach:

„Daß dich Erfahrung klüger mache,
denk nach erst über eine Sache!"

(Mit einer leisen Änderung.)

II. Die Nuß in grüner Schale.

Christoph v. Schmid. Ebenda. S. 80.

Die kleine Helene fand in dem Garten eine Walnuß, die noch mit der Schale überzogen war. Leuchen sah sie für einen Apfel an und wollte sie essen. Kaum hatte aber die Kleine hineingebissen, so rief sie: „Pfui, wie bitter!" und warf die Nuß weg. Konrad, ihr klügerer Bruder, hob die Nuß auf, schälte sie mit den Zähnen ab und sagte: „Ich achte diese bittere Schale nicht; weiß ich doch, daß ein süßer Kern darin verborgen steckt, der mir dann desto besser schmecken wird."

Achte keiner Mühe Bitterkeit,
die dich mit süßem Lohn erfreut!

Vergleichung. A. Ähnlichkeiten. 1. In beiden Erzählungen treten kleine, noch unverständige Kinder als handelnde Personen auf.

2. Von ihnen werden im Garten Nüsse gefunden.

3. Der Kern der Nüsse wird von den Kindern, die sie gefunden haben, nicht genossen.

4. In beiden Fällen sind die Finder der Nüsse nicht zufrieden, indem von ihnen nur das Äußere, die Schale der Nüsse, gewählt wird.

5. Der Kern der Nüsse hingegen wird von zwei klügeren Kindern genossen.

B. Verschiedenheiten. 1. In der ersten Erzählung findet ein Knabe eine Haselnuß, in der zweiten ein kleines Mädchen eine Walnuß.

2. Der Knabe wählt dort aus Torheit die Schalen der Nuß, das Mädchen beißt hier aus Unkenntnis in die grüne Umhüllung der Schale.

3. Der Knabe wird um den Kern betrogen, das Mädchen wirft den Kern weg.

4. Dort wird durch einen schlaueren Knaben der Kern bei der Teilung gewonnen, hier wird die Nuß, noch in der Schale befindlich, von einem klügeren Knaben aufgehoben.

5. Das kleine Mädchen hat sich nur einmal betrogen, der Knabe in der ersten Erzählung aber zweimal, indem er zum andern Male bei der gefundenen Pflaume den Kern wählt und die wohlschmeckende, fleischige Umhüllung dem klügeren Knaben überläßt.

6. Der Knabe in der ersten Erzählung kommt durch Schlauheit und Glück zum Genusse, der in der zweiten Erzählung hingegen durch Erfahrung und viele Mühen. R. D.

89. Die Wasserrose.

Christoph v. Schmid. Blüten, dem blühenden Alter gewidmet. 4. Original-Auflage. Regensburg 1842. S. 84.

I. **Vorbereitung.** Wir sehen im Geiste einen See (ein stillstehendes Wasser), in dem sich der Himmel abspiegelt und ihn bläulich färbt. Ein Kranz von Binsen (Sumpfgewächsen) umgibt ihn; ein Dorf, der grüne Wald und blumige (blühende) Kleefelder stoßen an seine Ufer (Ränder). Zwischen den Binsen steht eine prächtige See- oder Wasserrose. Ihre breiten Blätter schwimmen auf dem Wasser, und die geöffnete gelbe Rose gleicht einem lachenden Gesicht oder der goldnen Sonne am blauen Himmel. Ein Knabe spielt am Ufer im Klee, sieht die Rose und möchte sie haben. Ohne Überlegung watet er mit frevelndem Mute (mutwillig und tollkühn) in die Flut (das große Wasser), um die Blume zu pflücken (zu brechen, abzurupfen). Die Mutter, welche auf der Wiese Leinwand bleicht oder im Garten arbeitet, sieht den Knaben ins Wasser waten, warnt ihn und ruft ihn zurück, damit er nicht zugrunde gehe (untersinke und umkomme). Aber der Knabe verachtet ihre Warnung und ihr Flehen (dringendes Bitten) und meint, so bald werde ihm nichts geschehen. Schon berührt er mit der Hand die Blume und bricht sie, da gleitet (rutscht) er aus, versinkt ins Wasser und findet in der Tiefe ein schauerlich Grab. (Es schauert oder schaudert uns, wenn wir an das kalte, nasse Grab denken!) Die Mutter schreit laut auf vor Jammer und Schmerz. Die Kinder des Dorfes laufen herbei, stehen entsetzt am Ufer und blicken in die Tiefe, die den kleinen Kameraden verschlungen hat, aber helfen kann keins. Weinend spricht die Mutter zu ihnen: O ehret eure Eltern und folget ihren Geboten! Wer nicht folgt, der bringt sich ins Unglück.

II **Unmittelbare Darbietung.**

1. Es spielte ein Knäblein im blumigen Klee
am grünenden Walde, am bläulichen See.
Und sieh! in den Binsen des Ufers, da lacht
die schönste Seerose in goldener Pracht.

2. Mein Knäblein, das watet mit frevelndem Mut,
die Blume zu pflücken, hinein in die Flut.
„Halt!“ rief ihm die Mutter mit warnendem Mund,
„o bleibe zurücke, sonst gehst du zugrund!“

3. Das Knäblein verachtet ihr Warnen und Flehn.
„Ei,“ ruft es, „es wird mir so bald nichts geschehn!“
Schon pflückt es die Blume, — da sinkt es hinab
und findet im Wasser ein schauerlich Grab.

4. Die Mutter erhebet ein Jammergeschrei;
es laufen die Kinder des Dorfes herbei.
„O,“ ruft sie, „o ehret der Eltern Gebot,
nicht folgen bringt Kindern Verderben und Tod!“

III. Vertiefung.

1. Charakter der Personen. Der Knabe ist fröhlich, das zeigt sein Spiel. Er ist lüstern und begehrlich, denn er verlangt nach der Seerose, tollkühn und frevelnd, denn ohne die Gefahr zu bedenken, watet er ins Wasser, ungehorsam, denn er schlägt die Warnung der Mutter in den Wind, unglücklich, denn er endet sein junges Leben auf eine schaurige Weise. Die Mutter ist aufmerksam und wachsam, denn auch bei der Arbeit behält sie den Knaben im Auge, vorsichtig, denn sie warnt das Kind vor der Gefahr, unglücklich, denn sie verliert ihr einziges Kind auf so schreckliche Weise.

2. Gedankengang. Str. 1. Der spielende Knabe ist lüstern nach der schönen Seerose. Str. 2. Die Mutter warnt ihn vor der Gefahr. Str. 3. Er verachtet die Warnung und ertrinkt im See. Str. 4. Die jammernde Mutter ermahnt die herbeigeeilten Kinder zum Gehorsam gegen ihre Eltern.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Freue dich in deiner Jugend über alles Schöne! Verlange nicht alles zu besitzen! Begib dich nicht mutwillig in die Gefahr! Folge den Geboten und Warnungen der Eltern und Lehrer! Ungehorsam und Leichtsinn führen ins Verderben!

2. Bekanntes und Verwandtes. Das 4. Gebot. — Wer sich mutwillig in Gefahr begibt, kommt darin um. — Wer nicht hören will, muß fühlen. — Ein gutes Kind gehorcht geschwind. — Je lieber das Kind, desto schärfer die Rute. — Wem nicht zu raten ist, dem ist auch nicht zu helfen. — Das Ei will oft klüger sein als die Henne. — Übermut tut niemals gut. — Gehorsame und ungehorsame Kinder aus der biblischen Geschichte!

3. Rede- und Stilübungen. a) Suche die Gegensätze im Gedicht! (Der blaue See und der grüne Wald; der blumige Klee und die grünen Binsen; die Sonne am Himmel und die Seerose auf dem Wasser; der spielende Knabe und die arbeitende Mutter; der tollkühne Bube und die vorsichtige Mutter; die Warnung der Mutter und der Ungehorsam des Knaben; der Griff der Hände nach der Blume und das Gleiten der Füße im Wasser; das Versinken des Knaben und der ausbrechende Jammer der Mutter; die ermahnende Mutter und die lauschenden Kinder.) b) Vergleichung von Mutter und Knäblein! (Der Knabe ist jung, die Mutter alt. Der Knabe spielt im Klee, die Mutter arbeitet im Felde. Der Knabe ist lüstern nach der Blume, die Mutter befiehlt ihm Entsagung. Der Knabe ist tollkühn, die Mutter vorsichtig. Die Mutter warnt, der Knabe verachtet die Warnung. Die Mutter fleht, der Knabe spottet. Der Knabe ertrinkt, die Mutter bricht in Jammer und Tränen aus.) P.

90. A. Der Knabe vor dem Apfelkorbe.

Ägidius Jais. Lehrreiche Erzählungen. München 1856. Zentral-Schulbücherverlag. S. 4.

Ein Knabe ging in ein Haus, um einen andern Knaben in die Schule abzuholen. Er kam in die Stube und sah daselbst keinen Menschen, wohl aber sah er bei dem Fenster einen Korb voll Äpfel stehen. „Das sind schöne Äpfel,"

dachte er bei sich, ging näher hinzu und sah sie noch begieriger an, ja er griff schon nach dem Korbe und langte heraus. „Aber nein!" sagte er, „dies ist nicht recht, dies darf ich nicht tun; wenn mich da schon niemand sieht, so sieht mich doch Gott; er weiß ja alles!" Er ließ Korb und Äpfel stehen und wollte gehen. „Halt, bleib!" schrie jemand in der Stube. Wie da der Knabe erschrocken ist — und noch mehr, als ein alter Mann, der hinter dem Ofen gesessen hatte, auf ihn zuging. „Fürchte dich nicht!" sagte der Mann zu dem Knaben, „du bist ein gutes Kind. Weil du Gott vor Augen gehabt hast, so nimm jetzt Äpfel, soviel du willst, und merke dir deine Lebtage:

Wo ich bin, und was ich tu',
sieht mir Gott, mein Vater, zu."

B. Die kluge Maus.

Preußischer Kinderfreund von Preuß und Vetter. Königsberg 1869. S. 19.

Eine Maus kam aus ihrem Loche und sah eine Falle. „Aha," sagte sie, „da steht eine Falle! Die klugen Menschen! Da stellen sie mit drei Hölzchen einen schweren Ziegel aufrecht, und an eins der Hölzchen stecken sie ein Stückchen Speck. Das nennen sie dann eine Falle. Ja, wenn wir Mäuschen nicht klüger wären. Wir wissen wohl, wenn man den Speck fressen will, klapps! fällt der Ziegel um und schlägt den Näscher tot. Nein, nein, ich kenne eure List."

„Aber," fuhr das Mäuschen fort, „riechen darf man schon daran. Vom bloßen Riechen kann die Falle nicht zufallen. Und ich rieche den Speck doch für mein Leben gern. Ein bißchen riechen muß ich daran." Es lief unter die Falle und roch an dem Specke. Die Falle war aber ganz lose gestellt; und kaum berührte es mit dem Näschen den Speck, klapps! so fiel sie zusammen, und das lüsterne Mäuschen war zerquetscht.

I. **Vergleichung.** 1. Ähnlichkeiten. Beide, der Knabe wie die Maus, fühlen das Verlangen, etwas Wohlschmeckendes zu bekommen. Beide kennen die Gefahr, in welcher sie sich befinden. Beide überlegen, welches Ende es nehmen könnte, wenn sie naschen.

2. Verschiedenheiten. In A begehrt der Knabe Äpfel, in B eine Maus Speck. Der Knabe widersteht der Versuchung, obgleich er gerne einen Apfel gegessen hätte. Das Mäuschen unterliegt der Versuchung. Der Knabe wird für seine Gottesfurcht belohnt, das Mäuschen muß elend sterben. Aus der Erzählung A lernen wir: 1. „Wo ich bin, und was ich tu', sieht mir Gott, mein Vater, zu." 2. Wer der Versuchung zum Bösen widersteht, wird belohnt. Aus der Erzählung B lernen wir: Wer einer bösen Lust folgt, wird bestraft.

II. **Verwertung.** Rede- und Stilübungen. Nachahmungen: Zu A. Das Mädchen und die Zuckerdose. Ein Mädchen ist allein im Zimmer, die Zuckerdose steht auf dem Tische. Es ist lüstern, den Zucker zu nehmen. Die Mutter hört im Nebenzimmer, wie das Mädchen sagt: „Nein, das darf ich nicht tun, die Mutter hat's verboten!" Die Mutter kommt, spricht ihre Freude aus und schenkt dem Kinde ein Stück Zucker.

Zu B. 1. Das kluge Füchschen. Ein kleiner, junger Fuchs sieht ein Fuchseisen. Spricht ähnlich wie das Mäuschen, stößt an den Teller, das Eisen springt auf, zerquetscht ihm den Fuß. 2. Rotkehlchen und Sprenkel. W. D.

91. Sehnsucht nach dem Frühling.

Heinr. Hoffmann v. Fallersleben. Kinderlieder. Berlin 1878. 2. Aufl. S. 225.

1. O, wie ist es kalt geworden
und so traurig, öd' und leer!
Rauhe Winde wehn von Norden,
und die Sonne wärmt nicht mehr.

2. Auf die Berge möcht' ich fliegen,
möchte sehn ein grünes Tal,
möcht' in Gras und Blumen liegen
und mich freun am Sonnenstrahl!

3. Möchte hören die Schalmeien
und der Herden Glockenklang;
möchte freuen mich im Freien
an der Vögel süßem Sang!

4. Schöner Frühling, komm' doch wieder!
Lieber Frühling, komm' doch bald!
Bring' uns Blumen, Laub und Lieder,
schmücke wieder Feld und Wald!

5. Ja, du bist uns treu geblieben,
kommst nun bald in Pracht und Glanz,
bringst nun bald all deinen Lieben
Sang und Freude, Spiel und Tanz.

I. **Stoffaufbau und dann Gedichtsvortrag.** Der Winter ist gekommen. Es ist kalt geworden; wollen wir im Freien uns aufhalten, so müssen wir unbequeme, warme Kleider anziehen. Es ist traurig anzusehen, wie die Bäume ihre kahlen, blätterlosen Zweige gen Himmel strecken. Es ist öde, denn kein Mensch ist auf den Feldern und in den Wäldern zu sehen, und kein munteres Vöglein hüpft von Zweig zu Zweig oder singt sein fröhliches Lied. Es ist leer auf den Feldern und im Garten, denn die Früchte sind vor dem Winter schon eingesammelt. Die Erde ist vom Schnee wie mit einem Leichentuche bedeckt. Dazu kommen noch die rauhen (scharfen, kalten) Nordwinde. Sogar das sonst so angenehme Sonnenlicht macht nur hell, aber wärmt nicht mehr.

Das tut uns weh, und wir sehnen uns nach den Bergen, von denen wir in lachende, grüne Täler hinabblicken konnten; wir sehnen uns nach dem Garten und der Wiese, wo wir so gern im Grase zwischen Blumen lagerten; wir sehnen uns nach dem wärmenden Sonnenstrahle, der uns im Frühling so angenehm war.

Wir sehnen uns ferner nach dem Klange der Schalmeien, auf denen die fröhlichen Hirten ihre Lieder ertönen lassen, und nach dem melodischen Tönen der Glocken, welche die Kühe auf der Weide am Halse tragen. Endlich sehnen wir uns hinaus ins Freie, wo wir uns an dem süßen (wohltuenden, angenehmen) Gesange der Vögel erfreuen können.

Aus dieser Sehnsucht heraus richten wir eine Bitte an den schönen, lieben Frühling, er möge doch recht bald wiederkommen und Blumen, Laub und Lieder (der Singvögel) mitbringen und das Feld und den Wald damit schmücken (verschönern). Der Dichter Hoffmann von Fallersleben spricht in dem nachfolgenden Gedichte die Sehnsucht nach dem Frühling und die Hoffnung auf sein baldiges Kommen aus. Hört es!

II. **Vertiefung.** 1. Gedankengang. Str. 1. Klage, daß es Winter geworden ist. Str. 2—3. Sehnsucht nach dem Frühlinge. Str. 4. Bitte an den Frühling, bald wiederzukommen. Str. 5. Bestätigung der Hoffnung.

2. Eigenschaften des Winters und des Frühlings. Der Winter ist kalt, traurig, öd' und leer. Er hat rauhe Winde, und es

mangelt ihm der wärmende Sonnenschein. Der Frühling hat grüne Täler, schöne Blumen, wohltuende Sonnenstrahlen, fröhliche Menschen und Herden, singende Vögel, geschmückte Felder und Wälder. W. D.

92. A. Winters Abschied.

Heinr. Hoffmann v. Fallersleben. Kinderlieder. Dr. Lionel v. Donop. 2. Aufl. Berlin 1878. S. 23.

1. Winter ade!
Scheiden tut weh.
Aber dein Scheiden macht,
daß jetzt mein Herze lacht.
Winter ade!
Scheiden tut weh.

2. Winter ade!
Scheiden tut weh.
Gerne vergeß' ich dein,
kannst immer ferne sein!
Winter ade!
Scheiden tut weh.

3. Winter ade!
Scheiden tut weh.
Gehst du nicht bald nach Haus,
lacht dich der Kuckuck aus.
Winter ade!
Scheiden tut weh.

B. Dem scheidenden Winter.

Theophil Bittkow. Waldvöglein. Berlin 1855. S. 36.

1. Fort, fort, du harter Wintersmann,
fort, fort aus Flur und Haus!
Sieh mich nicht so grimmig an!
Sonst lache ich dich aus.

2. Sieh! alle Blümchen warten drauf;
sie wünschen, daß du gehst.
Ihr Köpfchen kann ja nicht herauf,
wenn du noch oben stehst.

3. Sie fürchten deinen kalten Blick
und auch dein rauhes Wort;
doch sind sie alle schnell zurück,
sobald du wieder fort.

4. Kein Kuckuck ruft, kein Lämmchen springt,
kein muntres Bienchen summt:
in Busch und Wald kein Vöglein singt,
sie sind vor dir verstummt.

I. **Vermittlung des Verständnisses und dann Vortrag.** (A. Winters Abschied.) Noch ist der Winter nicht ganz vorüber, da ruft ihm schon die Kinderschar den Abschiedsgruß (Ade, d. h. Lebewohl) zu. Gewöhnlich sind wir betrübt, wenn wir von denen scheiden müssen, die mit uns zusammengelebt haben, denn: „Scheiden tut weh." Anders ist es hier: der Abschied vom Winter ist den Kindern sogar so angenehm, daß ihnen „das Herze lacht" (daß sie sich von ganzem Herzen freuen). Warum sich die Kinder freuen, wird euch ein zweites Gedicht (B) sagen.

Gehen Menschen auseinander, so sagen sie wohl: „Vergiß mein nicht!" Zum Winter aber sagen es die Kinder nicht, sondern sie vergessen ihn sogar gern und wünschen, daß er ihnen immer fern sein möge. Warum sie das wünschen, wird auch diesmal nicht gesagt. Daß der Wunsch aber sehr ernst gemeint ist, bekundet die wiederholte Ausruf: Winter ade!

Aber nicht nur ihren Widerwillen gegen den Winter sprechen die Kinder aus, sie drohen ihm sogar noch: Gehst du nicht bald nach Haus, lacht dich der Kuckuck aus. Das Lachen des Kuckucks ist sein Ruf. Er läßt ihn erschallen, wenn warme Lüfte wehen, wenn Eis und Schnee schmelzen. Kommen aber diese Anzeichen, dann ist es mit dem Winter vorüber, und er muß dem Frühlinge Platz machen. Spottweise wiederholen die Kinder immer: „Winter ade! Scheiden tut weh!"

Hoffmann von Fallersleben hat das alles kurz und schön in dem Liedchen ausgesprochen: „Winters Abschied". Warum wir seinen Abschied sehnlich wünschen, sagt ein Liedchen von Bittkow „Dem scheiden-Winter". Hört sie beide!

(B. Dem scheidenden Winter.) Str. 1. Auch in diesem Gedichte wird dem Winter gewünscht, daß er seinen Abschied nehmen möge. Aber in nicht so zarter Weise wie im vorigen Gedichte. Er wird ein harter Mann gescholten, und das Ade lautet hier barsch: „Fort, fort!"

Str. 2—4. Warum wünschen denn aber die Kinder so sehnlich den Abschied dieses harten Mannes? a) Weil die Blumen darauf warten; denn solange die Erde hart gefroren ist, können sie ihre Köpfchen nicht herausstrecken. Der „kalte Blick" (d. h. der Sonnenstrahl, welcher im Winter nicht wärmt) und das „rauhe Wort" (d. i. die rauhe, scharfe Luft) sind den Pflanzen schädlich. b) Weil kein Kuckuck ruft, kein Lämmchen springt, kein Bienchen summt und im Walde kein Vöglein singt.

II. **Eigenschaften des Winters.** Unsere Lieder stellen uns den Winter als einen Mann vor, der hören und sehen kann, der kommt und geht, der ein Haus hat, der grimmig (d. h. wütend, schrecklich) aussieht, einen kalten Blick und eine rauhe Sprache besitzt.

Gedankengang. (A. Winters Abschied.) a) Der Abschied vom Winter macht den Kindern Freude (Str. 1). b) Sie wünschen ihn nimmer wiederzusehen (Str. 2). c) Verweilt er zu lange, so lacht ihn zur Strafe der Kuckuck aus (Str. 3).

(B. Dem scheidenden Winter.) Die Kinder wünschen den Abzug des Winters (Str. 1), a) weil die Blumen (Str. 2 u. 3), b) weil die Tiere darauf warten (Str. 4).

III. **Rede- und Stilübungen.** 1. Warum sehen wir den Winter gern scheiden?

a) Weil er ein harter (mitleidsloser, strenger, unbeugsamer) Mann ist.

b) Weil er grimmig aussieht, einen kalten Blick und rauhe Sprache hat.

c) Weil er die Blumen nicht aus dem Erdboden heraufläßt.

d) Weil Kuckuck, Lämmchen, Bienchen und Vögel ihn fürchten.

2. Welches sind die Freuden des Winters? (Schlittenfahren, Schlittschuhlauf, Weihnachtsfest, trauliche Abende in der Familie, Spiele im Zimmer usw.) 3. Vergleichung beider Gedichte nach Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten. W. D.

93. Das bequeme Schilderhaus.

Joh. Peter Hebel. Sämtliche Werke III, S. 165. Karlsruhe 1832.

Ein Schilderhaus[1]) hatte wie gewöhnlich auf beiden Seiten runde Öffnungen zum Durchschauen, die etwas groß waren. Dem Rekruten[2]), der drin stand, war daher der Luftzug etwas zu lebhaft. Also ersuchte er nach der Ablösung[3]) den Unteroffizier[4]), ob's nicht besser wäre, wenn man die Öffnung mit ein paar Brettlein vernagelte. Der Unteroffizier strich den Bart und sagte: „Nein, das geht nicht an, wegen des Winters. Im Winter kommen Armel[5]) hinein, im Sommer ist's ein Kamisol."[6]) Also streckte der Rekrut, als er wieder auf den Posten kam, die Hände hindurch und sagte, jetzt sei er erst gern Militär[7]), weil er sehe, daß man doch auch für die Bequemlichkeit des Mannes sorge.

I. **Wort- und Sacherklärung.** 1) Das Schilderhaus ist ein Bretterhäuschen, das in den Landesfarben — in Preußen schwarz und weiß — angestrichen ist und in Garnisonstädten (wo Soldaten liegen) auf wichtigen Punkten aufgestellt ist. Der Soldat, welcher Wache oder Posten steht, sucht darin bei schlechtem Wetter Schutz. Durch die runden Öffnungen auf den Seiten muß er alles beobachten, was draußen vorgeht. 2) Ein Rekrut ist ein junger, unerfahrener Soldat. 3) Wenn die festgesetzte Wachtzeit verflossen ist, so bezieht ein anderer Soldat den Posten und löst den vorigen ab; das ist die Ablösung. 4) Der Unteroffizier ist der unterste oder nächste Vorgesetzte der gemeinen Soldaten. 5) Ärmel sind Kleidungsteile für die Arme. 6) Ein Kamisol ist eine kurze Jacke ohne Ärmel, eine Weste. 7) Militär = Soldat.

II. **Rede- und Stilübungen.** a) Wo sind Wachtposten, und was haben sie zu bedeuten? b) Warum streicht der Unteroffizier den Bart vor seiner Antwort? c) Was ist so spaßhaft in der Erzählung? (Der Rekrut weiß nicht, wozu das Schilderhaus dasteht. Die Öffnungen, durch welche der Posten alles sehen und alles beobachten muß, will er vernagelt haben. Er glaubt dem schelmischen Unteroffizier, der das Schilderhaus für ein Kleidungsstück der Soldaten erklärt. Sogar seine Arme steckt er hindurch, so daß sie zuletzt ganz steif werden müssen, und lobt die Fürsorge der Vorgesetzten, die so gut für die Bequemlichkeit der Soldaten sorgen.) d) Warum müßte die Überschrift heißen: Das unbequeme Schilderhaus? P.

94. Imker und Bienen.

Agnes Franz. Abendzeitung. Jahrgang 1838. Dresden und Leipzig. S. 214. (Leise geändert.)

„Ihr Immen, nichts für ungut genommen,
ich muß bei euch zu Gaste kommen;
hab' keinen Zucker in meinem Haus,
drum bitt' ich ein wenig Honig mir aus."
Die Bienen sprachen in ihrem Zelt:
„Der Mensch ist einmal Herr der Welt;
auch hat er uns manches zugute gehalten,
ließ frei in seinem Feld uns schalten;
die duftende Linde gab er uns preis,
Raps, Klee und Blumen in weitem Kreis.
Auch hat er uns gezimmert Haus und Herd
und weder Kaufgeld noch Miete begehrt;
drum nehme er heut', was ihm gefällt,
unsre Küche, gottlob! ist gut bestellt." —
Da schnitt der Junker den Honig aus;
schon harrten die lüsternen Kinder zu Haus.
O, wie hat das Brötchen so herrlich geschmeckt,
mit schönem, goldenem Honig bedeckt!

I. **Stoffaufbau und dann Gedichtvortrag.** An einem schönen Frühlingstage kam ein Imker, ein Bienenzüchter oder ein Bienenvater, in seinen Garten zur Bienenhütte, in welcher eine große Anzahl Bienenkörbe standen. Aus einem jeden derselben flogen die Bienen fröhlich summend aus, und andere wieder zogen, mit Honig und schön gelbem Blumenstaub beladen, zu den Fluglöchern ein. Der Imker, dessen Kopf vollständig von

einem Bienenhut, aus feinem Drahtgeflecht bestehend, umgeben war, trug in seiner rechten Hand eine große, weiße Porzellanschüssel, in der linken aber zwei sehr lange, vorn an der Spitze umgebogene Messer. Freundlich und wohlgemut trat er, mächtig aus einer Tabakspfeife qualmend, zu den Bienenstöcken und sprach zu den Bienen: Ihr Immen (= Bienen; Imker = Bienenzüchter), nichts für ungut (übel-)genommen! Ich muß bei (zu) euch zu Gaste kommen (euch besuchen und mir von euch etwas schenken lassen); hab' keinen Zucker mehr zu Haus, drum bitte ich ein wenig Honig mir aus. (Ihr Bienen habt im vorigen Sommer so viel Honig, so viel süßen Pflanzensaft aus den Blüten in eure Stöcke getragen, daß ihr den Winter über nicht nur reichlich zehren konntet, sondern nun auch noch großen Vorrat für mich habt, den ihr nicht mehr braucht; denn bereits tragt ihr wieder frischen Honig ein.) Die Bienchen sprachen in ihrem Zelte (Zellen im Bienenstocke, in ihrem Haus): Du, Mensch, bist einmal Herr der Welt (denn Gott hat zu dir gesagt: Herrsche über die Tiere!), auch hast du uns manches zugute gehalten (uns erlaubt), ließest frei in deinem Felde uns schalten (machen, was uns beliebte); die duftende (wohlriechende) Linde gabst du uns preis (überließest du uns zum Honigsammeln), Raps, Klee und Blumen im weiten Kreis (im Umkreise von einer kleinen Wegstunde nach allen Richtungen hin). Auch hast du uns gezimmert (gebaut) ein Haus (das Bienenhaus, die Bienenhütte) und Herd (Bienenkorb, -stock, -kasten) und weder Kaufgeld noch Miete begehrt (kein Geld dafür verlangt). Drum nehm' er heut', was ihm gefällt (nach seinem Gefallen und Belieben)! Unsere Küche (= Vorratskammer), gottlob! (Ausruf des Lobes zu Gott) ist gut bestellt (= ist noch reich mit Honig versehen). Da schnitt der Imker den Honig aus (er schnitt mit langem, vorn gekrümmtem Messer die vollen Honigwaben aus); denn schon harrten (warteten) die lüsternen Kinder zu Haus (daheim). O, wie hat das Brötchen (Schnittchen, Bemmchen) mit schönem, goldenem (goldgelbem) Honig bedeckt (belegt, gestrichen, geschmiert) so herrlich geschmeckt (so köstlich gemundet)!

Wie Imker und Bienen in freundlicher Gemeinschaft verkehren, das sagt das folgende Liedchen von Agnes Franz.

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Das Innere einer Bienenhütte im Garten eines Imkers. Da nach einem alten germanischen Volksglauben jeder, der nicht zum Esel werden wollte, am grünen Donnerstage Honig essen mußte, so wurden früher die Bienenstöcke allgemein in der Zeit vor Ostern beschnitten, damit man zum genannten Tage vollauf Honig fürs Haus und zum Verkauf vorrätig hatte. Nach dem neuen Bienenzuchtbetriebe, dem Dzierdzonschen, in Kastenstöcken mit beweglichen Waben, kann man jederzeit Honigwaben den Stöcken entnehmen.

2. Eigenschaften und Tätigkeiten der Bienen: a) Sie sind fleißig und emsig; b) sparsam und fürsorglich; c) erkenntlich und dankbar; d) reich und freigebig und e) für den Menschen nützlich und gewinnbringend. (Begründe jeden Punkt nach dem Wortlaute des Gedichts!) —

3. Gliederung des Inhalts. a) Gespräch des Imkers mit den Bienen. 1. Bitte und Wunsch des Bienenvaters. 2. Begründung seines Verlangens. 3. Erfüllung seiner Bitte seitens der Bienen. 4. Darlegung der sechs Gründe für die Gewährung der Bitte des Imkers. b) Handlung des Imkers und c) Wert der Gabe für die Kinder.

4. Zur Wortbildung: Imme = Biene; Imse = Ameise, früher Ämse, Emse, davon abgeleitet emsig, so fleißig wie Ameisen und Bienen.

III. **Verwertung**: Nutzanwendung für Herz und Leben. Sei immer erkenntlich und dankbar! Gib von dem Reichtume gern denen, die Mangel leiden! Dankbarkeit gefällt, Undank haßt die ganze Welt. Dankbar sein bricht kein Bein. Eine Hand wäscht die andere. Dienet einander ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat. Liebe erzeugt Gegenliebe. Wie du mir, so ich dir. (Im guten Sinne.) Geben ist seliger denn nehmen. Brich dem Hungrigen dein Brot! R. D.

93. Der Kuhhirt.

Friedr. Adolf Krummacher. Parabeln. Essen und Duisburg. III, S. 114.

I. **Vorbereitung.** Es ist noch nicht fünfzig Jahre her, da sah man vom Frühjahre bis zum Herbste, wenn man von Dorf zu Dorf wanderte, allenthalben auf Wiesen, Angern, Triften und Lehden große Herden von Rindern, die dort vom Hirten geweidet wurden, aber noch öfters sah man einzelne Knaben, die ein Rind auf einem Raine oder einem Grasflecke hüteten. Das ist jetzt anders geworden, nachdem durch die Separationen die Anger und Triften verteilt und umgepflügt worden sind. Jetzt bleiben die Kühe jahraus jahrein im Stalle. Unsere Geschichte ereignete sich also vor vielen Jahren.

II. **Unmittelbare Darbietung.**

Ein Knabe weidete ein Rind auf einem Grasplatze neben einem Garten. Als er nun in die Höhe sah nach einem Kirschbaume, bemerkte er, daß einige reife Kirschen darauf saßen, die glänzten ihm rötlich entgegen, und es gelüstete ihn, sie zu pflücken. Da ließ er das Tier und kletterte auf den Baum.

Die Kuh aber, da sie den Hirten nicht sah, ging davon, brach*) in den Garten und fraß Blumen und Kräuter nach ihrem Gelüste; anderes zertrat sie mit den Füßen.

Als der Knabe solches sah, ward er sehr entrüstet, sprang von dem Baume auf die Erde, lief hin, ergriff das Rind und schlug und schmähte es jämmerlich.

Da trat der Vater, der alles gesehen hatte, zu dem Knaben und sah ihn ernstlich an und sprach: „Wem gebühret solche Züchtigung, dir oder dem Tiere, welches nicht weiß, was rechts oder links ist? Bist du minder deinem Gelüste gefolgt als das Tier, welches du leiten solltest? Und nun übest du solch ein unbarmherzig' Gericht und vergissest deiner Vernunft und deiner eigenen Sünde . . . ."

Da schämte sich der Knabe und errötete vor dem Vater.

III. **Vermittlung.** 1. Ein Knabe weidete = hütete ein Rind = eine Kuh. 2. — drauf saßen = hingen. 3. es gelüstete ihn = in

*) Im Original: barst.

seinem Herzen entstand die Lust, das Verlangen, das Begehren, die Begierde. 4. Da ließ er das Tier. Er hatte das Rind an einer Leine, einem Stricke geleitet. Nun ließ er es los. 5. Die Kuh (barst oder) brach in den Garten, das will sagen, sie drängte sich mit Gewalt durch die Hecke oder zerbrach einige Latten des Zaunes. 6. entrüstet = zornig, böse, aufgeregt. 7. schmähte = schalt, zankte, schimpfte, tat ihr mit Schimpfreden Schmach an. 8. ernstlich ansehen, jemanden mit Blicken strafen. 9. gebührt = wer verdient solche Züchtigung = solche Strafe? 10. minder = weniger. 11. unbarmherzig Gericht = harte, unverdiente Strafe. 12. und vergissest deiner Vernunft = du hast ohne alle Überlegung, ohne alles Nachdenken gehandelt und hast nicht an deine eigene Sünde, dein begangenes Unrecht, gedacht. 13. erschämte sich und errötete = die Schamröte trat ihm ins Gesicht, er fühlte sein Unrecht, er empfand Reue.

IV. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. a) Auf dem Lande eine Wiese, die an den Obstgarten grenzte, welcher mit einem Zaun umgeben war. b) Im Monat Juni, als die ersten Kirschen reiften.

2. Eigenschaften des Knaben: Lüstern, leichtsinnig, pflichtvergessen, zornig, roh und grausam, endlich schamrot und reumütig sind aus dem Texte der Parabel nachzuweisen! z. B. Er war pflichtvergessen, denn es heißt: Da ließ er das Tier.

3. Gliederung des Inhalts. a) Ein Knabe hütet ein Rind neben einem Obstgarten, b) bemerkt einige reife Kirschen auf dem Baume, c) spürt ein Gelüst danach, d) vergißt seine Pflicht und nascht. e) Die Kuh bricht verwüstend in den Garten. f) Der entrüstete Knabe züchtigt sie dafür. g) Der Vater tadelt den Knaben und straft ihn mit harten Worten. h) Der Knabe errötet und schämt sich.

4. Grundgedanke. Die rohen, unbarmherzigen Strafen, welche die Menschen den Tieren erteilen, haben in den meisten Fällen die Menschen selbst verdient. (NB. Väter, Mütter, Lehrer, habt ihr die Strafen, welche die unverständigen Kinder von euch bekommen, oft nicht auch selbst verwirkt?)

5. Verwandtes. Der faule Knabe, welcher hinter der Schule weg gelaufen ist, straft den Hund, welcher nicht lernen will, richtiger nicht lernen kann. Vergleiche beide Erzählungen! „Das Tier folgt Fesseln der Natur, der Mensch dem Licht der Seele."

V. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. a) Kind, erniedrige dich nicht unter das Tier durch blinde Leidenschaft und Befriedigung deiner Begierden! b) Kind, sei nicht leichtsinnig und pflichtvergessen! c) Meide jede Roheit auch gegen die Tiere! d) Wenn du strafst, prüfe zuvor, ob die Schuld nicht vielleicht an dir liegt!

2. Nachbildungen: Das unordentliche Mädchen hatte die Milch in der Küche stehen lassen. Die Katze säuft sie. Das Mädchen stößt das Tier wiederholt mit dem Fuße und hatte doch selbst die Strafe verdient; denn die Mutter hatte ihr geboten, die Milch in den verschließbaren Schrank zu

setzen usw. — Die kleine Gänsehirtin. Naher Wald. Erdbeeren. Gänse in das Weizenfeld. Unbarmherzige Rutenhiebe. Ihre Mutter kommt hinzu usw. R. D.

96. Das geschorene Schäfchen.

Joh. Staub. Kinderbüchlein. 6. Aufl. St. Gallen. S. 150.

Ein Schäfchen wurde zum erstenmal geschoren und hielt geduldig stille. Als es aber geschoren war, wurde es traurig[1]); denn es fror sehr, so daß das arme Tierchen am ganzen Leibe zitterte. Und das sah der liebe Gott im Himmel, und er schickte ein warmes Lüftchen und schönen Sonnenschein. Da wurde das gute Schäfchen wieder munter und froh.

Das Schäfchen hat einer Bäuerin gehört, und die Bäuerin hatte ein kleines, lustiges Büblein.[2]) Es ist aber Winter geworden; da war das Büblein nicht mehr lustig, denn es war sehr kalt, und das Büblein zitterte oft vor Frost. Die Mutter aber strickte ihm aus der Wolle des Schäfleins ein warmes Leibchen[3]) und ein Paar warme Strümpfe und legte alles dem Büblein an.[4]) Da wurde es wieder lustig und munter, und es freute sich, daß der liebe Gott ihm das Schäfchen gegeben, das so warme Wolle für die Menschen hat.

I. **Vorbereitung und Vortrag.** Eine Bäuerin hatte ihrem Knaben ein Lämmchen geschenkt. Mit ihm spielte er täglich, fütterte es und hatte es sehr lieb. Als es nun ein Jahr alt gewesen war und die Maientage kamen, da wurde es geschoren. Die Bäuerin setzte sich auf den Rasen, nahm das Lämmchen auf den Schoß zwischen ihre Knie, ergriff die große Schafschere und schnitt ihm die lange Wolle so knapp ab, als es eben ging. Das Schäfchen wurde darüber traurig, denn es war nun nackt und kahl, zitterte und fror. Was aber Gutes daraus folgte, das sagt die folgende kleine Erzählung.

1) Warum wurde das Schäfchen traurig? 2) ein kleiner Knabe. 3) eine wollene Unterjacke. 4) anlegen = anziehen.

II. **Vertiefung.** A. Gliederung des Inhalts. 1. Das Schäfchen läßt sich geduldig scheren, friert dann aber und wird traurig. 2. Gott sendet warme Lüfte und Sonnenschein, da wird das Schäfchen wieder froh. 3. Das Söhnchen der Bäuerin friert im Winter, zittert und bebt. 4. Da strickt ihm die Mutter aus der Wolle warme Unterkleider, Strümpfe und Handschuhe; da wurde es munter und froh.

So war dem Schäfchen und dem Knaben geholfen. Wie denn?

B. Hauptgedanke. Gott hat alles weise eingerichtet. Eins dient dem andern. Durch kleine Leiden geht der Weg zu größeren Freuden.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Auf Regen folgt Sonnenschein, auf Leiden Freuden. „Es ist nichts schwerer zu ertragen als eine Reihe von glücklichen Tagen." Die Leiden sind die Würzes des Lebens. In Gottes Haushalt dient eins dem andern.

2. Rede- und Stilübungen. Eine Nachbildung: Die gerupften Gänschen. Eine Herde von 20 jungen Gänschen. Ende des Sommers gerupft. Warmer Herbst. Wachsen der Federn. Kalter Winter. Das Töchterchen sehr gewachsen, sein Bettlein viel zu kurz und klein. Federn reißen. Bettzieche vollstopfen usw. R. D.

97. Hund und Igel.

Wilh. Hey. 50 Fabeln. Nr. 30.

Igel da, hörst du, jetzt krieg ich dich usw.
(Dichtung bekannt.)

I. **Vorbereitung.** Ein ausgestopfter Igel oder ein Anschauungsbild vom Igel wird vorgezeigt. Benutzt wird auch das Bild: Erstes Schulbuch von R. Dietlein, S. 7.

Die Kinder erzählen, was sie vom Igel wissen. Wo hast du einen Igel gesehen? In welcher Jahreszeit? Zu welcher Tageszeit? Die Böckchen, Kaninchen, Kätzchen haben ein feines, weiches Fell. Was hat der Igel auf dem Rücken? Was geschieht, wenn du dem Igel auf den Rücken faßt? Das Häschen läuft davon, sobald es dich kommen sieht. Was hat es vor dir? Der Igel braucht keine Angst zu haben. Warum nicht? Was tut er, sobald ein Feind kommt? Wie sieht er nun aus? — wie eine Kugel. — Nun kann man die Augen, die Beine, den Kopf nicht mehr sehen. — Wo wohnt der Igel? Was sucht er sich dort? Mäuse, Schlangen u. dgl. Wie ist der Igel demnach? Der Bauer nimmt den Igel gern mit nach Hause und läßt ihn im Stalle, in der Scheune und im Garten wohnen. Warum?

Zusammenhängende Wiedergabe des Besprochenen. Der Igel wohnt im Walde, im Garten und im Stalle. Er sucht sich gegen Abend und nachts seine Nahrung. Der Igel hat auf dem Rücken Stacheln. Kommt ein Feind, so rollt er sich zu einer Kugel zusammen. Nun können ihm die Feinde nichts tun. Der Igel ist nützlich.

II. **Aufbau.** Was für ein Hund ist das auf dem Bilde? (Erstes Schulbuch von R. Dietlein, S. 9.) Wo sieht der Hund den Igel? Wann am Tage war es? Woher kommt der Hund noch so spät? Was tut der Igel hier? Was will der Hund mit dem Igel tun? — kriegen, haschen, greifen, beißen. — Was haben sonst die kleinen Tiere vor dem Hunde? Wie sagt aber der Igel? Darüber verwundert sich der Hund sehr. Was denkt sogleich der Hund vom Igel? — wehren, verteidigen, kämpfen. — Worauf verläßt sich der Igel? Das kann er auch. Viele Hunde versuchten schon den Igel zu beißen. Was geschah aber stets? Wie hat es ihnen getan? Der Hund läßt sich aber nicht warnen. Was denkt er von seiner Größe und seinen scharfen Zähnen? Wie ist er auf diese? stolz. Was tut er dennoch mit dem Igel? Was geschieht? Wie spricht der Hund? Was will er sich nicht merken lassen? Was hätte er auch bloß tun wollen? — streicheln. — Ob also der Hund die Wahrheit spricht? Was tut der Hund?

Zusammenfassung: Der Hund ist mit dem Jäger auf der Jagd gewesen. Auf dem Heimwege sieht der Hund einen Igel. Sogleich will er diesen fangen. Der Igel aber fürchtet sich nicht vor dem Hunde. Der Hund ist übermütig und will den Igel dennoch beißen. Durch seinen Übermut tut sich der Hund weh. Damit dieses aber niemand merkt, lügt er auch noch.

III. **Vertiefung.** Was muß der Hund für den Jäger, für den Vater, für den Hirten tun? Wie sagt der Jäger, der Vater, der Hirt zum Hunde? Wer sagt nun dem Hunde, daß er den Igel beißen soll? Was glaubt er mit allen Tieren tun zu können, weil er groß ist und scharfe, starke Zähne hat? Wie ist er auf seine Größe und Zähne? Der Igel warnt ihn. Was läßt der Hund aber nicht mit sich tun? — Er ist übermütig. Was hat er von seinem übermute? Ich kenne auch eine kleine Geschichte von einem übermütigen Knaben. Hört sie: „Steigt das Büblein auf den Baum, o so hoch, man sieht es kaum! Schlüpft von Ast zu Ästchen, hüpft zum Vogelnestchen. Ui! da lacht es — Hui! da kracht es. Plumps! da liegt es drunten." (Fr. Güll.) Durch das Klettern kann der Knabe leicht Schaden erleiden. Er denkt nicht an die Lehren der Mutter. Er handelt, wie es ihn eben gelüstet. Er ist übermütig. Was bekommt der Junge für seinen Übermut? Vergleiche: Das Lämmchen von Fr. Just. Bertuch. Vorlesen! Was sagt die Schafmutter? Wie ist das Schäfchen? Was geschieht mit denen, die nicht hören wollen? Der Hund, der Knabe, das Schäfchen sind übermütig, mutwillig. Was geschieht mit ihnen? Wie geht es den übermütigen? Das steht auch in einem schönen Spruche, den wir uns merken wollen. Hört:

IV. **Zusammenfassung.** Übermut tut selten gut.
Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um.

V. **Verwertung.** Führe Beispiele an:

a) Wer hatte Mut?
b) Wer war übermütig und mutwillig?
c) Wann kannst du zeigen, daß du Mut hast?
d) Wann bist du übermütig?
Was sollst du haben — Mut oder Übermut?
e) Wie bist du, wenn du mit kleineren, schwächeren Jungen oder Mädchen Streit anfängst und dich mit ihnen zankst? M. D.

98. A. Der Blinde und der Lahme.

Nach Äsop.

Ein lahmer Mann saß traurig[1]) am Wege. Da kam ein Blinder vorbei. Der Lahme, dem seiner Untätigkeit[2]) wegen die Zeit lang wurde, rief ihn an: „Wie geht's, Freund?" — Der Blinde klagte, er könne den Weg nicht finden,[3]) und fragte ihn, ob er ihm nicht die Liebe erzeigen[4]) wolle, eine Strecke Wegs sein Führer[5]) zu sein. — „Ach!" erwiderte der Lahme, „wie gerne täte ich's, wenn ich so gesunde Beine hätte wie du; aber ich armer Mensch kann nicht gehen." „Und ich armer Mensch kann nicht sehen!" entgegnete der Blinde. So klagten sie sich beide ihr Elend.[6])

Auf einmal kam dem Blinden ein guter Rat in den Sinn. „Höre!" sagte er zu dem Lahmen, „setze dich auf meinen Rücken, ich will dich tragen! Ich leihe dir meine gesunden, starken Beine, dafür leihest[7]) du mir dann deine gesunden, hellen Augen." Gesagt, getan! Der Blinde trug den Lahmen, und der Lahme leitete den Blinden. So half einer dem andern. Vereint waren sie imstande[8]) zu tun, was einzeln keiner von ihnen vermocht hätte.

I. **Erläuterung.** 1) bekümmert, niedergeschlagen. 2) er hatte nichts zu tun und langweilte sich. 3) Warum? 4) Liebe erzeigen = so gut sein,

den Gefallen tun. 5) den Weg zeigen, hier an der Hand führen. 6) Unglück und Not. 7) borgen, geben. 8) konnten, vermochten.

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung des Inhalts. a) Zwei Unglückliche begegnen sich auf der Landstraße.

b) Der Blinde richtet die Bitte an den Lahmen, ihn zu führen.

c) Der Lahme kann die Bitte nicht erfüllen. (Warum nicht?)

d) Beide Unglückliche klagen sich gegenseitig ihre Not.

e) Der Blinde hat einen guten Einfall: er will den Lahmen tragen, und dieser soll ihm den Weg zeigen.

f) So geschieht's: der Blinde trägt den Lahmen, und der Lahme leitet den Blinden.

2. Grundgedanke: Vereinte Kräfte zu gegenseitiger Hilfe überwinden die größten Schwierigkeiten.

III. **Verwertung.** 1. Sprichwörter. Eine Hand wäscht die andere. Wenn der Blinde den Lahmen trägt, kommen sie beide fort. Blinder Mann, ein armer Mann, hätt' er auch Seid' und Sammet an. Besser blind an den Augen als blind an Geist und Gemüt. Die Lahmen und die Blinden sind allezeit dahinten. Wer sich aufrichten will, dem soll man aufhelfen. Rechter Mann hilft, wo er kann. Einer hilft dem andern über den Zaun. Hilfe beizeit, eh' es kommt zu weit! Dienet einander mit der Gabe, die jeder empfangen hat!

2. Lehre aus dieser Fabel von Gellert:

Du hast das nicht, was andere haben,
und andern mangeln deine Gaben.
Aus dieser Unvollkommenheit
entspringet die Geselligkeit.

3. Rede- und Stilübungen. Bilde eine Vergleichung zwischen der Erzählung von Äsop und der folgenden Fabel von Gellert!

B. Der Blinde und der Lahme.

Christian Fürchtegott Gellert. Sämtl. Fabeln und Erzählungen. Stereotyp-Ausgabe. Leipzig 1867. S. 21.

1. Von ungefähr muß einen Blinden
ein Lahmer auf der Straße finden,
und jener hofft schon freudenvoll,
daß ihn der andere leiten soll.

2. „Dir," spricht der Lahme, „beizustehen?
Ich armer Mann kann selbst nicht gehen;
doch scheint's, daß du zu deiner Last
noch sehr gesunde Schultern hast.

3. Entschließe dich, mich fortzutragen,
so will ich dir die Stege sagen:
so wird dein starker Fuß mein Bein,
mein helles Auge deines sein."

4. Der Lahme hängt mit seinen Krücken
sich auf des Blinden breiten Rücken.
Vereint wirkt also dieses Paar,
was einzeln keinem möglich war.

R. D.

99. Die Jahreszeiten.

Wilh. Hey. Noch 50 Fabeln für Kinder. Gotha. Anhang. S. 18.

1. Frühlingszeit, schönste Zeit,
die uns Gott der Herr verleiht,
weckt die Blümlein aus der Erde,
Gras und Kräuter für die Herde,
läßt die jungen Lämmer springen,
läßt die lieben Vöglein singen.
Menschen, eures Gottes denkt,
der euch so den Frühling schenkt!

2. Sommerzeit, heiße Zeit!
Sonne brennt wohl weit und breit;
aber Gott schickt milden Regen,
schüttet alles Feld voll Segen,
schenkt dem Schnitter volle Ähren,
Brots genug, uns all' zu nähren.
Menschen, merkt es, Gott ist gut,
daß er so am Sommer tut!

3. Herbstzeit, reiche Zeit!
Gott hat Segen ausgestreut,
daß sich alle Bäume neigen
von den fruchtbeladnen Zweigen,
schaut nun her mit Vaterblicken,
wie sich alle dran erquicken.
Menschen, nehmt die Gaben gern,
aber ehret auch den Herrn!

4. Winterzeit, kalte Zeit!
Aber Gott schenkt warmes Kleid,
dichten Schnee der kahlen Erde,
warmes Wollenfell der Herde,
Federn weich den Vogelscharen,
daß sie keine Not erfahren, —
Menschen, Haus und Herd' auch euch!
Lobt ihn, der so gnadenreich!

I. **Vergleichung.** Der Frühling ist die schönste, der Sommer die heiße, der Herbst die reiche, der Winter die kalte Jahreszeit. Gott schickt die Jahreszeiten nacheinander und gibt jeder ihre besonderen Gaben und ihre besonderen Freuden mit. Im Frühling weckt er die Erde zu neuem Leben; im Sommer läßt er Getreide zu Brot aus der Erde wachsen; im Herbst läßt er alle Bäume voll Obst hängen; im Winter gibt er warme Kleider als Schutz gegen die Kälte. Der Frühling zeigt uns blühende Blumen, weidende Herden, springende Lämmer und singende Vögel, der Sommer heiße Sonnenstrahlen, erquickenden Regen, Felder voll Ähren und klingende Sicheln, der Herbst Bäume voll Früchte und fröhlich sammelnde Menschen, der Winter die Erde im Schnee-, die Herde im Wollen-, die Vogelscharen im warmen Federkleide, die Menschen geschützt am warmen Herde. Im Frühling sollen die Menschen daran denken, daß diese schöne Zeit ein Geschenk Gottes ist, im Sommer merken, daß alle Gaben Zeichen seiner Güte sind, im Herbste die Gaben gern nehmen und Gott dafür ehren, im Winter seine Gnade erkennen und ihn loben.

II. **Verwertung in Aufgaben:** a) Was ist allen Jahreszeiten gemein, und was hat jede besonders? (Alle Jahreszeiten sind Boten Gottes. Sie bringen den Menschen Gaben und Freuden. Diese sind Zeichen der göttlichen Güte. Wir sind Gott dafür Dank schuldig. Jede Jahreszeit zeigt die Erde in einem andern Kleide usw.) b) Wo sind Blumen, Herden, Vögel und Menschen während der vier Jahreszeiten? (Im Frühling sprossen die Blumen hervor; im Sommer stehen sie in voller Pracht; im Herbst verwelken sie; im Winter sind sie unter der Erde begraben. Im Frühling treiben die Schafherden aus dem Stall, im Sommer und Herbst weiden sie draußen und bleiben auch über Nacht auf dem Felde, im Winter werden sie in warmen Ställen gefüttert. Im Frühling kommen die Zugvögel wieder aus fernen Ländern; im Sommer brüten sie in ihren Nestern; im Herbst ziehen die meisten von uns fort in wärmere Länder; im Winter sind nur einzelne Vögel (Standvögel) bei uns geblieben. Im Frühling geht der Mensch wieder draußen im Garten, Feld und Wald an die Arbeit; im Sommer erntet er auf den Wiesen Heu, auf den Feldern Getreide; im Herbste pflückt er das Obst von den Bäumen und die Trauben von den Weinstöcken; im Winter dreschen die Bauern in den Scheunen, füttern das Vieh in den Ställen und arbeiten in den Stuben.) c) Was schenkt Gott in jeder Jahreszeit der Erde, den Herden, den Vögeln und den Menschen? (Gott schenkt der Erde im Frühling ein Gras- und Blumenkleid, im Sommer Felder voll Ähren, im Herbst fruchtbeladene

Bäume, im Winter ein warmes Schneekleid. Der Herde schenkt Gott im Frühling fröhliche Lämmer, im Sommer und Herbst reiche Weide und im Winter warme Wollenfelle usw.) P.

100. Die Bärenhaut.[1])

Wilhelm Curtman. Geschichtchen für Kinder. 6. Aufl. Gießen 1860. S. 79.

I. **Vorlesen.**

Zwei Jägerburschen[2]) hatten von einem Bären gehört, welcher sich in dem Walde aufhalten sollte. Und weil man lange keinen so großen und starken Bären gesehen hatte, so freuten sie sich über den schönen Pelz, den sie dem Bären abziehen wollten. „Wenn ich ihn schieße," sagte der eine, „so lass' ich mir einen Mantel davon machen, der soll mich im Winter hübsch warm halten." „Nein," sagte der andere, „ich schieße den Bären und verkaufe den Pelz. Der Kürschner[3]) bezahlt mir zehn Taler dafür, die sollen mir schön in dem Beutel klingen."

Unterdessen war es Zeit geworden, in den Wald zu gehen. Als sie aber so allein darin waren und von ferne den Tritt des Bären hörten, da wurde es ihnen doch ein wenig bange. Als er nun gar näher kam und sich ein schreckliches Brummen hören ließ, da warf der, welcher den Pelz des Bären verkaufen wollte, seine Flinte weg und kletterte so schnell als möglich auf einen Baum. Der andere aber, welcher sich nun doch auch nicht zu bleiben getraute, konnte sich nicht mehr flüchten. Zum Glücke fiel ihm ein, daß die Bären keine toten Menschen anrühren. Er warf sich also auf den Boden, hielt den Atem an und streckte sich hin, als wenn er tot wäre. Der Bär kam grimmig auf ihn zu; als er aber sah, daß er kein Glied rührte, glaubte er, der Mensch wäre tot. Er beroch ihn also ein wenig, und als er keinen Atem merkte, lief er weiter, ohne ihm ein Leid zu tun. Als nun der Bär weit genug fort war, erholten sich die beiden Jägerburschen von ihrem Schrecken; der eine stieg von dem Baume herunter, der andere stand vom Boden auf.

Da fragte der, welcher von oben zugesehen hatte: „Hör einmal, was hat dir denn der Bär in das Ohr gesagt?" — „Ja," sagte der andere, „alles habe ich nicht verstanden, aber eins hat er mir deutlich ins rechte Ohr gesagt, nämlich: Man darf die Haut des Bären nicht eher verkaufen, bevor man den Bären erlegt hat. Und in das linke Ohr hat er mir gesagt: Wer seinen Freund in der Not im Stiche[4]) läßt, der ist ein schlechter Kerl."

II. **Vermittlung.** 1) Bärenhaut = Haut, Fell oder Pelz eines Bären. 2) Jägerburschen = Gehilfen oder Lehrlinge eines Försters, die mit ihm auf die Jagd gehen. 3) Kürschner = Verfertiger von Pelzen und Mützen. 4) Im Stiche lassen = verlassen, oder in Not und Gefahr ohne Hilfe lassen, oder der Gefahr, dem Lanzenstiche preisgeben, oder nicht stichhaltig sein, den Stich oder Angriff nicht aushalten.

III. **Vertiefung.** 1. Der Schauplatz dieser Erzählung ist ein großer Wald. Auf einer Lichtung (baumlose Stelle) steht ein einzelner Baum. Auf demselben sitzt ein Jägerbursche und schaut voll Angst hinunter. Unter dem Baume liegt seine Mütze, die er beim Laufen oder Klettern verloren, und die Flinte, welche er weggeworfen hat. Eine Strecke von dem Baume liegt ein Mensch mit dem Gesicht auf der Erde und sieht wie ein Toter aus. Ein größer Bär, viel größer als ein Fleischerhund, mit zottigen, braunen Haaren und plumpen Beinen (Tatzen) steht daneben und beriecht ihn mit seiner langen, rüsselförmigen Nase. —

2. Die Personen sind zwei Jägerburschen. Sie erscheinen mutig, denn sie wollen den ungewöhnlich großen Bären erlegen; gewinnsüchtig, denn sie wollen den Pelz gewinnen und ihn zu einem warmen Mantel machen oder teuer verkaufen; prahlerisch, weil sie viel von den Taten reden, die sie erst tun wollen; feige, weil sie vor dem Tritte des Bären erschrecken und vor seinem Brummen davonlaufen; kopflos, denn sie werfen sogar die Flinten weg, mit denen sie zu schießen gelernt haben; uneinig, denn der eine sucht sich so, der andere so zu retten; beschämt, denn sie kommen ohne Beute nach Hause und werden ausgelacht; entzweit, denn sie sind in ihrer Freundschaft irre geworden. Der eine ist geschickt, denn er rettet sich durch Klettern auf einen Baum, der andere listig, denn er täuscht den Bären durch Totstellen. Der erste ist spöttisch in seinen Fragen, der andere spitzig in seinen Antworten.

3. Der Gedankengang ist: Zwei Jägerburschen nehmen sich vor, einen großen Bären zu erlegen. Sie machen Pläne, wie sie den Pelz verwerten wollen. Der Tritt, das Aussehen und das Brummen des Bären jagt sie in die Flucht. Der eine rettet sich durch Klettern, der andere dadurch, daß er sich tot stellt. Der Kletterer wird auf seine spöttische Frage durch eine beißende Antwort zurechtgewiesen. Der Grundgedanke liegt in den Worten, welche der Bär in das rechte und linke Ohr gesagt haben soll.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung Mache keine unnützen Pläne! Prahle nicht, sondern handle! Verlaß deine Freunde nicht in der Not!

2. Anklänge an Verwandtes. Wer viel mit Worten prahlt, wenig in Taten zahlt. Eintracht ist Macht, Zwietracht ist Ohnmacht. Was hilft es, daß man viel gelobe, in Taten liegt die beste Probe. Ein Sperling in der Hand ist besser als eine Taube auf dem Dache. Ein sterbender Vater reicht seinen Söhnen ein Bündel Pfeile zum Zerbrechen; sie können es nicht, wohl aber zerbrechen sie die einzelnen Pfeile mit Leichtigkeit.

3. Rede- und Stilübungen. a) Jeder der Jägerburschen erzählt die Geschichte. b) Setze andere Ausdrücke für „sich im Walde aufhalten", „bange werden", „nicht zu bleiben getrauen", „den Atem anhalten", „kein Glied rühren", „kein Leid tun", „sich erholen", „sich vom Boden erheben", „im Stiche lassen"! P.

101. Warnung.

Friedrich Güll. Kinderheimat. Gütersloh. 1. Gabe. S. 147.

Klopft es, Kind, in deinem Herzen,
laß das Lachen, laß das Scherzen!
Daß du keine Sünde tust
und nicht bitter weinen mußt!

I. **Vorbereitung und Vertiefung.** Unser Herz klopft gar oft. Wenn du z. B. schnell gelaufen oder einen Berg, eine hohe Treppe hinaufgestiegen bist, so schlägt dein Herz; wenn dich jemand plötzlich erschreckt, wenn du dich ängstigst, oder wenn du im Fieber liegst usw.: dann spürst du auch das Klopfen des Herzens. Aber dieses Klopfen ist nicht gemeint; denn wenn sich das Blut wieder beruhigt hat, so kannst du getrost wieder lachen

und scherzen. Der Dichter muß also wohl von einem andern Klopfen des Herzens sprechen. Du bist z. B. einmal allein im Zimmer; auf dem Tische stehen Zucker, Kuchen und andere Leckereien. Die Mutter, die dir verboten hat, ohne Erlaubnis etwas anzurühren, ist gerade in der Küche. Da kommt dir die Lust an, von den Leckereien etwas zu nehmen. Zu gleicher Zeit denkst du aber auch an das Verbot der Mutter. Hast du bei solcher Gelegenheit wohl schon aufgemerkt, was in deiner Brust da vorging? Hast du da vielleicht ein Klopfen und Hämmern vernommen? Ich glaube es wohl und hoffe es auch! Siehe, mein Kind, dieses Klopfen des Herzens meint unser Dichter. Was will aber wohl dieses Klopfen sagen? Nichts anderes als das: Kind, nimm nicht von den Leckereien! Die Mutter hat's verboten. Tust du es dennoch, so bist du ungehorsam und handelst wider Gottes Gebot, welches dir zuruft: „Ihr Kinder, seid gehorsam euren Eltern in dem Herrn!" Wer aber könnte lachen und scherzen, wenn er unrecht tut? Also darum sagt auch der Dichter: „Laß das Lachen, laß das Scherzen!" Lieber frage dich: Ist das, was du tun willst, wohl recht? Dein Herz wird dir dann die Antwort nicht schuldig bleiben, und es wird dich warnen: Kind, tue es nicht! Denn das Unrecht ist Sünde, und wer Sünde tut, der wird früher oder später bestraft. Die Strafe aber tut weh, und du mußt dann bitter (schmerzlich) weinen. Hörst du aber auf die Stimme deines Herzens, so wirst du in keine Sünde verfallen und brauchst dann nicht bitter zu weinen, sondern kannst bald wieder fröhlich sein und „lachen und scherzen".

II. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Höre auf die warnende Stimme deines Herzens, sie wird dich vor Sünde bewahren! — Wer nicht hören will, muß fühlen.

2. Rede- und Stilübungen. Was bedeutet das Klopfen des Herzens? Vergleiche mit Nr. 79: „Das Gewissen und das Glöcklein."

W. D.

102. A. Der Faule.

R. Reinick. Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch. Bielefeld 1873. S. 211.

1. „Heute nach der Schule gehen,
da so schönes Wetter ist? usw."
(Dichtung bekannt.)

B. Hinter die Schule gehen.

Emil Feige. Rochholz' Liederfibel. Stuttgart. 3. Aufl. S. 159.

„Ich mag heut' nicht in die Schule hinein,
hier draußen kann ich lustiger sein;
dort soll ich stille sitzen und stumm,
hier spring' ich frei auf der Straße herum."
So sagt ein Kind unüberlegt
und hat die Mappe schon weggelegt.
Da ruft ihm der Kuckuck vom Baume zu:
„Tu's ja nicht, lieber Knabe du!
Ich wollte auch nicht fleißig sein
und muß nun immer dasselbe schrein.
Geh hübsch in die Schule, so wirst du klug;
kannst nachher springen und spielen genug."

I. **Vergleichung.** 1. Ähnlichkeiten. Beide Knaben wollen heute nicht in die Schule gehen. Beiden gefällt es draußen besser; beide werden belehrt, daß sie in die Schule gehen müssen, um etwas zu lernen.

2. Verschiedenheiten. Der Knabe in A will die Schule nicht besuchen, weil er meint, daß man das Gelernte doch wieder vergißt; der Knabe in B versäumt die Schule, weil es draußen „lustiger" (anmutiger, angenehmer, lieblicher) ist. A will dem Hunde Kunststücke (Schildwach' stehen, tanzen, apportieren [etwas herbeitragen], auf Befehl ins Wasser gehen) lehren, B will frei im Grase umherspringen. A wird vom Vater zur Rede gesetzt, B vom Kuckucke belehrt. —

II. **Rede- und Stilübungen.** 1. Erzählung: Der Faule. (Mit Benutzung anderer Ausdrücke, z. B. Schule = Unterricht; schönes Wetter = freundliche Witterung; lernen = sich mit Schularbeiten plagen; später = im Alter; vergißt = nicht mehr weiß usw.)

2. Nachahmung von: Hinter die Schule gehen. (Anstatt des Knaben ein Mädchen, anstatt des Kuckucks ein Hahn, der immer sein Kikeriki rufen muß.) W. D.

103. Dorfmusik.

Georg Christian Dieffenbach. Kinderlieder. 2. Aufl. Mainz o. J. S. 6.

I. **Vorbereitung.** Ein lustiger Knabe aus der Großstadt war zum erstenmal mehrere Tage lang auf dem Lande bei seinem Vetter gewesen. Das Leben und Treiben, das Getöse und Getön dort gefiel ihm über alles. Als er wieder heimgekehrt war und seine kleinen Geschwister ihn fragten, wie es ihm gefallen habe, antwortete er: Sehr gut, herrlich, prächtig! Besonders schön war die Dorfmusik, die ich täglich hörte. — Hört zu, in einem Gedichte ist sie beschrieben:

1. Hoch auf dem Zaun der Gockelhahn
fängt die Musik mit Krähen an;
die Hühner stimmen lustig ein,
die Gans will auch nicht stille sein.

2. Die Ziege meckert in dem Stall;
es blöken laut die Schäflein all;
es bellt der Hund, und grunzend schrein
die Schweine alle, groß und klein.

3. Das Spätzlein selbst mit hellem Klang
stimmt an den lieblichsten Gesang;
im tiefsten Basse brummt dazu
im Stalle hier die alte Kuh.

4. Die Dreschер in der Scheune dort,
sie schlagen flink in einem fort
den Takt dazu, daß laut es knallt
und weit durchs ganze Dorf hinschallt.

5. Das quiekt und schreit, das pfeift und summt,
das klopft und grunzt, das blökt und brummt!
Wer hört je in der Stadt solch Stück? —
Das ist die lust'ge Dorfmusik!

II. **Vermittlung.** Unter Dorfmusik sind hier also die Tierstimmen und der Schall und Klang der Hantierung der Menschen auf einem großen Bauernhofe zu verstehen. Zeit der Handlung fällt in die Monate des Jahres, wo gedroschen wird. Nur weniges ist hier zu erläutern.

1. Zaun, ein Flechtwerk von Weidenruten, könnte auch ein Staket, eine Bretter- oder Lehmwand oder eine Hecke sein. (Unterschiede dieser Umzäunungen!)

2. Gockelhahn, nach seinem Lockrufe: „gock, gock, gock!" also benannt. Das Krähen der Hähne, das Gackern der Hühner und das Schnattern der Gänse ist die Einleitung zur Dorfmusik.

3. Hierauf folgt das Meckern der Ziege, das Blöken der Schafe, das Bellen des Hundes, das Grunzen und Schreien (Quieken) der Schweine.

4. Das Spätzlein — Gesang. Vom Spatz sagt man eigentlich nicht, daß er lieblich singt, sondern er schreit und ruft beständig seinen Namen: Schelm, Schelm, Schelm!

5. Im Basse. Mit tiefer Stimme brummt die Kuh, und dazu ertönt

6. das taktmäßige Klipp und Klapp der Dreschflegel auf der Tenne in der Scheuer.

7. Wiederholung all des Lärmes mit Hinzufügung von Pfeifen und Summen. Wer pfeift, wer summt?

8. — solch Stück, solch ein Musikstück; das ist die lust'ge, d. h. die uns heiter und fröhlich stimmende Dorfmusik.

III. **Verwertung.** Rede- und Stilübungen. 1. Gib an, welche Stimmen und welch Getön von Menschen, Tieren und Dingen der Dorfmusik noch zugefügt werden können! (Das Blasen des Hirtenhorns, das Knallen der Peitsche, das Rasseln der Wagen, das Wiehern der Pferde, das Klappern der Störche, das Zwitschern der Schwalben, das Summen der Bienen, das Waken der Enten, das Girren der Tauben, das Kuttern des Truthahns, das Quaken der Frösche, das Zirpen der Grillen und das Singen der Vögel.)

2. Sage aus und schreibe nieder, welche Dorfmusik du gehört hast, und setze dabei ihr verschiedenes Ertönen in den Akkusativ und die Personen oder Dinge, von denen es herrührt, in den Genetiv! z. B.: Ich hörte gestern auf dem Lande den herrlichen Schlag der Nachtigall, das Krähen des Hahnes usw. R. D.

104. Die Tinte.

Wolfgang v. Goethe. Werke. Stuttgart 1869. II, S. 223.

Die Tinte macht uns wohl gelehrt,
doch ärgert sie, wo sie nicht hingehört.
Geschrieben Wort ist Perlen gleich,
ein Tintenklecks ein böser Streich.

1. Wort- und Sachverständnis. Die Tinte, ein notwendiges Schreibmaterial, steht hier für Schreibfertigkeit, für Schreibenkönnen oder für Schreibkunst. Das Schreiben, die Versichtlichung der eigenen Gedanken durch Schriftzeichen, macht uns wohl gelehrt, verschafft uns Kenntnisse. Die Verwendung der Tinte am rechten Orte macht also kenntnisreich; allein die Tinte bereitet uns Ärger, wenn sie dahin gerät, wohin sie nicht gehört. Ein umgeworfenes oder ein als Streusandbüchse erfaßtes und gebrauchtes Tintenfaß, Tintenflecke an Kleidern und Fingern, Tintenkleckse auf reinem Papiere bereiten uns und andern Ärger und argen Verdruß.

Geschrieben Wort = eine wirkliche Schönschrift oder niedergeschriebene gute Gedanken gleichen echten Perlen an einer Schnur; allein ein einziger Tintenkleck auf weißem, reinem Papiere bleibt stets ein übel und ärgerlich Ding = ein böser Streich, den uns unsere Ungeschicklichkeit und Unreinlichkeit, oder den uns andere gespielt haben.

2. Grundgedanke. Ein Gegenstand (ein Ding oder eine Sache) kann oft an und für sich gut und herrlich sein, allein am unrechten Orte oder zur Unzeit angebracht, bereitet er uns und andern Ärger und Verdruß. R. D.

105. Reinigkeit.

Fr. Rückert. Deutsches Dichterbuch von L. Bechstein. Leipzig. S. 452.

Rein gehalten dein Gewand, rein gehalten Mund und Hand!
Rein das Kleid von Erdenputz, rein von Erdenschmutz die Hand!
Rein von Erdentrutz das Herz und von Gier der Lippe Rand!
Außen sei die Schwelle rein, innen rein des Hauses Wand!
Daß einsprechen könn' ins Haus reiner Gast aus Himmelsland,
reiner Schmaus und reiner Kelch, rein von Rauch des Herdes Brand!
Sohn, die äußre Reinigkeit ist der innern Unterpfand.
Rein gehalten Hand und Mund, rein gehalten dein Gewand!

I. **Vorbereitung und dann Vortrag.** Das Schöne lieben und das Häßliche meiden lernen, dadurch werden die Kinder zum Guten erzogen. Die erste Bedingung des Schönen ist Ordnung und Reinlichkeit. Wie häßlich sind schmutzige und zerrissene oder auch mit Putz überladene Kleider! Wie garstig ungewaschene Hände und schmutzige Reden! Wie abscheulich trotzige und unzufriedene Herzen und gierig schmatzende oder böswillig schwatzende Lippen! Welcher Gast tritt gern über eine Schwelle, an der Schmutzhaufen liegen, zwischen Wände, die beschmiert sind, in eine Küche, die von Rauch verdunkelt ist, an einen Tisch, wo die Gefäße schmutzig, die Speisen unsauber sind! Die schlimmste Unreinigkeit ist die des Herzens durch die Sünden. Sie verwehrt dem höchsten Gaste, dem Herrn des Himmels, die Einkehr und das Wohnen bei uns.

Eine ernste Mahnung zur äußeren und inneren Reinheit enthält das Fr. Rückertsche Gedicht „Reinigkeit". Hört es!

II. **Vermittlung des Inhalts.** Wovon soll das Gewand, die Hand, der Mund, die Schwelle, die Wand, der Herd, das Gefäß, der Schmaus, das Herz rein gehalten werden? Was ist Erdenputz, Erdenschmutz, Erdentrutz, Gier, Schwelle, Schmaus, Unterpfand (Sicherheit, Sicherstellung)?

III. **Verwandtes.** Der Dichter Kletke singt:

Weihnachten kommt. Mit Schnee so rein
deckt Gott die Erde wieder;
denn alles muß gar sauber sein,
wenn Christus steigt hernieder.
Drum, liebes Kind, im Herzen dein
auch alles sauber halte,
damit das Christkind dahinein
zur Weihnacht komme balde!

Auch Hey in seinem „Wo wohnt der liebe Gott?“ fügt bestätigend hinzu:

Wie ist das Menschenherz so klein!
Und doch auch da zieht Gott herein.
O halt das deine fromm und rein,
so wählt er's auch zur Wohnung sein
und kommt mit seinen Himmelsfreuden
und wird nie wieder von dir scheiden.

IV. **Grundgedanke**: Die äußere Reinigkeit ist ein Unterpfand der innern, der Herzensreinigkeit. Darum halte durch stete Übung Hand und Mund, Kleid und Haus sauber und rein als Spiegelbild der Herzensreinheit; dann wird der Heiland, der Himmelsgast, gern bei dir einkehren und dich beglücken.

Das Kirchenlied von H. G. Neuß singt:

Ein reines Herz, Herr, schaff in mir,
schließ zu der Sünde Tor und Tür;
vertreibe sie und laß nicht zu,
daß sie in meinem Herzen ruh!

V. **Verwertung in Aufgaben.** 1. Was gehört zur äußeren Reinigkeit? — 2. (Für die fähigeren Schüler.) Was haben wir zu tun oder zu unterlassen, um in geistigem Sinne reines Auge, reines Ohr, reinen Mund, reine Hand und reines Herz zu haben und zu bewahren? — Schriftwort: Das Blut Jesu Christi, Gottes Sohnes, macht uns rein von aller Sünde.

R. D.

106. Rüstigkeit.

Wilhelm Curtman.

Frisch getan und nicht gesäumt,
was im Weg liegt, weggeräumt!
Was dir fehlet, such' geschwind!
Ordnung lerne früh, mein Kind!
Aus dem Bett und nicht gesäumt!
Nicht bei hellem Tag geträumt!

Erst die Arbeit, dann das Spiel,
nach der Reise kommt das Ziel!
Schnell besonnen, nicht geträumt!
Nichts vergessen, nichts versäumt!
Nichts bloß obenhin gemacht!
Was du tust, darauf gib acht!

Vermittlung. Das kleine Gedicht besteht aus lose aneinandergereihten reihten Denksprüchen über ein rüstiges Schaffen und Tun im Leben.

1. Was du tun willst, tue sofort, ohne Säumen, und schiebe es nicht auf! (Morgen, morgen, nur nicht heute! sprechen alle trägen Leute.)

2. Alles, was dir bei deinem redlichen Tun hindernd in den Weg tritt, räume hinweg! Beseitige die Hindernisse!

3. Das Fehlende suche und ergänze; das in Unordnung Geratene regle und ordne!

4. Stehe früh auf und säume nicht! Drehe dich nicht erst noch zehnmal im Bette um, ehe du dich aus ihm erhebst! Träume auch nicht am hellen Tage! Baue keine Luftschlösser und gib keinen unnützen Gedanken in deiner Seele Raum!

5. Erst komme bei dir stets die Arbeit, die körperliche wie die geistige: das Lernen, und dann erst folge das Spiel, wie ja auch erst nach der Reise das Ziel kommt!

6. Lerne zeitig nachdenken und dich schnell besinnen; lerne jede Sache allseitig überlegen! Bedenke alles genau zuvor und vergiß nichts! Sei nicht vergeßlich und versäume nichts! Vorgetan und nachbedacht hat manchen in groß Leid gebracht.

7. Nicht bloß obenhin, d. h. flüchtig, leichtsinnig, liederlich gemacht, sondern bei allem, was du tust und unternimmst, gib wohl acht und erwäge es nach allen Seiten! R. D.

107. Vom Wolfe und Lämmlein.

Nach Äsop, verdeutscht von Martin Luther, Werke. Teil V. Jena 1557. S. 287.

Ein Wolf und ein Lämmlein kamen ungefähr beide an einen Bach, zu trinken; der Wolf trank oben am Bache, das Lämmlein aber fern unten. Da der Wolf des Lämmleins gewahr war, lief er zu ihm und sprach: „Warum trübest du mir das Wasser, daß ich nicht trinken kann?" Das Lämmlein antwortete: „Wie kann ich dir das Wasser trüben, trinkst du doch über mir und möchtest es mir wohl trüben?" Der Wolf sprach: „Wie! flucheſt du mir noch dazu?" Das Lämmlein antwortete: „Ich fluche dir nicht!" Der Wolf sprach: „Ja, dein Vater tät mir vor sechs Monden ein solches." Das Lämmlein antwortete: „Bin ich doch dazumal nicht geboren gewesen. Wie soll ich meines Vaters entgelten?" Der Wolf sprach: „So hast du mir aber meine Wiesen und Äcker abgenaget und verderbet." Das Lämmlein antwortete: „Wie ist das möglich, hab' ich doch noch keine Zähne!" „Ei!" sprach der Wolf, „und wenn du gleich viel ausreden und schwätzen kannst, sollst du dennoch heut' nicht ungefressen bleiben!" — und würgete also das unschuldige Lämmlein und fraß es.

I. **Stoffaufbau und dann Lesen.** An einem Bächlein auf grüner Wiese trafen einstmals Wolf und Lämmlein *ungefähr* (eigentlich ohne Gefahr zu lügen, zu übertreiben, zu irren, hier aber *von* ungefähr, d. i. *zufällig*) zusammen, um zu trinken, um ihren Durst zu löschen. Der Wolf trank oben, d. i. oberhalb nach der Quelle zu, das Lämmchen aber fern, d. i. weit unten am Bache nach dem Ausflusse zu. Als nun der Wolf das Lämmlein gewahr war (wurde), als er es erblickte, erspähete, lief er schnell zu ihm und sprach: „Warum trübest du mir das Wasser (trüb und unrein machen, den sandigen oder erdigen oder schlammigen Grund des Wassers mit dem reinen Wasser vermischen)?" Entschuldigung des Lämmleins: „Wie kann ich solches tun? Stehe ich doch unterhalb und du oberhalb des Baches! Das Wasser aber fließt doch nimmer stroman, sondern stets stromab oder talwärts, so daß du mir wohl das Wasser trüben könntest, ich *aber nimmer dir*." „Wie! flucheſt du mir noch dazu?" Die wahre und klare Entgegnung des Lammes wird von dem böswilligen Ankläger „*fluchen*" genannt. Fluchen aber heißt Gott anrufen, daß er unserm Nächsten Böses tun möge. Mit bewußter Unschuld spricht daher das Lämmchen nur die einfachen Worte: „*Ich fluche dir nicht*." Der Wolf spricht weiter: „Dein Vater tät (veraltet statt tat) mir vor sechs Monden (Monaten) auch ein solches." Entschuldigung d. L.: a) Dazumal war ich noch gar nicht geboren, nicht auf der Welt. b) Wie soll ich meines Vaters entgelten (für ihn büßen)? Ich kann doch nicht dafür bestraft werden, was mein Vater früher einmal, noch ehe ich lebte,

getan hat. Zuletzt kommt der Wolf mit einer neuen Anschuldigung: „Du hast mir meine Wiesen und Äcker abgenagt," d. i. abgegrast, abgeweidet und verderbet, d. i. zur Klee- und Heugewinnung verdorben. Der Wolf gleicht dem Versucher im Evangelium; er nennt die Wiesen sein, wie jener alle Reiche der Welt sein nannte und verschenken wollte, so doch der angemaßte Besitz keinem von beiden mit Recht zustand. Entschuldigung d. L.: Ich habe ja noch gar keine Zähne und kann daher auch kein Gras von der Wiese abnagen. Ich bin ja noch ein Sauglämmlein, das nur von der Milch seiner Mutter lebt. Hierauf erfolgt der Richterspruch des Wolfes: „Wenn du gleich viel ausreden und schwätzen kannst, d. i. viele Ausreden weißt und diese geläufig vorzutragen verstehst, so sollst du dennoch heut nicht ungefressen bleiben," will sagen: so bist du dennoch des Todes schuldig. Vollstreckung des Todesurteils — und er fraß es auf.

II. **Vertiefung.** 1. Grundgedanke. Die Bosheit findet immer Gründe für ihr böses Handeln und weiß es in den Schein des Rechts zu kleiden. — Niemand darf wie der Wolf Ankläger, Richter und Nachrichter (Scharfrichter) in einer Person sein. So darf auch kein Richter das Eigentum der Gerichteten zu seinem eigenen Nutzen und Genusse sich aneignen, wie es der Wolf getan hat.

2. Gliederung des Inhalts. a) Die vier ungegründeten Anschuldigungen des Wolfes. Gebt sie an! b) Die vier Entschuldigungen oder Unschuldsnachweise des Lämmchens. Führt sie an! c) Der Richterspruch oder das Urteil. d) Vollziehung des Todesurteils.

III. **Verwertung.** A. Lehren aus dieser Fabel gezogen von:

1. Äsop: „Bei mächtigen, bösen und ungerechten Anklägern kann Vernunft und Wahrheit keinen Platz finden."

2. M. Luther: „Der Welt Lauf ist: wer fromm sein will (der Unschuldige), muß viel leiden, sollte man auch eine Sache vom alten Zaune brechen; denn Gewalt geht vor Recht. Wenn man dem Hunde zuwill, so hat er's Leder gefressen. Wenn der Wolf will, so ist das Lamm ungerecht."

3. Meißner: a) An der Unschuld findet Bosheit immer einen Grund zur Gewalttätigkeit. b) Nichts beweiset das Dasein des Gewissens augenscheinlicher, als daß selbst der größte Böswicht sich unter den Schein des Rechtes zu verbergen sucht.

B. Rede- und Stilübungen. 1. Warum fraß der Wolf das Lämmlein nicht sogleich? 2. Wie wird das Wasser getrübt? 3. Warum konnte das Lamm dem Wolf das Wasser nicht trüben? 4. Versuche eine Nachbildung zu machen: Der Fuchs und das Häslein. Begegnung am Waldessaum. Anschuldigung: 1. Du hast mir meine Höhle verstopft. 2. Dein Vater hat mich „Reineke" geschimpft. 3. Du hast mein Rebhuhn aus dem Kleefelde geholt und gefressen. 4. Du hast dem Jäger meine Höhle verraten. Die vier Entschuldigungen des Häschens. Urteil. Tod.

R. D.

108. I. Abendläuten.

Gottfr. Wilh. Fink. Singvöglein von Erk und Greef, I. 45. Aufl. Essen. S. 14.

1. Aus dem Dörflein da drüben vom Turme herab,
da läuten die Menschen den Tag zu Grab usw.
(Dichtung in den meisten Lesebüchern.)

I. **Vorbereitung und dann Vortrag.** Der Lehrer kleidet vor dem Lesen dieses Gedichts es in das Gewand einer Erzählung und beginnt ungefähr also: Ein Großstädter, der noch niemals auf dem Lande gelebt hatte, besuchte einmal auf längere Zeit seinen Oheim, der ein alter, würdiger Geistlicher in einem einsamen Gebirgsdörflein war. Als sie gegen Abend, von einem herrlichen Spaziergange heimkehrend, wieder in die Nähe des Dörfleins kamen, erklang vom Turme her das Läuten der wohltönenden Abendglocke. Da fragte der Großstädter: Was läutet die Glocke? Antwort: Feierabend. Weitere Fragen des Großstädters: Was hat das Läuten überhaupt für eine Bedeutung? Belehrung des Geistlichen. Zum Schluß noch eine Frage des Großstädters: Was soll denn das dreimalige Anschlagen an die große Glocke bedeuten? Auslegung durch den Geistlichen.

II. **Erläuterungen.** 1. *Den Tag zu Grabe läuten*: bildlich, als ob er gestorben wäre und nun begraben würde. 2. *Sie läuten und läuten.* Diese Wiederholung will sagen, daß man fortfährt mit dem Läuten, und daß man es als eine Einrichtung aus früheren frommen Tagen beibehalten hat. 3. *Zum Beten gerüstet sein.* Das Läuten soll und will uns zum Beten auffordern. Belehrung über das Ave Maria. Früher ließen die Christen alles stehen und liegen, wenn die Abendglocke ertönte, sie entblößten ihr Haupt, falteten die Hände, knieten nieder und beteten andächtig ein Abendgebet. 4. *Der Glocke große Ehr' sagen*, d. h. sie hochschätzen, sie hoch in Ehren halten. 5. *Uns wird die letzte Ehr' angetan*, d. h. wenn wir gestorben sind und mit allen kirchlichen Ehren: Gesang, Leichenpredigt usw. beerdigt werden, dann darf auch das Geläut der Glocken dabei nicht fehlen. 6. Die Glocken schlagen dreimal drei an *zu Ehren der heiligen Dreieinigkeit.* Die ersten drei Schläge gelten Gott dem Vater, die zweiten Gott dem Sohne und die letzten Gott dem heiligen Geiste, und bei jeder *einzelnen* Drei ist bei jedem einzelnen Schlage das nämliche auch wieder der Fall.

III. **Vertiefung.** A. *Vergleichung* mit einem verwandten Gedichte:

II. Glockenklang.

Karl Enslin. Lebensfrühling. Leipzig. 3. Aufl. S. 99.

1. O Glockenklang, wie lieb' ich dich!
Wie tönest du so feierlich!
2. O Glockenklang, so voll und rein!
Du ladest mich zum Beten ein.
3. Du rufest alle nah und fern;
auch ich folg' deinem Rufe gern.
4. Gott hört auch, wenn im Kämmerlein
ich zu ihm bete ganz allein.
5. Zum Himmel dringt der Glockenklang
und frommer Menschen Lobgesang.
6. Wenn Glockenklang zum Himmel dringt,
jed frommes Menschenherz erklingt.
7. O schalle weit, o halle lang
durch alle Welt, du Glockenklang!

1. Welche Gedanken sind in beiden Gedichten, wenn auch in anderen Worten, zugleich ausgesprochen? a) In I: Wir hören gar gerne dem Läuten zu; das klinget so schön! In II: O Glockenklang, wie lieb' ich dich, wie tönest du so feierlich!

b) I.: Wenn sie läuten, da sollen wir zum Beten gerüstet sein. II.: O Glockenklang, du ladest mich zum Beten ein.

c) I.: Wenn sie läuten am Sonntag, da sollen wir zur Kirche gehn. II.: Du rufest alle nah und fern.

d) I.: Das Läuten ist immer bedeutungsschwer. II.: Wenn Glockenklang zum Himmel dringt, jed frommes Menschenherz erklingt.

2. Welche Gedanken finden sich im Gedicht I allein? a) Die Glocken läuten den Tag zu Grabe. b) Wir sagen der Glocke gar große Ehr', denn's Läuten ist immer bedeutungsschwer. c) Strophe 4 und d) Strophe 5.

3. Welche Gedanken finden sich im Gedicht II allein ausgesprochen? a) Auch ich folg' deinem Rufe gern. b) Strophe 4. c) Strophe 5. d) Strophe 7.

B. Grundgedanke: 1. Ein tiefer Sinn liegt in dem Glockenläuten oder: es ist bedeutungsschwer.

2. Die Glocken sind der eherne Mund, welcher die Christen von ihrem niederen Erdentreiben hinauf ruft zu den hohen Zielen und Zwecken (Idealen) des Reiches Gottes. 3. Vgl. Spruch von Fr. Güll, „Kinderheimat". 1. Gabe. Gütersloh. S. 60.

Umsonst hat der Maurer die Kirch' nicht gebaut,
die mit den Türmen zum Himmel aufschaut;
die sollen und wollen mit Orgel und Glocken
zum lieben Herrgott die Kinderlein locken.
Drum denkt, wenn von ferne die Glocken man läut't,
jetzt ist es zum Singen und Beten wohl Zeit.

IV. **Verwertung.** A. Die Glocke im Sprichwort. a) Je höher die Glocke hängt, je heller sie klingt. b) Ein und dieselbe Glocke läutet zu Gewitter und Hochzeit. c) Die Glocken klingen weit anders, wenn einem sein Freund stirbt. d) Die Glocke ruft zur Kirche, kommt aber selbst nicht hinein. e) Gespaltene Glocke hat bösen Laut. f) Jeder meint, was er im Sinne hat, das läuten alle Glocken. g) Glocken und Narren läuten gern. h) Er hat läuten gehört, aber nicht zusammenschlagen. i) Er hat läuten gehört, weiß aber nicht, wo die Glocken hangen.

B. Vergleichung mit der „wandelnden Glocke" von Goethe.

R. D.

109. Der habgierige Hund.

Nach Äsop von Christoph v. Schmid. Kurze Erzählungen für die Jugend. Neueste Sammlung von Albert Werfer. Augsburg 1858. S. 132.

Ein Hund trug ein Stück Fleisch im Maul und schwamm damit durch einen Bach. Da sah er in dem klaren Wasser sein Bild. Er meinte, dies sei ein anderer Hund, und wollte geschwind das Fleisch nehmen. Wie er aber danach schnappte, fiel ihm sein eigenes aus dem Maul und ging im Wasser unter. Nun hatte er gar nichts. Wer andern das Ihrige nehmen will, verliert das Seinige.

I. **Erweiterung der Erzählung.** Ein Hund hatte ein Stück Fleisch irgendwo ergattert und lief mit diesem schleunigst davon, um es an einem sichern Orte in aller Ruhe verzehren zu können. Er trug das Fleisch in seinem Maule (seiner Schnauze) fort und schwamm damit durch einen Bach. Nach einer anderen Lesart ging er über den schmalen Steg, der über einen Bach (über ein ruhiges, tiefes und spiegelglattes Wasser) führte. Da sah er in dem klaren Wasser sein Bild (denn die Oberfläche des Wassers ist ein Spiegel — der Wasserspiegel, in welchem sich die über ihm befindlichen Gegenstände abspiegeln). Er aber meinte (dachte, glaubte, wähnte), das Abbild sei ein anderer Hund, und er wollte ihm geschwind das Fleisch nehmen (stehlen, rauben). Wie er nun aber danach schnappte (und seine Schnauze weit öffnete), fiel natürlich sein Fleisch ihm aus dem Maule und ging (sank vermöge der Schwere) im Wasser unter. Nun hatte er gar nichts (gar kein Fleisch mehr). Wer andern das Ihrige nehmen (rauben) will, verliert dabei oft das Seinige.

II. **Vertiefung.** 1. Ort der Handlung. Ein Haus, eine menschliche Wohnung, aus welcher der Hund das Stück Fleisch geholt hatte, stand im Hintergrunde. Im Vordergrunde war ein Garten mit einem angrenzenden, vorüberfließenden Bache, über welchen ein schmaler Steg führte. In der Nähe davon stand eine dichtbewachsene Laube, von welcher aus der Erzähler den Vorgang der Geschichte genau beobachten konnte.

2. Eigenschaften des Hundes. a) Er war unehrlich und diebisch, denn er hatte das Fleisch gestohlen, trug es fort und wollte sich es sichern. Hätte er es rechtens erworben, so würde er es an Ort und Stelle verzehrt haben. b) Er war neidisch und habgierig, denn er gönnte dem andern Hunde nicht auch ein solch Stück Fleisch, wie er doch selbst besaß; er wollte es ihm nehmen, rauben; c) daher war er spitzbübisch und räuberisch, denn er schnappte danach. d) Er war unersättlich und wurde bestraft, denn er hatte nun gar nichts.

3. Zwei andere Lesarten. Äsop erzählt: Der Hund ging durch den Bach, und die Strömung nahm das Fleisch mit fort. Meißner berichtet: Der Hund ging über den Bach auf einem schmalen Stege hin und erblickte unten sein Bildnis.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Die Augen sind oft die Verführer des Herzens. — Neid und Habgier führen zu Diebstahl und Raub. Äsop: Wer habgierig nach fremdem Gute trachtet, verliert oft dadurch sein eigen Gut. — Meißner: 1. Schau zuerst zu, wonach du strebest, damit dich nicht ein Trugbild täusche! 2. Sodann vergiß nicht, daß der Unersättliche, indem er immer noch mehr erwerben will, oft selbst das verliert, was er schon wirklich besaß! Schmid: Wer andern das Ihrige nehmen will, der verliert das Seinige. Sprichwörter: 1. Der Schein trügt. 2. Unrecht Gut gedeihet nicht. 3. Ein Dieb stiehlt sich selten reich.

2. Rede- und Stilübung. Versuche eine freie Nachbildung zu entwerfen: Der zanksüchtige Ziegenbock — aus Versehen in ein Zimmer geraten — ein Spiegel bis auf den Fußboden — sieht sich

und meint, es sei ein anderer Ziegenbock — will sofort Streit mit ihm anfangen — geht auf ihn los — jener auch — zeigt ihm die Hörner — er auch — geht zurück, stampft — stößt mit solcher Gewalt gegen den Spiegel, zertrümmert ihn — er rücklings zu Boden. — Die Glassplitter im Kopfe — blutet aus vielen Wunden. Anderen wehetun wollen — selbst Schmerzen leiden — Grube graben — selbst hineinfallen. R. D.

110. Wie das Finklein das Bäuerlein im Scheuerlein besucht.

Friedrich Güll. Kinderheimat in Liedern. 1. Gabe. 4. Aufl. Gütersloh. S. 100.

I. **Vorbereitung.** Schnee und Eis haben im Winter den Vögeln ihre Futtertöpfe zugedeckt. Da treibt sie oft der Hunger in die Dörfer und Städte, um sich von den Menschen Nahrung zu erbetteln. So kommt auch ein Fink mit Sack und Pack, d. h. mit allem, was er hat, nämlich mit nichts, zu einem Bauer vor die offene Scheuer. Hier werden mit den Dreschflegeln unter lautem tick, tick, tack, oder klipp, klipp, klapp die Körner und „Kern" (ein Getreide in Süddeutschland, auch Spelz genannt) aus den Ähren gedroschen, in Säcke gesteckt und auf den Boden getragen. Der hungrige Fink knüpft mit dem Bauer ein Gespräch an und sucht ihn durch allerlei Schmeichelreden zu gewinnen, damit er ihm etwas für den Hunger gibt.

II. **Unmittelbare Darbietung.** 1. Gutes Vorlesen durch den Lehrer.

1. Bäuerlein, Bäuerlein, tick, tick, tack!
Hast 'nen großen Habersack,
hast viel Weizen und viel Kern;
Bäuerlein, hab' dich gar zu gern.

2. Bäuerlein, Bäuerlein, tick, tick, tack!
Komm zu dir mit Sack und Pack,
komm zu dir nur, daß ich lern',
wie man ausdrischt Korn und Kern.

3. Bäuerlein, Bäuerlein, tick, tick, tack!
Ei, wie ist denn der Geschmack
von dem Korn und von dem Kern,
daß ich's unterscheiden lern'?

4. Bäuerlein, Bäuerlein spricht und lacht:
„Finklein, nimm dich nur in acht,
daß ich, wenn ich dresch' und klopf',
dich nicht treff' auf deinen Kopf!

5. Komm herein und such und lug,
bis du satt hast und genug,
daß du nicht mehr hungrig bist,
wenn das Korn gedroschen ist."

2. Abfragendes Inhalts, der Wort- und Sacherklärung. Wie entsteht das tick, tick, tack? Warum bedeutet der „große Habersack" den Reichtum des Bauern? Welcher Unterschied ist zwischen Korn und Kern? (Mit Korn sind unsere Getreidearten bezeichnet, mit Kern entweder der Spelz oder die Ölfrüchte Raps, Rübsen, Mohn, Lein- und Hanfsamen.) Wer reist mit Sack und Pack? Womit schmeichelt der Fink? Welchen dreifachen Grund für sein Kommen gibt er an? Warum lacht der Bauer? Welcher Unterschied ist zwischen dreschen und klopfen? Wonach soll der Fink lugen (scharf umhersehen), und was soll er suchen? Wie lange soll der Fink gespeist werden?

III. **Vertiefung.** 1. Schauplatz. Ein Bauernhof im Winter; einige kahle Bäume darauf; alles mit Schnee bedeckt. Offene Scheuer, in der gedroschen wird. Garben sind ausgebreitet; Dreschen heben die Flegel und

schlagen sie nieder. Körner springen umher. Tenne durch ein Schutzbrett vom Hofe getrennt; darauf sitzt ein hungriger Fink, der aus den Gärten gekommen ist und hier ein paar Körnchen erhaschen will.

2. Personen. Beweise, daß der Bauer wohlhabend, fleißig, aufmerksam, klug, mitleidig und hilfreich, der Fink einsam, obdachlos, hungrig, aufmerksam, schlau, vorsichtig und glücklich war.

3. Gedankengang. Str. 1. Der schlaue Fink gibt vor, daß ihn die Liebe zum Bauer vor die Scheuer gelockt habe. Str. 2. Er will das Dreschen lernen. Str. 3. Er will die verschiedenen Getreidearten nach dem Geschmacke untersuchen. Str. 4. Der Bauer merkt die wahre Absicht und warnt den Fink vor den Dreschflegeln. Str. 5. Er ladet ihn ein, seinen Hunger zu stillen.

4. Eigentümlichkeiten in der Form. Durch die Verkleinerungssilbe „lein" will der Fink dem Bauer schmeicheln. „Bäuerlein" heißt: lieber, kleiner Bauer. Zum Scherz wird auch dem Fink, ja sogar der Scheuer derselbe Kosetitel angehängt. Auch die Wiederholung von „Bäuerlein" soll eine Liebkosung sein. — Das wiederholte tick, tick, tack soll die fortgesetzte Bewegung der Dreschflegel andeuten. — Der Fink bleibt in jeder Strophe bei seinen zärtlichen Reden, rückt aber dem eigentlichen Ziele immer näher.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung und Verwandtes. Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgetan! — Not lehrt beten. — Hunger tut weh. — Er geht wie die Katze um den heißen Brei. — Brich dem Hungrigen dein Brot! — Geben ist seliger denn nehmen. — Vogel am Fenster. Pferd und Sperling. Die kleine Wohltäterin.

2. Rede- und Stilübungen. a) Wie rückt das Finklein Schritt für Schritt seinem Ziele näher? b) Nenne verschiedene Arten Körner oder Getreide! c) In jeder Strophe soll der Fink und der Bauer etwas sagen! (F. Wie viele Körner hast du da! Ich habe dich gar zu lieb. B. Ich kenne dich ja gar nicht, und für Bettelleute ist dies Korn nicht gewachsen. F. Ich möchte bei dir das Dreschen lernen! B. Du kleiner Wicht! Mit dem Schnabel willst du wohl dreschen? usw.) d) Verwandle das Gedicht in eine kleine Erzählung! e) Bringe den Inhalt möglichst erschöpfend auf ein Bild!

P.

111. I. Es regnet!

Karl Enslin. Lebensfrühling. Leipzig 1877. I, S. 74.

1. Es regnet! Gott segnet
Die Erde, die so durstig ist, usw.

(Dichtung in den meisten Lesebüchern.)

I. **Vermittlung.** Str. 1. Wenn es regnet, segnet Gott die Erde (d. h. er gibt ihr Gedeihen), die durstig war (d. h. die infolge ihrer Dürre begierig war, Wasser aufzunehmen, zu trinken). Nachdem der Regen gefallen, hat sie den Durst vergessen (d. h. sie denkt nicht mehr daran, der Durst ist gelöscht).

Str. 2. Gott segnet im Regen Baum, Strauch und Blumen (d. i. das Pflanzenreich).

Str. 3. Gott segnet im Regen, „was lebt und webt" (d. h. was sich bewegt und regt), also auch das Tierreich.

Str. 4. Gott segnet durch den Regen endlich auch den Menschen, indem er ihn mit seinem „Himmelstau" (Dichterwort für Regen) erquickt (d. i. die Lebenskraft erfrischt und stärkt).

II. **Vertiefung.** 1. Zeit der Handlung. Es ist im Sommer, zur Zeit der Dürre, in welcher sich alle Geschöpfe nach einem erfrischenden Regen sehnen.

2. Gedankengang. Gott segnet durch den Regen a) die Erde, b) die Pflanzen, c) die Tiere, d) die Menschen.

3. Der Hauptgedanke ist in dem am Ende aller vier Strophen wiederholten Verse: „O frischer Regen, du Gottessegen!" ausgesprochen.

4. Nutzanwendung. Da ein frischer Regen ein Gottessegen (eine Wohltat Gottes) ist, so sind wir Gott dafür, wie für alle Wohltaten, Dank schuldig.

5. Rede- und Stilübungen. A. Wen segnet Gott, wenn es regnet? (Die durstige Erde, Bäume, Sträucher, Blumen, Tiere, Menschen.)

B. Vergleiche das Gedicht mit dem folgenden:

II. Regenwetter.

F. Halm.

1. Was ist das für ein Wetter! es regnet ja wie toll;
die Straße ist ein großer See, die Gossen übervoll.
Der Sperling duckt sich unters Dach, so gut er eben kann,
und Nero liegt im Hundehaus und knurrt das Wetter an.

2. Wir aber haben frohen Mut und sehn dem Regen zu,
erzählen uns gar mancherlei daheim in guter Ruh'. —
Laß regnen, wenn es regnen will! Laß allem seinen Lauf!
Und wenn's genug geregnet hat, so hört's auch wieder auf.

a) Ähnlichkeiten. In beiden Gedichten ist vom Regen und von dessen Wirkung auf Tiere und Menschen die Rede.

b) Verschiedenheiten. Enslin spricht von den wohltätigen Folgen des frischen Regens für die Erde, Pflanzen, Tiere und Menschen, Halm dagegen von den Unannehmlichkeiten für die Straße, die zum See wird, für den Sperling und den Hund. Enslin hält den Regen für einen göttlichen Segen, Halm dagegen für ein vorübergehendes, ruhig zu ertragendes Naturereignis. W. D.

112. Der Tannenbaum.

Georg Christian Dieffenbach. Kinderlieder. 2. Aufl. Mainz. S. 65.

1. Im Walde steht ein Tannenbaum mit Nadeln spitz und fein,
damit näht sich der Distelfink ein buntes Röckelein.

2. Er stehet da so kerzengrad', und grün ist stets sein Kleid
im Frühling und im Sommer wohl und auch zur Winterszeit.

3. Christkindlein schickt durch Schnee und Eis Herrn Niklaus dann hinaus,
der schneidet ab den Tannenbaum und nimmt ihn mit nach Haus.

4. Christkindchen hängt mit zarter Hand viel Nüss' und Äpfel dran,
und Lichtlein steckt's auf jeden Zweig, dazu auch Marzipan.

5. Und kommt der liebe Weihnachtstag*), da klingelt die Mama;
Wie steht der grüne Tannenbaum so bunt und helle da!

6. Du Tannenbaum im dunkeln Wald, bald wirst du abgestutzt;
drum freue dich! dann wirst du auch gar herrlich aufgeputzt.

I. **Erläuterung.** Str. 1. Im Walde steht unter vielen Bäumen ein Tannenbaum mit feinen Nadeln, die so spitz sind, daß der Distelfink, der bunteste der kleinen Singvögel, damit sein Röckchen nähen kann.

Str. 2. Der Baum steht kerzengrad' (wie eine Kerze senkrecht in die Höhe gerichtet) und ist kenntlich an dem grünen Kleide (grünen Nadeln), welches ihn das ganze Jahr hindurch schmückt.

Str. 3. Der Baum wird von Nikolaus, dem Diener des Christkindes, im Winter, kurz vor Weihnachten, abgeschnitten und mit nach Haus genommen.

Str. 4 Dort hängt das Christkindlein mit „zarter" (kleiner, feiner) Hand Äpfel, Nüsse und Marzipan (süßes Gebäck) daran und steckt auf die Zweige kleine Lichter.

Str. 5. Am Weihnachtstage, wenn die Mama klingelt (durch die Klingel ruft), werden die Lichter des Tannenbaums angesteckt, und er steht bunt (durch die Nüsse, Äpfel usw.) und helle (durch die Lichtlein) da.

Str. 6. Der im dunkeln Walde (dunkel durch die vielen eng nebeneinander stehenden Bäume) befindliche Tannenbaum wird abgestutzt (der obere Teil abgeschnitten). Er soll sich aber darüber nicht betrüben, sondern freuen; denn er wird gar herrlich aufgeputzt (d. h. schön und prächtig bekleidet und mit glänzendem Schmucke versehen).

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Zuerst werden wir im Sommer in den Wald geführt und dann im Winter ins Haus.

2. Gedankengang. a) Beschreibung des Tannenbaumes. (Str. 1. 2.)

b) Abschneiden des Baumes. (Str. 3.)

c) Bekleidung und Verzierung des Baumes durch das Christkind. (Str. 4.)

d) Die Schönheit des Baumes am Weihnachtstage. (Str. 5.)

e) Mahnung an den Tannenbaum, sich zu freuen, weil er herrlich geschmückt wird. (Str. 6.)

III. **Verwertung.** 1. Mahnung: Aus manchem Leid erwächst noch Freud'.

2. Rede- und Stilübungen. a) Beschreibe den Tannenbaum im Walde! (Nadeln fein und spitz, grünes Kleid in jeder Jahreszeit, kerzengerade.) b) Geschichte des Christbaumes. (Erst im Walde unter anderen

*) Im Original: die liebe Weihnachtszeit.

Bäumen, dann im Winter abgeschnitten, behängt mit schönen Sachen, mit Lichtern versehen, am Weihnachtstage die Lichter angesteckt. Sein Ende im Ofen.) W. D.

113. Mit Gott!*)

H. Klette. Gedichte. 1875. S. 181.

1. Mit Gott! — das ist ein schönes Wort;
da wandert man so fröhlich fort usw.
(Dichtung in den meisten Lesebüchern.)

I. **Erläuterung.** Str. 1—3. Das Leben wird oft mit einer Wanderschaft verglichen. Wie der Wanderer in unbekannte Gegenden und Länder kommt und nicht weiß, was ihm da bevorsteht, so ist's auch im menschlichen Leben; denn niemand kennt das, was die Zukunft bringt. Der Wanderer nimmt deshalb einen Stab zur Hand, der ihn auf dem Wege stützen und schirmen soll. Solch ein Wanderstab für unser Leben ist das Wort: „Mit Gott!" Mit diesem Stabe kann man fröhlich fortgehen. Kommst du auf deinem Lebenswege an eine Brücke oder einen Steg, die über tiefe, reißende Gewässer führen, d. h. stellen sich dir Gefahren und Widerwärtigkeiten entgegen, so sprich: „Mit Gott!" und du kannst getrost weiter gehen. Gehst du bergauf und bergab, durch Feld und Wald, im Grauen der Nacht (Grauen ist eine unheimliche Empfindung, bange Ahnung), im Windsgebraus (Sturm), also auf beschwerlichen, unbekannten Wegen, die deine ganze Kraft erfordern, um weiterzukommen, dann nimm deinen Wanderstab: „Mit Gott!" nur mutig zur Hand, er wird dir Schutz gewähren und dir die Beschwerden überwinden helfen. Kommst du an einen Kreuzweg, d. h. in Lagen, in denen du nicht weißt, welche Wahl du treffen sollst, so fasse den Stab: „Mit Gott!" fest und schreite den Weg ruhig weiter, welchen dich der Stab gehen läßt; du kommst dann gewiß ans Ziel.

Str. 4 und 5. Wie kann denn aber das so einfache Wort: „Mit Gott!" das sich so wunderleicht ausspricht, Macht haben, die so weit wie der Himmel reicht und so lange währt, wie Tag und Nacht abwechseln, d. h. die unendlich ist? Die Antwort lautet: Wenn man's so recht von Herzen spricht. Dazu gehört, daß man sich beim Sprechen des Wortes den Herrn in seiner Macht, Gerechtigkeit, Liebe und Heiligkeit vorstellt. Bei einer Handlung, die zum Bösen führt, kannst du den Namen des Heiligen nicht aussprechen, ebensowenig bei einer Tat, die aus einem unreinen Beweggrunde hervorgeht. — Wenn du auf deinen Gängen durchs Leben auf die Frage: „Stünde Gott neben mir, würde ich dann auch so handeln?" aus der Tiefe des Herzens mit einem aufrichtigen Ja! antworten kannst, dann bist du fürwahr ein sel'ger Mann, und du kannst sogar dem Tode ruhig ins Angesicht schauen, denn auch dieser wird dem Worte: „Mit Gott!" sich demütig nahen und dir keine Furcht einflößen.

*) Für die Bedürfnisse der einklassigen Volksschule.

Str. 6. Hast du also erkannt, welche Macht das Wort: „Mit Gott!" besitzt, so sprich es zur Abendruh' (beim Niederlegen) wie zum Morgenlichte (beim Aufstehen), beim Anfange wie beim Ende des Tagewerkes: „Mit Gott! Mit Gott!"

II. **Vertiefung.** 1. Gedankengang: „Mit Gott!" das ist ein schönes Wort; denn es begleitet uns auf unserm Lebenswege wie ein Wanderstab über Brücke und Steg, bergauf, bergab, durch Feld und Wald, im Grauen der Nacht, durch Stürme und über Kreuzwege bis zum Ziel (Str. 1—3). Mit Gott ist ein wunderleichtes Wort und hat doch wundergroße Macht, wenn's vom Herzen kommt (Str. 4—5). Wer die Macht des Wortes erkannt hat, der spreche das Wort zu jeder Zeit.

2. Hauptgedanke. Fürwahr, das ist ein sel'ger Mann, der recht von Herzen (nicht nur mit den Lippen) sagen kann: Mit Gott!

3. Nutzanwendung für Herz und Leben. a) Spruch: Wohl dem, der unter dem Schirm des Höchsten sitzet! b) Sprichwort: An Gottes Segen ist alles gelegen. c) Liedervers: „Sing', bet' und geh' auf Gottes Wegen, verricht' das Deine nur getreu, und trau' des Himmels reichem Segen, so wird er bei dir werden neu; denn welcher seine Zuversicht auf Gott setzt, den verläßt er nicht." (G. Neumark.)

4. Vergleichung: „Mit Gott" und der Liedervers: „Sing', bet' und geh' auf Gottes Wegen"! a) Ähnlichkeiten: Beide Gedichte drücken das Vertrauen auf Gott aus; beide versprechen Gottes Beistand. b) Verschiedenheiten: „Mit Gott" soll uns auf unserem Lebenswege begleiten, „Sing', bet' und geh' usw." nennt unsern Lebensweg Gottesweg.

W. D.

114. Zwischen Berg und tiefem Tal.

Volkslied. Liederfibel von E. L. Rochholz. 3. Aufl. Stuttgart o. J. S 116.

Zwischen Berg und tiefem, tiefem Tal saßen einst zwei Hasen, fraßen ab das grüne, grüne Gras bis auf den Rasen. Als sie satt gefressen, fressen waren, setzten sie sich wieder, bis daß der Jäger, Jäger kam und schoß sie nieder. Als sie sich nun aufgesammelt hatten und sich besannen, daß sie noch Leben, Leben hatten, liefen sie von dannen.

I. **Vorbereitung.** Ein Rätsel.

Ohren hat es lang, ein Schwänzchen hat es klein;
wie der Wind läuft es in den Wald hinein,
der Jäger mit Hund und Flinte hinterdrein;
in seiner Tasch' bringt er es nach Haus,
die Köchin zieht ihm das Pelzchen aus
und macht einen köstlichen Braten daraus. (Volksrätsel.)

Gewiß, es ist der Hase. Nun seht euch einmal den kleinen Graurock hier auf dem Bilde (Bild von Leutemann) an! Harmlos sitzt er da, als hätte er nichts zu befürchten; aber dem ist nicht so. Der Hase ist ein armes, geplagtes und verfolgtes Tier. Die Raubvögel stürzen aus der Luft auf ihn nieder, um ihn mit ihren scharfen Krallen zu erhaschen. Füchse suchen ihn zu erschleichen; Katzen und Raben wagen sich an seine Jungen; sein größter und gefährlichster Feind aber ist der Jäger mit den

flinken Hunden. — Der Hase kennt sehr wohl alle die Gefahren, die ihm drohen. Das betrübt, das quält ihn beständig. Das bringt ihm bange, böse Träume! Beim geringsten Geräusche schreckt er im Schlafe auf, er wähnt sich verfolgt. Höret nun, was auch einmal zwei Hasen zwischen Berg und tiefem, tiefem Tale begegnete — im Traume!

II. **Vermittlung.** a) Vorlesen des Gedichtes. b) Erklärendes Abfragen. Wo saßen einst zwei Hasen? Was für ein Tal ist denn ein tiefes, tiefes Tal? Wovon wurde das Tal umgeben? Was taten die beiden Hasen da? Warum wird das Gras grünes, grünes Gras genannt? Wie weit fraßen sie das Gras ab? Was heißt denn: sie fraßen es ab bis auf den Rasen? Warum haben sie es denn wohl bis an die Wurzel abgefressen? — Gefressen, fressen hatten sie, d. h. sie hatten sich recht satt gefressen. Nach dem Fressen wurden sie müde und schliefen ein; sie träumten, der Jäger schieße sie nieder. Sie erwachten, sammelten sich auf (rappelten sich auf, wurden munter, wach), besannen sich (merkten), daß sie noch das Leben, Leben hatten (freuten sich sehr, daß sie noch lebten), und liefen (liefen) von dannen, fort, vielleicht in den dunkeln Wald.

III. **Vertiefung.** 1. Ort: Tal und Berg. Die beiden Hasen haben sich in ein stilles, tiefes Tal geflüchtet. Da ist es schön. Eine frischgrüne Wiese breitet sich dort aus; ein helles Bächlein durchschneidet sie. An diesem stehen Weiden- und Erlenbüsche, die mit ihren grünen, schwanken Zweigen sich in der eilenden Silberwelle lustig beschauen und bespiegeln. — Rechts und links wird das Tal von Bergen eingeschlossen; sie sind hoch und ragen mit ihren Gipfeln fast in den blauen Himmel hinein. Ihre Hänge sind mit Bäumen geschmückt: Buchen, Tannen, Eichen und Fichten stehen da in buntem Gemische. Hier und da erhebt sich über das Grün der leichtbewegten Zweige eine graue Felskuppe, gleich einem finstern, trotzigen Riesenhaupte.

2. Gedankengang. a) Der Hasen Mahlzeit; b) der Hasen Traum; c) der Hasen Erwachen.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Sei kein Hasenherz, sei aber vorsichtig! Wer die rechte Vorsicht übt, geht mancher Gefahr aus dem Wege.

2. Rede- und Stilübung. Was mir und meinem Kameraden einst begegnete. (Von einem Häslein erzählt.) Es war ein schöner, prächtiger Herbsttag ins Land gekommen; die Sonne schien sommerlich warm, und kein Lüftchen regte sich. Mit einem Kameraden hatte ich mir ein traulich stilles Plätzchen aufgesucht. Ich saß mit ihm in einem schönen Tale, auf einer Wiese, reich an weichem, duftigem Grase. Nach Herzenslust weidete ich dort mit meinem Kameraden. Als wir satt geworden, setzten wir uns hinter einen dichten Strauch, waren vergnügt, erzählten uns allerlei aus unserm Leben und — schliefen ein. Da hatte ich einen Traum; und schrecklich war es, was mir träumte. Ich hörte nämlich schießen, stärker und immer stärker. Die Schrotkörner sausten mir um die Ohren. Ich wollte mich aufmachen und fliehen, kam aber

nicht von der Stelle. Da krachte es furchtbar, ich fühlte das tödliche Blei in meiner Brust und sank zu Boden. In der furchtbaren Angst, die mich ergriffen, wachte ich auf; ich freute mich, daß alles nur ein Traum gewesen und ich noch am Leben war. Fröhlich sprang ich von meinem Ruheplätzchen auf, rüttelte meinen Kameraden auf und lief mit ihm hurtig von dannen. A. Hentschel.

115. Der Abend.

Georg Christian Dieffenbach. Kinderlieder. Mainz 1854. S. 113.

1. Der Abend ist gekommen,
das Glöcklein ruft zur Ruh';
der Hirte mit den Schäflein
zieht froh dem Dorfe zu.

2. Er singt mit heller Stimme
ein fröhlich Gotteslied,
daß durch die stillen Fluren
es weithin schallend zieht.

3. Der Bauer treibt vom Felde
die Kühe still nach Haus;
die Mutter an dem Herde
kocht schon den Abendschmaus.

4. Die Taube fliegt zum Schlage,
das Huhn schläft schon im Stall.
Ein Sternlein seh' ich blinken,
und still wird's überall!

5. Das Vöglein in dem Walde
schlüpft müde in sein Nest;
das Kindlein in der Wiegen,
das schläft schon süß und fest.

6. Der Abend ist gekommen;
das Glöcklein rief zur Ruh',
und alles, nah und ferne,
schließt müd' die Augen zu.

7. Nur Gott, der treue Hüter,
der schläft und schlummert nicht;
sein Aug' ist nie geschlossen,
ist ewig wach und licht.

8. Er sendet tausend Engel
wohl in der stillen Nacht,
die halten bei den Frommen
auf Erden treue Wacht.

9. Sie decken mit den Flügeln
die Kindlein schützend zu;
sie singen holde Träume
und bringen süße Ruh'.

I. **Vertiefung.** 1. Zeit und Ort. Es ist ein schöner Frühlingsabend. Vom Turme mahnt die Abendglocke zum Gebet. Ein Schäfer treibt die Schafherde dem Dorfe zu und singt laut ein frommes Lied durch die stillen Fluren. Hinter den heimziehenden Kühen geht der Bauer. Am Herde kocht die Mutter das Abendessen, und der Rauch steigt aus den Schornsteinen. Die Tauben sind in ihrem Schlage, die Hühner in ihrem Stalle zur Ruhe gegangen. Am blauen Himmel tauchen die blinkenden Sterne auf. Im nahen Walde schlüpft der Vogel in sein Nest. In der Wiege schläft schon das kleine Kind, und bald folgen alle im Hause nach. Nur Gottes Auge wacht die ganze Nacht wie die leuchtenden Sterne am Himmel. Durch seine Engel läßt er die Frommen bewachen, insonderheit den Kindern schöne Träume und süße Ruhe bringen.

2. Personen und Dinge. Sage Eigenschaften und Tätigkeiten von: Abend, Glöcklein, Hirt, Herde, Fluren, Bauer, Kühen, Mutter, Tauben, Hühnern, Sternen, Vögeln, Kindern, Gott und Engeln! (Der Abend ist still und schön; er kommt auf die Erde. Das Glöcklein ist auf dem Turme aufgehängt und läutet zum Gebet und zur Ruhe. Der Hirt ist fromm und singt ein fröhliches, frommes Lied. Die Herde ist satt und zieht dem Dorfe zu. Die Fluren sind still und umgeben das Dorf. Der Bauer ist müde von der Tagesarbeit und treibt seine müden Zugtiere vom Felde

nach Haus. Die Mutter ist geschäftig und bereitet den Abendschmaus, ein gutes Abendessen usw.)

3. Gedankengang. Der Abend auf dem Turme, auf dem Felde, auf dem Wege, auf dem Bauernhofe, in der Küche, am Himmel, im Walde, in der Wiege. Ruhe auf Erden. Gottes Wacht im Himmel. Die Tätigkeit der Engel, besonders an den Kindern.

II. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Nach der Arbeit kommt die Ruhe, nach dem Lärm die Stille, nach dem Rennen und Jagen der Friede. — Nach getaner Arbeit ist gut ruhen. — Gott beschützt uns in der Nacht. Wer ihm vertraut, der kann sicher ruhen. — Siehe, der Hüter Israels schläft noch schlummert nicht. „— wider alle Fährlichkeit beschirmet und vor allem übel behütet und bewahret."

2. Vergleichung mit dem ähnlichen Abendliede von Dieffenbach!

1. Der Abend kommt leise hernieder
auf Dorf und Wald und Flur;
es schweigen der Vöglein Lieder,
noch eines hört man nur.

2. In purpurnen Gluten sinket
die Sonne dort zur Ruh',
und droben am Himmel blinket
ein Sternlein schon freundlich mir zu.

3. Die Abendglöcklein klingen
so lieblich nah und fern,
und fromme Gebete schwingen
sich leise hinauf zu dem Herrn.

4. Nun herrschet Ruhe und Frieden
wohl in der stillen Nacht,
und alles schlummert hienieden, —
nur Gott im Himmel wacht.

Wie findet sich im ersten Gedichte, nur anders ausgedrückt: „das leise Kommen des Abends", „Dorf, Wald und Flur", „das Verstummen der Vögel", „das Blinken der Sternlein", „das Abendglöcklein", „die frommen Gebete", „Ruhe und Frieden der Nacht", „der Schlummer der Menschen", „die Wacht Gottes"?

Was enthält das erste, was das zweite Gedicht Eigentümliches? Der Hirt und seine heimziehende Herde, sein schallend Abendlied; der Bauer und seine Kühe; die Mutter am Herde; Taube und Huhn an ihren Schlafplätzen; das Kindlein in der Wiege und der Vogel im Neste; der Schutz der Engel. — Noch ein singender Vogel; die Sonne geht in Purpurgluten unter.

3. Vergleiche Joh. Trojans „Zur guten Nacht"!

1. Mach' zu die Augen und fürcht' dich nicht;
über dir wacht ein lieb' Gesicht!

2. In der Mutter getreuer Hut
ruhst du sicher und schläfst du gut.

3. Warm und traulich ist das Gemach,
fest darüber des Hauses Dach.

4. Und hoch oben in Himmelsfern'
über dem Dach steht Stern an Stern.

5. über den Sternen noch einer wacht,
dich behütend die ganze Nacht.

6. Kannst du wohl besser behütet sein?
Mach' zu die Augen; schlaf ruhig ein!

Die beiden Gedichte von Dieffenbach malen den Zauber des Abends, wie alles zur Ruhe einladet. Nur in den letzten Strophen gedenken sie der süßen, sichern Nachtruhe und des treuen Wächters im Himmel. Trojan beruhigt beim Gutenachtsagen ein Kind, das sich beim Schlafengehen

fürchtet. Das liebe Gesicht der Mutter wacht über seinem Bette. Das Schlafgemach ist warm und traulich. Ein festes Dach deckt und schützt das Haus und die drin wohnen. Am Himmelsgewölbe ziehen die Sterne still und stetig wie himmlische Wächter ihre Bahn. Und darüber wacht der Hüter Israels, der nicht schläft und schlummert und keins seiner Kinder vergißt. Alle diese Wächter lieben und schützen das Kind. Getrost kann es die Augen schließen, ruhig und sicher schlafen. P.

116. Wie die Lerche über die Berge sich schwingt und singt.

Friedrich Güll. Kinderheimat in Liedern. Volksausgabe. Gütersloh 1875. S. 69.

I. **Vorbereitung.** Ein Vater ging an einem Frühlingsmorgen in das Feld. Plötzlich erhob sich neben ihm eine Lerche mit rauschendem Flügelschlage in die Lüfte. Sie war bis dahin im Getreide umhergeeilt und hatte ihre Nahrung gesucht. In feuchten Niederungen (Schlüften oder Schluchten) hatte sie in den Furchen, die der Pflug gezogen, ein Würmlein aufgespüret (die Spur gefunden) und verspeist. Sie wußte, daß dafür dem Geber aller guten Gaben im Himmel Dank gebühret (zukommt). Sie schwang sich darum in die Höhe, schaukelte sich bald hin und her, bald schwebte sie still wie ein dunkler Punkt auf einer Stelle. Dabei sang sie glücklich und froh; sie jubelte und jauchzte mit ihrem Tirili so laut, daß es herabschallte (oder scholl), ja manchmal dem Manne etwas zu laut in die Ohren gellte. Als der Vater nach Hause kam, fragte ihn sein Töchterlein, was er im Felde gesehen und gehört habe. Er erzählte hierauf alles in einem schönen Gedichte.

II. **Unmittelbare Darbietung.** 1. Gutes Vorlesen des Gedichts.

1. Die Lerche hat erspüret
ein Würmlein in dem Feld.
Nun weiß sie, daß gebühret
auch Dank dem Herrn der Welt.

2. Da rauscht sie aus den Schlüften
und Furchen schnell hervor
und schaukelt sich in Lüften
und schwingt und schwebt empor;

3. und singt und jubilieret,
so daß es schallt und gellt,
und jauchzt und tirilieret
dem großen Herrn der Welt.

4. Und hast du's schon gesehen,
mein Kind, und hast's gehört,
so wirst du auch verstehen,
was dich das Lerchlein lehrt.

2. Vermittelung des Verständnisses durch Fragen. Wo sucht die Lerche ihre Nahrung? Was frißt sie? Wie spürt sie Körnchen und Würmchen auf? Wie unterscheidet sich Feld, Furche und Schluft oder Schlucht? Woher weiß die Lerche, daß sie Gott für ihre Nahrung Dank schuldig ist? Wann fehlt ihr das Futter? Wie unterscheiden sich „schwingen, rauschen, schaukeln und schweben"? Wann wird das Singen zum Jubilieren und Jauchzen? Wann schallt und gellt es? Welches Wort ahmt die Lerchentöne nach? Warum ist Gott ein großer Herr? Was sieht und was hört man von der Lerche? Wann hat das Kind die Lehre oder Mahnung der Lerche verstanden?

3. Einzeln-, Chor- und Einlesen!

III. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Das Gedicht führt uns an einem Frühlingsmorgen ins Freie. Ein Mann wandert durch die Getreidefelder. Aus den Furchen einer Niederung oder Schlucht erhebt sich eine Lerche mit ausgebreiteten Flügeln. Sie hat ein Würmchen im Schnabel und verspeist es. Dann steigt sie höher in die blauen Lüfte, flattert bald mit den Flügeln, bald hält sie dieselben ruhig. Ihr Jubelgesang schallt hernieder und klingt wie ein Dank gegen Gott für die empfangene Morgenspeise. Der Mann schaut zu der Lerche empor, faltet seine Hände und dankt auch dem Herrn.

2. Charakteristik der Personen. Die Lerche ist fleißig, denn sie geht täglich ihrer Nahrung nach, aufmerksam, denn sie findet die verborgenen Spuren der Würmlein, geschickt, denn sie fliegt mit großer Kunst, dankbar, denn sie singt dem Herrn der Welt ein Jubellied.

3. Gedankengang. Str. 1: der Fund. Str. 2: das Auffliegen. Str. 3: das Danklied. Str. 4: die Lehre für das Kind. — Die Lerche dankt dem Herrn für die kleinste Gabe; folge ihrem Beispiele!

4. Schönheiten in der Form. Die Mannigfaltigkeit des Fluges der Lerche wird durch die Ausdrücke „hervorrauschen, schaukeln, schwingen und schweben", die Art des Gesanges durch die Ausdrücke „singen, jubilieren, schallen, gellen, jauchzen, tirilieren" dargestellt. — Das Kind soll die Lehre aus dem Danklied der Lerche selbst suchen und finden.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Verwandtes. Danket dem Herrn, denn er ist freundlich! — Wir sollen mit Danksagung empfangen unser täglich Brot. — Seid ihr nicht viel mehr als sie (die Vögel)? — „Sieh'! keinen Tropfen Wasser schluckt das Huhn —." Jesus dankte bei der Speisung der 5000 und bei der Einsetzung des Abendmahls Gott für die empfangenen Gaben.

2. Rede- und Stilübungen. a) Wie wird der Jubelgesang der Lerche in Worten lauten? (Hungrig kam ich aus meinem Neste; da fand ich in der Furche ein Würmlein und aß mich satt. Der Sonnenschein vom Himmel hatte das Würmchen herausgelockt; Gott hat es mir gegeben. Zu ihm will ich mich aufschwingen, und ihm will ich danken usw.) b) Das Kind soll sagen, was die Lerche lehrt. (Die Lerche ist früh aufgewesen; ich will auch früh aufstehen. Sie hat ihr Futter gesucht; ist will auch fleißig sein. Sie ist zum Himmel aufgeflogen; ich will zu Gott beten. Sie ist fröhlich über das Würmchen gewesen; ich will mich über jede kleine Gabe freuen. Sie hat Gott gedankt; ich will auch niemals den Dank vergessen.) c) Zwiegespräch zwischen dem Kinde und der Lerche. (K. Woher kommst du? L. Aus den Schlüften und Furchen im Felde. K. Was hast du da gemacht? L. Ich habe ein Würmchen gesucht und gefunden. K. Wohin willst du jetzt? L. Empor zum Himmel, zur Wohnung des lieben Gottes usw.)

P.

117. Der Specht und die Taube.

Aug. Gottl. Meißner. Fabeln. Wien 1813. S. 300.

Der Specht und die Taube hatten den Pfau besucht. „Wie gefiel[1]) dir heute unser Wirt?“ — fragte der Specht auf dem Heimwege — „ist er nicht ein widriges Geschöpf?[2]) Sein Stolz[3]), seine unförmlichen[4]) Füße, seine häßliche[5]) Stimme, sind sie nicht unerträglich?“[6]) „„Auf alles dieses““ — erwiderte[7]) die sanfte Taube — „„hatte ich keine Zeit zu sehen;[8]) denn ich hatte genug[9]) an der Schönheit seines Kopfes[10]), an den herrlichen Farben seiner Federn[11]) und an seinem majestätischen Schweife[12]) zu bewundern.““

Der Redliche[13]) blickt mehr auf die Tugenden[14]), der Bösewicht[15]) mehr auf die Fehler[16]) seines Nächsten.

I. **Vorbereitung.** Der Fabeldichter stellt die Tiere nicht bloß wie Menschen redend, sondern auch oft wie Menschen handelnd dar. So auch hier. Der Pfau hat große Gesellschaft gegeben, zu welcher unter andern Vögeln auch der Specht und die Taube geladen waren. Auf dem Heimwege hielten nun die beiden ein Zwiegespräch über ihren Wirt (Gastgeber).

II. **Vermittlung.** 1. Wie urteilst du über den Pfau? Was hast du für eine Meinung von ihm? 2. Ist er nicht ein Tier, das uns Abscheu, Ekel, Widerwillen einflößt? (Welches sind widrige Tiere für uns Menschen? Kröte, Unke, Ratte, Wanze usw.) 3. Sein Hochmut, sein stolzes Gebaren, 4. seine zu großen und dicken Beine, die mit dem zierlichen Kopfe in keinem Ebenmaße stehen, und 5. sein kreischender Ruf, 6. sind sie nicht höchst widerwärtig? 7. Hierauf entgegnet die Taube: 8. Ich fand keine Zeit und keine Veranlassung, auf alles dies zu achten; 9. denn ich hatte vollauf und sattsam 10. an der herrlichen und niedlichen Form seines Kopfes, geschmückt mit dem glänzenden Helmbusche, 11. an der Pracht und dem Schmelze der Farben seines Gefieders, die wie bei keinem andern Vogel durch tiefen Glanz und reichen Schiller sich auszeichnen, sowie endlich 12. an dem zu einem Rad oder Fächer entfalteten, überaus prächtigen Schweife zu sehen, zu staunen, zu bewundern. — 13. Der Ehrliche, der Gute, der Edle 14. achtet mehr auf die Lichtseiten und die Vorzüge, 15. der Boshafte, der Hämische und der Niederträchtige (der nach niederen Dingen trachtet) 16. mehr auf die Schattenseiten, auf die Mängel und Gebrechen seiner Mitmenschen.

III. **Vertiefung.** 1. *Gliederung des Inhalts.* a) Der Besuch des Spechtes und der Taube beim Pfau. b) Das gehässige Urteil des Spechtes über den Pfau mit Hinweis auf seinen Hochmut, seine starken Beine und seine kreischende Stimme. c) Das liebevolle Urteil der Taube mit Hinweis auf den schönen Kopf, auf die Farbenpracht seines Gefieders und auf den majestätischen Schweif. d) Die Lehre, welche zugleich den *Grundgedanken* ausspricht, s. die Erklärung zu 13)—16)!

2. *Eigenschaften:* a) des *Spechtes*: er war falsch, hämisch, gehässig und niederträchtig, b) der *Taube*: sie war gut, liebevoll und edel. c) Das Urteil des Spechtes war *ungerecht*, d) das der Taube *gerecht*.

3. Verwandtes. a) Das achte Gebot. Welche Worte aus Luthers Erklärung passen auf den Specht, welche auf die Taube? b) Jesus und die Sünderin.

IV. **Verwertung.** 1. Für Herz und Leben: Sei in deinem Urteil über deine Mitmenschen stets mild, liebevoll und edel!

2. Nachbildung: Hund und Wolf. Sie waren vom Löwen zu einem großen Mahle geladen. Nachdem sie sich satt gegessen, gehen sie davon. Auf dem Rückwege abfälliges Urteil des Wolfes über den Löwen: sein Hochmut, seine Unverschämtheit, sich stets die besten und größten Stücke zu nehmen, die ekligen Krallen seiner Tatzen usw. Gerechtes Urteil des Hundes. Hervorheben der Vorzüge des Löwen. Lehre. R. D.

118. Der Eichbaum und der Kürbis.

Nach Cyrillus von Lorenz Kellner. Lehrgang für den deutschen Sprachunterricht. 14. Aufl. Erfurt I. S. 108. Siehe A. G. Meißners Fabeln. Wien 1813. S. 177.

In den Tagen des Sommers rankte eine Kürbispflanze an dem bejahrten Stamme einer Eiche empor und erreichte in wenigen Wochen ihren Gipfel. Dort rankte sie noch etwas höher in die Luft, bog sich dann wieder abwärts und sprach, indem sie stolz umherschaute: „Was denkst du, Freundchen, ist das nicht seltsam, starke Eiche? Du wächst nun, wie du mir selbst eingestanden, schon über hundert Jahre. Ich aber, ich habe dich in wenigen Wochen überwachsen. Siehe, wie ich schon auf dich herunterblicken kann!" — „Es ist wahr," antwortete die Eiche, „du bist schnell groß geworden; nur schade, du wirst auch gar bald wieder welken und verdorren." „Oho!" rief erschrocken die Kürbisstaude, „woher weißt du denn das, du Unglücksprophet?" „Ach," antwortete die Eiche, „seit ich hier stehe, sind schon viele Kürbispflanzen an mir oder neben mir aufgewachsen, und alle rühmten sich ebenso wie du ihres schnellen Wachsens. Kam aber der Winter, so verwelkten sie alle wieder, so sehr sie auch vorher geprahlt hatten!"

Was lange währt, wird gut. — Eile mit Weile!

I. **Vorbereitung und dann Vorlesen.** An einem heißen Sonntag-Nachmittage ruhte ein Landmann in seinem großen Garten. Er hatte sich ins hohe Gras in den Schatten eines Eichbaumes hingelegt und sah, wie eine Kürbisranke den Gipfel der Eiche erreicht und sich bereits wieder abwärts gebogen hatte. Wie er nun so halb wachend, halb träumend, aufschaut, da ist's ihm, als ob er ein Zwiegespräch vernehme zwischen dem Eichbaume und dem Kürbisse. Hört es!

II. **Vermittlung.** Diese alte Fabel des Cyrillus, ursprünglich vom Palmbaum und dem Kürbis handelnd, welche wir hier in der Umarbeitung des Schulrats L. Kellner geben, ist eine der leichtverständlichsten für die Kinderwelt. Es sind daher nur einzelne Ausdrücke zu erläutern.

1. ranken: sich spiralförmig um einen Gegenstand in die Höhe winden; 2. bejahrt = alt, stände besser vor Eiche als vor Stamm; 3. erreichte, erlangte in einigen Wochen; 4. den Gipfel, höchste Spitze des Baumes, fast gleich mit Wipfel, welcher mehr den ganzen obern Teil der Baumkrone bezeichnet. 5. stolz = hochmütig. 6. Freundchen. In dieser Bezeichnung liegt ein leiser Hohn und Spott. 7. seltsam = nur ausnahmsweise vorkommend. 8. Welken und verdorren, nach den

Gesetzen der Natur das Lebensende erreichen, absterben. 9. Oho! In dieser Interjektion liegt ein doppelter Sinn, einmal bedeutet das Wörtchen: Halt ein! Schweig! andrerseits aber drückt es zugleich auch einen Zweifel aus. 10. Prophet, hier nur so viel als Wahr- oder Vorhersager. 11. Prahlen, seine Taten, guten Eigenschaften usw. weit über Gebühr erheben.

III. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Der große Baumgarten eines Landmannes während der heißen Julitage.

2. Gliederung des Inhalts.

A. Rasch rankt sich eine Kürbispflanze an einer alten Eiche empor und wächst bald über den Wipfel hinweg.

B. Hochmütig sieht sie auf die Eiche herab.

C. Sie hält ein Zwiegespräch mit ihr.

1. Dabei prahlt sie mit ihrem schnellen Wachstum und höhnt die Eiche über ihr langsames Wachsen.
2. Die Eiche gibt das zu, prophezeit aber der Kürbisstaude ein schnelles Welken.
3. Die Kürbisstaude erschrickt und fragt, woher die Eiche das wisse.
4. Die Eiche antwortet: Aus langer Erfahrung! Jeden Sommer wuchs eine Kürbispflanze rasch in die Höhe, verdorrte aber bei der Ankunft des Winters.

D. Lehre und zugleich Grundgedanke.

IV. **Verwertung.** A. Lehren des Fabeldichters: 1. Eile mit Weile! 2. Was lange währt, wird gut. 3. Meißner nach Cyrill: Wünsche dir nicht allzu rasches Glück; denn was schnell steigt, das fällt gemeiniglich noch schneller wieder zurück.

B. Rede- und Stilübungen. Nachbildungen: a) Die Feuerbohne und die junge Tanne. b) Der Hopfen und die junge italienische Pappel. R. D.

119. Der Fuchs und die Weintrauben.

Nach Äsop. Äsops Leben und Fabeln. Frankfurt a. M. Gedruckt in diesem Jahre. S. 112. (Leise geändert.)

Ein Fuchs lief vor eine hohe Weinrebe und sah daran einige goldgelbe, reife Trauben hängen. Davon begehrte er zu essen und suchte mancherlei Wege[1]), wie ihm die Trauben werden möchten[2]), mit Klimmen und Springen.[3]) Aber sie hingen so hoch[4]), daß sie ihm nicht zuteil werden konnten.[5]) Als er das merkte[6]), lief er hinweg[7]) und verkehrte seine Anfechtung und Lust zu der Traube in Gleichgültigkeit[8]) und sprach: „Die Trauben sind mir zu sauer.[9]) Ich möchte sie nicht essen, wenn ich sie gleich erlangen könnte.“[10])

Diese Fabel bedeutet[11]), daß ein weiser Mann sich bedünken[12]) lassen soll, er wolle und möge das nicht[13]), was er nicht haben kann.[14])

I. **Vorbereitung und dann Vorlesen.** Ich will euch eine Geschichte erzählen, die sich in Griechenland zugetragen haben soll, in dem Heimatlande des Dichters Äsop. Es ist eine Fabel oder erdichtete Erzählung, wodurch eine Wahrheit dargestellt werden soll. In Griechenland wie auch in Italien und anderen warmen Ländern wächst der Weinstock nicht wie bei uns an Wänden und Spalieren, sondern an Bäumen, Säulen usw.

Dort war es nun, wo einst ein hungriger Fuchs sein Jagdrevier nach Beute durchstreifte und an eine hohe Weinrebe kam, an welcher er reife Weintrauben hängen sah. Hört, wie er Jagd auf Weintrauben machte und dann seinen Mißerfolg bemäntelte!

II. **Vermittlung.** Woraus folgerte der Fuchs, daß die Trauben reif waren? Welches Verlangen weckten die reifen Trauben in ihm? Wozu trieb es ihn? 1. Der Fuchs wandte verschiedene Mittel an, 2. wie er die Trauben erlangen könne. 3. Er kletterte am Baume in die Höhe, er sprang danach, er wollte die Rebe herabzerren; 4. alles vergeblich! 5. Er vermochte nicht, die Traube zu erreichen. 6. Als er endlich hiervon völlig überzeugt war, 7. da floh er ihren Anblick, 8. und er verwandelte sein Begehren und sein Gelüste nach der Traube in Gleichgültigkeit, so daß er sagen konnte: 9. Ich mag die Trauben gar nicht haben; sie sind mir viel zu sauer, 10. selbst wenn ich sie bekommen könnte. 11. Lehre: Ein weiser Mann soll stets 12. darauf bedacht sein, 13. das nicht zu begehren, 14. was für ihn ein für allemal unerreichbar ist.

III. **Vertiefung.** 1. *Eigenschaften des Fuchses.* Er war *hungrig*, denn er lief vor eine Weinrebe; er war *lüstern*, denn usw.; er war *klug*, denn er wandte drei Mittel an, seinen Zweck zu erreichen. Welche? Der Fuchs war *enttäuscht*, denn er konnte die Trauben nicht erreichen; er war *ärgerlich*, denn er lief hinweg; er war *weise*, denn er floh den Gegenstand seiner Begierde und verwandelte seine Begierde in Gleichgültigkeit; er *schämte* sich über seinen Mißerfolg und suchte ihn *lügnerisch* zu bemänteln, indem er behauptete, daß die Trauben zu sauer seien, wofür er doch keinen Beweis hatte, und daß er sie nicht essen möchte, wenn er sie gleich erlangen könnte.

2. *Gliederung.* a) Die Begierde des Fuchses. b) Seine Mühen, die Lust zu befriedigen. c) Die Erfolglosigkeit seiner Mühen. d) Die erzwungene Entsagung, die lächerliche Ausrede und die erheuchelte Gleichgültigkeit.

3. *Grundgedanke:* Begehre nicht, was unerreichbar ist, und schätze den Wert der Dinge, die dir versagt sind, möglichst gering!

4. *Anklänge an Verwandtes.* a) Eva und der Baum der Erkenntnis. b) Der Star und die Wasserflasche. c) Goethes Ausspruch: „Sterne, die begehrt man nicht".

IV. **Verwertung.** 1. *Nutzanwendung für Herz und Leben.* Ahme dem Fuchse nach in drei Stücken: a) Fliehe die Versuchung, die Gelegenheit zur Sünde! b) Verkehre deine Begierde in Gleichgültigkeit! c) Wenn Güter des Lebens dir vom Schicksale versagt sind, so wisse dich mit der wohlfeilen Lebensklugheit des Fuchses zu trösten: „Die Trauben sind mir zu sauer."

2. *Rede- und Stilübungen.* a) Wiedererzählung mit völlig veränderten Ausdrücken nach Maßgabe der vorhergegangenen Erläuterung. b) Weise die Eigenschaften des Fuchses aus seinem Tun und Treiben in unsrer Fabel nach! c) Wann sagt man im Leben: „Die Trauben sind

mir zu sauer" oder: „sie hängen mir zu hoch"? d) Vergleichung mit: „Der Star und die Wasserflasche": Ein durstiger Star wollte aus einer Wasserflasche trinken usw. R. D.

120. Knabe und Hündchen.

Wilh. Hey. Noch 50 Fabeln für Kinder. Nr. 22.

Komm nun, mein Hündchen, zu deinem Herrn usw
(Fabel allgemein bekannt.)

I. **Zielangabe.** Von einem fleißigen Knaben, der sein Hündchen zeitig zu fleißigem Lernen anhält, wollen wir hören.

Wer hat von euch daheim einen Hund? Wie heißt dieser? Wozu hat ihn der Vater angeschafft? (ziehen, wachen, jagen, spielen, zur Freude der Kinder.) Hunde lernen auch Kunststücke. Was für Kunststücke kann euer Hund machen? Nenne andere! Welche Hunde lernen am leichtesten Kunststücke (Pudel)? Von so einem Hunde wollen wir heute eine Geschichte lesen.

II. **Darbietung und Aufbau.** Die Fabel bedarf keiner sachlichen Erläuterungen. Um den Inhalt festzulegen, sind folgende Fragen nötig: Was für einen Hund bekommt der Knabe? — jungen. Was soll der jetzt schon tun? — lernen. Wie möchte ihn der Knabe machen? — geschickt. Der Knabe ruft deswegen das Hündchen heran. Wie spricht er zu ihm? Komm nun, mein Hündchen — sitzen lernen. Wozu hat das Hündchen aber keine Lust? — lernen. Was möchte es wohl lieber tun? — spielen. Was glaubt das Hündchen? — noch zu jung zu sein. Wann wird es lieber lernen mögen? — alt ist. Der Knabe weiß es aber besser. Wie sagt er deshalb? „Nein, Hündchen, es geht am besten früh!" Warum soll es nicht erst später lernen? „Denn später macht es dir große Müh." Wie lernte nun das Hündchen? — schnell. Was lernte es alles? Wie war das Hündchen? — fleißig, gelehrig, klug. Was hat der Knabe daran? — Lust. Was tat er nun ebenfalls? Wie wurde der Knabe daher mit der Zeit?

Erzähle jetzt im Zusammenhange vom fleißigen Knaben und fleißigen Hündchen! Der Knabe bekommt von seinem Vater ein junges Hündchen. Dieses soll Kunststücke lernen. Der Hund hat aber dazu gar keine Lust. Er möchte viel lieber spielen. Der Knabe weiß, daß es sich in der Jugend am besten lernt. Der Hund lernt nun schnell. Er ist fleißig, gelehrig, ausdauernd, klug und lernt sitzen, auf zwei Beinen gehen, ins Wasser springen, das Verlorene wiederbringen. Der Knabe freut sich über sein Hündchen, lernt auch und wird ein kluger Mann.

III. **Vertiefung.** Der Hund lernt viele Künste. In seiner Jugend hatte er sie schnell gelernt. In dieser Zeit lernt jeder Hund schneller als im Alter. Geradeso ist es auch mit euch Kindern. In der Jugend lernt ihr schneller als im Alter. Warum? Die Kinder haben weiter nichts zu tun und zu lernen, sie haben viel freie Zeit. Als Kind lernt man aber auch viel schneller, weil man noch ein gutes Gedächtnis hat = schnell lernt

und nicht so leicht wieder vergißt. Was sollen wir nun aus dieser Geschichte lernen?

IV. **Verwertung.** 1. Zusammenfassung. Wir Kinder sollen in der Jugend lernen, weil wir noch freie Zeit und ein gutes Gedächtnis haben. —

2. Wann benutzt du deine Zeit in der Jugend recht?

3. Wie geht es denen, die in der Jugend fleißig gelernt? Wie ging es dem Hänschen in der traurigen Geschichte von R. Löwenstein? Wie war dieses in der Jugend? Wie ruft es aus?

4. Vergleiche mit „Knabe und Hündchen" a) Versuchung von R. Reinick; b) Spruch von der Glocke und der Uhr von F. Güll; c) Schulreim von F. Güll! S. Nr. 2II.

5. Sprichwörter: Jung gewohnt, alt getan. Aller Anfang ist schwer. Es fällt kein Meister vom Himmel. Übung macht den Meister. Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. M. D.

121. Die zwei Hunde.

Gottlieb Konrad Pfeffel. Poetische Versuche. 5. rechtmäßige Ausgabe. Tübingen 1816. III. S. 73.

Ein Junker hielt sich ein Paar Hunde; es war ein Pudel und sein Sohn usw. (Dichtung sehr bekannt.)

I. **Aufbau des Stoffes und dann Vortrag.** Der Lehrer erzählt: Ein Junker (junger, adeliger Herr) hielt sich zu seinem Vergnügen zwei Pudel. Der alte, genannt „Schnurr", war der Vater des jungen Pudels, genannt „Pantalon". Die Pudel sind sehr gelehrig, denn sie lernen leicht viele Kunststücke. Der junge Pudel konnte tanzen, Wache stehen wie ein Soldat, den Schubkarren ziehen wie ein Arbeiter und schwimmen. Alles dies konnte der junge Pudel aus dem Grunde (schnell und gut) fertig bringen. Dadurch vertrieb er seinem jungen Herrn, der viel Zeit, aber wenig zu tun hatte, manche Stunde. (Abfragen und Zusammenfassen.)

Der Lehrer erzählt: Alle jene Kunststücke hatte der gelehrige Pudel von dem Sohne des Jägers, dem schlauen Fritz, erlernt. Dieser hatte schon die Hunde seines Vaters unterrichtet und wußte daher, wie man den Hunden Kunststücke beibringt. Aber der junge Pudel war auch fleißig und lernte die Kunststücke schneller als mancher Knabe das Lesen. (Abfragen und Zusammenfassen.)

Der Lehrer erzählt: Der Junker wollte aber noch mehr Vergnügen haben und deshalb auch dem alten Pudel jene Kunststücke beibringen. Er dachte, daß dieser noch schneller und besser lernen würde als der junge. Der alte „Schnurr" war sonst ein treues, gutes Tier, doch hatte seine Herrschaft (der Junker) ihn nie zu so hochstudierten (schwer zu erlernenden) Sachen gebraucht: er konnte nur das Haus bewachen. (Abfragen und Zusammenfassen.)

Der Lehrer erzählt: Der alte „Schnurr" sollte nun zuerst sitzen lernen; daher stellte ihn der Junker auf die Hinterfüße und zwar gegen die Wand. Allein dem Pudel tat der Rücken wehe, und er fiel, so oft

er auch aufgerichtet wurde, stets auf die Vorderfüße nieder. Da verliert der Junker die Geduld und schickt nach dem Professor (Lehrer) Fritz. (Abfragen und Zusammenfassen.)

Der Lehrer erzählt: Dieser kommt nun und erschöpft auch seinen Witz (gibt sich Mühe, soviel er kann), aber vergebens; es gelingt ihm nicht, den alten Schüler zu bezwingen (die steifen Glieder des alten Pudels geschmeidig zu machen). Fritz denkt, daß der Pudel keine Lust zum Lernen habe, und verlangt daher einen Stock. Der alte Pudel wird nun wirklich geschlagen, bleibt aber steifer als ein Ziegenbock, der auch nicht vorwärts geht, wenn man ihn gleich schlägt. Nach vielen Schlägen murrt (beklagt sich) der Pudel, und der arme Tropf (der Beklagenswerte) sagt: „Was wollt ihr? Ihr werdet meinen grauen (mit grauem Haar bedeckten) Kopf nicht mehr zum Doktor schlagen (durch Schläge klug und gelehrt machen). Geht, nehmt ein Beispiel an mir! Ihr Kinder, lernt jetzt genug; ihr lernt nichts mehr in alten Tagen!" (Abfragen und Zusammenfassen.)

Hört nun, wie der Dichter Konrad Pfeffel in einer Fabel zu frühzeitigem Lernen mahnt!

II. **Vertiefung.** 1. Charakteristik der Personen. Der Pudel Pantalon, Sohn des Pudels Schnurr, ist jung, gelehrig, geschickt und bereitet seinem Herrn große Freude.

Schnurr ist alt, treu, gutmütig, wachsam, aber nicht gelehrig.

2. Gliederung und Gedankengang. a) Der junge Pudel Pantalon ist sehr geschickt.

b) Pantalon ist ein guter Schüler, Fritz ein guter Lehrer.

c) Der Junker will auch den alten Pudel gelehrt machen.

d) Der Junker bemüht sich vergeblich.

e) Auch der schlaue Fritz bemüht sich vergeblich.

f) Der lehrreiche Ausspruch des mißhandelten Hundes.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Ihr Kinder, lernet jetzt genug, ihr lernt nichts mehr in alten Tagen!

2. Anklänge an Verwandtes. Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. (Gedicht vom dummen Hänschen.) Die Jugend ist die Zeit der Saat. Frühe säe deinen Samen! Jung gewohnt, alt getan. Man muß das Bäumchen biegen, wenn es jung ist. Man muß das Eisen schmieden, solange es warm ist. Was ein guter Haken werden will, krümmt sich beizeiten. Früh übt sich, was ein Meister werden will. Übung macht den Meister. (Karl der Große wollte im Alter das Schreiben noch erlernen.)

3. Vergleichung der beiden Lesestücke: „Die zwei Hunde" und „Knabe und Hündchen".

a) **Die Ähnlichkeiten.**

In beiden Lesestücken treten Knabe und Hund als Lehrer und Schüler auf.

In beiden Leseſtücken lernt der Knabe vom Hunde und der Hund vom Knaben.

In beiden Leseſtücken findet ſich ein redender Pudel.

In beiden Leseſtücken widerſetzt ſich der Schüler dem Lehrer.

Beide Leseſtücke enthalten ähnliche Lehren.

b) **Die Verſchiedenheiten:**

II. Leseſtück:	I. Leseſtück:
Zwei Perſonen und zwei Hunde.	Eine Perſon und ein Hund.
Der Junker iſt zwar Herr, aber nicht Lehrer ſeines jungen Pudels.	Der Knabe iſt Herr und Lehrer ſeines Hundes zugleich.
Der Pudel Schnurr dient als abſchreckendes, ſein Sohn Pantalon als nachahmungswertes Beiſpiel.	Das Hündchen gilt als nachahmungswertes Beiſpiel.
Es wird das Hauptgewicht darauf gelegt, daß man nichts mehr in alten Tagen lernt.	Es wird namentlich betont, daß man in der Jugend lernen muß.
Der Pudel Schnurr redet zum Junker und zu Fritz; beide antworten nicht.	Zwiſchen dem Knaben und dem Hündchen findet ein vollſtändiges Zwiegeſpräch ſtatt.
Der Verſuch mit dem alten Pudel mißlingt.	Der Verſuch mit dem Hündchen hat guten Erfolg.
Der alte Pudel weigert ſich beharrlich.	Das Hündchen weigert ſich nur einmal.
Der alte Pudel lernt auch mit Hilfe des Stockes nichts.	Das Hündchen lernt ohne den Stock.
Der Junker und der Knabe Fritz hörten den Ausſpruch des Pudels Schnurr, aber es iſt nicht geſagt, ob ſie die Lehre auch befolgt haben.	Der Knabe lernt nach dem Beiſpiele des Hündchens.
Die Namen der Pudel und der des Lehrmeiſters werden genannt.	Knabe und Hündchen werden nicht bei Namen genannt.

H. Gattermann.

122. Mäuschen.

Wilh. Hey. 50 Fabeln für Kinder. Gotha. S. 28.

Frau: Mäuschen, was ſchleppſt du dort
mir das Stück Zucker fort? uſw.
(Fabel in allen Fibeln.)

I. **Vorbereitung und Aufbau des Gedichts.** In der Vorratskammer in einem geräumigen Loche der Wand, hinter dem Speiſeſchranke verſteckt, wohnte ein altes Mäuschen mit ſeinen vier Jungen. Obwohl ſie in einer mit allerlei Leckerbiſſen angefüllten Speiſekammer wohnten und ſich alle auch immer eines geſunden Appetits erfreuten, hatten ſie leider oft nichts zu knacken und nichts zu beißen, denn die ordnungsliebende

Hausfrau hatte alle die köstlichen Speisen unter Schloß und Riegel wohl verwahrt. Mühselig hatte das Mäuschen bisher alle die Krümchen und Brosamen, die beim Aufräumen der Speisen liegen geblieben waren, für seine Kinderchen zusammengetragen, aber recht ordentlich satt waren sie davon noch niemals geworden. — Einmal war wieder große Hungersnot im Mäuselöchlein. Sorgenvoll hält das alte Mäuschen Ausguck und — gewahrt zu seiner großen Freude auf dem Tische ein großes Stück Zucker, das die Hausfrau aus Versehen hier liegen gelassen hat. Im Nu ist das Mäuslein auf dem Tisch, — wirft das Stück Zucker hinunter auf den Fußboden und schleppt es = trägt es mit großer Mühe im Maule und mit Hilfe der beiden Vorderfüße — das Stück Zucker ist groß und schwer — seinem Löchlein zu.

Für wen sorgte das Mäuschen? Was zeigte die Maus gegen ihre Kindlein? Was suchte sie deshalb für ihre kleinen Mäuschen? Da tut sich plötzlich die Kammertür auf, und herein tritt die Hausfrau, um ebenfalls für ihr hungerndes Kindlein etwas Speise zu holen. Wen erblickt die Hausfrau? Welche Absicht hat das Mäuschen? Wem gehört aber der Zucker? Wer hatte das wohl nicht gewußt? Das Mäuschen ist sich nicht bewußt, daß es unrecht getan. Wozu glaubte es ein Recht zu haben? Welche Ansicht hatte aber die Hausfrau darüber? Wie sprach sie deshalb zu dem Mäuschen?

(Vor- und Nachsprechen:) „Mäuschen, was schleppst du dort mir das Stück Zucker fort?"

Was hatte das Mäuschen verdient, da es unrecht tat? Wie redet aber die Hausfrau den kleinen Übeltäter an? „Mäuschen!" ruft sie in verwundertem, vorwurfsvollem, aber mild freundlichem Tone.

Dem Mäuschen wird's nun auch klar, daß es ein Unrecht begeht und Strafe verdient. Es tut ihm leid. — Wie spricht ein Kind zur Mutter, wenn es die Mutter durch eine Unart gekränkt hat? Auch das Mäuschen spricht:

„Liebe Frau, ach vergieb!" (Chorsprechen.)

Um was bittet also die Maus? Für wen hat sie den Zucker genommen? Warum? Was sollte die Hausfrau erlauben? Wie wird die Maus gesprochen haben?

„Ich habe vier Kinder lieb, waren so hungrig noch, liebe Frau, laß mir's doch!" (Chorsprechen.)

Was würde wohl mit den kleinen Mäuschen geschehen, wenn ihnen ihr Mütterchen keine Speise brächte? Wie hatte sich die Hausfrau schon bei ihrer ersten Anrede an das Mäuschen gezeigt? Was fühlte sie wohl bei den jammernden Worten des Mäuschens in ihrem Herzen? Wie wird sie sich nun gegen das Mäuschen verhalten? Wie wird sie zu dem Mäuschen sprechen?

„Nun, Mäuschen, so lauf nur hin!" (Chorsprechen.)

An wen wird wohl die Frau auch gedacht haben, als das Mäuschen die Not seiner Kinder schilderte? — Der Gedanke, daß das Mäuschen ebenso für seine Kinder liebend sorgt wie sie für ihren kleinen Liebling,

erfreut sie so, daß sie freundlich lächelnd dem Mäuschen erzählt, daß sie in die Speisekammer gekommen sei, nicht um die Maus zu fangen und ihr ein Leid zu tun, — sondern aus welchem Grund?

„Ich wollte ja meinem Kinde soeben auch etwas für den Hunger geben!" (Chorsprechen.)

Wie hatte sich das Mäuschen bei dem Erscheinen der Frau gezeigt? Welchen Eindruck machen die letzten Worte auf unser Mäuschen? Was wird wohl das Mäuschen nun schleunigst getan haben? Was nahm es natürlich mit? Zu wem kehrte alsdann auch die Frau zurück? Das Bewußtsein, dem Mäuschen eine Wohltat erwiesen zu haben, stimmt sie heiter und vergnügt.

„Das Mäuschen lief fort, o wie geschwind! Die Frau ging fröhlich zu ihrem Kind." (Chorsprechen.)

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung des Inhalts. Zeile 1—2: Die Frage der Frau — ein Tadel und Vorwurf. Zeile 3—6: Die Antwort der Maus — eine Bitte und Begründung derselben. Zeile 7—10: Die Gewährung der Bitte und Angabe des Grundes: Liebe der Mutter zu ihrem Kinde und Mitleid für das Mäuschen. Zeile 11—12: Die Folgen: Beide kamen mit Sorge und kehrten zurück mit Freude.

2. Grundgedanke: Sorge für das Wohl der Kinder; denn herzliche Liebe zu ihnen macht das Mutterherz glücklich.

3. Zusammenfassung des Hauptgedankens: Die alte, sorgsame Maus liebt ihre Kinder und sucht ihnen Speise. — Das ängstliche, besorgte Mäuschen bittet um Vergebung seines Unrechts und um Erlaubnis, das Stück Zucker zu nehmen. Die edle, wohltätige Frau erbarmt sich der armen, unglücklichen Maus und erfüllt ihren Wunsch.

III. **Verwertung** in Rede- und Stilübungen. 1. Beschreibe den Schauplatz des Gedichts! 2. Schildere die Not des armen Mäuschens! 3. Vergleiche Mutter und Mäuschen und — beider Kindlein! 4. Die Hausfrau erzählt ihrem Kinde das Erlebnis. 5. Wie wird aber die alte Maus ihren jungen Mäuschen die Geschichte erzählen? 6. Das Kind der Frau erzählt dem Lehrer das Erlebnis seiner Mutter.

Robert Wernecke.

123. Knabe und Esel.

Wilh. Hey. Noch 50 Fabeln für Kinder. Gotha. o. J. Nr. 11.

Kn.: „Esel, ein Rätsel rat einmal!
Es ist ein Tier gar grau und fahl,
hat kurzen Verstand und Ohren lang,
schreit: ia und schleicht mit trägem Gang."

E.: „Nein, Knabe, das ist mir zu schwer und fein;
was mag das für ein Tierchen sein?"
Da rief ihm der Knabe mit Lachen zu:
„Ei, schäme dich, Esel, das bist du!"

Er hört' es, doch konnt' er's noch nicht fassen;
da hat ihn der Knabe im Zorn verlassen. —
Warum auch hat er nicht dran gedacht:
Der Esel ist nicht zum Raten gemacht?

I. **Vorbereitung und Aufbau des Gedichts.** Ihr Kinder knackt gern Nüsse, löst gern Rätsel — Knacknüsse. — Nun so ratet einmal fleißig! (Statt einer Begriffserklärung von Rätsel: Beispiele, welche dem in unserer Fabel ähnlich sind.)

1. Blonde Härlein, rote Bäcklein,
blaue Äuglein, weiße Zähnlein;
wer erratet dies Rätsel fein,
der soll es selber sein.
(Kind.)

2. Wer spricht:
Lieblich ist meine Nahrung,
süß die Frucht meiner Arbeit,
gefährlich meine Rache?
(Biene.)

Woher kommt es, daß ihr das erste Rätsel schnell gelöst habt? Seine Lösung ist leicht. — Das letzte habt ihr noch nicht erraten! Schwierig. Was müßt ihr tun, um die Lösung eines schwereren Rätsels zu finden? Nachdenken. Wie nennen wir ein Kind, das auch schwierige Rätsel schnell lösen kann? Kluges, verständiges Kind. — Dagegen ein Kind, das selbst ein leichtes Rätsel nicht lösen kann? Schwaches Kind — denkt nicht. — Einem Esel gab einst ein Knabe ein Rätsel auf. (Kurze Beschreibung des Esels nach einem guten Bilde:) Graue Farbe, fahl, — erdfahl = wie trockene Ackererde; lange Ohren, Langohr; ist nicht zu Kunststücken zu gebrauchen, Stimme ia = ist also dumm = kurzer Verstand; merkt man auch an seinem schwerfälligen Gange, er schleicht. — — Was ihr vom Esel gesagt habt, erzählt der Knabe dem Esel, der vor einer Mühle stand und auf den Müllerburschen wartete. Der Knabe aber nannte den Namen des Tieres nicht; denn der Esel sollte raten, welches Tier er im Sinne habe. Was gab er ihm zu lösen auf? Ein Rätsel. — Erzählt mir, was er ihm also gesagt hat! —

Wir wollen das Rätsel auch lernen:

„Es ist ein Tier gar grau und fahl, — — Gang."

Welche Antwort erwartet der Knabe? Esel. Warum? Das Rätsel war leicht. Glaubt ihr, daß es der Esel richtig lösen kann? Nein. Wie erschien dem Esel das Rätsel? Zu schwer. An wen hätte er nur zu denken brauchen? An sich dachte er aber gar nicht. Was glaubte also der Esel? Es sei ein andres Tier gemeint. Wie spricht wohl der Esel, weil ihm das Rätsel zu schwer ist?

„Nein, Knabe, das ist mir zu schwer und fein, — — sein."

Wozu fordert er den Knaben auf? Worüber wird der Knabe sich wundern? Es kam ihm spaßhaft vor. Wodurch gab er dies zu erkennen? Er lachte den Esel aus. Ein Kind, das ausgelacht wird, schlägt die Augen nieder. Warum? Es schämt sich. Wer sollte sich auch schämen? Warum?

„Da rief ihm der Knabe mit Lachen zu, — — du."

Der Knabe meint nun: Vielleicht wird er ein anderes Rätsel besser lösen. Doch fragt er ihn erst noch, ob er die Auflösung mit seinen langen Ohren gehört habe. Was meint ihr? Er hörte. Dann fragte er ihn, ob er auch verstanden, wen er meine. Da schüttelte er mit dem Kopfe. Wovon war dies wieder ein Zeichen? Von großer Dummheit, kurzem Verstande. Das war dem Knaben denn doch zu arg, es war ja mit dem dummen Esel durchaus nichts anzufangen. Wie wurde dem Knaben

zumute? Er wurde unwillig und zornig. — Würdest du dich weiter mit dem Esel abgegeben haben? Was tat deshalb auch der Knabe? Er ging weg und ließ ihn stehen.

„Der Esel hört' es, doch konnt' er's nicht fassen; — — verlassen."

Wo blieb der Esel stehen? Vor der Mühle. Auf wen wartete der Esel? Wozu verwendet ihn der Müllerbursche? Zum Säcketragen. Welche Arbeiten des Pferdes muß der Esel auch zuweilen verrichten? Vor welchem Wagen habt ihr ihn gesehen? (Milchwagen.) Was kann er aber nicht, wie ihr gesehen habt? Warum nicht? Er hat keinen Verstand, ist unklug und ungelehrig; — kann und soll auch nicht durch Klugheit nützen. — Wer hatte daran nicht gedacht? Der Knabe.

„Warum auch hat er nicht dran gedacht? — — gemacht."

II. **Verwertung.** A. Nutzanwendung für Herz und Leben. Der Dumme wird verspottet, verachtet. Den Weisen und Geschickten hält man wert, den Ungeschickten niemand begehrt. — Je geschickter ein Mensch ist, desto besser kommt er in der Welt fort. — Aber: Kunst kann man nicht kaufen. Kein Meister fällt vom Himmel. — Darum: Lerne was, so kannst du was! Aller Anfang ist schwer. Jung gewohnt, alt getan. Denk an die traurige Geschichte vom dummen Hänschen (von Rudolf Löwenstein)! Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr.

B. Vergleichung der Fabel mit „Kind und Ochse", Fabel von Hey. „Ei, Ochse, worüber denkst du nach?" Esel und Ochse sind denkfaul, ungelehrig — nützen daher in ihrem Leben den Menschen nicht durch Klugheit, wohl aber durch ihre Körperkraft.

Robert Wernecke.

124. I. Der unzufriedene Esel.

Aug. Gottl. Meißner. Fabeln. Wien 1813. S. 299.

In einem harten (sehr kalten) Winter wünschte sich ein Esel sehnlich, bald sein Bündel Stroh und sein kaltes Nachtlager mit wärmerem Wetter und mit einem Mund voll frischen Grases zu vertauschen. — Das wärmere Wetter und das frische Gras kamen, aber mit ihnen zugleich stellte sich so mannigfache Arbeit ein, daß der Esel bald des Frühlings so überdrüssig als des Winters ward und sich desto mehr nach dem Sommer sehnte. — Auch dieser erschien, aber mit ihm zugleich die Ernte. Wie oft mußte jetzt der Esel Korn und Feldfrüchte bald nach Hause und bald in die Mühle tragen! Wie ängstlich seufzte er über den Sommer, und wie inständigst (sehr dringend) wünschte er sich den Herbst! — Der Herbst brach an; Äpfel, Trauben und andere Früchte wurden reif; Holz und Wintervorrat (z. B. allerlei Gemüse) mußten eingesammelt werden. Nie glaubte der arme Langohr noch so übel daran gewesen zu sein, und aufs kläglichste flehte er den Winter an, doch ja herbeizueilen, weil er dann Ruhe zu finden hoffe.

II. Der beladene Esel.

Aug. Gottl. Meißner. Fabeln. Wien 1813. S. 279.

Ein Esel, der einen Sack mit Salz auf seinem Rücken trug, mußte durch einen tiefen Bach gehen. Mitten in demselben strauchelte er und fiel ins Wasser. Als er wieder aufstand, merkte er, daß seine Last viel leichter geworden war; denn ein großer Teil des Salzes hatte sich im Wasser aufgelöst.

„Das will ich mir merken!“ sprach er vergnügt vor sich hin. — Am andern Tage hatte der Esel einen nicht sehr schweren Sack mit Schwämmen zu tragen. Als er nun wieder durch ein Wasser kam, legte er sich absichtlich nieder; denn er dachte sich so die Last noch leichter zu machen. Aber wie hatte er sich verrechnet! Die Schwämme waren durch das eingesogene Wasser so schwer geworden, daß er seine Bürde (Last) nur mit größter Anstrengung fortbringen konnte.

Vergleichung. Jede der beiden Fabeln handelt von einem Esel. In der ersten ruht der Esel zur Winterszeit im Stalle; in der zweiten wandert der Esel in der guten Jahreszeit mit einer Last Salz auf dem Wege. Der erste hungert bei einem Bündel Stroh; der zweite seufzt unter der schweren Last. Der erste liegt auf den kalten Steinen des Stalles; der zweite strauchelt oder stolpert und fällt ins Wasser. Der erste sehnt sich nach Wärme und frischem Grase, der zweite nach Erleichterung seiner Last. Der erste erhält beides durch den Frühling, der zweite eine Erleichterung durch Auflösung von Salz im Wasser. Der erste wiederholt seinen Wunsch nach Veränderung dreimal. In der Arbeit des Frühlings wünscht er den Sommer herbei, in den Erntearbeiten des Sommers den Herbst, im Herbst bei den Vorbereitungen auf den Winter sogar den gescholtenen Winter. Der zweite wendet ohne Überlegung das erste Erleichterungsmittel auch auf die zweite Last an und erschwert sie sich. Bei dem ersten verändern sich die Jahreszeiten und die Arbeiten, bei dem letzten nur die Lasten. Beide wünschen aus Trägheit eine Verbesserung ihrer Lage, verschlimmern sie jedoch nur. Beide handeln ohne Überlegung; der erste bedenkt nicht, daß jede Jahreszeit ihre Plagen und ihre Freuden hat, der zweite, daß Salz und Schwämme verschieden sind. Beide denken nur an die fühlbaren Wirkungen, nicht aber an die Ursachen.

Aufgaben. a) Suche die Gegensätze von „harter Winter“, „dürres Stroh“, „kaltes Lager“, „Ruhe“, „Sommer“, „Aussaat“, „zu Hause“, „Wunsch“, „Blüte“, „Vorrat“, „eilen“! b) Welche Arbeiten verrichtet der Esel im Frühling, im Sommer, im Herbst und im Winter? c) Suche andere Ausdrücke für Esel, Nachtlager, Bündel, mannigfach, überdrüssig, erschien usw.! d) Warum heißt der Esel Langohr, Grauchen und Müllers Tier? e) Gib den Inhalt der Fabel in wenigen Sätzen an! (Ein Esel klagte im Winter über die Kälte und das trockene Futter und sehnte sich nach dem Frühling. Im Frühling wurde er die Arbeiten überdrüssig und sehnte sich nach dem Sommer. Die Erntearbeiten im Sommer war er bald müde und sehnte sich nach dem Herbst usw.) f) Bilde ein Gegenstück: „Die Freuden jeder Jahreszeit“! (Ein Knabe wünscht in jeder Jahreszeit, daß es immer so bleiben möchte, und muß seinen Wunsch auf ein Blatt schreiben. Am Ende des Jahres legt ihm der Vater seine 4 Blättchen vor. P.

125. Die kostbaren[1]) Fische.

Christoph v. Schmid. Gesamm. Schriften. XVI. Bdch. Augsburg 1861. S. 97.

Ein Kaufmann[2]) hatte seine Freunde in der Stadt auf sein Landgut eingeladen, um sie mit seltenen Meerfischen, die man Lampreten nennt, zu bewirten. Es wurden mehrere Speisen aufgetragen, und am Ende kam eine große, verdeckte[3]) Schüssel, in der man die Lampreten vermutete.[4]) Allein,

als man den Deckel abnahm, fanden sich anstatt der erwarteten Fische einige Goldstücke[5]) darin.

Der Kaufmann aber sprach: „Meine Freunde, die Fische, die ich Ihnen vorzusetzen versprach, sind dieses Jahr dreimal teurer, als ich dachte. Es kostet einer ein Goldstück. Da fiel mir denn ein, daß in dem Dorfe ein Tagewerker[6]) krank liegt und mit seinen Kindern Hunger leiden muß. Von dem Gelde, das für das einzige Gericht[7]) zu bezahlen wäre, können die armen Leute ein halbes Jahr leben. Wollen Sie nun, meine Herren, von den Seefischen essen, so werde ich sie unverzüglich[8]) kommen lassen, und sie sollen sogleich zubereitet werden. Wollen Sie aber das Geld dem armen Manne überlassen, so werde ich Sie mit schmackhaften[9]), wiewohl minder teuern[10]) Flußfischen[11]) bewirten."

Alle Gäste[12]) gaben ihm Beifall[13]); jeder legte noch ein Goldstück dazu — und dem armen Manne war auf ein Jahr aus seiner Not geholfen.

I. **Sach- und Worterklärung.** 1) kostbar = was viel kostet, also teuer ist. 2) Kaufmann = ein Mann, der kauft und verkauft, hier ein großer Handelsherr. 3) verdeckt = mit einem Deckel zugedeckt. 4) vermutete = dachte, glaubte. 5) Goldstück = Goldmünzen, die jetzt 10 oder 20 Mark gelten. 6) Tagewerker = Handarbeiter oder Tagelöhner, der um Tagelohn arbeitet. 7) Gericht = Speise, Mahlzeit. 8) unverzüglich = sogleich, ohne Verzug, ohne Zögern oder Aufschub. 9) schmackhaft = gut- oder wohlschmeckend. 10) minder teuer = weniger kostbar. 11) Flußfische leben im Süßwasser, Meer- oder Seefische im Salzwasser. 12) Gäste = Eingeladene, Besucher. 13) Beifall = fielen ihm bei, waren seiner Meinung.

II. **Vertiefung.** 1. Lagebild. Wir werden in den Saal eines Landhauses geführt. An der langen Tafel sitzen die Gäste auf schön geschnitzten Stühlen. Auf der Tafel stehen Weinflaschen, Teller und allerlei Tischgeräte von Silber. Diener tragen Schüsseln mit Speisen zu und ab. Der Hausherr hat sich erhoben, hält eine verdeckte Schüssel mit der linken Hand und hebt mit der rechten den Deckel. Alle Augen blicken gespannt nach der Schüssel.

2. Gedankengang. Die Gäste werden zu einem Gerichte Lampreten eingeladen. Sie vermuten diese seltenen Fische in einer verdeckten Schüssel. Der Wirt zeigt aber, daß einige Goldstücke darin liegen. Er erzählt von der Not eines armen Tagelöhners und stellt den Gästen frei, entweder seltene Fische zu essen oder einer armen Familie aus der Not zu helfen. Alle vereinigen sich, dem Armen zu helfen.

III. **Verwertung.** 1. Ein jeglicher sehe nicht auf das Seine, sondern auch auf das, was des andern ist. — Dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat, als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes. — Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb. — Wohlzutun und mitzuteilen, das vergesset nicht! — Brich dem Hungrigen dein Brot! — Hunger tut weh. — Der reiche Mann und der arme Lazarus. — Friedrich Wilhelm III. verzichtete als junger Prinz auf frühzeitige, aber teure Kirschen und gab das Geld dafür einem Armen.

2. a) Ein Gast erzählt den Vorgang zu Hause! b) Wo waren die Gäste, der Wirt, die Fische, die Schüssel, die Goldstücke, der Tagelöhner? Was entbehrten und worüber freuten sich Wirt, Gäste und Armer?

P.

126. Warnung.

Johann Christian Anschütz.

I. **Vorbereitung.** Der Fuchs ist ein listiges Raubtier; langsam kommt er aus seiner Höhle und blickt schüchtern umher, ob nicht ein Jäger ihm auflaure. Fühlt er sich dann sicher, so schleicht er nicht selten in einen Bauernhof, um sich ein Huhn oder ein Gänschen zu holen, damit er daheim gut schmausen kann; denn er ist ein Leckermaul. Auch unser Gedicht zeigt uns den Fuchs von dieser Seite. Er hat auf einem Bauernhofe eine Gans gestohlen. Der Bauer aber hat ihn dabei ertappt und hält folgende Anrede an ihn:

1. Fuchs, du hast die Gans gestohlen,
gib sie wieder her!
Sonst wird sie der Jäger holen
mit dem Schießgewehr.

2. Seine große, lange Flinte
schießt auf dich den Schrot,
daß dich färbt die rote Tinte,
und du bist dann tot.

3. Liebes Füchslein, laß dir raten:
Sei doch nur kein Dieb!
Nimm, du brauchst nicht Gänsebraten,
mit der Maus fürlieb!

II. **Vermittlung.** Schon die Anrede: „Fuchs, du hast die Gans gestohlen" = genommen, wozu du doch kein Recht hattest, deutet an, daß es dem schlauen Gesellen wieder einmal gelungen ist, eine Gans wegzuhaschen. Diesmal aber ist er als Dieb entdeckt und wird aufgefordert, sie wieder herauszugeben, weil sie ihm sonst der Jäger mit dem Schießgewehr abnehmen wird. Des Jägers Schießgewehr ist eine große, lange Flinte mit zwei Läufen, aus welcher er mit Pulver und Schrot (runde, schwarzangelaufene, bleierne Kügelchen) dich so treffen wird, daß dich färbt die rote Tinte = daß dein Fell von dem Blute, das aus der Schußwunde fließt, ganz rot gefärbt wird — und dann bist du tot. Darum „liebes Füchslein, laß dir raten" = höre meinen guten Rat und meine Warnung und sei doch nur kein Dieb! (denn so nennt man die, welche fremdes Eigentum widerrechtlich an sich nehmen). Gänsebraten brauchst du ja gar nicht zu deiner Mahlzeit; du kannst vielmehr mit der Maus fürlieb nehmen = dich mit der Maus begnügen.

III. **Gedankengang:** Dem schlauen Fuchse ist es gelungen, eine Gans wegzuhaschen, weshalb er aufgefordert wird, diese wieder herauszugeben. Im Falle der Weigerung wird er sie mit seinem Leben bezahlen müssen; darum wird ihm der wohlgemeinte Rat gegeben, fernerhin sein diebisches Treiben zu unterlassen, da er doch nicht Gänsebraten brauche, sondern vielmehr mit der Maus fürlieb nehmen könne.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. a) Sei stets ehrlich, in deinen Worten sowohl als in deinen Werken; denn: „Ehrlich währt am längsten"! — b) „Das Schlechte nimmt nimmer ein gutes Ende." — c) „Geht es dem Schlechten auch eine Zeitlang wohl, seine schlechten Taten werden doch endlich gerächt." — d) „Tue recht und scheue niemand." — e) „Bleibe fromm und halte dich recht; denn solchen wird's zuletzt wohl gehen!"

2. Rede- und Stilübungen. Erzähle den Inhalt des Gedichts! Schriftliche Darstellung des Inhalts! Lerne das Liedchen auswendig! Vergleiche es mit dem Gedicht: Der Jäger und der Fuchs von Fr. Güll!

G. Gräfe.

127. Gottes Lob in Feld und Wald.

Georg Christian Dieffenbach. Kinderlieder. 2. Aufl. Mainz. S. 44.

1. Was rauschen doch die Bäume im Walde alle so? —
Sie loben Gott den Herren; drum rauschen sie alle so froh!

2. Was blühen doch die Blumen so lieblich in dem Tal? —
Sie danken ihrem Schöpfer; drum blühen sie alle zumal!

3. Was springen doch die Bächlein so lustig hier vorbei? —
Sie preisen Gott im Himmel; drum springen sie alle so frei!

4. Was singen doch die Vöglein so fröhlich in dem Wald? —
Sie rühmen Gott, den Herren; drum singen sie, daß es schallt!

5. Und wenn die Bäum' und Blumen, die Bäch' und Vögelein
den lieben Gott so preisen, wie sollte ich stille da sein? —

6. Nein, Herr, ich will dich loben mit frohem Sang und Klang,
will singen dir und springen voll Freud' mein Leben lang!

I. **Vermittlung.** Str. 1. Der Dichter führt uns zunächst in den Wald und stellt die Frage an uns: „Was (d. h. weshalb) rauschen doch die Bäume im Walde alle so?" Viele Leute würden antworten: Weil sie der Wind bewegt. Unser Dichter dagegen weiß es besser und gibt schönere Antwort: „Sie loben Gott!" Warst du artig, liebes Kind, so lobte dich deine Mutter; warst du fleißig in der Schule, so lobte dich dein Lehrer. Sahest du, welche Mühe dein Lehrer sich gab, um dich zu belehren, so lobtest du den Lehrer; gab dir die Mutter ein schönes Geschenk, so lobtest du die Mutter. Was sagten aber Mutter und Lehrer, als sie dich lobten? „Das war gut und schön von dir, liebes Kind"; und du sagtest, als du Mutter und Lehrer lobtest: „Mutter und Lehrer sind gut." Nun wirst du auch verstehen, was es heißt, die Bäume lobten Gott den Herrn. Sie sagten zum lieben Gott: „Das war gut und schön von dir, o Herr, daß du uns geschaffen und so herrlich geschmückt hast." Wenn man jemand lobt, so hat man Freude an ihm und drückt das auch durch freundliche Mienen im Gesichte aus. Auch die Bäume im Walde hatten Freude am lieben Gott und drückten diese Freude durch ein frohes Rauschen aus.

Str. 2. Nun kommen die Blumen an die Reihe. Sie blühen so lieblich im Tale. Warum? fragst du wieder. „Ei, Narr", antwortet dir ein kluger Mensch, „weil Regen und Sonnenschein sie zur Blüte gebracht haben." Der Dichter aber sagt: „Sie danken Gott." Wie du dem Vater dankst, wenn er dir zu Weihnachten oder zum Geburtstage oder zu sonst einer festlichen Gelegenheit etwas geschenkt hat, so machen's auch die Blümelein! Sie danken Gott dem Schöpfer dafür, daß er sie ins Leben gerufen und so wunderschön gemacht hat. Wir Menschen drücken unsern Dank durch Worte aus, die Blümlein können nicht sprechen, sie

danken durch die Tat, indem sie „lieblich blühen", d. h. so anmutig blühen, daß Gott und gute Menschen sie lieb haben müssen. Sieh, mein liebes Kind, so sind die Blumen auf dem Felde und im Garten dein Vorbild! Auch du sollst dem lieben Gott und deinen Eltern nicht nur durch Worte, sondern durch die Tat danken. „Wie mache ich denn das?" fragst du. Ei, gerade wie die Blümelein! Auch du sollst lieblich blühen, d. h. artig, sittsam, gehorsam und fleißig sein, dann wirst auch du Gott und Menschen zur Freude leben und von ihnen geliebt werden.

Str. 3. Aber auch die Bächlein wollen nicht zurückbleiben; sie springen lustig an uns vorbei! Warum denn dieses? „Weil sie vom Berge herabkommen und darum rasch talwärts fließen müssen!" sagen die klugen Leute. Anders und besser weiß es wiederum unser Dichter: „Sie preisen Gott." Wenn du mit fröhlichem Gesichte deinen Freunden erzählst, wie gut und liebevoll deine Eltern gegen dich sind, so sagt man auch: „Das Kind preist seine Eltern." Gerade so machen es die Bächlein. Sie wollen durch ihr lustiges Springen jedermann sagen, welch große Wohltaten ihnen der liebe Gott erwiesen und wie lieb er sie hat.

Str. 4. Wenn Bäume, Blumen und Bächlein, also leblose Gegenstände, dem lieben Gott Lob, Dank und Preis bringen, dann können die muntern, lebendigen Vöglein nimmer schweigen. Aber warum singen diese denn so fröhlich? „Weil es so schön ist unter dem Laubdach der Bäume oder am murmelnden Bache," antworten wieder die klugen Menschen. Unser Dichter hört aus dem Gesange aber viel mehr. Er sagt: „Die Vöglein rühmen Gott." Hat uns jemand unendlich viel Gutes getan, mehr als wir erwarteten und wünschten, dann loben und preisen wir ihn und danken ihm zugleich, d. h. wir rühmen seine Liebe, Güte, Milde und Weisheit mit jauchzendem Rufe. Wer aber könnte über Gottes Liebe und Güte lauter und lieblicher jauchzen als die Vöglein mit ihren hellen Stimmen? Sie verkünden mit lautem, fröhlichem Schalle, was die andern nur durch Rauschen, Blühen und Springen getan.

Str. 5. Wenn also die leblosen und lebendigen Geschöpfe, die nicht mit menschlichem Verstande begabt sind, den lieben Gott preisen, loben, ihm danken und ihn rühmen, wie könnte da der Mensch schweigen, der mit seinem Geiste alles das erkennen und begreifen kann, was Gott der Herr unendlich Großes und Gutes an ihm getan!

Str. 6. Darum verspricht der Dichter dem lieben Gott, ihn zu loben wie die Bäume, ihm zu danken wie die Blumen, ihn zu preisen wie die Bächlein und zu rühmen wie die Vöglein. Während aber die grünen Bäume, die blühenden Blumen, die lustig springenden Bäche und die mit lautem Schalle singenden Vögel Gottes Lob nur in der kurzen Zeit des Sommers ausdrücken können, so sollen und wollen wir Menschen es unser ganzes Leben hindurch tun.

II. **Vertiefung.** A. Gedankengang. Weil Gottes Lob in Wald und Flur verkündet wird:

a) durch die rauschenden Bäume (Str. 1),

b) durch die blühenden Blumen (Str. 2),

c) durch die lustig springenden Bäche (Str. 3),
d) durch die singenden Vögel (Str. 4),
sollen wir Menschen es unser Leben lang auch tun (Str. 5,6).

B. Nutzanwendung für Herz und Leben. a) Liederverse: Nun danket alle Gott usw. Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren usw. b) Sprüche: Danket dem Herrn; denn er ist freundlich usw. Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat usw. W. D.

128. Gottes Auge.

Wilh. Hey. Noch 50 Fabeln für Kinder. Gotha. Anhang. S. 4.

Vöglein spielen in der Luft,
Blümlein geben süßen Duft,
Schmetterling schwebt leise fort,
Kuh und Schäflein weiden dort.

In dem Wald stehn Baum und Strauch,
springen Hirsch und Rehlein auch;
Gottes Auge sieht auf sie,
schützt und nährt sie spät und früh.

I. **Vorbereitung und Vortrag.** Wir treten an einem Sommertage hinaus in Gottes freie Natur. Alles lebt und webt um uns. Wir staunen, wie die Werke Gottes so groß, so schön, so zahlreich sind. Wir sehen, wie der „Vater aller Güte" für alle seine Geschöpfe sorgt. Was unser Gott erschaffen hat, das will er auch erhalten, darüber will er früh und spat mit seiner Güte walten. Wie Gottes allsehendes Auge mit Wohlgefallen auf allen seinen Geschöpfen ruht, wie er sie schützt und versorgt, das spricht der Dichter Hey in dem Gedichte aus: „Gottes Auge". Hört es!

II. **Vertiefung.** 1. Lagebild. Es ist ein heiterer Sommertag. Die Sonne scheint hell und warm; lind und leise weht die Luft. In der Luft spielen die Vöglein fröhlich gleich unschuldigen Kindlein. Lustig fliegen sie von Baum zu Baum, als ob sie sich haschen wollten, oder sie schwingen sich in die Höhe und lassen dabei ihre hellen Stimmen erklingen. Auf der Wiese blühen viele schöne Blumen und atmen süßen (wohlriechenden) Duft (Geruch) aus. Leise von Blume zu Blume schweben Schmetterlinge und naschen Tau und Honigsaft. Auf derselben Wiese weiden Kühe und Schafe und laben sich an Gras und Kraut. Im nahen Walde ragen laubreiche Bäume und Büsche auf. Dazwischen springen muntere Hirsche und Rehe fröhlich umher. Überall Leben, Ordnung und Schönheit. Wie die Sonne vom Himmel hernieder scheint, so schaut Gottes Auge auf alle seine Geschöpfe, gibt ihnen Speise und Trank früh und spat und bewahrt sie vor Schaden.

2. Hauptgedanke. Gott sorgt für alle seine Geschöpfe, und sie alle freuen sich ihres Lebens.

3. Verwandtes. a) „Was unser Gott erschaffen hat . . . . . Gnade walten." Psalm 145, 15. 16. (Schützt und nährt sie spät und früh.)

b) David im Kampfe mit Goliath. Daniel in der Löwengrube. Matth. 6, 26 ff. Elisa und der Ölkrug der Witwe.

c) „Gott ist, wo die Sonne glüht; Gott ist, wo das Veilchen blüht;
ist, wo jeder Vogel schlägt; ist, wo dieser Wurm sich regt;
ist kein Freund, kein Mensch bei dir, fürchte nichts, dein Gott ist hier."
(Gustav Dinter.)

III. **Verwertung.** A. Nutzanwendung für Herz und Leben. Sorge nicht ängstlich! denn Gott, der alle Geschöpfe ernährt, wird auch dich erhalten; vertraue vielmehr auf Gott! denn er verläßt dich nicht, sondern beschützt dich noch, wenn dich kein Mensch mehr schützen kann.

B. Rede- und Stilübungen. 1. Erzähle den Inhalt dieses Gedichts! 2. Schildere nach diesem Gedichte einen Sommertag! 3. Zeige am obigen und an dem Dinterschen Gedichte, wie Gott ein allgütiger und allgegenwärtiger Gott ist! G. Gräfe.

129. Des Kindes Engel.

Karl Ludwig Theodor Lieth. Gesangbuch für Schulen. Köln 1850. 1. Heft. S. 8.

1. Es geht durch alle Lande
ein Engel still umher;
kein Auge kann ihn sehen,
doch alles siehet er.
Der Himmel ist sein Vaterland,
vom lieben Gott ist er gesandt.

2. Er geht von Haus zu Hause,
und wo ein gutes Kind
bei Vater oder Mutter
im Kämmerlein sich find't,
da wohnt er gern und bleibet da
und ist dem Kindlein immer nah.

3. Er freut sich mit dem Kinde,
wenn's spielt so froh und fein:
er hilft ihm fleißig lernen
und stets gehorsam sein.
Das Kind befolgt's mit frohem Mut;
drum bleibt es auch so lieb, so gut.

4. Und geht das Kind zur Ruhe,
der Engel weichet nicht;
er hütet treu sein Bettchen
bis an das Morgenlicht.
Er weckt es auf mit stillem Kuß
zur Arbeit und zum Frohgenuß.

5. O holder Engel, führe
auch mich den Kindern zu,
die du so gern begleitest
bei Arbeit, Spiel und Ruh'!
Bei solchen Kindern lieb und fein,
da mag auch ich so gerne sein.

I. **Vorbereitung, Zielangabe und Gedichtsvortrag.** Der Engel Gabriel verkündigte der Jungfrau Maria die Geburt ihres göttlichen Sohnes. Ein Engel verkündete die Geburt des Weltheilandes den Hirten. Ein Engel mahnte Joseph zur Flucht nach Ägypten. Nach der Versuchung traten Engel zu Jesu und dienten ihm. Auch bei Jesu Auferstehung und Himmelfahrt erschienen Engel als Boten Gottes. Wie er, so hat jedes gute Kind seinen Engel. „Ihre Engel sehen allezeit das Angesicht eures Vaters im Himmel." Engel sind himmlische Boten, die Gottes Befehle ausrichten. „Sind sie nicht allzumal dienstbare Geister usw." Wie der Schutzengel für gute Kinder sorgt, das zeigt Liths Gedicht „Des Kindes Engel". Hört es!

II. **Vertiefung.** 1. Alle Lande = in allen Ländern; auch bei uns werden die guten Kinder von ihren Engeln beschützt. Vaterland, (Stammland, Heimatland) = der Engel ist vom Himmel gekommen. Von Haus zu Hause = in alle Häuser, nicht nur in die großen, prächtigen, sondern auch in die kleinen, ärmlichen (Kämmerlein). Gehorsam sein, wem? Den Eltern, dem Lehrer. Das Kind befolgt's mit frohem Mut = es beachtet willig und gern die Anweisungen des Engels zum frohen Spiele, zum fleißigen Lernen und zum Gehorsame. Feines Spiel = ohne Lärmen und Schreien und sonstige Unarten. Das Kind bleibt so lieb,

so gut; worin zeigt sich das? Es ist folgsam, freundlich, artig, fleißig. Der Engel weichet nicht = bleibt bei dem schlafenden Kinde, hütet treu sein Bettchen = beschützt das Kind vor jeder Gefahr während der Nacht. Daher heißt der Engel auch Schutzengel. Hier können Beispiele aus dem Leben eingeflochten werden, wo sich solcher Schutz bei Rettung von Kindern aus augenscheinlicher Gefahr gezeigt, z. B. die Erzählung vom Lämmergeier — Anni. Dr. Harnisch erzählte seinen Seminaristen gern zwei hierher gehörige Tatsachen. Einst sei das Kind des Weißenfelser Türmers von der Höhe des Stadtturmes auf einen zufällig unten befindlichen Ballen Werg gestürzt und trotz des furchtbaren Sturzes ohne Schaden davongekommen. Ein anderes Kind, das beim Baden in der Saale unvorsichtig gewesen war und infolgedessen unter das Wasserrad der Herrenmühle geriet, kam unversehrt davon, da es in eine Lücke des Wasserrades gelangte, die durch das Fehlen einer Schaufel entstanden war, welche zu ersetzen trotz wiederholter Mahnung des Besitzers der Mühle die Nachlässigkeit des Knappen bisher unterlassen hatte. — Er weckt es auf mit stillem Kuß = er läßt es heiter zur Arbeit und zum frohen Genießen der ihm zugedachten Freuden (Speise, Trank und Spiel) erwachen. — Holder Engel = weil er so freundlich ist.

2. Inhalt des Gedichts: Strophe 1 enthält die Beschreibung des Engels der Kinder. Wie? Woher? — Str. 2: Er sucht die guten Kinder auf, um bei ihnen zu bleiben. — Str. 3: Er nimmt teil am Spiel und an der Arbeit des Kindes; der Erfolg davon ist, das Kind bleibt lieb und gut. — Str. 4: Er bewacht das Kind während des Schlafes und weckt es zu neuer Arbeit, zu neuem Genusse. — Str. 5 endlich enthält die Bitte eines Kindes an den Engel, er wolle es zu solchen Kindern führen, bei denen es so gern weilt.

III. **Verwertung.** 1. Die Nutzanwendung liegt in der 5. Strophe. Mahnung an die Schüler: Seid fromm und gut, daß Gottes Engel bei euch einkehre, euch stets begleite und nimmer von euch weiche; dann werdet ihr wie das Jesuskind zunehmen an Alter, Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen!

2. Verwandtes. a) Spruch: Er wird seinen Engeln über dir Befehl tun usw.

b) Gebet: Mein Engel, weiche nicht, wenn ich mich schlafen lege, breit deine Flügel aus, daß sich kein Unfall rege; wehr auch das Böse ab, so mich im Traum anficht, daß rein die Seele bleib'! Mein Engel, weiche nicht! (K. Harms.)

c) Von den Engeln. (Gedicht von Löwenstein.)

d) Wiegenlied von Hiemer und

e) Wiegenlied von E. M. Arndt.

3. Sprechübungen und Stil. Gib an: a) wie der Engel ist (unsichtbar, still, treu);

b) was er tut (geht durch alle Lande; sieht alles, wohnt bei guten Kindern; bleibt da, ist dem Kindlein immer nahe; er freut sich mit dem

Kinde; hilft ihm lernen und gehorsam sein; er weichet nicht; er hütet das Bettchen und weckt das Kind auf);

c) wie das gute Kind ist (fleißig, gehorsam, lieb und gut)!

d) Versuche den Inhalt des schönen Gedichts frei wiederzugeben!

e) Auswendiglernen und Vortragen des Gedichtes. Erstes Kind Str. 1—4, zweites Kind Str. 5. Robert Schüler.

130. Ein Grab.

Karl Enslin. Lebensfrühling. 3. Aufl. Leipzig 1850. S. 91.

„Ei, grüß' dich Gott, lieb Schwesterlein!
Wo gehst du hin so ganz allein?"
„„Dort zu dem Hügel geh' ich hin,
will sehn, ob meine Röslein blühn!""
„Da geh' ich mit, bin gerne dort!
Gar schön ist's an dem stillen Ort."

Sie schreiten ernst und Hand in Hand
hin zu des Hügels Blumenrand.
Die roten Röslein festlich blühn,
die frommen Kinder schweigend knien.
In jedem Aug' ein Tränlein steht,
in jedem Herzen ein Gebet.
Die Tränen flossen still herab
auf eines guten Vaters Grab.
Und das Gebet? Es stieg hinauf,
Gott nahm es wohlgefällig auf.

I. **Vorbereitung.** Ein prachtvoller Junitag neigt sich seinem Ende zu. Dicht vor dem Städtchen, in das ich euch führe, liegt der Friedhof, von den Strahlen der Abendsonne beleuchtet. Feierliche Stille herrscht ringsumher. Da treffen sich soeben vor dem Eingange zur Ruhestätte der Toten zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, die von verschiedenen Seiten her dort angelangt sind.

Wer sie waren, was sie miteinander sprachen, und was dann weiter sich begab, das erzählt uns das folgende anmutige Gedichtchen.

II. **Vorlesen**, zunächst seitens des Lehrers, dann seitens eines Knaben oder eines Mädchens, vielleicht auch mit verteilten Rollen.

III. **Vertiefung.** 1. Ort der Handlung. Der Friedhof, ein stiller, trauter Ort*). Kurze Schilderung eines Friedhofes seitens des Lehrers.

2. Personen. Bruder und Schwester: vaterlos! Beide haben, wie überhaupt gute Geschwister, einander lieb und lieben und verehren auch noch über das Grab hinaus den Vater, dessen Schlummerstätte sie schmücken und oft gerne besuchen.

3. Der weitere Verlauf des Vorgangs selbst. Gruß und Frage des Bruders. Antwort der Schwester. (Hügel = Grabhügel.)

*) Anmerkung. Friedhof, urspr. Freithof = Hof um die Kirche, ein zu deren Schonung und Sicherheit eingefaßter Raum. Ferner „einfriedigen" (vom mhd. vriden = schützen, schonen) = mit einem Zaune umgeben. Daher der Name Friedhof, anderweit auch Kirchhof, Gottesacker genannt, und nicht zunächst daher, weil dort Friede (Ruhe) herrscht.

Entschluß und Versicherung des Bruders. Die Kinder gehen nun zum Grabe des Vaters: ernst und Hand in Hand. Was finden und was tun sie dort? Sie finden die Röslein blühend und knien dann schweigend nieder. Dabei füllt sich aber ihr Auge mit Tränen; denn die Erinnerung an den im Grabe schlummernden „guten" Vater, den ihnen der Tod so früh entrissen, bewegt ihr Inneres mächtig, und betend geloben sie Gott, in die Fußtapfen des teuern Entschlafenen treten zu wollen. Wie nahm Gott dies Gebet der Kinder auf?

IV. **Nutzanwendung für Herz und Leben.** A. „Siehe, wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig beieinander wohnen!" Ps. 133, 1. — „Meine Kindlein, liebet euch untereinander!" war Johannes' des Evangelisten beständiger Mahnruf an die Glieder der Ephesischen Gemeinde. Beherzigt auch ihr ihn! — Also: Geschwisterliebe! B. Glücklich die Kinder, denen Gott Vater und Mutter erhält! Wie übel sind oftmals die Waisen daran! So vergesset denn nicht, was das vierte Gebot den Kindern einschärft! Die noch Eltern haben, sollen ihnen ihre Liebe vergelten, ihr Glück zu erhöhen suchen. — „O lieb, solang du lieben kannst!" (Freiligrath.) Und die, welche Vater oder Mutter durch den Tod verloren haben, sollen ihnen ein freundliches Andenken bewahren. Ein ehrliches Begräbnis, ein anständiges Grab und ein einfaches Kreuz sei der letzte Dank für den reichen Segen, den das Kind von ihnen empfangen hat. „Ehre, liebes Kind, auch ihren letzten Willen und erhebe nie Streit über diesen, einerlei, was du durch solchen Streit gewinnen oder verlieren möchtest! Ehre dann endlich ihr Andenken für alle Zukunft, auf daß Kind und Kindeskinder erfahren, daß du gehalten hast das vierte Gebot, das Gebot der Kindesliebe, zum Segen deines Hauses und zur Ehre deiner Eltern, wie zu deiner eigenen Ehre!" — Franz Knauth.

131. Inschrift auf einem Kindergrabsteine.

Johann Andreas Rothe. Unverfälschter Liedersegen. Berlin 1851. S. 654.

(Für die Unterklasse der Volksschulen.)

I. **Vorbereitung.** Wir treten in ein Stübchen, dessen Fenster dicht verhängt sind. Dort sitzt ein Elternpaar am Krankenbette des einzigen, vierjährigen Töchterchens. Der Arzt hat dem Vater, einem würdigen Geistlichen, bereits mitgeteilt, die liebe Kleine sei nicht zu retten, und so sieht dieser denn mit Bangigkeit den letzten Augenblicken seines Lieblings entgegen. Die Mutter dagegen hofft noch immer auf die Wiedergenesung des herzigen Kindes. Um sie auf den bevorstehenden schmerzlichen Verlust vorzubereiten, wendet sich der Vater zu ihr und weist sie hin auf den lieben Gott, der jetzt allein noch helfen und vom Tode erretten könne. „Seiner Allmacht, Weisheit und Güte laß uns vertrauen," sprach er, „es gehe zum Leben oder zum Sterben! Was er tut, ist ja stets wohlgetan."

Allein die Mutter wies den Gedanken an den Tod ihres Kindes weit von sich, bis es bald darauf dennoch sanft entschlummerte. Ihr Schmerz war namenlos.

Der Vater jedoch, gefaßt und gottergeben, trat nahe an die kleine Leiche heran, und den Blick emporgerichtet sprach er, wie zum Gebete die Hände faltend:

„Wenn kleine Himmelserben
in ihrer Unschuld sterben,
so büßt man sie nicht ein:
sie werden nur dort oben
vom Vater aufgehoben,
damit sie unverloren sei'n." *)

Und wie er mit diesen Worten sich selbst reichen Trost zugesprochen, so war dies auch bei der Mutter der Fall, die ihre Tränen trocknete und, sichtlich ruhiger geworden, dem Vater dankbar die Hand drückte.

Als dann einige Tage später das Kind zur Erde bestattet war, ließen ihm die Eltern einen Denkstein auf seinem Grabe errichten, der jene Worte als Inschrift trug.

Laßt uns jetzt derselben näher treten.

II. **Vertiefung.** Der Dichter Klopstock ruft in einem schönen Kirchenliede aus: „Selig sind des Himmels Erben!" Er meint damit die frommen Menschen überhaupt. Von welchen Himmelserben redet aber unser Dichter? (Zeile 1 und 2.) Erinnert euch, daß der liebe Heiland zum öftern gesagt hat: „Solcher (der Kleinen) ist das Himmelreich!" (Matth. 19, 14.) Und was heißt das? Schon den Kindern gehört das Reich Gottes, in welchem die Menschen einst zur Seligkeit gelangen sollen. Darum säumen denn auch fromme Eltern nie, ihre Kinder schon früh durch die heilige Taufe dem Herrn Jesu darzubringen. (Vgl. Str. 2 des Rotheschen Liedes.) — Lies jetzt Zeile 2 noch einmal! — Unschuldig ist nun freilich niemand vor Gott. Die Unschuld der Kinder besteht darin, daß sie in zarter Jugend nicht wissentlich und mutwillig in Sünden leben, also wie Paulus (1. Kor. 14, 20) sagt: „Kinder (Anfänger) an der Bosheit" sind. — Was heißt etwas „einbüßen"? (Einbuße erleben) — (unverschuldet) leiden müssen, daß man um ein Gut kommt, oder: „unbeteiligt sein an der Verursachung des Verlustes".

Wenden wir dies auf den vorliegenden Fall an! — Es war lediglich Gottes Fügung, daß die Kleine starb. Und so rafft der Tod viele Kinder dahin, welche die Freude ihrer Eltern waren und nun anscheinend ihnen verloren gehen. In Wahrheit aber „werden sie nur dort oben usw." Wo ist das? Jener Ort „in der Höhe" ist gemeint, der in der heiligen Schrift stets als derjenige bezeichnet wird, an welchem Gott in seinem Heiligtume wohnt. (Jes. 57, 15.) Was heißt „etwas aufheben", sinnverwandt mit „aufbewahren"? Übereinstimmend: „machen, daß etwas nicht verloren gehe." Was indes aufgehoben werden

*) Dies ist die erste Strophe des schönen, vielgebrauchten Kirchenliedes von Rothe, Pfarrer in Berthelsdorf (1722—1737). Er hatte dieses Lied beim Verlust eines Töchterleins gedichtet. Die übrigen Strophen siehe am angeführten Orte!

soll, soll vorhanden bleiben zu künftigem Gebrauche usw. und wird eben zu diesem Zwecke von einem Orte an den andern gebracht. — Für wen sollen die kleinen Himmelserben unverloren sein? Was wird dereinst stattfinden? (Die Wiedervereinigung.) Zusammenfassung des Inhalts: Wenn Kinder, noch unbefleckt von der Sünde, sterben, so gehen sie den Eltern nicht für immer verloren, vielmehr werden sie von Gott in des Himmels Seligkeit aufgenommen, damit sie dort aufbewahrt bleiben für den Tag des Wiedersehens und der Wiedervereinigung.

III. **Verwertung.** (Für den Religionsunterricht.) Welche tröstvolle Wahrheit ist doch in diesen Worten ausgesprochen! — Wir brauchen in der Tat uns nicht zu sehr dem Schmerze über den Verlust der oft so früh durch den Tod uns entrissenen lieben Kleinen hinzugeben und noch weniger um ihr selbsteignes Geschick besorgt zu sein. Nicht bloß den Engeln Gottes (Matth. 18, 10), sondern auch Christo, dem großen Kinderfreunde, der den Kindern zuliebe selbst ein Kind ward, ganz besonders teuer und wert, haben sie droben teil an der Himmels Wonne und Seligkeit*). Dereinst aber werden sie uns wiedergegeben werden, dort, wo keine Trennung mehr sein wird. Sorget, daß auch ihr, wenn früher oder später euer Sterbestündlein schlägt, eingehen dürft zu unsers Herrn Jesu ewiger, seliger Freude! Franz Knauth.

132. Das Tränenkrüglein.

Ludw. Bechstein. Märchenbuch. Leipzig 1874. 29. Aufl. S. 110.

(Für die Bedürfnisse der einklassigen Volksschule ausführlich in Frage und Antwort bearbeitet.)

I. **Vorbereitung zur Stoffgewinnung.** Warum hast du vorige Woche einen Tag die Schule versäumt? Ich war krank. — Was für eine Krankheit hast du doch gehabt? Kopfschmerzen. — Ist Kopfschmerz wirklich eine Krankheit? Ja! — Was für eine Krankheit war es aber nur, da sie so schnell vorüber ging und nicht gefährlich war? Eine leichte, kleine, geringe. — Als vorigen Winter Masern, Scharlach, Diphtheritis (Bräune) im Orte waren, kamen eine Zeitlang nur noch 20 Kinder in die Schule, wieviel waren von euch krank? — Wißt ihr wohl noch, welche Kinder (auch kleinere, die noch nicht in die Schule gingen) damals gestorben sind? — Wenn wir den Kopfschmerz eine kleine Krankheit nannten, wie werden wir Masern, Scharlach, Diphtheritis nennen müssen? Eine große Krankheit. — Warum sind Scharlach, Diphtheritis usw. große, schwere, gefährliche Krankheiten? Viele werden davon ergriffen und sterben. — Als diese große, gefährliche Krankheit euch erfaßt hatte, mußtet ihr im Bette liegen. Wer hat euch da die Betten zurecht gerückt, Wasser zum Trin-

*) Anmerkung für den Lehrer. Es gilt von ihnen das Wort des großen Augustinus: „O parvuli beati, nondum tentati, nondum luctati, iam coronati:“ „Selig seid ihr lieben Kleinen, die ihr noch nicht versucht, noch nicht durch schwere Lebenskämpfe angefochten, nach kurzem Erdenleben schon im Himmel gekrönt seid mit der Krone des ewigen Lebens!“

ken gebracht, den Schweiß von der Stirn gewischt, Arznei gereicht? Die Mutter. — Warum hat die Mutter dir Arznei gereicht? Sollte mir helfen. — Kann Arzt und Arznei jedem Kranken helfen? Nein. — Einer kann aber immer helfen, wer ist das? Der liebe Gott. — Was tut darum eine fromme Mutter auch, wenn das Kind so krank ist? Sie betet. — Der liebe Gott hat deiner Mutter Gebet erhört, ihr beigestanden in der Pflege und in die Arznei die heilende Kraft gelegt, daß du der großen Krankheit entronnen und wieder gesund geworden bist. Dank es ihm und deiner Mutter! Ich habe erlebt, daß ein kleiner Knabe Montags noch in der Schule war, Dienstag wurde er krank, und Mittwoch früh war er tot. Donnerstag starb wieder ein Kind, Freitag starben zwei, so ging das fort. Immer heftiger wurde die Bräune. Es war, als wollte sie alle Kinder erwürgen, töten. Wie ein wildes Tier, das in Wut geraten ist, alles um sich her umbringt, so wütete die Krankheit. Was meine ich, wenn ich sage: Die Krankheit wütete? — Wenn wir die kleinen Särge nach dem Gottesacker begleiteten, dann weinten die Angehörigen des gestorbenen Kindes; wer von allen hat wohl am meisten geweint? Die Mutter. — Wie muß der Schmerz der Mutter wohl gewesen sein? Sehr groß. — Ja, der Schmerz, den solche Mutter fühlt, ist so groß, daß man es gar nicht beschreiben, sagen, aussprechen kann; der Schmerz ist unaussprechlich, mit keinem Namen zu benennen, namenlos und gewaltig. Wie können wir den Schmerz einer Mutter nennen? Unaussprechlich, namenlos, gewaltig. — Ein Kind, das jetzt weint, lacht in der nächsten Minute wohl schon wieder; tut eine solche Mutter das auch? Nein, sie weint immerfort (fortwährend). — Wie muß die Mutter von dem gewaltigen Schmerze und dem fortwährenden Weinen zuletzt werden? Müde, matt, krank. — Was macht sie müde und matt? Die Tränen und der Schmerz. — Ich könnte solche Mutter auch tränenmüde und schmerzensmatt nennen; warum könnte ich das? Weil die Tränen sie müde, die Schmerzen sie matt gemacht haben. — Zuletzt kann sie dann so matt und schwach werden, daß sie nicht mehr gehen und stehen kann. Sie hört und sieht nichts, hat auch keine Gedanken mehr, fällt um und liegt wie tot da. Weil sie so ganz ohne Kräfte, ohne Macht ist, sagen wir: Sie ist ohnmächtig geworden. Wann sagen wir: Die Mutter ist in Ohnmacht gefallen? — Die Mutter pflegt das Kind Tag und Nacht; wenn es stirbt, weint sie sich krank in gewaltigem Schmerze; warum denn das alles? Weil sie das Kind so sehr lieb hat, von ganzem Herzen, und es bei sich behalten will. — Wohin kommt denn ein frommes Kind, wenn es gestorben ist? In den Himmel zum lieben Gott. — Da gibt es keine Krankheiten, keine Schmerzen, keine Tränen mehr. Dort ist nur Freude und Seligkeit. Eines unschuldigen, frommen Kindes Angesicht wird dort immer fröhlich lächeln, wird so heiter, herrlich, verklärt aussehen, daß die Augen leuchten und jeder sieht, daß das Kind selig und glücklich ist. Der liebe Gott hat ja das fromme Kind auch unaussprechlich lieb. Er hat es zu sich in den Himmel genommen, damit es gut bewahrt sei vor Sünde und Unglück, bewahrt und aufgehoben, damit die Mutter es wiederfinde. Wann wird die Mutter das Kind, das Gott ihr aufgehoben hat, wieder-

bekommen? Wenn sie stirbt und auch in den Himmel kommt. — Woran soll die Mutter immer denken, damit sie nicht gar zu sehr weine? Daß Gott ihr Kind genommen, und daß er es ihr wiedergeben werde.

II. **Unmittelbare Darbietung.** Der Lehrer liest, ohne die Kinder das Buch aufschlagen zu lassen:

Es war einmal eine Mutter und ein Kind, und die Mutter hatte das Kind, ihr einziges, lieb von ganzem Herzen und konnte ohne das Kind nicht leben und nicht sein. Aber da sandte der Herr eine große Krankheit, die wütete unter den Kindern und erfaßte auch jenes Kind, daß es auf sein Lager sank und zum Tode erkrankte. Drei Tage und drei Nächte wachte, weinte und betete die Mutter bei ihrem geliebten Kinde, aber es starb. Da erfaßte die Mutter, die nun allein war auf der ganzen Gotteserde, ein gewaltiger und namenloser Schmerz, und sie aß nicht und trank nicht und weinte und weinte und weinte wieder drei Tage und drei Nächte lang ohne Aufhören und rief nach ihrem Kinde. Wie sie nun so voll tiefen Leides in der dritten Nacht saß an der Stelle, wo ihr Kind gestorben war, tränenmüde und schmerzensmatt bis zur Ohnmacht, da ging leise die Tür auf, und die Mutter schrak zusammen, denn vor ihr stand ihr gestorbenes Kind. Das war ein seliges Englein geworden und lächelte süß wie die Unschuld und schön wie in Verklärung. Es trug aber in seinen Händen ein Krüglein, das war schier übervoll. Und das Kind sprach: „O, lieb Mütterlein, weine nicht mehr um mich! Siehe! in diesem Krüglein sind deine Tränen, die du um mich vergossen hast; der Engel der Trauer hat sie in dieses Gefäß gesammelt. Wenn du nur noch eine Träne um mich weinest, so wird das Krüglein überfließen, und ich werde dann keine Ruhe haben im Grabe und keine Seligkeit im Himmel. Darum, o lieb Mütterlein, weine nicht mehr um dein Kind; denn dein Kind ist wohl aufgehoben, ist glücklich, und Engel sind seine Gespielen." Damit verschwand das tote Kind, und die Mutter weinte hinfort keine Träne mehr, um des Kindes Grabesruhe und Himmelsfrieden nicht zu stören.

NB. Ein Musterstück wie dieses darf in seiner Gesamtwirkung nicht beeinträchtigt werden; darum sind die zum annähernden Verständnis notwendigen Erklärungen in der Vorbereitung gegeben worden. Wenn es möglich ist, schließe man die Unterrichtsstunde nach dem Vorlesen. Es liegt ein Segen darin, wenn das Kind den ersten Eindruck voll und ganz mit nach Hause nimmt und im Dämmerscheine selbst zu lösen sucht, was es Rätselhaftes und Wunderbares ahnt. Am folgenden Tage lesen die Kinder das Märchen. Der Ton verrät, wo es am Verständnis mangelt, und nun werden die umschreibenden Erklärungen der Vorbereitung wiederholt und befestigt, auch sind noch neue hinzuzufügen, z. B. Krüglein, Grabesruhe, Himmelsfrieden usw.

III. **Vertiefung.** Ein einziges Kind, ohne das die Mutter nicht leben und nicht sein kann. Das Kind ist ihr Abgott. Sie soll aber Gott über alle Dinge lieben, also auch mehr als ihr Kind.

Der Herr sandte die Krankheit. „Ist auch ein Unglück in der Stadt, das der Herr nicht tue?" Er erhört das Gebet der Mutter nicht, weil sie um jeden Preis ihr Kind bei sich behalten will. Hätte sie ihrem Kinde das Gebet gelehrt gehabt:

„Ach, lieber Gott, ich bitte dich,
ein frommes Kind laß werden mich!

Und wenn ich dieses nicht sollt' werden *),
so nimm mich lieber von der Erden!
Nimm mich auf in dein Himmelreich
und mache mich den Engeln gleich"

so würde sie auch verstanden haben, weshalb Gott sie nicht erhört und ihr Kind zu sich genommen hatte, würde es auch nicht durch unaufhörliches Rufen auf die Erde zurückzuzwingen versucht, sondern in frommer Ergebung Trost gefunden haben.

Die Liebe zum Kinde, das sie selig wissen will, bringt sie zum Gottvertrauen und zum Glauben an die Liebe Gottes zurück. In Liebe und Glauben wird sie stärker als der gewaltige Schmerz: sie weint keine einzige Träne mehr. Hätte sie in Trotz und Verzweiflung, in eigen- und selbstsüchtiger Liebe weiter geweint, so hätte sie ihre Seligkeit verscherzt und damit auch den Himmelsfrieden ihres Kindes gestört, das sich nicht selig fühlen kann, wenn es sieht, daß sich die geliebte Mutter in Unglauben und Vertrauenslosigkeit um die ewige Seligkeit bringt.

IV. **Verwertung.** 1. Mahnung: Ihr sollt nicht traurig sein wie die andern, die keine Hoffnung haben! Alles gut, was Gott tut. Was der Vater tut, muß den Kindern gefallen. Leben und Tod, beide von Gott. Gottes Wille hat kein Warum.

2. Bekanntes und Verwandtes. a) Der Jüngling zu Nain war der einzige Sohn seiner Mutter, die auch eine Witwe war. Der Herr spricht: „Weine nicht!" und gibt ihr den Sohn wieder.

b) „Laß keine Träne auf die Leiche fallen, sonst hat der Tote keine Ruhe im Grabe!" sagen die Leute in manchen Gegenden.

c) Wenn kleine Himmelserben usw. S. Nr. 131!

J. Ziesenitz.

133. I. Der große Kohlkopf.

Christoph v. Schmid. Kurze Erzählungen. München 1872. S. 30.

Zwei Handwerksburschen, Joseph und Benedikt, gingen einst an dem Krautgarten eines Dorfes vorbei. „Sieh doch," sagte Joseph, „was das für große Krautköpfe sind!" Denn so nannte er die Kohlköpfe.[1]) „Ei", sagte Benedikt, der gern prahlte,[2]) „die sind gar nicht groß. Auf meiner Wanderschaft habe ich einmal einen Krautkopf gesehen, der war viel größer als das Pfarrhaus dort". Joseph, der ein Kupferschmied war, sprach hierauf: „Das will viel sagen.[3]) Indes habe ich einmal einen Kessel machen helfen, der war so groß wie die Kirche."

„Aber um des Himmels willen",[4]) rief Benedikt, „wozu hatte man denn einen so großen Kessel nötig?"

Joseph sagte: „Man wollte deinen großen Kohlkopf darin sieden."[5])

Benedikt sagte beschämt: „Nun seh' ich erst, wo das hinaus will.[6]) Du hältst es sonst immer mit der Wahrheit[7]) und hast jetzt nur so geredet,[8]) um meine prahlerische Lüge lächerlich zu machen. Ich muß mir dies gefallen lassen. Denn —

Wer unverschämt mit Lügen prahlt,
der wird mit gleicher Münz' bezahlt."[9])

*) Warum lag bei diesem Kinde die Gefahr, kein frommes Kind zu werden, sehr nahe? Die blinde Liebe der Mutter hätte das Kind verziehen können.

I. **Vorbereitung und dann Vorlesen.** Es war Spätherbst. Ein stiller, warmer und heiterer Herbsttag voll Sonnenschein erfreute jung und alt. Hunderttausende weiße, bald feinere, bald dickere Spinnenfäden zogen still durch die Luft und hingen sich an die Bäume der Straßen und an die Kleider und Hüte der Wanderer. Da gingen zwei Handwerksburschen in einer fruchtbaren Aue an dem Krautgarten (Gemüsegarten) eines Dorfes vorbei. Sie führten dabei das folgende lustige Gespräch: (Vorlesen!)

1) Krauthäupte, Krautheete, Weißkraut. 2) groß tat, aufschnitt, übertrieb. 3) Das ist etwas Großes, Seltsames, Staunenswertes. 4) Ausruf der Verwunderung. 5) kochen, z. B. gesottene Eier, Salz sieden. 6) Nun merke ich erst, was du damit sagen willst. 7) Du liebst und sprichst die Wahrheit. 8) Du hast die Erzählung vom großen Kessel nur erfunden. 9) mit noch größeren Lügen bezahlt (übertrumpft, überboten).

II. **Vertiefung.**

1. Gliederung des Inhalts.
   a) Zwei Handwerksburschen kommen an einem Krautgarten vorüber. Joseph wundert sich über die großen Kohlköpfe.
   b) Der prahlerische Benedikt will einen noch viel größeren Kohlkopf gesehen haben.
   c) Joseph stellt sich, als ob er die Lüge glaube, und überbietet sie durch eine noch unglaublichere Erzählung.
   d) Benedikt wird beschämt und gebessert.

2. Entwickelung des Hauptgedankens. Lügner, Prahlhänse und Aufschneider muß man mit ihren eigenen Waffen schlagen, mit ihrem eigenen Stocke treffen, mit ihrem eigenen Maße messen und ihnen ihre Lügen mit gleicher oder größerer Münze heimzahlen.

III. **Verwertung.** 1. Das Lügen im Sprichwort. Er kann lügen, daß sich die Balken biegen. Zu grober Lüge soll man pfeifen. Lügen haben kurze Beine. Der Lügner fängt sich selbst in seiner Lüge. Aus der Ferne ist gut lügen. Wer lügen will, mag Wunder sehen. Prahler sind ihrer Torheit Maler. Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, und wenn er gleich die Wahrheit spricht.

2. Rede- und Stilübungen. Nachbildung. Der große Hahn. Benedikt prahlt von einem großen Haushahne, den er auf einem Bauernhofe gesehen und der größer gewesen sei als ein Storch. Joseph, ein Zimmermann, erzählt: Auf demselben Bauernhofe bauten wir einst ein Bretterhaus, zu dem wir ein ganzes Schock Bretter brauchten. Es wurde 5 m hoch, 5 m lang und 5 m breit. Was meinst du, wozu das Haus dienen sollte? Weiß nicht. Nun zu einem Stalle für deinen großen Hahn.

II. Der Bauer und sein Sohn.

Chr. Fürchtegott Gellert. Fabeln und Erzählungen. Berlin, Hempelsche Ausg. 1, S. 79.

Ein guter, dummer Bauernknabe, den Junker Hans einst mit auf Reisen nahm, und der trotz seinem Herrn mit einer guten Gabe, recht dreist zu lügen, wiederkam, ging kurz nach der vollbrachten Reise mit seinem Vater über Land. Fritz, der im Gehn recht Zeit zum Lügen fand, log auf die unverschämt'ste

Weise. Zu seinem Unglück kam ein großer Hund gerannt. „Ja, Vater," rief der unverschämte Knabe, „ihr mögt mir's glauben oder nicht, so sag' ich's euch und jedem ins Gesicht, daß ich einst einen Hund — bei Haag gesehen habe, hart an dem Weg, wo man nach Frankreich fährt, der — ja ich bin nicht ehrenwert, wenn er nicht größer war als euer größtes Pferd."

„Das," sprach der Vater, „nimmt mich wunder, wiewohl ein jeder Ort läßt Wunderdinge sehn. Wir zum Exempel gehn jetzunder und werden keine Stunde gehn, so wirst du eine Brücke sehn (wir müssen selbst darüber gehn), die hat dir manchen schon betrogen; denn überhaupt soll's dort gar nicht zu richtig sein; auf dieser Brücke liegt ein Stein, an den stößt man, wenn man denselben Tag gelogen, und fällt — und bricht sogleich das Bein."

Der Bub' erschrak, sobald er dies vernommen. „Ach," sprach er, „laust doch nicht so sehr! Doch wieder auf den Hund zu kommen! Wie groß, sagt' ich, daß er gewesen wär'? Wie euer großes Pferd? Dazu will viel gehören. Der Hund, jetzt fällt mir's ein, war erst ein halbes Jahr; allein, das wollt' ich wohl beschwören, daß er so groß als mancher Ochse war."

Sie gingen noch ein gutes Stücke, doch Fritzen schlug das Herz. Wie konnt' es anders sein? Denn niemand bricht doch gern ein Bein. Er sah nunmehr die richterische Brücke und fühlte schon den Beinbruch halb. „Ja, Vater", fing er an, „der Hund, von dem ich red'te, war groß, und wenn ich ihn auch was vergrößert hätte, so war er doch viel größer als ein Kalb."

Die Brücke kommt; Fritz, Fritz, wie wird dir's gehen! Der Vater geht voran, doch Fritz hält ihn geschwind. „Ach, Vater!" spricht er, „seid kein Kind und glaubt, daß ich dergleichen Hund gesehen! Denn kurz und gut, eh' wir darüber gehn: der Hund war nur so groß, wie alle Hunde sind."

Vergleichung der Erzählungen I. und II: A. Was ist ähnlich?

a) In beiden Erzählungen lügen junge Menschen, die auf Reisen oder in der Fremde gewesen sind, auf die unverschämteste Weise. Sie schneiden auf. Sie prahlen.

b) Die Lügner werden hier wie dort durch eine noch weit größere Lüge (Aufschneiderei) zur Kenntnis ihrer Lügen gebracht.

c) Sie nehmen schließlich beschämt ihre Lügen zurück.

B. Welche Unterschiede finden sich in den beiden Erzählungen?

R. D.

134. Die Rübe.

Christoph v. Schmid. Gesammelte Schriften. XVI. Bd. 3. Aufl. München 1876. S. 38.

Ein armer Tagelöhner hatte in seinem Garten eine ungemein große Rübe gezogen, über die sich jedermann verwunderte. „Ich will sie unserm gnädigen Herrn verehren," sagte er, „denn es freut ihn, wenn man Feld und Garten wohl bestellt." Er trug die Rübe in das Schloß. Der Herr des Schlosses lobte den Fleiß und den guten Willen des Mannes und schenkte ihm drei Dukaten.

Ein Bauer im Dorfe, der sehr reich und sehr geizig war, hörte das und sprach: „Jetzt verehre ich dem gnädigen Herrn auf der Stelle mein großes Kalb. Gibt er für eine lumpichte Rübe schon drei Goldstücke, wieviel mehr werde ich erst für ein so schönes Kalb bekommen!" Er führte das Kalb an einem Stricke in das Schloß und bat den gnädigen Herrn, es zum Geschenke anzunehmen. Der Herr merkte wohl, warum sich der geizige Bauer so freigebig anstellte, und sagte, er wolle das Kalb nicht. Allein der Bauer fuhr fort zu bitten, die geringe Gabe doch nicht zu verschmähen. Endlich sprach der kluge Herr: „Nun wohl! weil ihr mich denn dazu zwingt, so nehme ich das Geschenk an. Da ihr aber so besonders freigebig gegen mich seid, so darf ich mich auch

nicht karg finden lassen. Ich will euch daher ein Gegengeschenk machen, das mich wohl zwei- bis dreimal mehr kostet, als euer Kalb wert ist." Und mit diesen Worten gab er dem erstaunten und erschrockenen Bauer — die ihm wohlbekannte große Rübe.

Ein edles Herz erwirbt sich Lohn,
versteckter Eigennutz nur Hohn.

I. **Vorbereitung.** Es ist noch nicht sechzig Jahre her, da war der Besitzer des Ritterguts in einem Dorfe zugleich auch der Erb-, Lehn- und Gerichtsherr, Kirchen- und Schulpatron sowie „Polizeigewalt für alle Insassen des Dorfes". Er ward gewöhnlich kurzweg „der gnädige Herr" genannt und herrschte über alle Dorfbewohner wie ein Fürst über seine Untertanen. In einem Dorfe nun, wo auch ein „gnädiger Herr" wohnte, saßen an einem schönen Herbstabende die Nachbarn und Freunde unter der großen Dorflinde und plauderten miteinander. Der Tagelöhner N. erzählte, daß er eine wahre Riesenrübe in seinem Garten gebaut und sie dem gnädigen Herrn verehrt habe. Zum Danke dafür habe er von demselben drei Dukaten (Goldstücke à 10 ℳ) erhalten. Dies hörte der geizige Bauer X., und er nahm sich vor, sogleich morgen früh sich aufzumachen und dem gnädigen Herrn sein auffallend großes Kalb zu schenken. Welchen Erfolg er mit seinem selbstsüchtigen Geschenk hatte, das erzählt uns der Jugendfreund Christoph v. Schmid, von dem ihr schon so manche schöne Erzählung gehört habt. Nun so merkt auf! (Vorlesen der Erzählung durch den Lehrer.)

II. **Vermittlung.** Was für eine Rübe mag dies gewesen sein? Worüber verwunderte sich jedermann? Warum wollte der Tagelöhner die Rübe dem „gnädigen Herrn" schenken und verehren? — Aus welchem Grunde ferner noch? Um seiner Hochachtung Ausdruck zu geben. Wie war der Schloßherr gegen den Tagelöhner? Worüber lobte er ihn? Was ist ein Schloß? Was wird außerdem noch mit diesem Worte bezeichnet? Wieviel galt ein Dukaten? (1 Krone = 10 ℳ.) Wie hingegen war der Bauer? Aus welchem Grunde wollte er dem Herrn vom Schlosse sein großes Kalb schenken? Welche Worte bezeugen dies? Was ist lumpicht? Was merkte der Schloßherr sofort? Wie war er gegen den Bauer? Aus welchen Worten erhellt, daß der Bauer ein Heuchler war? Wie handelte nun der Herr? Wer ist karg? Wie war das Gegengeschenk für den Herrn? Wie für den Bauer? Worüber war der Bauer so erschrocken? über die Enttäuschung.

III. **Vertiefung.** 1. Schauplatz der Handlung. Die große Halle in dem Schlosse, in welcher der „gnädige Herr" mit seinen Dorfinsassen zu verhandeln pflegte, und die an sein Privatzimmer stieß, aus welchem er bei der Unterredung mit dem Bauer schließlich die wohlbekannte große Rübe holte.

2. Eigenschaften der handelnden Personen. a) Der Schloßherr war erfreut, freundlich, erkenntlich, freigebig, dankbar gegen den Tagelöhner — und klug, listig, nicht wohlwollend und schalkhaft gegen den Bauer. b) Der Tagelöhner war arm, fleißig und sorgsam, redlich

und ehrlich, dankbar und erfreut. c) Der Bauer war reich, geizig und filzig, habsüchtig und eigennützig, heuchlerisch und enttäuscht.

3. Gliederung des Inhalts. a) Das Geschenk des Tagelöhners und dessen edle Gesinnung. b) Das Verhalten des Schloßherrn gegen den Tagelöhner. c) Das Geschenk des Bauern und seine unedle Gesinnung. d) Das Verhalten des Schloßherrn gegen den eigennützigen Bauer.

4. Verwandtes. Die beiden Äxte (Fabel von Meißner). Sprichwort: Die Wurst nach dem Schinken oder der Speckseite werfen.

IV. **Verwertung.** 1. Mahnung: Sei ehrlich und redlich (wie der Tagelöhner)! Sei freundlich, wohlwollend und erkenntlich, aber auch weltklug (wie der Schloßherr)! Seid klug wie die Schlangen, doch ohne Falsch wie die Tauben! Seid nicht geizig, habsüchtig, eigennützig und heuchlerisch (wie der Bauer)!

2. Rede- und Stilübungen. Vergleiche diese Erzählung mit der Fabel von Meißner: Die Äxte. (Siehe Nr. 76!) R. D.

135. Das Lied vom Auge.

J. F. Castelli. Gedichte. Berlin 1835. III, S. 209. (Gekürzt.)

1. Es sind zwei kleine Fensterlein
in einem großen Haus,
da schaut die ganze Welt hinein,
die ganze Welt heraus.

2. Ein Maler sitzet immer dort,
kennt seine Kunst genau,
malt alle Dinge fort und fort
weiß, schwarz, rot, grün und blau.

3. Ein Zaubrer ist's, ich sag' es kühn;
denn alles, was der Schoß
der Erde faßt, das malt er hin
aufs Fleckchen linsengroß.

4. Auch was der Hausherr denkt und fleht,
malt er ans Fenster an,
daß jeder, der vorübergeht,
es deutlich sehen kann.

5. Und freut der Herr vom Hause sich,
und nimmt der Schmerz ihn ein,
so zeigen öfters Perlen sich
an beiden Fensterlein.

6. Ist schönes Wetter, gute Zeit,
da sind sie hell und lieb;
doch wenn es stürmet, fröstelt, schneit,
da werden sie gar trüb.

7. Und geht der Hausherr einst zur Ruh',
nicht braucht er dann ein Licht,
da schlägt der Tod die Laden*) zu,
und ach! — das Fenster — bricht.

I. **Vermittlung.** (Ausführlich in Frage und Antwort bearbeitet.) Str. 1. Das Gedicht beginnt ähnlich einem Rätsel mit den Worten: „Es sind zwei kleine Fensterlein". Stellen wir aber die Überschrift des Gedichts mit dem ersten Verse zusammen, so wird es uns sofort klar, daß der Dichter einen Vergleich unserer beiden Augen mit zwei kleinen Fenstern anstellt. Was sind also die zwei kleinen Fensterlein? Und was das große Haus? Der Kopf, der Leib des Menschen. Fenster aber sind durchsichtig, man kann von außen hinein und von innen heraus schauen. Wer schaut hinein? Wer schaut heraus? Die ganze Welt. Was bezeichnet der Dichter mit der ganzen Welt zum erstenmal? Alle Dinge und Wesen unserer äußern Umgebung. Was aber meint er „mit der ganzen Welt" zum

*) Im Original: Die Balken.

zweitenmal? Unsern Geist, unsere Seele. In unserm Innern ist auch eine ganze Welt von Gedanken, Empfindungen, Gefühlen und Begehrungen, und diese schauen aus den Augen heraus.

Str. 2. Wer ist denn der Maler in dem großen Hause? Der Geist, der Verstand des Menschen, der allerhand Bilder malt. Kann dein Geist auch schon solche Bilder malen? Gebt acht, Kinder, ich werde von eurem Geiste jetzt einige Bilder malen lassen. (Der Lehrer zeigt einen Apfel, eine Kartoffel und einen Ball vor und nimmt sie der Reihe nach wieder weg.) Nun habt ihr ein jeder in eurem Geiste euch drei Bilder gemalt. Was steht jetzt klar vor eurer Seele? Das Bild eines Apfels, einer Kartoffel und eines Balles. Ist es denn ein wirkliches Bild mit Bleistift oder Kreide gemalt? Nein, es ist ein von meiner Seele gemaltes, ein mit meinem Geiste aufgefaßtes Bild, es ist eine Vorstellung. Wie lange währen diese Bilder in unserer Seele? Meist bis zum Tode. Wann malt ihr solche Bilder? Täglich, stündlich; fort und fort unser ganzes Leben lang. Auch die Farben malt unser Geist mit. Wie sieht das Bild von der Preußenfahne in eurem Geiste aus? Wie das des Feuers, das der Bäume, das des Himmels?

Str. 3. Ein Zaubrer ist's. Wer ist ein Zaubrer? Das Auge (im weitesten Sinne: Gott, der Schöpfer des Auges) malt alles, was der Schoß der Erde faßt; also welche Dinge? Alle irdischen Dinge durch die linsengroße Pupille auf die Netzhaut unseres Auges. Was tun alle Dinge und Wesen unserer Umgebung in unserm Auge? Sie spiegeln sich ab.

Str. 4. Alles, was der Hausherr *denkt*, alles, was man sich vorstellt, was erregt dies in unserer Seele? Empfindungen, Gefühle. Und was diese wieder? Begehrungen (was er *fleht*). Diese alle malt der Zauberer an die Fenster an. Hast du schon einmal in die Augen deiner Mutter geblickt, wenn du recht getan hattest und vor ihr standest? Was blickte da aus ihren Augen heraus? Freude und Liebe. Was wird wohl aus den Augen Kains zu lesen gewesen sein, als er die Keule erhob wider seinen Bruder? Zorn und Wut. Und was aus den Augen Evas, als sie nach den Früchten auf dem Baume der Erkenntnis blickte? Lüsternheit, Begierde. Das alles kann man deutlich aus den Augen der Menschen lesen.

Str. 5. Ist aber die Freude oder der Schmerz des Menschen sehr groß, was zeigt sich dann in seinen Augen? Tränen, Zähren. Nur der Mensch kann Freudentränen, noch öfters aber Schmerzenstränen vergießen. Nur der Mensch allein kann weinen.

Str. 6. Wann ist denn *schönes Wetter* und *gute Zeit* in unserm Herzen? Wenn darinnen Glück, Freude und Zufriedenheit wohnen. Wie blicken dann die Augen? *Hell* und *lieb*. Was aber bewegt das Herz, wenn's drinnen *stürmt*? Zorn, Wut, Rache, Reue. Was, wenn es *frö-stelt*? Haß, Neid, Mißgunst. Was, wenn es *schneit*? Harm, Kummer, Angst, bange Sorge. Und wie sind davon die Fensterlein, die Augen? Gar *trüb*, verweint, glanzlos.

Str. 7. Geht der Hausherr zur Ruh', so braucht er ein Licht; nicht so die Seele, wenn sie zur ewigen Ruhe eingeht. Was macht dann der Tod? Er schlägt die Laden, die Fensterladen zu. Und was macht das Fenster? Es bricht. So drückt auch der Tod die Augenlider zu, und das Auge bricht, es wird starr, glanz- und leblos — der Mensch ist tot.

II. **Verwertung.** Vergleichung mit dem Gedichte: „Mutter und Kind" von Theophil Bittkow (Waldvöglein, Berlin 1855).

Kind:	Mutter:
Bitte, sag mir, liebe Mutter,	Augen sind der Seele Fenster,
was ich wissen möcht' so gern:	sind des Leibes schönste Zier:
Warum seh' ich doch mein Bildnis	weil ich nun im Herz dich trage,
stets in deinem Augenstern?	schaust du aus der Seele mir.

In beiden Gedichten wird gesagt, daß sich die uns umgebenden Wesen und Dinge in unsern Augensternen abspiegeln, daß die Augen die Fenster der Seele sind, und daß alles das, was wir im Herzen tragen, uns wieder aus der Seele schaut. Das Auge ist ein Spiegel für die äußere Welt, aber das Auge ist auch ein Spiegel für unsere Seele. Dort sind's wirkliche Dinge, die sich abbilden, hier nur Empfindungen, Gefühle und Begehrungen, die aus dem Blicke zu erraten sind, und die sich in den Augen abspiegeln. — In dem letzteren Gedichte allein wird gesagt, daß der Knabe sein hundertfach verkleinertes Bild in dem Mutterauge erblickt, daß die Augen des Leibes schönste Zier sind, und daß der Knabe darum sein Bildnis in der Mutter Auge erblickt, weil sie ihn im Herzen trägt. Dies ist jedoch ein Trugschluß, da die wirklichen Bilder im Auge immer nur von außen, niemals aber aus dem Herzen kommen. Gib an, was nur im ersten Gedicht allein gesagt ist! R. D.

136. Trost im Herbst.

G. A. Mahlmann. Gedichte. Leipzig. S. 6.).

1. Das Laub fällt von den Bäumen,
das zarte Sommerlaub;
das Leben mit seinen Träumen
zerfällt in Asche und Staub.

2. Die Vöglein im Walde sangen:
wie schweigt der Wald jetzt still!
Die Lieb' ist fortgegangen,
kein Vöglein singen will.

3. Die Liebe kehrt wohl wieder
im künft'gen lieben Jahr,
und alles tönt dann wieder,
was hier verklungen war.

4. Der Winter sei willkommen!
Sein Kleid ist rein und neu;
den Schmuck hat er genommen,
den Keim bewahrt er treu.

I. **Stoffaufbau und dann Gedichtsvortrag.** Der Herbst steht vor der Tür. Die Merkmale sind schon da: „Das Laub fällt von den Bäumen." Das ist das erste Zeichen. Es war ja so „zartes Sommerlaub", das die Stürme, die den Herbst begleiten, nicht überdauern konnte. Diese bösen Stürme rütteln und schütteln gar zu hart an den Ästen und Zweigen der Bäume, daß die kleinen, schwachen Blattstiele solcher Gewalt nicht widerstehen können. Sie brechen ab, und die armen Blättchen fallen trauernd zur Erde nieder und werden zerstreut. Auch „das Leben mit seinen Träumen zerfällt in Asche und Staub". Es ist also der Herbst ein Bild des

menſchlichen Lebens. Die Träume ſind die Hoffnungen, die wir auf die künftige Zeit ſetzen; und werden ſie nicht erfüllt, wie es ja leider oft geſchieht, ſo ſtimmt uns das traurig. (Beiſpiele.) Daß wir nach unſerm Tode Aſche und Staub werden, iſt ebenſo gewiß wie die Ankunft des Herbſtes.

„Die Vöglein im Walde ſangen" die ganze ſchöne Sommerzeit hindurch. Traten wir in den Wald, ſo riefen wir mit dem Dichter G. Ch. Dieffenbach: „Hör, wie es luſtig ſchallt! Das jubiliert und muſiziert, das geigt und ſingt und pfeift und klingt im friſchen, grünen Wald." Heute, beim Anfange des Herbſtes, iſt es anders. „Wie ſchweigt der Wald jetzt ſtill!" Er ſelbſt ſchweigt zwar ebenſowenig wie im Sommer; denn ſein durch den Wind hervorgerufenes Rauſchen hört man ſchon von weitem. Aber die ſingenden Vögelein, die ja zu dem Walde gehören und deſſen lebendigen Teil bilden, ſie ſchweigen; und durch ſie iſt der Wald jetzt ſtill geworden. — „Die Lieb' iſt fortgegangen, kein Vöglein ſingen will." Ja, als die Nachtigall und alle die fröhlichen Sänger noch im Walde waren, da war auch die Liebe da. Während das Weibchen auf dem Neſte ſaß und die Eier ausbrütete oder die nackten Jungen mit ſeinem warmen Gefieder ſchützend deckte, da ſaß das Männchen auf dem nahen Zweige und ſang dem lieben Weibchen und den geliebten Kindern ein ſüßes Morgenlied zum Erwachen oder ein ſchmelzendes Abendlied zum Einſchläfern. Heute iſt's anders! Die Vöglein ſind fortgegangen in wärmere, ferne Länder, und im „künft'gen lieben Jahr" kommen ſie wieder zu uns und mit ihnen der Geſang und die Liebe. Dann ertönen die während des Winters verklungenen Lieder von neuem wieder.

Im Hinblick auf dieſen Troſt heißen wir den Winter willkommen. „Sein Kleid iſt rein und neu." Welcher Kleiderſtoff wäre ſo rein wie der Schnee, und dieſer iſt ja des Winters Kleid, das er ſtets neu anzieht! Noch am Abend war es auf der Erde ſchwarz und traurig, und am Morgen hatte der Winter das neue, reine Kleid angetan.

Den Schmuck hat zwar der Winter dem Walde genommen, weder ſchöne Blüten noch grüne Blätter ſind jetzt zu finden, aber das ſoll uns nicht traurig machen, „den Keim bewahrt er treu." Der Keim iſt der erſte Anfang zum Pflanzenleben. Dieſer Keim iſt zart; der Winter bedeckt ihn mit ſeiner erwärmenden Schneedecke, damit im nächſten Frühjahr alle Bäume zu friſchem Erblühen erwachen können. Darum ſollen und können wir auch rufen: „Der Winter ſei willkommen!" Knapp und ſchön faßt das alles der Dichter Mahlmann zuſammen in dem Liede „Troſt im Herbſte". Hört es!

II. **Vertiefung.** 1. Entwickelung des Hauptgedankens und Nutzanwendung für Herz und Leben. Der fallende Blätterſchmuck und die Öde im Walde, letztere hervorgerufen durch die Abweſenheit der fröhlichen, lieblichen Sänger, ſtimmt den Menſchen zur Trauer und erinnert ihn an die Hinfälligkeit alles Irdiſchen („das Leben mit ſeinen Träumen [Einbildungen, Hoffnungen, Wünſchen] zerfällt in Aſche und Staub"). Allein verzagen dürfen wir nicht; denn wie im Frühjahr der

Wald wieder erwacht und die Vögel wiederkehren, um uns mit ihrem Gesange zu erfreuen, so werden wir auch wieder die Liebe Gottes erkennen, die uns diese und andere Freuden wieder bescheren wird: „Die Liebe kehrt wohl wieder!"

Geibel drückt den Gedanken aus: „Und bräut der Winter noch so sehr mit trotzigen Gebärden, und streut er Eis und Schnee umher, es muß doch Frühling werden." Ferner: „Nur unverzagt auf Gott vertraut, es muß doch Frühling werden." Das Sprichwort sagt: „Auf Leid folgt Freud'."

2. Gedankengang: I. Der Herbst kündigt sich an a) durch das Fallen der Blätter im Walde (Str. 1), b) durch das Schweigen der Vögel des Waldes (Str. 2), und erweckt in uns den Gedanken an die Vergänglichkeit.

II. Wir trösten uns jedoch mit der Hoffnung, daß mit der Wiederkehr des Frühlings auch dessen Freuden wiederkehren werden. (Str. 3.)

III. In dieser Hoffnung heißen wir auch den Winter willkommen. (Str. 4.)

3. Rede- und Stilübungen. Der Herbst: a) Woran erkennen wir sein Kommen? (Das Laub fällt von den Bäumen usw.) b) Welche Gedanken erweckt er in uns? (An die Vergänglichkeit alles Irdischen.)

c) Womit trösten wir uns? (Str. 3—4.) W. D.

137. Herbstlied.

Heinr. Hoffmann v. Fallersleben. Gedichte. Berlin 1874. S. 58.

1. Bald fällt von diesen Zweigen
das letzte Laub herab;
die Büsch' und Wälder schweigen,
die Welt ist wie ein Grab.
Wo sind sie denn geblieben? —
Ach, sie sangen einst so schön!
Der Reif hat sie vertrieben
weg über Tal und Höh'n.

2. Und bange wird's und bänger
und öd' in Feld und Hag;
die Nächte werden länger,
und kürzer wird der Tag.
Die Vögel sind verschwunden,
suchen Frühling anderswo:
nur wo sie den gefunden,
da sind sie wieder froh.

3. Und wenn von diesen Zweigen
das letzte Laub nun fällt;
wenn Büsch' und Wälder schweigen,
als trauerte die Welt: —
dein Frühling kann nicht schwinden,
immer gleich bleibt dein Geschick,
du kannst den Frühling finden
noch jeden Augenblick.

I. **Einführung in den Stoff und dann Gedichtsvortrag.** Wir befinden uns im Walde. Wehmütig bleiben wir vor einem Baume stehen und rufen aus: „Bald fällt von diesen Zweigen das letzte Laub herab." Das Fallen des Laubes ist als ein sicheres Zeichen anzusehen, daß der Herbst kommt, ja, weil das letzte fällt, daß wir uns schon mitten in der rauhen Jahreszeit befinden. Ein zweites Merkmal ist nicht minder sicher: „Die Büsch' und Wälder schweigen". „Die Welt ist wie ein Grab". So möchten wir trauernd sprechen, denn keinen Laut hört man im Walde; Totenstille herrscht wie im Grabe. „Wo sind sie denn geblieben", die einst so schön sangen, die lieben Vögelein? Ein „Ach!" ent-

quillt unserer Brust, wenn wir daran denken, wie lange wir nun den Gesang der Vögel entbehren müssen. Was hat sie denn vertrieben? Der Reif (gefrorner Tau), der in kalten Herbstnächten das Abfallen des Laubes bewirkt! Er tötet die Pflanzen und scheucht die kleinen Kerbtiere in allerlei Verstecke. So nimmt er den Vögeln das schützende Laubdach, verdeckt ihnen die Nahrung und nötigt sie zum Fortziehen. Bange wird's uns ums Herz, unheimlich und beängstigend in dieser Stille und Öde, bei diesen kurzen Tagen und langen Nächten. Am meisten aber fehlen uns die Vögel, die im Süden den Frühling, d. h. Wärme, Nahrung, Lust und Leben, suchen. Doch wie auch die ganze Welt über das Welken und Sterben trauert, einen Frühling gibt's, den kein Wechsel uns rauben kann. Das ist der Frühling im Herzen, wo Glaube, Liebe und Hoffnung wohnt. Da ist Sonnenschein, da ist Frieden und Freude, da ist ein Frühling, den kein Wechsel vertreibt. Von der vergänglichen Schönheit draußen und dem dauernden Frühling im Herzen singt das folgende Herbstlied Hoffmanns von Fallersleben. Hört es!

II. **Vertiefung.** 1. Der Hauptgedanke kann so ausgedrückt werden: Der Herbst ist zwar eine traurige Zeit, aber wie die Vögel sich in warmen Ländern während der rauhen Jahreszeit den Frühling suchen, so können auch die Menschen zu jeder Zeit den Frieden in ihrem Innern finden, wenn sie nach Gottes Willen leben, Liebe üben und sich ein reines Gewissen bewahren. — In einem anderen Liede singt derselbe Dichter:

Es ist an keine Zeit gebunden
der Jugend schöner Frühlingstag.

2. Gedankengang. I. Die traurigen Merkmale des Herbstes. a) Das Fallen des Laubes. b) Das Schweigen der Wälder. c) Das Erscheinen des Reifes. d) Das Fortziehen der Vögel. e) Die Öde in Feld und Hag. f) Die länger werdenden Nächte (Str. 1—2, Vers 4). — II. Unser Trost. Wie die Vögel in warmen Ländern eine frohe Frühlingszeit suchen, so kann der Mensch den Trost immer in seinem Herzen finden (Str. 2, Vers 5 bis zu Ende).

3. Schriftliche Aufgaben. 1. Die Merkmale des Herbstes. a) Das Fallen des Laubes. b) Die Stille im Walde. c) Das Verschwinden der Singvögel. d) Das Erscheinen des Reifes. e) Das Kürzerwerden der Tage. — 2. Was ist ein Hag? (Gehege, Hain, Hecke, Gebüsch, Gehölz usw.) — 3. Warum ziehen die Vögel im Herbste fort und kommen im Frühling wieder? — W. D.

138a. Die Weihnachtszeit.

Wilh. Hey. 50 Fabeln für Kinder. Gotha. Anhang. S. 18. (Gekürzt.)

1. Die schönste Zeit, die liebste Zeit, —
sagt's allen Kindern weit und breit,
damit sich jedes freuen mag:
das ist der liebe Weihnachtstag.

2. Den hat uns Gott der Herr bestellt,
den herrlichsten in aller Welt,
daß jung und alt, daß groß und klein
so recht von Herzen froh soll sein.

3. Das beste Kind, das liebste Kind,
so viele rings auf Erden sind,
kommt her und hört, damit ihr's wißt:
das ist der liebe Jesus Christ.

4. Zur Weihnachtszeit, zur Weihnachtszeit,
da kam er von dem Himmel weit
zu seinen armen Menschen her,
in einer Krippe schlummert er.

5. Das Christuskind in einem Stall!
Und doch ist von den Kindern all
kein andres diesem einen gleich
auf Erden und im Himmelreich.

6. Vom Himmel hoch, vom Himmel hell,
da gehet auf ein Glanz gar schnell,
der scheinet in der Mitternacht
viel heller als der Sonne Pracht.

7. Die Engelein, die Engelein,
die singen alle froh darein
den Hirten zu hinab aufs Feld:
Geboren ist der Herr der Welt!

8. Geboren ist das Christuskind,
durch das die Menschen selig sind,
das alle so von Herzen liebt
und ihnen Himmelsgaben giebt.

9. Und jedes ruft dem andern zu:
Mein Bruder, Schwester, höre du,
was uns vom Himmel diese Nacht
hat für ein großes Heil gebracht?

I. **Vermittlung des Verständnisses** durch Inhalts- und Erläuterungsfragen: Wann fällt Weihnachten? Wodurch ist diese Nacht geweiht und ausgezeichnet? Wer soll sich über die Geburt des Heilandes freuen? Warum ist der Weihnachtstag der herrlichste von allen Tagen, solange die Welt steht? Nenne junge und alte, große und kleine Leute! Warum hat Gott diesen Tag eingesetzt oder bestellt? Was macht die Menschen froh, was traurig? Wie sind die Menschen arm geworden, da sie in Sünde fielen und Gott verließen? Wer wohnt im Stalle und nimmt sein Futter aus der Krippe? Warum gleicht kein Kind auf Erden und im Himmel dem Christuskinde? Woher kommt ein Glanz oder heller Lichtschein? Was ist Mitternacht und was Mittag für eine Zeit? Was haben die Engel als Boten Gottes zu tun? Welchen Lobgesang sangen sie bei Bethlehem? Warum mußten die Hirten ihre Herden in der Nacht hüten (behüten)? Welche Himmelsgaben bringt das Jesuskind in ein Herz? Wie macht es die Menschen selig? Warum heißen seine Gaben für die sündigen Menschen „Heil"? Auf welche Weise erfahren denn alle, wann Weihnachten ist, und warum wir's feiern?

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Das Lied führt uns in der Weihnacht (geweihten Nacht) nach Bethlehem in einen Stall oder, wie andere meinen, in eine Höhle. In der Krippe, dem Futtertroge der Tiere, liegt in Windeln gewickelt und schlafend das Jesuskind. Auf Stroh gebettet liegt die Mutter Maria. Joseph wacht daneben. Von draußen dringt in den Stall heller Lichtglanz, der vom Himmel kommt. Engel schweben hernieder. Auf dem Felde bei ihren Herden wachen die Hirten. Staunend und furchtsam schauen sie empor. Ein Engel verkündet ihnen: Siehe, ich verkündige euch große Freude —, die andern Engel singen den Lobgesang: Ehre sei Gott in der Höhe —. Die Weihnachtszeit ist die schönste Zeit, weil sie alle Menschen mit Lichtern und Gaben erfreut, die liebste Zeit, weil sie die Liebe Gottes zu den Menschen am besten zeigt und wir sie deshalb lieb haben, eine Freudenzeit, weil allen Freude widerfährt, vorherbestellt und bestimmt, weil Gott die Geburt Jesu schon lange vorher hatte verkündigen lassen.

2. Personen. Jesus ist das beste Kind, weil es ohne Sünde war, das liebste, weil es Gott am liebsten hatte, und weil es uns die Liebe Gottes wieder erwirbt. Es kam vom Himmel, schlummert in der Krippe, liebt alle Menschen und gibt ihnen das Heil. Die Engel sind froh, schweben im Lichte, singen ein Loblied und verkünden die Geburt des Heilandes. Die Hirten sind wachsam, sehen die Engel, hören ihren Lobgesang und sind beglückt. Alle Kinder, Brüder und Schwestern oder Geschwister, freuen sich, rufen sich zu und fragen, ob jedes wisse, was die Nacht der Welt für Heil gebracht habe.

3. Gedankengang. Str. 1 und 2. Lob des Weihnachtstages. Str. 3—5. Geburt des Heilandes zu Bethlehem im Stalle. Str. 6—8. Die Botschaft der Engel. Str. 9. Die Freude der Kinder.

III. **Verwertung.** 1. Weihnachtsgedanken. Weihnachten ist ein Freudentag für alle, weil Gott seinen lieben Sohn zu unserem Heil in die Welt gesandt hat. Also hat Gott die Welt geliebt —. Lobt Gott, ihr Christen, allzugleich! — Gelobet seist du, Jesus Christ! — Vom Himmel hoch, da komm' ich her. — Die Weihnachtsgeschichte. — Ihr Kindelein, kommet, o kommet doch all! —

2. Übungen. a) Erzähle die Weihnachtsgeschichte! b) Was davon steht im Gedichte? c) Warum ist Weihnachten das schönste und liebste Fest? d) Ein Hirt erzählt daheim die Erscheinung und Botschaft der Engel! P.

138b. Vom Christkindchen.

Anna Ritter.

I. **Einführung in Stoff und Stimmung.** Viele Wochen vor Weihnachten wird überall geheimnisvoll auf das schöne Fest gerüstet. Die Liebe will ihre Geliebten mit Gaben erfreuen; die Weihnachtsfreude soll ja allem Volke widerfahren. Nicht nur im warmen Stüblein, sondern auch im verschneiten Walde wird sie vorbereitet. Nicht bloß die Menschen, sondern auch Tiere und Pflanzen sollen daran teil haben. Wie es weihnachtlich im Winterwalde in der Dämmerung lebt und webt, und wie auch die Tiere des Waldes mit Hoffnung und Freude erfüllt werden, das sagt ein Gedicht von Anna Ritter. Hört es!

Wo die Zweige am dichtesten hangen,
die Wege am tiefsten verschneit,
da ist um die Dämmerzeit
im Walde das Christkind gegangen.
Es mußte sich wacker plagen,
denn einen riesigen Sack
hat's meilenweit huckepack
auf schmächtigen Schultern getragen.
Zwei spielende Häschen saßen
geduckt am schneeigen Rain.
Die traf solch blendender Schein,
daß sie das Spielen vergaßen.
Doch das Eichhorn hob schnuppernd die Ohren
und suchte die halbe Nacht,
ob das Christkind von all seiner Pracht
nicht ein einziges Nüßchen verloren.

II. **Gedankengang.** In der Dämmerung geht das Christkind mit einem Sack voll Gaben durch den stillen, verschneiten Wald. Das Dunkel wird durch den Glanz erhellt, der von ihm ausgeht. Zwei spielende Häslein halten ein und blicken staunend auf die Pracht. Ein Eichhörnchen

aber sucht die ganze Nacht und hofft ein Nüßchen zu finden, das Christkindlein verloren hat. Wo das Christkind erscheint, da bringt es Licht und Gaben.

III. **Vergleiche:** „Weihnachten" von Martin Greif! Sein Gedicht zeigt, wie auch ein Bäumlein in der Tiefe des dichten Tannenwaldes zum Weihnachtsdienst geweiht wird.

1. Ein Bäumlein grünt im tiefen Tann,
das kaum das Aug' erspähen kann;
dort wohnt es in der Wildnis Schoß
und wird gar heimlich schmuck und groß.

2. Der Jäger achtet nicht darauf,
das Reh springt ihm vorbei im Lauf;
die Sterne nur, die alles sehn,
erschauen auch das Bäumlein schön.

3. Da mitten in des Winters Graus
erglänzt es fromm im Elternhaus;
wer hat es hier mit einemmal
getragen über Berg und Tal?

4. Das hat der heil'ge Christ getan,
sieh dir nur recht das Bäumlein an!
Der unsichtbar heut' eingekehrt,
hat manches Liebe dir beschert.

Beide Gedichte führen uns in das geheimnisvolle Dunkel eines verschneiten Tannenwaldes und zeigen uns das segensreiche Walten des Christkindes. Es bringt Licht und Freude den Bäumen und Tieren des Waldes. Das erste Gedicht erzählt, wie das Christkind einen Sack voll Gaben durch den Wald trägt und mit seinem Glanze die spielenden Häslein überrascht und das schnuppernde Eichhörnchen zum Suchen veranlaßt. Das zweite Gedicht: Wie der heilige Christ das versteckte und verachtete Bäumlein in der Wildnis Schoß zu Ehren bringt, es durch Berg und Tal ins Elternhaus trägt und es im schönsten Lichterglanze erstrahlen läßt.

P.

139. Das Christkind.

R. Reinick. ABC-Buch für kleine und große Kinder. Leipzig 1876. 4. Aufl.

I. **Vorbereitung und Zielangabe.** Auf keinen Tag im Jahre freuen sich die Kinder so lange und so sehr vorher wie auf den Weihnachtsabend. Er ist geweiht durch die Geburt des Christuskindes vor langer, langer Zeit. Aber alle Jahre am Weihnachtsfeste kommt das heilige Kind wieder vom Himmel auf die Erde, beschert den guten Kindern allerlei Gaben und damit Lust und Freude. Die Kinder hoffen darauf und träumen davon; sie reden darüber und fragen die Eltern danach. Endlich, endlich rückt der liebe Abend heran. Nur ein Tag fehlt noch. Zum letztenmal vor dem Weihnachtsabend legen sich die Kinder zu Bett. Was aber in dieser Nacht geschieht, das sagt das folgende schöne Gedicht von Rob. Reinick.

II. **Vorlesen des Gedichts.**

1. Die Nacht vor dem heiligen Abend,
da liegen die Kinder im Traum,
sie träumen von schönen Sachen
und von dem Weihnachtsbaum.

2. Und während sie schlafen und träumen,
wird es am Himmel klar,
und durch den Himmel fliegen
drei Engel wunderbar.

3. Sie tragen ein holdes Kindlein,
das ist der heilige Christ;
es ist so fromm und freundlich,
wie keins auf Erden ist.

4. Und wie es durch den Himmel
still über die Häuser fliegt,
schaut es in jedes Bettchen,
wo nur ein Kindlein liegt.

5. Es freut sich über alle,
die fromm und freundlich sind;
denn solche liebt von Herzen
das liebe Himmelskind;

6. Wird sie auch reich bedenken
mit Lust aufs allerbest'
und wird sie schön beschenken
zum lieben Weihnachtsfest.*)

7. Heut schlafen noch die Kinder
und seh'n es nur im Traum;
doch morgen tanzen und springen
sie um den Weihnachtsbaum.

Inhalts- und Erläuterungsfragen. Wodurch ist das Weihnachtsfest geweiht? Was hat Gott vor langer Zeit am Weihnachtsfeste allen Menschen geschenkt? Was bringt das Christ- oder Jesuskind noch alle Jahre am Weihnachtsfeste? Warum träumen die Kinder in der letzten Nacht vor dem Weihnachtsabend von den Freuden des Festes? Was tut das Christkind, während sie schlafen? Woher kommt das heilige Kind; wie reist es, wie ist es, was will es? Welche Kinder liebt es, an welche denkt es, und welche beschenkt es? Woher kommt die allerbeste Lust am Weihnachtsfeste? Was macht den Weihnachtsabend so schön? Wie feiern ihn die Eltern und Kinder?

III. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Die Nacht vor dem Weihnachtsabend. Dunkel auf der Erde, am Himmel hell und klar. Die Kinder in den Betten, das Christkind auf der Reise durch die Luft. Die Kinder von Träumen umspielt, das Christkind von drei herrlichen Engeln getragen. Die Kinder mit geschlossenen Augen; das Christkind über den Häusern sieht durch die Dächer und Decken. In einer Kammer steht schon der Weihnachtsbaum mit den Lichtern, die morgen so schön brennen werden; am Himmel funkeln die Sterne.

2. Personen. Die Kinder schlafen und träumen, sind freundlich und fromm, hoffen auf den heiligen Christ und seine Gaben, springen und tanzen morgen um den Lichterbaum. Die Engel sind licht, wunderbar schön, so daß man's gar nicht sagen kann, und dienstfertig. Das Christkind wohnt im Lichte des Himmels, ist so hold und schön, fromm und freundlich wie kein anderes Kind, besucht aus Liebe die Kinder auf Erden, ist allgegenwärtig und allwissend (alle Kinder sieht und kennt es), denkt an alle frommen und freundlichen, liebt sie und beschenkt sie.

3. Gedankengang. Str. 1. Die Kinder träumen vom Weihnachtsabend. Str. 2. Drei Engel fliegen durch den klaren Himmel. Str. 3. Sie tragen das liebliche Christkind. Str. 4. Es besucht still alle Häuser. Str. 5. Es freut sich über fromme Kinder. Str. 6. Es beschenkt sie reich am Weihnachtsfeste. Str. 7. Heute träumen und morgen feiern die Kinder das frohe Fest.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Verwandtes. Halt dein Herze fromm und rein, so wählt es Christ zur Wohnung sein. — Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebt! — Sehet, welch eine Liebe hat uns der Vater erzeiget, daß wir Gottes Kinder heißen sollen! —

*) Im Original: morgenden.

Die Weihnachtsgeschichte mit der Engelsbotschaft: Siehe, ich verkündige euch große Freude! — Andere Weihnachtsgedichte: O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit! — Ihr Kinderlein kommet, o kommet doch all'! — Stille Nacht, heilige Nacht! — Kling, Glöcklein, klingelingeling! —

2. Übungen. a) Erzähle den Inhalt des Gedichts! b) Suche Gegensätze! (Weihnachtsabend und Weihnachtstag. Dunkelheit auf Erden, Klarheit am Himmel. Liegende Kinder und fliegende Engel. Schlafende Kinder und das wachende Christkind. Ruhe der Kinder und Geschäftigkeit des Christkindes. Christkind als Geber, die Kinder als Empfänger. Christkind gütig und liebevoll, die Kinder dankbar.) c) Vergleiche mit diesem Gedichte das „Gebet eines kleinen Knaben zu dem heiligen Christ" von Ernst Moritz Arndt! (Gedichte. Vollständige Sammlung. 2. Aufl. Berlin 1865. S. 186.)

1. Du lieber, heil'ger, frommer Christ,
der für uns Kinder kommen ist,
damit wir sollen weiß und rein
und rechte Kinder Gottes sein;

2. Du Licht, vom lieben Gott gesandt
in unser dunkles Erdenland,
du Himmelskind und Himmelsschein,
damit wir sollen himmlisch sein:

3. Du lieber, heil'ger, frommer Christ,
weil heute dein Geburtstag ist,
drum ist auf Erden weit und breit
bei allen Kindern frohe Zeit.

4. O segne mich, ich bin noch klein,
o mache mir den Busen rein!
o bade mir die Seele hell
in deinem reichen Himmelsquell!

5. Daß ich wie Engel Gottes sei
in Demut und in Liebe treu,
daß ich dein bleibe für und für,
du heil'ger Christ, das schenke mir!

P.

140. I. Die Sonne und der Wind.

Aug. Gottl. Meißner nach Camerarius. Werke. Wien 1813. Bd. IV. Fabeln. S. 212.

Einst stritten sich Sonne und Wind, wer von ihnen beiden der stärkere sei, und man ward einig, derjenige solle dafür gelten, der einen Wanderer, den sie eben vor sich sahen, nötigen würde, seinen Mantel abzulegen. Sogleich begann der Wind zu stürmen: Regen und Hagelschauer unterstützten ihn. Der arme Wanderer jammerte und zagte; aber auch immer fester und fester wickelte er sich in seinen Mantel ein und setzte seinen Weg fort, so gut er konnte. —

Jetzt kam die Reihe an die Sonne. Senkrecht und kraftvoll ließ sie ihre Strahlen herabfallen; Himmel und Erde wurden heiter; die Lüfte erwärmten sich. Der Wanderer vermochte nicht länger, den Mantel auf seinen Schultern zu erdulden. Er warf ihn ab und erquickte sich im Schatten eines Baumes, indes die Sonne sich ihres Sieges erfreute.

Zehnmal sicherer wirken Milde und Freundlichkeit als Ungestüm und Strenge.

II. Die Sonne und der Wind.

Joh. Gottfr. v. Herder. Werke. Herausg. von H. Kurz. Leipzig o. J. 1, S. 310.

1. Wind und Sonne machten Wette,
wer die meisten Kräfte hätte,
einen armen Wandersmann
seiner Kleider zu berauben.

2. Wind begann;
doch sein Schnauben
tat ihm nichts; der Wandersmann
zog den Mantel dichter an.

3. Wind verzweifelt nun und ruht,
und ein lieber Sonnenschein
füllt mit holder, sanfter Glut
Wanderers Gebein.

4. Hüllt er nun sich dichter ein?
Nein!
Ab wirft er nun sein Gewand,
und die Sonne überwand.

5. Übermacht, Vernunftgewalt
macht und läßt uns kalt.
Warme Christusliebe —
wer, der kalt ihr bliebe?

Vergleichung. 1. Ähnlichkeiten. In beiden Fabeln ist von der Sonne und dem Winde die Rede und von einem Wettstreite beider, wer der stärkere von ihnen sei, der nämlich einen Wanderer seines Mantels berauben könne. Hier wie dort fing der Wind zuerst an, wickelte der Wanderer sich fester und dichter in seinen Mantel ein, und es unterlag der Wind. In beiden Fabeln bewirkte die Sonne durch ihre erwärmenden Strahlen, daß der Wandersmann selbst den Mantel abwarf, und daß sie über den Wind obsiegte. In beiden Fabeln wird dem Sinne nach ein und dieselbe Lehre aus der Erzählung gezogen.

2. Unterschiede: a) In der Fabel von Meißner haben Sonne und Wind sich nur gestritten; in der Herderschen dagegen haben sie eine Wette gemacht. b) Dort handelt es sich darum, den Wanderer zu nötigen, seinen Mantel abzulegen, hier aber darum, den Wanderer seiner Kleider zu berauben. c) In der Fabel von Meißner wird der Wind und Sturm von Regen und Hagelschauer unterstützt; in der von Herder bleibt er allein. d) Dort klagt und jammert der Wanderer über des Sturmes Ungestüm, während hier davon nichts gesagt wird. e) In der Fabel von Meißner wird nur gesagt, daß die Sonne nun an die Reihe kommt, während Herder noch vorher erwähnt, daß der Wind verzweifelt sei, seine Wette für verloren erachtet hätte und geruht habe. f) In der ersten Fabel erwärmt die Sonne die Lüfte, in der andern den Wandersmann selbst. g) In Meißners Fabel findet sich noch der Zusatz, daß der Wanderer sich im Schatten eines Baumes erquickt habe, während die Herdersche Fabel nichts davon erwähnt. h) Dort heißt es, daß die Sonne sich ihres Sieges erfreut, hier nur, daß sie obgesiegt und den Wind überwunden habe. i) In der Lehre, die Meißner aus der Fabel zieht, ist von Milde und Freundlichkeit gegenüber Ungestüm und Strenge die Rede, bei Herder hingegen von wahrer Christusliebe der Übermacht und Vernunftgewalt gegenüber. k) Dort wird nur eine Behauptung aufgestellt, hier außerdem auch noch eine Frage. R. D.

141. Das gute Alter.

Friedr. Adolf Krummacher. Parabeln. Essen und Duisburg. S. 159.

Ein frommer Landmann mit silberweißem Haar[1]) wandelte mit seinem Enkel, einem Jünglinge, auf dem Felde[2]) zur Zeit der Ernte.[3]) Da scherzte der Greis mit den Schnittern[4]), wie sie nur Kinder gegen ihn seien, der mehr denn sechzig Ernten gewältigt.[5]) — Da reichte einer der Schnitter ihm eine Sense; der Greis aber nahm sie und mähete einen Schwaden[6]) zu Boden wie ein rüstiger[7]) Jüngling. Und die Schnitter jauchzten und strichen[8]) die Sensen, ihm zu Ehren.

Der Jüngling, sein Enkel, aber sprach zu ihm: „Mein Großvater, woher hast du solch ein gutes Alter?“[9]) Da antwortete der Greis und sprach: „Siehe, mein Sohn, ich habe von Jugend an auf Gott vertraut in guten und bösen Tagen[10]), dadurch habe ich mir den frischen[11]) Mut bewahrt; ich habe fleißig meines Berufs gewartet[12]) und treu gearbeitet[13]); dadurch gewann ich des

Leibes Stärke und Gottes Segen[14]); ich wandelte fromm vor Gott[15]) und friedsam mit den Menschen[16]), dadurch habe ich mir Friede und Freudigkeit bereitet.[17]) Durch die Jahre ist alles dieses in mir befestigt und gegründet worden.[18]) — Tue desgleichen[19]), mein Sohn, so wird dein Alter sein wie eine volle Garbe, die man mit Freuden in die Scheune sammelt!"[20])

I. **Wort- und Sachverständnis.** 1. Ein rechtschaffener Landwirt, ein Greis, 2. lustwandelte mit seinem Enkel 3. auf dem Acker zur Erntezeit. 4. Da hatte er seinen Spaß mit den Mähern und sagte ihnen, 5. daß er schon sechzig Ernten eingeheimset habe und noch so kräftig sei wie sie. 6. Nun mähete er einen Schwaden, d. i. eine Reihe mit der Sense gemäheten Getreides, auf dem Acker, 7. wie ein kräftiger Jüngling, 8. und es jubelten die Mäher und wetzten mit lautem Klange ihre Sensen dem Greise zu Ehren. Da fragte ihn sein Enkel: 9. „Wie hast du es nur angefangen, um so ein hohes Alter zu erreichen und solche Kraft dir zu erhalten?" Da antwortete der Greis: 10. „Ich habe allzeit im Glück und Unglück Gottvertrauen gehabt, dadurch habe ich mir 11. den heitern, frohen Mut erhalten. 12. Ich habe gewissenhaft als Landwirt meine Pflicht getan, 13. bin vom frühen Morgen bis zum späten Abend in Haus und Hof, in Stall und Scheuer, auf Acker und Wiese tätig und fleißig gewesen. 14. Dadurch erhielt ich mir die Gesundheit und Kraft meines Körpers, und Gott segnete meiner Hände Arbeit. 15. Ich wandelte nach Gottes Geboten, betete täglich daheim zu ihm und Sonntags im Hause des Herrn; 16. ich hielt Frieden mit meinem Nächsten, klagte und prozessierte nicht. 17. Dadurch hat Gott mir ein gutes Gewissen beschert. 18. Durch die lange Zeit von Jahren ist dies alles mir zur festen Lebensgewohnheit geworden. 19. Ahme mir nach, mein Sohn! 20. so wirst du einst am großen himmlischen Erntetage, ein treubewährter Pilger, wie eine volle Garbe in den himmlischen Freudensaal, in die ewige Seligkeit aufgenommen werden."

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung des Inhalts: a) Der Greis und sein Enkel auf dem Erntefelde. b) Sein Scherz und seine Aussage. c) Das Mähen des Greises und das Jubeln der Schnitter. d) Die Fragen des Enkels. e) Die Antwort des Großvaters und seine Mahnung an den ersteren.

2. Entwickelung des Hauptgedankens:

A. Woher hat er solch ein gutes Alter?

a) Durch Gottvertrauen im Glück und Unglück;

b) durch gewissenhafte Pflichterfüllung und stete Tätigkeit und Arbeit;

c) durch einen Gott wohlgefälligen Wandel und Friede mit den Menschen hat er es sich erworben.

B. Welches waren die Folgen solcher Gesinnung und solchen Wandels?

a) Ein heiterer, wohlgemuter Sinn;

b) Gesundheit und Kraft des Leibes und Gottes Segen in leiblicher und geistiger Hinsicht und

c) ein gutes Gewissen.

3. Verwandtes: a) „Die drei Hausräte" von B. Auerbach. b) „Das Wunderkästchen" von Chr. v. Schmid. c)) Goethes Ausspruch: „Tages Arbeit, Abends Gäste; saure Wochen, frohe Feste!"

III. **Rede- und Stilübungen.** a) Der Greis in unserer Parabel, ein Muster und Vorbild eines echten und rechten Landmannes.

b) Der todkranke und verarmte Landmann. (Ein Gegenstück.) Ein Landmann lag in einem ärmlichen Stübchen zu Tode krank. Sein Sohn kehrt nach langjähriger Abwesenheit aus der Fremde zurück. Verwundert und betrübt über des Vaters Leiden und Verarmung, fragt er: „Wie ist es nur gekommen, daß du verarmt und zu Tode erkrankt bist?" Reuiges Bekenntnis des Landmannes: Kein Gottvertrauen. Murren wider ihn, daher trübsinnig und unzufrieden. — Keine treue Pflichterfüllung, untätig und träge. Während andere fleißig, — ich auf der Jagd oder den ganzen Tag im Wirtshause und allen Vergnügungen nachjagend. Daher der siechе Körper und die Verarmung. — Ich verließ Gott und seine Wege. Kein Gebet, kein Besuch des Gotteshauses mehr. — Unfriede mit meinen Mitmenschen und vielfache Prozesse; daher ein böses Gewissen. Mahnung des reuigen Vaters an seinen Sohn — und Tod.

R. D.

142. Die Schatzgräber.

Gottfried August Bürger. Sämtliche Gedichte. Berlin (Hempel). S. 197.

Ein Winzer[1]), der am Tode lag[2]),
rief[3]) seine Kinder an und sprach:
„In unserm Weinberg liegt ein Schatz[4]),
grabt nur danach!" — „An welchem Platz?"
schrie alles laut den Vater an.[5])
„Grabt nur!" . . . O weh![6]) da starb der Mann.
Kaum war der Alte beigeschafft[7]),
so grub man nach aus Leibeskraft.[8])
Mit Hacke, Karst und Spaten ward
der Weinberg um und um gescharrt.[9])
Da war kein Kloß[10]), der ruhig blieb;
man warf die Erde gar durchs Sieb[11])
und zog die Harken[12]) kreuz und quer
nach jedem Steinchen hin und her.
Allein da ward kein Schatz verspürt[13]),
und jeder hielt sich angeführt.[14])
Doch kaum erschien das nächste Jahr[15]),
so nahm man mit Erstaunen wahr[16]),
daß jede Rebe dreifach trug[17]);
da wurden erst die Söhne klug[18])
und gruben nun jahrein, jahraus[19])
des Schatzes immer mehr[20]) heraus.

I. **Einführung in den Stoff und dann Vortrag.** 1. Ein greiser Weinbergsbesitzer, 2. der zum Sterben krank war, 3. versammelte seine Söhne noch einmal um sein Krankenbett und sprach: „In unserem Weinberge liegt ein Schatz," d. i. Reichtum und wertvoller Besitz. 4. Die abergläubischen Söhne wähnten aber, der Schatz sei ein Gefäß voll Gold und Silber. Da riefen alle Söhne mit einem Male: 5. „An welchem Orte denn?" Mit

leiser Stimme antwortete der sterbende Vater: „Grabt nur, grabt!" —... 6. Da erstarb ihm das Wort auf der Zunge. 7. Kaum hatten die Söhne nun den Vater begraben, so grub man 8. angestrengt mit großen Hacken, Karst genannt, und mit Spaten nach dem Schatze, und der ganze Weinberg ward 9. umgewühlt. 10. Dabei wurden die großen Erdklöße zerklopft, 11. durchs Erdsieb geworfen und 12. endlich mit dem Rechen alles wieder glatt geharkt. 13. Den Schatz aber hatte man nicht gefunden, 14. und die Söhne vermeinten, der Vater habe sie zum besten gehabt. 15. Doch kaum begann der Sommer, 16. so bemerkten die Söhne mit Verwunderung, 17. daß die Weinstöcke noch einmal so gut wuchsen, und daß sie wohl dreimal so viel Trauben trugen als sonst. 18. Da ging ihnen erst ein Licht auf über die letzten Worte ihres sterbenden Vaters; jetzt verstanden sie, was er mit dem Schatze gemeint hatte, und nun gruben sie 19. fortwährend in dem Weinberge, der für sie jetzt 20. ein unerschöpflicher Schatz geworden war.

II. **Vertiefung.** 1. Generalfragen: a) Von welchen Personen und Dingen ist hier die Rede? b) Was ist jedes? (Der Winzer ist ein Weinbauer usw.) c) Wo ist jedes? (Der Winzer lag im Bette usw.) d) Was tut jedes? (Der Winzer lag, sprach und starb.) e) Wie ist jedes? (Der Winzer ist todkrank, fürsorglich und endlich tot.)

2. Grundgedanke: Die rechte Goldgrube ist Fleiß und Sorgfalt.

3. Gliederung: a) Das Testament des Vaters, die Erbschaft der Söhne. b) Mißverstandene Ausführung seines letzten Willens. c) Erfolglosigkeit ihrer Mühen: sie können den Schatz wie sie vermeinten, eine Urne voller Goldstücke, nicht finden. d) Unerwartet anderer Erfolg ihrer Mühe. e) Richtige Erkenntnis. f) Ihr Ausharren in Fleiß und Sorgfalt. g) Allmähliche Hebung des Schatzes; also die Söhne doch Schatzgräber.

4. Verwandtes und Bekanntes: a) Das Gipsen des Klees: Hier ist gegipst. b) Der Kleebau. Schubert, Edler von Kleefeld. c) Das Tiefpflügen. Ausspruch des berühmten Landwirts Thaer: „Hinter dem tiefgehenden Pfluge muß der Düngerwagen herfahren!"

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. a) Sei tätig, fleißig und sorgfältig! b) Im Weinberg, im Garten, im Acker, überhaupt im Grund und Boden liegt allezeit Gold genug verborgen, du mußt den Schatz nur zu heben wissen. c) Fleiß bringt Brot, Faulheit Not. d) Dem Fleißigen guckt der Hunger wohl einmal ins Fenster, aber ins Haus hinein darf er nicht kommen. e) Was der Acker nicht trägt, muß der Buckel tragen.

2. Rede- und Stilübungen: a) Beschreibung eines Weinbergs und dessen Lage. Weinstöcke. Art der Bebauung. Weinpresse. Weinkeller. b) Schildere die Arbeiten eines Winzers während des ganzen Jahres!

R. D.

143. Nur nicht verzagt!

R. Reinick. Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch. Leipzig, Velhagen u. Klasing. 1873. S. 95.

I. **Vorbereitung und Lesen.** Der Frühling hat alles zu neuem Leben aufgeweckt und in fröhliche Bewegung gebracht. Quellen und Bäche rauschen und hüpfen dahin; Vögel fliegen umher und singen; die Kinder

springen umher und spielen. Auch die arme Schnecke dehnt und reckt sich und möchte gern aus ihrem Schneckenhäuschen, aber sie kann nicht, weil sie an das Haus gewachsen ist. Sie schämt sich nicht darüber, denn Gott hat es so eingerichtet. Sie grämt und ärgert sich auch nicht darüber, denn das hilft nichts. Sie bleibt fröhlich und lacht mit den andern Geschöpfen, denkt aber auch hin und her darüber nach, wie sie es wohl machen müsse, um mit den andern umherspazieren zu können. Lange kommt sie nicht ans Ziel. Macht sie es *so*, so schickt sich's nicht, oder *so*, so paßt oder geht es nicht. Sie könnte den Mut oder die Hoffnung verlieren, aber sie ruft sich zu: *Nur nicht verzagt!* Und endlich hat sie ein Mittel gefunden, mit den andern lustig umher zu wandern. Das folgende Gedicht Rob. Reinicks sagt es euch!

Da ist nun der Mai!
Da grünen die Felder,
die Gärten, die Wälder;
da rauschen die Quellen,
da singen und springen
die Vögel herbei;
da laufen die Kinder,
die Mädchen, die Buben
aus Kammern und Stuben
hinaus, hinaus aus dem engen Haus.
Ein einzig Tierlein dort,
wie sehr es sich auch strecke,
kann nicht vom Hause fort:
es ist die arme Schnecke. —
Ob sie deshalb sich schämt?
Wohl gar darum sich grämt?
O nein, sie denkt mit Lachen:
Es wird sich doch noch machen!
Sie denkt sich's so und so,
und endlich ruft sie froh:
„Ja, ja, so wird sich's schicken:
ich nehm' mein Haus auf den Rücken!"
Und richtig, es geht,
und die Schnecke, seht!
kann man mit allen andern
vergnügt in den Frühling wandern.

II. **Erläuterungsfragen.** Woran sieht man, daß der Mai da ist? In welcher *Enge* hatten sich Felder, Wälder, Quellen, Vögel und Kinder befunden? Wie sind sie frei geworden? Warum dehnt sich die Schnecke? Warum grämt oder schämt sie sich nicht? Was hat sie sich wohl „so oder so" ausgedacht, um eine Frühlingswanderung möglich zu machen? Warum schickt sich's für die Schnecke, ihr Haus auf dem Rücken zu tragen? Wie ist sie zu diesem Haus gekommen? Wie unterscheidet sich die Wanderung der Schnecke von den Bewegungen der übrigen Geschöpfe? Warum können wir von der Schnecke lernen, in keiner Not und Verlegenheit zu verzagen? Was hat die Überschrift zu bedeuten?

III. **Vertiefung.** 1. *Schauplatz.* Das Gedicht führt uns in die Nähe des Waldes im schönen Monat Mai. Nicht fern vom Walde liegt ein Dorf, das von Gärten umgeben ist. Zwischen Wald und Dorf breiten sich Felder aus. Knaben (Buben) und Mädchen sind der engen Stube entflohen und spielen im Freien. Im Dunkel des Waldes entspringen Quellen, die rauschend ihr Wasser in Bächen nach dem Dorfe senden. Auf den grünenden Bäumen und Büschen hüpfen und singen die Vögel. Auf der Erde kriecht langsam eine Schnecke. Auf dem Rücken trägt sie ihr gelbbraunes Haus, und mit den Fühlhörnern tastet sie her und hin.

2. *Gedankengang.* Der Mai setzt alles in frohe Bewegung. Nur die Schnecke kann nicht von ihrem Hause fort. Der Frühling hat aber auch sie fröhlich und stark gemacht. Sie nimmt ihr Haus auf den Rücken und wandert vergnügt in den hellen Frühling hinein.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung und Verwandtes. So viel Wesen in der Welt, so viel Arten der Bewegung und der Freude! Gott macht fröhlich, was da lebet und webet, beide des Morgens und des Abends. — Eines schickt sich nicht für alle. —

2. Übungen: Vergleiche die Kinder und die Schnecke! (Die Kinder sind junge Menschen; die Schnecke ist ein Tier. Die Kinder wohnen in Stuben und schlafen in Kammern, die Zimmerleute und Maurer gebaut haben; die Schnecke wohnt und schläft in einem Hause, das sie selbst aus einem Kalkschleim ihres Leibes geformt hat. Die Kinder haben im Winter in der Stube gelernt; die Schnecke hat unter der Erde geschlafen. Der Frühling lockt die Kinder ins Freie und weckt die Schnecke. Die Kinder verlassen ihr Haus, die Schnecke nimmt es mit. Die Kinder springen und laufen schnell, die Schnecke kriecht langsam. Die Kinder singen und jubeln, die Schnecke ist stumm; ihr Denken, Lachen und Rufen hat nur der Dichter gesehen und gehört. Kinder und Schnecken strecken sich im Freien, sind froh und wandern in die Pracht des Frühlings hinaus.) P.

144. I. Gespensterfurcht.

L. Kellner. Lehrgang für den deutschen Sprachunterricht. 14. Aufl. Erfurt. I, S. 103.

„Karoline," sagte eines Abends die Mutter zu ihrer Tochter, „gehe doch einmal in die Küche und hole mir den zinnernen Teller, welcher gleich vorn auf dem Tische steht!" Karoline stand auf und ging hinaus. Bald aber kam sie wieder ohne Teller und mit leichenblassem Gesichte. „Kind," rief ihr die Mutter entgegen, „was fehlt dir denn?" „Ach, Mutter," antwortete Karoline stammelnd, „in der Küche ist ein Geist, ein weißes Gespenst!" Die Mutter ergriff sogleich ein Licht und sagte lachend: „Komm, törichtes, furchtsames Mädchen, wir wollen das Gespenst fangen. Wo ist es denn?" Zitternd zeigte Karoline in eine Ecke. Jetzt ging die Mutter darauf zu und fand weiter nichts als ein reines Küchenhandtuch, auf welches der Mond schien. Das Tuch hatte sich bewegt, als das furchtsame Mädchen die Tür öffnete. Die übrigen Geschwister lachten Karolinen noch oft wegen ihrer Furchtsamkeit aus.

II. Das böse Gewissen.

Franz Pocci nach Christoph v. Schmid.

In einem Gartenhause lagen zwei Säcke voll Nüsse. „Das ist nichts Schlechtes," dachte Peter, und mit dem Gedanken kam auch die Versuchung, sie zu stehlen. Es war aber heller Tag, und da ist's nicht gut mausen (etwas heimlich wegnehmen, wie die Katze die Maus wegfängt); darum erwartete er die Nacht, die aller bösen Streiche Freund ist, stieg zum Fenster ein und packte einen Sack auf. So schlich er sich an der Gartenmauer hin. Plötzlich aber sah er einen neben sich den zweiten Sack tragen. Es war eine schwarze, luftige Gestalt. „Das ist ein Gespenst" — dachte Peter und lief, was er nur konnte; der andere mit. Ein böses Gewissen macht schnelle Beine. Atemlos kam Peter heim; den Sack hatte er unterwegs fallen lassen. Das Gespenst aber war sein eigener Schatten an der Wand; der Mond, der sich wenig um Diebe kümmert, war unterdessen aufgegangen. Peter stahl nie wieder.

I. **Vergleichung.** Beide Ereignisse haben sich bei Nacht zugetragen. Hier war ein Bursche, dort ein Mädchen die Hauptperson. Karoline wurde von ihrer Mutter in die Küche geschickt, um einen Teller zu holen. Peter wurde von seiner bösen Begierde in ein Gartenhaus gelockt, um Nüsse zu

stehlen. Karoline ging durch die Tür hinaus; Peter stieg zum Fenster hinein. Karoline kam blaß wie eine Leiche ohne Teller wieder. Peter faßte einen Sack, nahm ihn auf die Schulter und schlich sich an der Gartenmauer hin. Karoline behauptete, in der Küche ein Gespenst gesehen zu haben. Peter sah plötzlich eine schwarze, lustige Gestalt mit einem Sacke neben sich. Er lief, vom bösen Gewissen gejagt, fort, ohne sich umzusehen. Karoline wurde von der Mutter in die Küche geführt, um das Gespenst in der Nähe anzusehen. Peters Gespenst war sein eigener Schatten an der Mauer, Karolinens ein Küchenhandtuch in der Ecke. Der Mond hatte Peters Schatten an die Mauer geworfen und in der Küche das Tuch beschienen. Dort hatte sich Peter selbst, hier das Tuch im Luftzuge bewegt. Karoline wurde ausgelacht, Peter von seinem Gewissen beunruhigt. Karoline war nur furchtsam, Peter aber auch diebisch. Karoline verlernte aus Scham die Gespensterfurcht, Peter aus Angst das Stehlen.

II. **Aufgaben:** a) Warum ist der Gespensterglaube eine Torheit? b) Welche Eigenschaften und Tätigkeiten werden von Karoline und Peter angeführt? c) Was sollen wir aus den beiden Erzählungen lernen? d) Vertausche die Ausdrücke „leichenblaß, stammeln, auslachen, Geschwister, Versuchung, mausen, aufpacken, lustig (dünn und durchsichtig wie die Luft), unterwegs, (be)kümmern und atemlos" mit sinnverwandten! e) Peter soll von einem Manne, der aus dem Fenster alles mit angesehen hat, über das Gespenst aufgeklärt werden. (Eines Abends sah ich aus dem Fenster. Du gingst nach dem Gartenhause des Nachbars und stiegst durch das Fenster. Nach einiger Zeit kamst du mit einem Sacke auf der Schulter wieder heraus usw.) P.

145. Handwerksleute.

Julius Sturm. Das Buch für meine Kinder. Leipzig 1877. S. 58.

I. **Vorbereitung und Lesen.** Die Handwerksleute treiben ihr Werk mit der Hand. Zu ihnen gehören u. a. Maurer, Zimmerer, Korbmacher, Weber und Walker. Der Maurer fügt Stein zu Stein und verbindet sie durch Mörtel aus Kalk, Sand usw. zu einer Mauer. Der Zimmerer behaut Baumstämme und errichtet daraus Häuser. Der Korbmacher flicht aus Bast, Stroh oder dünnen Weidenruten Körbe. Der Weber schießt und schlägt auf dem Webstuhle die Garnfäden zu einem Gewebe zusammen. Der Walker schlägt die Fäden der Wollenzeuge so dicht und fest zusammen, daß sie wie Filz werden. — Viele Vögel gleichen diesen Handwerkern, weil sie mit dem Schnabel und den Füßen fast so geschickt wie die Menschen mit ihren Händen und Werkzeugen arbeiten. Alle Kunst und allen Fleiß verwenden sie auf den Bau ihrer Wohnungen. Von solchen gefiederten Handwerksleuten handelt das folgende Gedicht. (Sie sind den Kindern in guten Abbildungen zu zeigen!)

1. Das Schwälbchen ist ein Maurer,
das mauert fein und fest
hoch an des Hauses Giebel
sein kleines, braunes Nest.

2. Der Specht, der ist ein Zimmrer,
der zimmert, daß es schallt,
zum Häuslein sich geschäftig
den hohlen Baum im Wald.

3. Der Gimpel flicht ein Körbchen,
das einer Wiege gleich;
drin ruhen seine Kinder
wie Prinzen sanft und weich.

4. Der Buchfink ist ein Weber,
und seine Kunst ist groß:
er webt am Apfelbaume
sein Nestchen fein aus Moos.

5. Der Stieglitz ist ein Walker,
zusammen filzt er fest
aus Würzelchen und Wolle
für seine Brut das Nest.

6. Der Kuckuck lacht: „Mein Weibchen,
wir sehn behaglich zu,
dann legst du deine Eier
ins fremde Nest! Kuckuck!"

Erläuterungsfragen. Wohin, wie und woraus mauert die Schwalbe ihr Nest? Warum schallt es, wenn der Specht in einem hohlen Baume sich eine Wohnung zimmert? Was sind Prinzen, und warum ruhen sie besonders weich? Warum heißt der Gimpel auch Dompfaff? (Wegen des schwarzen Scheitels, der dem Käppchen eines Domgeistlichen ähnelt.) Wie macht es der Buch- oder Edelfink, daß man sein Nest kaum von der Baumrinde unterscheiden kann? Warum heißen die Vogelkinder auch Brut? Woher hat der Kuckuck seinen Namen? Warum baut er nicht selbst ein Nest, sondern legt seine Eier in fremde Nester?

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Wir werden zur Frühlingszeit in das Dorf, in den Garten und in den Wald geführt. Am Giebel des Hauses, über den Fenstern oder oben zwischen den beiden Dachseiten, bauen die Schwalben aus Hälmchen, Erdklümpchen und ihrem Speichel ihr braunes Nest. Es gleicht einer Halbkugel und hat ein Flugloch als Türlein an der Seite. Im Garten sind Gimpel, Fink und Stieglitz beim Nestbau tätig. Der Gimpel heftet sein Nest an schwanke Zweige. Der Buchfink setzt es fest in eine Astgabel und überzieht es mit grauen Flechten, damit es nicht von der Baumrinde absticht. Der Stieglitz oder Distelfink baut ebenfalls auf Bäumen ein Nest mit verfilzten Wänden. Im Walde hängt an einer Espe wie angeklebt der Specht. Mit seinen Kletterfüßen klammert er sich an, und auf den steifen Kletterschwanz stützt er sich. Mit dem Schnabel klopft er schallend an die Schale, und wo es hohl klingt, da meißelt er ein ganz rundes Loch durch die Schale und richtet sich im Innern häuslich ein. Der Kuckuck sitzt mit seinem Weibchen auf freien Ästen, guckt sich um und fliegt scherzend von Baum zu Baum.

2. Gedankengang. Die Vögel gleichen beim Bau ihrer Wohnungen den Handwerkern unter den Menschen: die Schwalbe dem Maurer (Str. 1), der Specht dem Zimmerer (Str. 2), der Gimpel dem Korbflechter (Str. 3), der Fink dem Weber (Str. 4), der Stieglitz dem Walker (Str. 5). Der Kuckuck vergnügt sich am Spiele, statt zu arbeiten, und schiebt seine Eier andern Vögeln zum Brüten unter (Str. 6).

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Ein jeder lern' sein' Lektion, so wird es wohl im Hause stohn. — Fleiß bringt Preis. — Müßiggänger und Schmarotzer (die von anderer Fleisch und Blut, Fleiß und Gut leben) sind verachtet.

2. Rede- und Stilübungen. a) Was haben die einzelnen Vögel mit den genannten Handwerkern gemein, und worin unterscheiden sie sich?

(Die Schwalbe verbindet wie der Maurer Lehmklümpchen zu einer Art Mauer. Statt Hammer und Kelle braucht sie den Schnabel; Steine kann sie nicht behauen usw.) b) Wie unterscheidet sich der Kuckuck von allen anderen Vögeln? c) Erzähle, wie du den Nestbau der Vögel mit angesehen hast! (Ich ging durch das Dorf, da sah ich an einer Pfütze eine Schwalbe, die ein Klümpchen Erde mit Hälmchen zusammenknetete und anfeuchtete. Dann flog sie an den Giebel eines Hauses, wo über einem Fenster ein Schutzbrett war. Unter diesem Brett klebte eine andere Schwalbe und baute an einem Neste. Sie hielt sich mit den Krallen, stützte sich mit dem Schwanze und mauerte mit dem Schnabel wie mit Hammer und Kelle usw.)

P.

146. Käferhochzeit.

Rud. Löwenstein. Kindergarten. 2. Aufl. Berlin. S. 19.

Was die Gäste zur Hochzeit mitbringen.

Jeder soll willkommen sein!
Kommt herein, kommt herein!

Bienlein, sprich, was bringst du heim?
„Honigseim! Honigseim!"

Fliege, was schaffst du zur Kost?
„Milch und Most! Milch und Most!"

Wespe, was trägst du uns ein?
„Näscherei'n! Näscherei'n!"

Schmetterling, was bringst du nach Brauch?
„Blumenhauch! Blumenhauch!"

Spinnchen, was hast du bereit?
„Hochzeitkleid! Hochzeitkleid!"

Und, Goldkäfer, dein Geschenk?
„Gold in Meng'! Gold in Meng'!"

Was trägst du, Glühwürmchen, ein?
„Kerzenschein! Kerzenschein!"

Bremse, was bringst du für Glück?
„Tanzmusik! Tanzmusik!"

Mücke, du kommst leer zum Fest?
„Tanzen ist das allerbest'!
Leichte Füße, leichter Sinn!
Nehmt mich zum Tanzmeister hin!
Juchhe!"

I. **Einführung, Zielangabe und Vortrag.** Das Leben und Treiben in der Tierwelt erscheint vielfach als Spiegelbild des Menschenlebens. Es gehören aber Dichteraugen dazu, um das zu erkennen. Und die hat der Dichter Rudolf Löwenstein. Mit diesen Augen hat er eine Käferhochzeit angesehen und geschildert. Zuerst erzählt er, wie sich Braut und Bräutigam zur Hochzeit rüsten, zum andern: was die Gäste zur Hochzeit mitbringen, und zum dritten: wie sie den Hochzeittanz halten. Ehe wir die Gäste und ihre Gaben betrachten, wollen wir die Vorbereitungen zur Hochzeit ansehen. Der Käfer und seine Braut wollen zur Trauung fahren. Da verlangt die Braut den Hochzeitwagen. Der steht vor der Tür, antwortet man. Es ist die Blütenglocke des Eisenhutes. Der Vorreiter ist der Ritterſporn; den Brautkranz bilden die schönsten Blumenblüten; die Wohnung des Hochzeitpaares sind die bunten Kronen der Blumen; die heilige Lilie ist die Kirche, in welcher die Trauung vor sich geht. Was ist nun bei einer Hochzeit alles nötig? Gute wohlschmeckende Kost, frischer Trunk, allerlei Naschwerk, duftende Blumen, ein feines Hochzeitkleid, Gold und Geld, leuchtende Kerzen, fröhliche Tanzmusik und flinke Tanzbeine! Wie die Gäste diese Gaben bringen, das sagt und singt das Gedicht von Löwenstein. Hört es!

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Das Fest wird im Freien auf einer blumigen Wiese an einem schönen Sommertage vom Morgen bis tief in die Nacht hinein gefeiert.

2. Eigenschaften und Tätigkeiten der Gäste. Die fleißige Biene bringt süßen Honigseim als Hochzeitgeschenk. Die naschhafte Fliege trägt aus den Vorratskammern der Menschen Milch und Most (süßen jungen Wein) herbei. Die leckerige Wespe gibt als Nachtisch allerlei Leckereien. Der umherflatternde Schmetterling haucht den Duft der Blumen in den Hochzeitsaal. Die geschickte Spinne spinnt und webt das Hochzeitkleid. Der schimmernde Goldkäfer versorgt das junge Paar mit Gold zum Schmucke und zur Bestreitung der Kosten. Das leuchtende Glühwürmchen (Johanniswürmchen, ein Leuchtkäfer) zündet abends die Kerzen an. Die summende Bremse spielt zum Tanze auf, und die leichtfüßige Mücke macht die Vortänzerin.

3. Gedankengang. A. Alle Insekten werden als Gäste zur Hochzeit eingeladen. B. Sie bringen allerlei Gaben: a) Speisen zum Hochzeitmahle, b) Schmuck für die Braut und den Hochzeitsaal, c) Musik und Tanzlust für den Hochzeitball.

4. Besondere Schönheiten. Das muntere Insektentreiben wird als Abbild einer menschlichen Hochzeit dargestellt. Dabei erscheinen eine Anzahl Insekten als menschliche Personen, oder doch in ihrer Eigenart. Der Dichter läßt in einem dritten Teile die Hochzeitfeier in dem Hochzeittanze mit seinem Hochzeitjubel ausklingen. Die Musikanten sind außer der brummenden Bremse alle die Käferlein, welche singen, geigen, brummen und summen können. Der Tanzmeister, die Mücke, eröffnet als Vortänzer den Ball, und ihr folgen der Bräutigam und die schön geschmückte Braut, und hinter dem Brautpaare folgen unter Anführung der Libelle (Wasserjungfer) alle anderen Gäste. Wie groß das Vergnügen der Hochzeitgäste gewesen ist; sagen uns diese selbst:

„Über die schnellen, rauschenden Wellen
hüpfen und schlüpfen wir
fröhlich im Mondenstrahl.
Hoch über Berg und Tal
fliehn wir und ziehn wir in leichtem Kleid;
kurz ist das Leben und flüchtig die Zeit!"

W. D.

147. Wanderschaft.

Wilhelm Müller. Gedichte. Leipzig 1868. I, 4.

1. Das Wandern ist des Müllers Lust,
das Wandern!
Das muß ein schlechter Müller sein,
dem niemals fiel das Wandern ein,
das Wandern!

2. Vom Wasser haben wir's gelernt,
vom Wasser!
Das hat nicht Rast bei Tag und Nacht,
ist stets auf Wanderschaft bedacht,
das Wasser!

3. Das sehn wir auch den Rädern ab,
den Rädern!
Die gar nicht gerne stille stehn,
die sich mein Tag nicht müde drehn,
die Räder!

4. Die Steine selbst, so schwer sie sind,
die Steine!
Sie tanzen mit den muntern Reihn
und wollen gar noch schneller sein,
die Steine!

5. O Wandern, Wandern, meine Lust,
o Wandern!
Herr Meister und Frau Meisterin,
laßt mich in Frieden weiter ziehn
und wandern!

I. **Einführung in den Stoff, Zielangabe und Vortrag.** Wenn der Handwerkslehrling ausgelernt hat, geht er auf die Wanderschaft, um bei verschiedenen Meistern als Geselle zu arbeiten und sich in seinem Handwerke noch mehr zu vervollkommnen. In früheren Zeiten, als es noch keine Eisenbahnen gab, mußten die Wanderburschen zu Fuß gehen und sahen auf diese Weise viel mehr Städte, Dörfer und Menschen als jetzt, wo sie nur im Fluge vorübereilen. Wenn ein Handwerksbursch so ohne Sorge in die frische Morgenluft hinauswanderte, dann war das eine Lust und ein großes Vergnügen. Solch ein fröhlicher Wanderbursch war ein Müller, der hinauszog, um die Welt zu sehen und für seinen Beruf zu lernen. Er pries die Wanderfreiheit und bedauerte jeden Müllerburschen, der daheimbleiben mußte. Er sah das Wasser ohne Rast und Ruhe dahinfließen, als ob es den Burschen hinauslocken wolle in die weite Welt. Er sah die Räder der Mühle sich ohne Ermatten drehen, als ob sie ihn zu rastloser Bewegung anspornen wollten. Sogar die schweren Mühlsteine sah er in munterem Tanze sich drehen, als ob sie ihn mahnen wollten, alles Schwere abzuschütteln und fröhlich hinaus in die weite Welt zu ziehen.

Wie Wasser, Räder und Steine die Wanderlust wecken und den Burschen von Meister und Meisterin hinauslocken auf die Wanderschaft, das singt er fröhlich in die frische, freie Luft hinaus in dem Müllerliede von Wilhelm Müller „Wanderschaft" oder „Wandern". Hört es!

II. **Vertiefung.** 1. Bild einer Mühle am rauschenden Bache. Sie ist von Bäumen umgeben; das Wasser schießt über das rastlos sich drehende Rad. Drin in der Mühle drehen sich tanzend und knirschend die Steine. Vor der Tür stehen der Müller und seine Frau und winken dem scheidenden Burschen einen Abschiedsgruß zu. In der Ferne dreht sich der Mühlknappe in Wanderrüstung noch einmal um und schwingt den Hut zum Abschiede.

2. Gedankengang. Str. 1. Das Wandern ist des Müllers Lust. Str. 2—4. Er hat's gelernt von dem Wasser, den Rädern und den Steinen. Str. 5. Er bittet, daß man ihn ziehen lasse. Die Wiederholung des ersten Hauptwortes in jeder Strophe ist als ein Ausrufewort anzusehen, daher !

3. Eigenschaften und Tätigkeiten a) des Müllers: Er ist vergnügt, wanderlustig, aufmerksam, er lernt;

b) des Wassers: Es ist rastlos, auf das Wandern bedacht, es belehrt den Müller;

c) der Räder: Sie sind nie müde, immer in Bewegung, sie stehen nicht still, sie drehen sich;

d) der Steine: Sie sind schwer, aber schnell; sie bewegen sich, sie tanzen.

4. Schönheiten der Dichtung. Der Rhythmus ist den beweglichen Mühlrädern nachgeahmt und hebt taktgemäß und marschmäßig die Füße des Wanderers. Was für eine Lust das Wandern ist, das deutet schon die öftere Wiederholung des Wortes „Wandern" an. Das schöne Lied wird gern zu Turnreigen gesungen. W. D.

148. Das Tischgebet.

Angeblich von Friedrich Güll.

I. **Vorbereitung und Vorlesen.** In der Stadt München ist ein schönes Wirts- oder Gasthaus, das auf seinem Schilde über der Tür einen goldenen Stern hat und darum „zum goldnen Stern" heißt. Es ist Mittagszeit, und viele reiche Herren kommen zu Tische. Die Kellner (Diener) bringen aus der Küche dampfende (heiße) Suppe auf den Tellern, sodann Gemüse und Braten auf Schüsseln und guten Wein in Flaschen aus dem Keller. Das alles lockt (ladet ein) mit lieblichem Wohlgeruch zum Genusse. Es geht bunt am Tische und im Saale zu. Die Messer, Gabeln und Löffel klappern und klirren, die Gläser klingen, wenn die Gäste miteinander anstoßen, und frohe Scherzreden mischen sich hinein. Manche Gäste haben sich in Gruppen von 3—4 zueinander gesetzt und plaudern (sprechen und schwatzen traulich); das Gespräch gleicht einem rauschenden Strome. Der Krieger (Soldat) erzählt von Kämpfen und Schlachten mit den Feinden. Der Kaufmann, welcher Handel mit diesen oder jenen Waren treibt, schmält (schilt) auf die Zölle (Abgaben und Steuern). Der Reisende, der weit in der Welt umhergekommen ist, will allerlei Abenteuer (merkwürdige Ereignisse) erlebt und allerlei Ungeheuer (ungewöhnliche Geschöpfe) gesehen haben. Die Stutzer oder geputzten Herrchen, die nichts weiter zu tun haben, als allerlei Vergnügungen zu suchen, schwatzen von schönen Pferden, Wagen, Hunden und den Moden in der Kleidung. Da geht die Tür nochmals auf; ein fremder Herr tritt still mit seinem Töchterlein herein und setzt sich bescheiden an das untere Ende der langen Tafel, um auch mit von dem Fische und den andern Speisen zu kosten (essen) und von dem Weine zu trinken. Dem kleinen Mädchen gelingt es, plötzlich alle die schwatzenden und lärmenden Gäste zum Schweigen zu bringen. Wie? Das sollt ihr jetzt hören!

An der Tafel im Gasthaus zum goldnen Stern
waren beisammen viele reiche Herr'n.
Vor ihnen standen aus Küch' und Keller
gar lieblich lockend die Flaschen und Teller.

Schon saßen sie da in plaudernden Gruppen.
Die Kellner reichten die dampfenden Suppen,
und mehr noch begannen Gemüs' und Braten
mit süßem Wohlgeruch zu laden.

Da kam zur Türe still herein
ein Fremder mit seinem Töchterlein
und setzte sich unten am langen Tisch,
um auch zu kosten von Wein und Fisch.
Oben klirrten die Löffel und Messer,
klangen die Gläser und scherzten die Esser.
Da tönt' auf einmal gar hell und fein
eine Stimme in den Lärm hinein,
wie wenn von fern ein Glöcklein klingt,
wie wenn im Wald ein Vogel singt.
Und wie auch der Strom der Rede rauscht,
still wird es rings, und jeder lauscht:
der Krieger, der von den Schlachten erzählt,
der Kaufmann, der über die Zölle geschmält,
die Reisenden, die von Abenteuern
gesprochen und von Ungeheuern,
die Stutzer, die von Pferd und Wagen
und Hund und Moden so vieles sagen.
Und wie sie schauen nach dem Orte,
von woher bringen die lieblichen Worte:
mit gefalteten Händen das Mädchen steht
und spricht sein gewohntes Tischgebet,
und wie beseelt von höherem Geist
falten auch sie die Hände zumeist
und horchen alle recht mit Fleiße
auf des betenden Kindes Weise.
Drauf setzt es sich nieder mit stiller Freude
und achtet nicht auf all die Leute.
Die aber, ergriffen im tiefsten Innern,
mußten sich oft noch daran erinnern,
und mancher hat wieder gebetet fortan,
wie er schon lange nicht mehr getan.

II. **Erläuterungsfragen.** Warum hieß das Gasthaus „zum goldenen Stern"? Warum waren hier viele reiche Herren zusammengekommen? Was brachten die Kellner aus der Küche, was aus dem Keller? Welche Gemüse und Braten kennst du? Welche Menschen setzen sich wohl zu plaudernden Gruppen zusammen? Wie wurden die Gäste zum Genusse der Speisen und Getränke eingeladen oder aufgefordert? Warum setzte sich der Fremde *unten* an die Wirtstafel? Wovon klirren die Messer, Gabeln und Löffel und klingen die Gläser? Warum scherzen die Esser an einer gemeinsamen Tafel gern? Wie entstand der Lärm in dem Speisesaale? Warum wird die Stimme des Kindes mit einem fernen Glöcklein und mit einem singenden Vogel, die Rede der Gäste aber mit einem Strome verglichen? Wie lauscht man? Warum erzählt der Krieger von den Schlachten, schmält oder schilt der Kaufmann über die Zölle, erzählt der Reisende von Abenteuern und Ungeheuern, schwatzen die Stutzer von Moden? Welcher Unterschied ist zwischen erzählen, schmälen, schwatzen und plaudern? Warum betet das Kind sein Tischgebet auch an der Wirtstafel? Was machte den großen Eindruck auf die Gäste? Warum faltet man beim Beten die Hände? Warum achtet das Kind nicht auf die Leute? Warum mußten sich die Gäste noch oft gerade an dieses Tischgebet erinnern? Warum hatten sie das Beten unterlassen, und warum fingen sie es wieder an? Warum beten wir vor und nach Tische?

III. **Vertiefung.** 1. *Schauplatz.* Wir werden in den Speisesaal eines Gasthauses um die Mittagszeit geführt. An einer langen Tafel sitzen viele vornehme Herren. Auf ihr stehen Teller, Flaschen, Gläser und andere Tischgeräte. Die Gäste essen, trinken, stoßen mit den Gläsern an, plaudern und scherzen. Die Kellner tragen Speisen und Getränke auf und ab. Am untern Ende des Tisches sitzt ein Herr; neben ihm steht sein Töchterchen mit gefalteten Händen und spricht sein gewohntes Tischgebet. Alle Gäste verstummen, halten ein mit Essen und Trinken, blicken lauschend auf das Mägdlein, falten die Hände und beten mit.

2. Personen. Die Gäste sind hungrig und durstig. Sie gehören verschiedenen Ständen an, sind aber meistens reich und vornehm. Jeder redet von seinem Berufe. Gebet bei Tische ist nicht mehr Sitte bei ihnen. Die Gebetsworte des Kindes treffen ihr Herz, und sie erinnern sich wieder der Pflicht, Gott für seine Gaben zu danken. Ihr Gespräch verstummt, ihre Händen falten sich; ein höherer, heiliger Geist bewegt ihr Herz; sie blicken auf das Kind mit Verwunderung und lauschen andächtig auf seine Worte; sie erinnern sich des Tischgebetes noch oft, und mancher lernt wieder beten. Das Kind ist sittsam, bescheiden, fromm erzogen, mutig, freudig, demütig. (Beweise dies aus dem Gedichte!) Der Vater muß ein braver Mann sein, weil er solch ein Kind erzogen hat.

3. Gedankengang. An der Wirtstafel wird gegessen, getrunken, geplaudert und gescherzt. Ein Vater und sein Töchterlein treten ein und nehmen unten Platz. Das Kind spricht sein gewohntes Tischgebet. Die verschiedenen Gespräche der Gäste verstummen. Der Eindruck des Gebetes auf die Gäste und sein Erfolg!

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung und Verwandtes. Ein dankbares Gemüt ist Gott gefällig und den Menschen wert. — Schäme dich nicht zu beten, wenn auch die Welt spottet. Danket dem Herrn —. Wir sollen mit Danksagung empfangen —. Die vierte Bitte. — Aller Augen warten —. Aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hast du dir eine Macht (Lob) zugerichtet. Jesus betete vor der Speisung der 5000 und vor wie nach dem Passahmahle.

2. Rede- und Stilübungen. a) Ein Gast erzählt das Erlebnis daheim. b) Wie unterscheidet sich die Wirtstafel von dem häuslichen Tische? c) Wo zeigt uns die biblische Geschichte fromme Beter? P.

149. Herr Gott, du sollst gelobet sein!

Clemens Brentano. Gesammelte Schriften, I. Bd. Christl. Lieder. Frankfurt a. M. 1852. S. 544.

1. Kein Tierlein ist auf Erden
dir, lieber Gott, zu klein[1]);
du ließ'st sie alle werden[2]),
und alle sind sie dein[3]).
Zu dir, zu dir
ruft Mensch und Tier:
der Vogel dir singt,
das Fischlein dir springt,
die Biene dir brummt,
der Käfer dir summt,
auch pfeifet dir das Mäuslein klein:
„Herr Gott, du sollst gelobet sein!"[4])

2. Das Vöglein in den Lüften
singt dir aus voller Brust;
die Schlange in den Klüften[5])
zischt dir in Lebenslust.
Zu dir, zu dir usw.

3. Die Fischlein, die da schwimmen,
sind, Herr, vor dir nicht stumm;
du höreſt ihre Stimmen,
vor dir kommt keines um.
Zu dir, zu dir usw.

4. Vor dir tanzt in der Sonne
der kleinen Mücken Schwarm;
zum Dank für Lebenswonne
ist keins zu klein und arm.
Zu dir, zu dir usw.

5. Sonn', Mond gehn auf und unter
in deinem Gnadenreich;
und alle deine Wunder
sind sich an Größe gleich.
Zu dir, zu dir usw.

6. Zu dir muß jedes ringen[6]),
wenn es in Nöten schwebt;
nur du kannst Hilfe bringen,
durch den das Ganze lebt.[7])
Zu dir, zu dir usw.

7. In starker Hand die Erde
trägst du mit Mann und Maus;
es ruft dein Odem: „Werde!"
und bläst das Lichtlein aus[8]).
Zu dir, zu dir usw.

8. Kein Sperling fällt vom Dache
ohn' dich, vom Haupt kein Haar;[9])
o, treuer Vater, wache
bei uns in der Gefahr!
Zu dir, zu dir usw.

I. **Vorbereitung.** Alles, was Odem hat, lobe den Herrn! Die ganze Natur ist ein großer, vielstimmiger Lobpsalm des Schöpfers. Alle Kreatur verkündet sein Lob. Er hat alle geschaffen, belebt sie mit seinem Odem und trägt sie in seiner allmächtigen Hand. Er erhält und versorgt sie mit Nahrung und Notdurft, schirmt sie in Gefahren und hilft ihnen aus der Not. Dafür sagt ihm die vernunftlose Kreatur unbewußt, der Mensch bewußt Lob und Dank. *Wie das jedes Geschöpf, vom größten bis zum kleinsten, auf seine eigene Weise tut*, das hat der Dichter Clemens Brentano in einem Gedichte ergreifend ausgesprochen; es trägt die Überschrift: „Herr Gott, du sollst gelobet sein!" Hört es!

1) zu gering, verächtlich. 2) du hast sie geschaffen. 3) eigen, Eigentum. 4) Das ist der Kehrreim, der den Schluß jeder Strophe bildet. 5) Sogar das Zischen der Schlange in den Felsspalten ist die Sprache für den Lebens- und Lobedrang. 6) aufwärts streben oder bittende, gerungene oder ringende Hände aufheben. 7) Gottes Odem belebt das All. „Du nimmst den Odem weg, da vergehen sie." 8) Das Lebenslicht; du lässest sie sterben. 9) Matth. 10, 29, 30. Kauft man nicht zween Sperlinge um einen Pfennig usw.

II. **Vertiefung.** 1. *Gesamtbild.* Sonne und Mond am Himmel. Vögel und Mücken in der Luft, Fische im Wasser, Bienen und Käfer auf den Blumen der Wiese, Schlangen in Klüften und Mäuslein in Schlupflöchern. Der Mensch hat seine Hände gefaltet und sein Antlitz betend zum Himmel erhoben.

2. *Gedankengang.* a) Alle Geschöpfe verkünden das Lob ihres Schöpfers. b) Die Vögel in der Luft durch Singen, die Schlange in der Kluft durch Zischen. c) Die stummen Fische selbst versteht der Allmächtige. d) Den tanzenden Mückenschwärmen haucht er Lebenswonne ein. e) Sonne und Mond läßt er auf- und untergehen. f) Zu ihm, dem Allbeleber, rufen wir in Gefahr und Not. g) Er trägt alle in seiner Hand, läßt alles werden und vergehen. h) Seiner Fürsorge befehlen wir uns.

Den *Grundton* des Gedichts gibt die Überschrift an.

3. *Verwandtes:* a) Gottesdienst von Rückert: „Sieh, keinen Tropfen Wasser schluckt das Huhn." (Nr. 78.) b) Der Rabe von Hey: „Was ist das für ein Bettelmann?" (Nr. 150.) c) „Fink und Bäuerlein" von Güll. (Nr. 110.) d) „Wandersmann und Lerche." (Nr. 298.) e) „Gottes Lob in Wald und Feld." (Nr. 127.) Die Schöpfungsgeschichte. Es werde! — Der erste Artikel. — Matth. 10, 29. 30.

4. *Eigentümlichkeit* der Dichtung: a) Große Anschaulichkeit durch die Menge der konkreten Substantive und Verben. b) Volkstümliche Dar-

stellungsweise der Dichtung durch die Ausdrücke: Du trägst in starker Hand, Sperling vom Dache, Haar vom Haupte, mit Mann und Maus. c) Der Kehrreim, der jedesmal aufs neue den Hauptgedanken ausspricht: „Zu dir, Herr, ruft Mensch und Tier: Du sollst gelobet sein."

III. **Mahnung:** Laß dich, Kind, im Danken, Loben und Preisen deines Gottes nicht von den Tieren übertreffen! R. D.

150. I. Rabe.

Wilh. Hey. 50 Fabeln. Gotha. S. 1.

I. **Vorbereitung.** Ein kalter Wintertag war's, und Schnee deckte allenthalben fußhoch die Erde, als die Kinder eines Landmannes im warmen Zimmer am Fenster standen und mancherlei hierbei beobachteten. Da fing auf einmal der kleine Karl an, zu seinen Geschwistern zu sprechen, und sagte: „Hört einmal zu! Ich will euch ein Rätsel aufgeben." (Er spricht die erste Hälfte des Gedichts vor.) Da rufen alle anderen wie aus einem Munde: „Das ist der Rabe!"

Was ist das für ein Bettelmann?
Er hat ein kohlschwarz Röcklein an usw.
(Allgemein bekannt.)

II. **Vermittlung.** 1. Mit dem Worte „Bettelmann" wird der Rabe als ein Mensch, als eine Person gedacht. 2. Das kohlschwarze Röcklein ist sein Federkleid, sein Gefieder. 3. Nicht den Knochen allein, sondern auch noch ein wenig Fleisch dran; Knochen soll hier überhaupt eine Gabe zum Fressen bedeuten. 4. Im Frühling flog der Rabe hinaus in Wald und Flur und fand hier reichlich Futter. 5. Die beiden Rufe des Raben: „Rab, rab!" haben eine zweifache Bedeutung. Das erstemal aber klang sein Ruf, wie ein alter Volksreim besagt, wie: „Knabbr' ab! Knabbr' ab!" weswegen er eben um einen Knochen bat. Zum andern Male aber klang sein Ruf aus der Luft herunter, wie: „Hab Dank! hab Dank, du Mensch, für deine Gaben!"

III. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Es war ein harter, kalter Wintertag; Schnee deckte weit und breit Feld, Wald, Wiesen, Gärten und Wege. Auf einem Bauernhofe guckten die Kinder des Hauses durch die halb zugefrorenen Fensterscheiben auf den Hof hinaus. Da kam eine Rabe herzugeflogen.

2. Generalfragen: a) Von welchen Personen und Dingen ist hier die Rede? b) Was ist jedes? (Der Rabe ist ein Bettelmann. Beweise es! usw.) c) Wie war der Rabe? Er war schwarz, arm, betrübt, hungrig, getröstet, fliegend, frisch und munter und dankbar. d) Wo ist jedes? (Der Rabe ist auf dem Hofe eines Landmanns usw.) e) Was tut ein jedes? (Der Rabe bittet, bettelt usw.)

3. Gliederung. a) Der betrübte und bettelnde Rabe in den harten Tagen des Winters. b) Der erfreute und dankende Rabe in den schönen Tagen des Frühlings.

4. Hauptgedanke: Kinder, gedenket im harten Winter auch der hungernden Tiere, namentlich der hungernden Vöglein!

IV. **Verwertung.** Vergleichung mit der folgenden Dichtung:

II. Vögel vor der Scheuer.

Wilh. Hey. 50 Fabeln für Kinder. Gotha o. J. S. 4.

Vögel: „Im Felde draußen, da gibt's nichts mehr;
der Schnee deckt alles weit umher.
Da hörten wir euren Dreschерschlag
und zogen dem lieben Klange nach.
Manch Körnlein springt wohl aus der Tennen,
das könnt ihr uns armen Vöglein gönnen."

Die Dreschер drin schlugen nach dem Takt,
manch Scheffel Korn ward ausgesackt;
das gab wohl Brot genug fürs Haus.
Manch Körnlein sprang auf den Hof hinaus;
das ließen die Vöglein auch nicht liegen,
sie holten es schnell mit Hüpfen und Fliegen.

1. Ähnlichkeiten: a) In beiden Fabeln harter Winter, draußen alles verschneit. b) Hungrige Vögel bitten um Futter. c) Schauplatz der Hof eines Landmannes. d) Die Bitte wird gewährt.

2. Verschiedenheiten: a) In I ein Vogel, in II viele Vögel. b) I vor der Haustür, II vor der Scheunentenne. c) Der Rabe bittet um einen Knochen, die Menge der Vögel um Körner. d) I führt uns bis zum Frühling, II schließt mit dem Empfange der Gabe. e) Die Vögel vor der Scheuer nehmen die Gabe ohne Dank; der Rabe ruft seinen Dank beim Scheiden aus der Luft herunter.

III. Wie das Finklein das Bäuerlein im Scheuerlein besucht.

(Siehe den Text Nr. 110.)

Die Güllsche Fabel zeigt auch Bittende und Gebende wie die beiden Heyschen. Nur suchen beide ihr Tun zu begründen. Der Fink nimmt hierbei zu Scheingründen, ja sogar zu kleinen Lügen seine Zuflucht, wodurch bewiesen werden soll, wie schlau und listig er ist. Gründe: a) Bäuerlein, du bist so reich an Korn und Kern. b) „Ich hab' dich gar so gern, ich liebe dich sehr", was mit der Wahrheit nicht so recht übereinstimmt, indem diese Liebe viel mehr dem Korn und Kern als dem Bauer gilt. c) Ich komme nur, um das Dreschen zu lernen. d) Ich komme vor allem, um den Geschmack von Korn und Kern unterscheiden zu lernen. Da diese Scheingründe mit einer gewissen Schalkhaftigkeit vorgetragen werden, nimmt's der Bauer nicht übel, sondern lacht herzlich dazu. Auch er begründet sein Tun durch eine Warnung und reichliche Gewährung.

R. D.

151. Arm Vögelein.

Friedrich Güll. Kinderheimat in Liedern. 1. Gabe. 4. Aufl. Gütersloh o. J. S. 104.

I. **Vorbereitung.** Ein Knabe hatte im Spätwinter das Scharlachfieber gehabt. Als er endlich wieder gesund war, mußte er auf aus-

drückliche Anordnung des Arztes noch sechs Wochen lang das Zimmer hüten, das heißt in der Stube bleiben. Mittlerweile hatte der Frühling seinen Einzug gehalten, und alles grünte und prangte ringsumher im Garten. Wenn nun der Knabe so sehnsüchtig in den Garten und in den Sonnenschein hinaussah, da wurde der Wunsch, hinausgehen zu dürfen, in ihm immer reger. So oft und so dringend er nun auch seine Mutter darum bat, so wurde ihm doch seine Bitte von dem strengen Arzte und den besorgten Eltern jedesmal abgeschlagen. Da wurde es dem Knaben oft sehr wehmütig um das Herz, und er bekam nun erst einen rechten und vollen Begriff von der goldenen Freiheit: in Garten und Feld, in Wald und Flur frei umherspringen zu dürfen. Ihm aber war es zumute, als ob er im Gefängnis säße. Da endlich war der Tag herbeigekommen, daß er wieder hinaus durfte. Froh und wohlgemut sprang er bei dem herrlichsten Frühlingswetter in den Garten hinaus und erfreute sich an dem jungen Grün, an Laub und Blumen und am Gesange der Vögel. In seiner Freude gedachte er da auf einmal an seine Lerche, die er im Herbste des vorigen Jahres eingefangen hatte, und die wohlverpflegt im Fenster der Stube in einem Drahtkäfige hing. Schnell trat er hinzu und redete die Gefangene also an:

II. **Unmittelbare Darbietung.**

„Armes, eingesperrtes Vöglein,
bist gefangen schon so lang'!
Täglich hast du voll dein Tröglein,
und doch ist dir's weh und bang
hinter diesem Eisengitter,
in dem engen, dunkeln Haus.
Ach, gefangen sein ist bitter —
möchtest in die Welt hinaus?

Nun, ich tu' dir auf den Riegel,
mach' dir auf das kleine Tor.
Vöglein, auf, wohl auf die Flügel!
Steige frei und leicht empor!
Schwinge, springe, singe wieder,
grüße freundlich Berg und Tal,
deine Schwestern, deine Brüder
froh und frei vieltausendmal!"

Zusatz: Und die Lerche erhob sich in die Lüfte und sang und trillerte so herrlich wie noch nie. Der Knabe aber freute sich sehr darüber, und er glaubte, aus ihrem Gesange die Worte zu vernehmen: „Habe Dank, du lieber Knabe, daß du mir die goldene Freiheit wieder geschenkt hast!" Und mit dem Bewußtsein, eine edle Tat getan zu haben, freute sich der Knabe noch inniger seiner Genesung, seiner Freiheit und des schönen Frühlings.

III. **Vertiefung.** 1. Eigenschaften: a) des Befreiers. Er war mitleidig, denn das gefangene Vöglein tat ihm leid, barmherzig, denn er erbarmte sich seiner Not, tatkräftig, denn er zögerte nicht, auch auszuführen, was er für recht und gut hielt. Er beklagte den kleinen Gefangenen, befragte ihn um seine Wünsche, schenkte ihm die Freiheit und gab ihm die besten Wünsche und Grüße mit auf den Weg in die Freiheit. b) des Vögleins. Das Vöglein war arm, weil eingesperrt und gefangen, es war traurig, ihm war wehe und bang, es war befreit, war frei und froh und in der Freiheit beglückt.

2. Gliederung. a) Das Bedauern des Knaben. b) Sein Mitleid und Erbarmen. c) Seine Klage und seine Anfrage an das Vöglein.

d) Seine Tat: die Befreiung des Vögleins, sein Wunsch und sein Abschiedsgruß an die Lerche.

3. Grundgedanke. Wer die Freiheit selbst liebt und hochschätzt, der gönnt und gibt sie auch andern gern.

4. Schönheiten des Gedichtes. In der ersten Hälfte des Gedichts geben die Wörter: arm, gefangen, ach und bang, eng und dunkel, Eisengitter und Riegel, dem Bedauern und der Betrübnis des Vogels und Befreiers vollen und entsprechenden Ausdruck; während aus den Wörtern: wohlauf, frei und leicht, schwinge, springe, singe wieder, froh und frei, der Jubel und die helle Freude des Vögleins wie auch seines Befreiers laut und vernehmlich herausklingt. (In dem viertletzten Verse ist außerdem eine schöne Assonanz [Gleichklang der Vokale] vorhanden, indem sämtliche Wörter ein **i** enthalten.)

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben: a) Habe Mitleid und Erbarmen mit der Tierwelt! b) Entziehe ihnen nicht unnötigerweise ihre Freiheit! c) Steht es in deiner Macht, so befreie sie aus der Gefangenschaft! d) Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes.

2. Sprichwörter: a) Freiheit geht über Silber und Gold. b) Freiheit geht vor Geld, sprach die Wachtel und flog ins Feld. c) Freiheit ist lieber denn Aug' und Leben. d) Freiheit, wie gering, ist doch ein gut Ding. e) Besser frei in der Fremde als Knecht daheim.

3. Stil- und Redeübungen. a) Suche die Gegensätze im Gedichte! b) Bilde durch Verbindung der Einleitung des Gedichts und des Zusatzes eine Erzählung: Knabe und arm Vöglein! c) Nachbildung: Knabe und Eichhörnchen. Knabe, Fuß gebrochen, monatelang im Bett liegend, dann wochenlang in der Stube an Krücken gehend usw. R. D.

152. Das arme Vögelein.

Heinr. Hoffmann v. Fallersleben. Gedichte. 1874. S. 197.

1. Ein Vogel ruft im Walde, ich weiß es wohl, wonach?
Er will ein Häuschen haben, ein grünes, laubig Dach.
2. Er rufet alle Tage und flattert hin und her,
und in dem ganzen Walde hört keiner sein Begehr.
3. Und endlich hört's der Frühling, der Freund der ganzen Welt,
der gibt dem armen Vöglein ein schattig Laubgezelt.
4. Wer singt im hohen Baume so froh vom grünen Ast?
Das tut das arme Vöglein aus seinem Laubpalast.
5. Es singet Dank dem Frühling für das, was er beschied,
und singt, solang er weilet, ihm jeden Tag ein Lied.

I. **Vermittlung des Verständnisses.** Str. 1. Es ist am Ende des Winters. Die Frühlingslüfte wehen. Ein eben aus dem Süden angekommenes Vöglein sitzt auf dem kahlen Aste eines Baumes und läßt seine Stimme erschallen. Wonach mag das Vöglein rufen? Nach zweierlei: nach einem Häuschen (Neste) und nach einem grünen, laubigen Dache. Soll's ihm wohl sein, so gehören diese beiden Dinge dazu; denn ins Nest will das Vöglein seine Eier legen, aus denen später die Jungen schlüpfen,

und unter dem grünen, laubigen Dache sucht es Schutz vor Wind und Wetter und vor seinen Feinden, den Raubvögeln, und wohl gar auch vor den unnützen Buben, die ihm nachstellen.

Str. 2. Der Ruf des Vögleins ertönt täglich bald hier, bald da (es „flattert = fliegt unstät, unruhig, ängstlich hin und her") aber im ganzen Walde ist niemand, der sein „Begehr" (seinen Wunsch, sein Verlangen) hört und versteht.

Str. 3. Da kommt endlich „der Freund der ganzen Welt", der schöne Frühling, der hört das Rufen und bringt dem armen Vöglein das Laubgezelt (Zelt ist hier das sich über uns wölbende Dach eines Baumes; Gezelt ist der poetische Ausdruck für Zelt).

Str. 4. Nun, nachdem sein Wunsch erfüllt ist, klingt aber die Stimme des armen Vöglein anders als vorher. Es ist ein froher Gesang, der nicht mehr vom kahlen, sondern vom grünen Aste ertönt, auf welchem das Vöglein seinen Laubpalast (eine prachtvolle, herrliche Laubwohnung) sich erbaut hat.

Str. 5. Was ist denn aber der Inhalt des frohen Gesanges? Es ist ein Danklied, welches das Vöglein dem Frühlinge für das bringt, was er ihm beschied (ihm bestimmte, gab, zuwies). Aber diesen Dank spricht das Vöglein nicht nur ein einziges Mal aus, sondern jeden Tag, solange der Frühling weilt (dauert, währt).

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Der Wald ist der Aufenthalt der Vöglein; er ist der Ort, wo sie ihre Wohnung aufschlagen, ihre Kinder groß ziehen und Futter und Schutz (s. Str. 1) finden. Die Zeit ist (in Str. 1 und 2) die des Übergangs zwischen Winter und Frühling, also die Zeit, in welcher die Bäume und Sträucher Knospen haben und nur die Wirkung der Frühlingssonne und Frühlingslüfte abwarten, um ihren Blätterschmuck anzulegen.

Nach Str. 3 ist die Zeit weiter vorgerückt; die Bäume haben bereits das Laub; der Frühling mit all seiner Lust und seiner Pracht ist da.

2. Eigenschaften und Tätigkeiten a) des Vögleins: Der Vogel ist klein (Vöglein) wie alle Singvögel; er ist beständig, denn er ruft alle Tage; er ist arm, weil ihm das Häuschen und das grüne Dach fehlt; er ist froh, nachdem ihm der Frühling Dach und Nest gegeben; er ist dankbar und singt dem Frühlinge täglich ein Liedchen. —

Das Vöglein ruft, flattert, singt, dankt. Ist das Vöglein wohl gar eine Nachtigall? Vielleicht! Denn die Nachtigall singt auch nur, solange der Frühling weilet. Im heißen Sommer schweigt sie.

b) des Frühlings. Er ist der Freund der ganzen Welt (Inwiefern?) und ein freundlicher Geber. Er hört wie ein Mensch, er gibt, er empfängt Dank wie ein Mensch. Der Dichter stellt ihn als Person dar.

3. Gedankengang: Str. 1. Das arme Vöglein bittet um ein grünes Laubdach. Str. 2. Niemand hört seinen Wunsch. Str. 3. Endlich hört's der Frühling und gibt ihm das Laubdach. Str. 4. Das Vöglein singt ein frohes Lied. Str. 5. Das Vöglein dankt dem Frühlinge.

4. Nutzanwendung für Herz und Leben. Das Vöglein lehrt uns den Spruch: Bittet, so wird euch gegeben! auch den: Haltet an am Gebet! und auch den: Danket dem Herrn, denn er ist freundlich! Es erinnert uns auch an das Sprichwort: Auf einen Streich fällt man keinen Baum, und an das Wort: Denen, die uns wohltun, sollen wir danken. Der Frühling lehrt uns, daß andere für die Wohltaten, die wir ihnen erweisen, dankbar sind und uns Freude bereiten.

5. Rede- und Stilübungen. a) Wozu braucht das Vöglein ein grünes Laubdach (Str. 1)? b) Welche Eigenschaften und Tätigkeiten des Vögleins sollen auch wir uns aneignen? c) Warum wird das Vöglein arm genannt? d) Warum sang später das Vöglein so froh? e) Erzähle den Inhalt des Gedichts in einem Briefchen! (Im Walde hörte ich ein Vöglein rufen usw.) W. D.

153. Das Vöglein in der Wiege.

Georg Christian Dieffenbach. Kinderlieder. 2. Aufl. Mainz. S. 11.

I. **Vorbereitung.** Es war an einem herrlichen Maienabend, als Maria, die Tochter eines Gärtners, sich in dem Teile des großen Gartens erging, in welchem viele Sträucher und dichtes Gebüsch standen. Von ungefähr sah sie einen Vogel aus einem Fliederstrauche kommen; sie trat hinzu, schaute hinein und sah zwischen dem Gabelaste eines schwanken Zweiges ein kleines, rundes Nest, in welchem ein einziges kleines Vöglein lag. Ganz versunken in den Anblick des Vögleins spricht sie für sich hin:

II. **Unmittelbare Darbietung.** (Der Lehrer liest das Gedicht mit Innigkeit und Wärme vor; eine geübte Schülerin liest es nach und hierauf der ganze Chor.)

1. In der Wiegen seh' ich liegen
dort ein kleines Vögelein!
Und es streckt sich, und es reckt sich
in dem Nestchen warm und klein.

2. Leise gehet, leise wehet
durch die Zweige hin der Wind;
auf und nieder, hin und wieder
schaukelt er das Vogelkind.

3. Unter Zweigen, die sich neigen,
schlummert still das Kindlein traut;
durch die grünen Laubgardinen
Sonne nach der Wiege schaut.

4. Und zur Seiten singt voll Freuden
Mütterlein ein Wiegenlied;
und ihr Singen und ihr Klingen
durch den stillen Abend zieht.

5. Vöglein reget und beweget
leis' im Schlaf die Flügelein,
träumt von Fliegen in der Wiegen
und von Duft und Sonnenschein.

III. Fragen zur **Vermittlung** des Wort- und Sachverständnisses. Inwiefern kann man ein Vogelnestchen eine Wiege nennen? Was macht der Wind mit dem Nestchen? Was ist unter Laubgardinen zu verstehen? Warum kann man den Gesang der Vogelmutter ein Wiegenlied nennen? Was wird es nach den beiden Schlußversen von Str. 4 für ein Vogel gewesen sein? Warum hat das Vogelkind gerade nur von Würmern, Blumenduft und Sonnenschein geträumt?

IV. **Vertiefung.** 1. Eigenschaften der handelnden Personen: a) Das achtsame Mägdlein war aufmerksam, denn es fand das Nest;

erfreut über den Fund, gütig, denn sie tat dem Vöglein kein Leid, sinnig, denn sie sah in dem Neste eine Wiege, in den jungen Vögeln Kinder. b) Das Vogelkind war hilflos, denn es konnte nicht hüpfen und fliegen; geschaukelt wie in einer Wiege, wohlbewahrt im warmen Nestchen, gehütet von der Mutter, erfreut durch Gesang, träumend von einer glücklichen Zukunft. c) Die Vogelmutter war glücklich über ihr Kindchen und über den herrlichen Frühlingsabend; freudenvoll sang sie ein Wiegen- und Schlaflied.

2. Gliederung des Inhalts. a) Das sich reckende und streckende Vöglein. b) Das geschaukelte Vogelkind, c) welchem ein Wiegenlied gesungen wird. d) Das schlummernde und e) das träumende Vöglein.

3. Eigentümlichkeit in der Form. Der erste und dritte Vers einer jeden Strophe dieses sinnigen und lieblichen Gedichts hat einen weiblichen Doppelreim, und jede Strophe gliedert sich in zwei gleiche Hälften. In dem ganzen Gedichte sind die Wörter mit den hellern und höhern Vokalen: i, e und ei vorherrschend und stimmen zur Freude. Zugleich verleihen sie dem Ganzen ein liebliches und heiteres Gepräge.

R. D.

154. Der Distelfink.

Wilhelm Curtman. Geschichtchen für Kinder. Gießen 1867. S. 22.

Als der liebe Gott die Vöglein machte, da gab er ihnen Beine zum Hüpfen und Flügel zum Fliegen und Schnäbel zum Fressen, aber auch zum Singen. Und als sie alle fertig waren und um ihn her standen, da nahm er einen großen Farbekasten und malte ihnen bunte Federn. Da kam die Taube an die Reihe und erhielt einen blauen Hals und rötliche Flügel, und der Kanarienvogel wurde so gelb wie eine Zitrone, und die Bachstelze wurde grau und bekam einen schwarzen Strich und einen weißen Fleck daneben, und alle Vögel wurden prächtig gefärbt, wie es sich für jeden schickte. Nur einer war übriggeblieben, weil er hinter den anderen stand und sich nicht vordrängen wollte: das war der Distelfink. Als er endlich auch herbeikam, da hatte der liebe Gott alle Farben verbraucht, und es war nichts mehr übrig als die leeren Schälchen. Da weinte das arme Vögelchen, daß es nicht auch ein so buntes Federkleid haben sollte wie die andern. Der liebe Gott aber redete ihm zu und sprach: „Sei ruhig! es ist noch in jedem Schälchen ein klein wenig Farbe zurückgeblieben, das will ich mit dem Pinsel austupfen und auf deine Federn streichen.“ Und er tat es und malte den Distelfink ein bißchen rot und ein bißchen blau und ein bißchen schwarz und ein bißchen grün, aus allen Schälchen ein wenig, so daß er der bunteste unter allen Vögeln wurde und dem lieben Gott dankte, daß er ihn so schön gemacht hatte.

I. **Vorbereitung, Zielangabe und Vorlesen.** Hier zeige ich euch einen kleinen, hübschen Vogel. Betrachtet einmal sein Federkleid! Wo sieht er gelb, wo rot, weiß, blau aus? Welche Farben bemerkt ihr noch an ihm? Ja, er hat ein lustiges, buntes Röcklein an, der kleine Distelfink oder Stieglitz, wie man ihn auch nennt. Gott, der alles geschaffen hat, was auf Erden lebet und webet, hat auch ihm das Leben gegeben. Aber wie der Distelfink zu seinem bunten Federkleide gekommen ist, wißt ihr doch nicht; das sollt ihr aber jetzt erfahren.

II. **Vertiefung.** 1. Schauplatz der Handlung. In Eden, wo Gott für Adam und Eva einen schönen Garten, das Paradies, erstehen ließ,

gab er den Vögeln gewiß auch das bunte Federkleid. — Ein großer Strom teilte sich in mehrere Hauptarme, die Gegend zu bewässern. Zwischen den Flüssen breiteten sich Wiesen und allerlei Fruchtgefilde aus. Bäume, verschieden an Gestalt und Größe, wuchsen da und waren mit Früchten reich beladen. — In dem Wasser wimmelte es von Tieren ohne Zahl; auch Landtiere aller Art lebten dort friedlich und freudig beieinander. — Unter einem Baume, der hoch emporragte und seine gewaltigen Zweige weithin ausbreitete, saß der liebe Gott. Alle Vögel, große und kleine, standen um ihn her; er malte allen bunte Federn. Als zuletzt der Distelfink an die Reihe kam, senkte sich schon die goldne Sonne, das weite Gefilde verklärend und verschönend.

2. Gedankengang. a) Gott gab den Vögeln Leben und Gestalt; b) er malte allen ihr Federkleid; c) er hatte alle Farben verbraucht, als der Distelfink an die Reihe kam; d) er tröstete den klagenden Distelfink; e) er gab auch ihm ein buntes Federkleid.

3. Hauptgedanke: Sei bescheiden; Bescheidenheit bleibt nicht unbelohnt! Vertrau auf Gott in aller Not! Bei Gott ist kein Ding unmöglich.

III. **Verwertung**: Rede- und Stilübungen. a) Wie ich zu meinem bunten Federkleide kam. (Vom Distelfinken selbst erzählt.) Als der liebe Gott mich und alle Vögel schuf, da gab er uns Beine zum Hüpfen, Flügel zum Fliegen und Schnäbel zum Fressen und Singen. Und als wir alle fertig waren und um ihn her standen usw.

b) Das Federkleid des Distelfinken. (Beschreibung.) Der Distelfink ist der bunteste Vogel Europas. Sein Kopf ist vom Schnabel an bis zum Nacken hinab kohlschwarz gefärbt; nur hinter jedem der Augen läuft von der Stirn bis zur weißen Kehle hinab ein blutroter Streifen, welcher sich von seiner schwarzen Umsäumung scharf abhebt. — Nacken, Schultern und Rücken schillern gelb und grau und braun; sie sehen gelblichgraubraun aus. — Die Schwungfedern sind tiefschwarz gefärbt, haben weiße Spitzenflecke und sind mit einer schönen hochgelben Binde geschmückt. — Die Schwanzfedern sehen auch schwarz aus und sind gleichfalls mit weißen Spitzenflecken versehen, die zwei äußeren Schwanzfedern aber mit einem großen weißen Fleck auf der Innenfahne. — Männchen und Weibchen sind sich in der Färbung so ähnlich, daß sie nach dieser schwer voneinander zu unterscheiden sind. A. Hentschel.

155. Von dem Frosch und dem Ochsen.

Nach Äsop. Äsops Leben und Fabeln von K. S. Frankfurt a. M. Gedruckt in diesem Jahre. S. 91. (Gekürzt.)

Ein Frosch sah einen Ochsen auf einer Weide gehen und gedachte bei sich selbst: „Wenn du deine gerunzelte Haut aufblähtest, so möchtest du wohl auch so groß werden wie dieser Ochse.“ Da fing er an, sich zu blähen, so stark er nur konnte, und fragte seine Jungen: „Was dünkt euch? bin ich bald so groß wie der Ochse?“ Sie antworteten: „Nein!“ Da blähte er sich noch besser und

sprach zu ihnen: „Wie nun?“ Sie antworteten wie vorher. Nun begann er sich zum drittenmal zu blähen — da zerplatzte er und starb.

„Bläh dich nicht zu sehr, daß du nicht brichst! Das ist: Du sollst nicht übermütig, noch zu hoffärtig sein, sonst wirst du zunichte.“

I. **Zielangabe und Vorlesen.** Wir wollen aus einer Fabel lernen, wie die Hoffart zu Fall kommt und das Großtun ins Verderben stürzt.

II. **Vertiefung.** 1. Lagebild. Es ist in der warmen Jahreszeit. Nahe bei einem Dorfe liegt ein Teich. Er ist mit Schilf gesäumt und von Wiesen umgeben. Auf dem grünen Uferrande sitzt ein alter Frosch, der sich mit großer Anstrengung aufbläht oder aufbläst. Er sieht nach einem Ochsen, der auf der Wiese grast. Aus dem Wasser tauchen kleinere, weil jüngere Frösche auf. Es sind seine Jungen oder seine Kameraden. Sie sehen nach dem alten Frosche und rudern auf ihn zu.

2. Eigenschaften des Frosches. Er ist eitel und hoffärtig, weil er so groß wie ein Ochse sein will. Er ist dumm, daß er das durch Aufblasen für möglich hält. Er ist bestraft für seinen Hochmut, indem er zerplatzt. Was tat er alles? Er tauchte auf, setzte sich auf den Uferrand, betrachtete den weidenden Ochsen, beneidete seine Größe, wollte ihm gleich sein, blies sich deshalb auf, befragte die jungen Frösche, wiederholte das Aufblähen noch zweimal und büßte seine Hoffart mit dem Tode.

3. Gedankengang. Der eingebildete und aufgeblasene Frosch, sein Eigendünkel und Hochmut, seine zwei Fragen, der Frösche verneinende Antwort, sein dreimaliges Aufblasen und — sein Tod.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Der Hauptgedanke ist die Mahnung zur Bescheidenheit am Schlusse der Fabel. a) Äsop gibt zur Einleitung seiner Fabel noch eine zweite Lehre: „Wenn sich die Armen in Übermut erheben, daß sie den Mächtigen gleich zu werden meinen, da kommen sie leicht zu Falle und zerbersten vor Hochmut.“ b) Sprichwörter: Hochmut kommt vor dem Falle. Hochmut kommt nicht von Armut. Hochmut tut nimmer gut. Wenn Hochmut aufgeht, geht Glück unter. Kein Übermut entläuft der Rut'.

2. Rede- und Stilübungen. a) Nachbildung. Ein Bauersmann dünkt sich ebensoviel zu sein wie der Graf seines Dorfes. b) (Für die Schüler einer Oberklasse: Übertragung der Fabel auf menschliches Tun und Treiben.) 1. Mancher Kaufmann, der einige tausend Mark verdient hat, lebt wie ein Bankier. 2. Mancher Dichterling, der ein paar Gedichte aufgesetzt hat, dünkt sich, ein neuer Goethe oder Schiller zu sein. 3. Mancher Leutnant, der seinen Zug geschickt führt, hält sich schon für einen zukünftigen Blücher oder Moltke. 4. So mancher unbedeutende Zeichner bildet sich ein, ein Kaulbach oder ein Dürer zu sein. Mehr ähnliche Beispiele! NB. Diese Fabel erinnert unwillkürlich an den Größenwahnsinn vieler in unseren Tagen. R. D.

156. Rätselfragen.

Vorbemerkung. Sehr treffend sagt C. Richter in seiner „Anleitung zum Gebrauch des Lesebuches": „Der Ursprung des Rätsels ist schon unter den Völkern des Altertums zu suchen. Die denselben eigentümliche symbolische Betrachtungsweise der Dinge bildete die Grundlage, auf der die Anfänge der Rätseldichtung entstehen mußten. Was der dem Geheimnisvollen zugewandte Sinn an den Dingen erschaute, dem wurde durch eine Frage ein rätselhafter Ausdruck verliehen. So entstand die einfachste Form des Rätsels, die sogenannte Rätselfrage, welche noch jetzt bei den Kindern und bei dem Volke ein beliebtes und gern geübtes Denkspiel bildet."

Entstammt demnach die Rätselfrage dem Kindheitsalter der Menschheit, so gehört sie auch vor allen anderen Rätselarten auf das Unterrichtsfeld der Unterstufe in der Volksschule. Sind aus diesem Grunde Rätselfragen und andere leicht zu lösende Rätsel, wenn auch nur vereinzelt vorkommende, so doch aber berechtigte Dichtungen für das Schullesebuch, so darf auch deren Lösung nicht der Willkür und dem blinden Zufall überlassen bleiben, sondern muß vielmehr durch eine zweck- und planmäßige unterrichtliche Behandlung erstrebt und gefunden werden. Die Lösung soll kein willkürliches Herumknabbern an der zu knackenden Nuß, sondern das Ergebnis des durch den Unterricht geleiteten Besinnens und Nachdenkens der Schüler sein.

Wo aber sind nun die festen Haltepunkte zu finden, in welchen der Unterricht seine Hebel zu einer planmäßigen Lösung einzusetzen hat? Nun gewiß in keinem andern Punkte als in dem, in welchem eben die Verhüllung oder das Geheimnisvolle der Rätselfrage besteht. Der Kern der Rätselfrage liegt meistenteils in der Doppelsinnigkeit eines Wortes, insbesondere in dem Doppelsinne der Grundwörter, die bei der Lösung durch ein hinzugefügtes Bestimmungswort oder durch eine nähere Bestimmung mit einer Präposition dann aus ihrer Mehrdeutigkeit heraustreten, z. B. Welche Brust ist nicht von Fleisch? Die Armbrust. Welches Blatt ist wohl von Stahl? Das Blatt an der Säge. Zuweilen beruht der Doppelsinn auch nur auf einem bloßen Klange oder Anklange mit einem ähnlichen Worte, z. B. Welche Wand fällt nimmer ein? Die Leinwand. Welcher Ring ist niemals rund? Der Hering.

Wie nun der, welcher den süßen Kern der Nuß genießen will, erst die harte Schale zerbrechen, knacken und beseitigen muß, so muß auch die Lösung des Rätsels die absichtliche Verhüllung und den Doppelsinn des Wortes zuvor beseitigen.

Was schließlich nun den Zweck des Rätsels für die Schule anbelangt, so steht für jeden Einsichtigen längst fest, daß durch die Lösung nicht allein den Kindern eine Freude und Lust bereitet, sondern vor allem der Verstand und der Scharfsinn der Schüler geweckt und ihre stets rege Einbildungskraft geregelt und nach festen Gesichtspunkten hin gelenkt werden soll.

Dreißig Rätselfragen.

Rud. Dietlein nach Friedrich Güll. Scherz und Ernst. Stuttgart. S. 28.

1 Welcher Kopf hat keine Nase?
Welche Stadt hat keine Straße?
Welche Nase ist wohl von Stein?
Welcher Mond hat keinen Schein?
5 Welcher Laden keine Tür?
Welcher Ring ist wohl ein Tier?
Welcher Vogel hat keine Feder?
Welche Mühle hat keine Räder?
Welches Wasser hat keine Quelle?
10 Welcher Schneider hat keine Elle?
Welcher Hut wohl schmecket süß?
Welcher Bauer hat keine Füß'?
Welches Blatt ist ganz von Eisen?
Welcher König kann nicht verreisen?
15 Welche Nadel hat kein Öhr?
Welche Mühle hat kein Wehr?
Welches Pferd hat keinen Huf?
Welcher Hahn hat keinen Ruf?
Welches Pflaster ist nicht von Stein?
20 Welche Wand fällt nimmer ein?
Welches Schiff hat keinen Mast?
Welcher Stock hat keinen Ast?
Welcher Mann hat keine Frau?
Welcher Fuchs hat keinen Bau?
25 Welcher Schimmel hat keinen Stall?
Welche Büchs' gibt keinen Knall?
Welcher Acker trägt kein Getreid'?
Welche Jungfer ziert kein Geschmeid'?
Welche Sichel ist nicht von Stahl?
30 Welches Schloß hat keinen Saal?

I. **Überleitungsfragen.** 1. Nenne mir alle möglichen Arten von Köpfen! Welcher derselben hat keine Nase? 2. Das Wort Stadt (Statt) kommt zweimal in unserer Sprache vor. Nenne mir Stätte (-stätte)! 3. Die Nase ist ein Vorsprung in unserm Gesichte. Wo findet man einen ähnlichen Vorsprung? 4. Wir Christen schmücken unsere Kirche mit einem Kreuze. Tun dies andere Religionsbekenner auch? 5. Nenne mir verschiedene Läden! 6. Wie muß also die erste Hälfte des Wortes heißen? 7. Auch den Menschen nennt man zuweilen einen Vogel. Welchen wohl? 8. Hast du schon ein Dambrett gesehen? 9. Auch in unserem Körper ist Wasser vorhanden. Was dringt durch die Poren unseres Körpers, wenn es heiß ist? Was aus unseren Augen, wenn wir Schmerzen haben? 10. Welche Schneider kennst du wohl? So in ähnlicher Weise weiter.

II. **Lösungen.** 1. Der Kohlkopf. 2. Die Werkstatt. 3. Die Ziegelsteinnase. 4. Der Halbmond der Türken. 5. Der Fensterladen. 6. Hering. 7. Der Spaß-, Pech- oder Unglücksvogel. 8. Die Zwickmühle. 9. Augenwasser. 10. Der Futterschneider. 11. Der Zuckerhut. 12. Vogelbauer. 13. Sägeblatt. 14. Der Kartenkönig. 15. Stricknadel. 16. Windmühle. 17. Heupferd. 18. Bierhahn. 19. Heilpflaster. 20. Die Leinwand. 21. Das Kühlschiff. 22. Der Bienenstock. 23. Der Schneemann. 24. Der Fuchs unter den Schmetterlingen. 25. Der Schimmel am Brote usw. 26. Die Sparbüchse. 27. Der Gottesacker. 28. Seejungfer. 29. Die Mondsichel. 30. Das Vorlegeschloß. R. D.

157. Noch dreißig Rätselfragen.

Rud. Dietlein nach Friedrich Güll. Kinderheimat. Gütersloh. I. Gabe. S. 144.

1 Welche Uhr hat keine Räder?
Welcher Schuh ist nicht von Leder?
Welches Faß hat keinen Reif?
Welches Pferd hat keinen Schweif?
5 Welcher Stock hat keine Zwinge?
Welche Schere keine Klinge?
Welches Häuschen hat kein Dach?
Welche Mühle treibt kein Bach?
Welcher Hahn hat keinen Kamm?
10 Welcher Fluß hat keinen Damm?

Welcher Bock hat keine Haut?
Welches Glöckchen keinen Laut?
Welcher Kamm ist nicht von Bein?
Welche Wand ist nicht von Stein?
Welche Kuh hat gar kein Horn?
Welche Rose hat keinen Dorn?
Welcher König hat kein Reich?
Welche Brust ist niemals weich?
Welcher Mann hat kein Gehör?
Welcher Schütze kein Gewehr?
Welcher Schlüssel schließt kein Schloß?
Welchen Karren zieht kein Roß?
Welches Futter frißt kein Gaul?
Welche Katze hat kein Maul?
Welcher Bauer pflügt kein Feld?
Welcher Spieler verliert kein Geld?
Welcher Knecht kriegt keinen Lohn?
Welcher Baum hat keine Kron'?
Welcher Fuß hat keine Zeh?
Welcher Schlag tut keinem weh?

I. **Vermittlung.** Bei jeder Frage stellt der Lehrer zunächst die Überleitungsaufgabe: Nennt mir verschiedene Uhren! Rosen! Katzen! usw. Auf welche der genannten Uhren usw. paßt nun die hier angegebene nähere Bestimmung und Einschränkung? Trifft bei seinen Angaben der Schüler noch immer nicht den zu ratenden Gegenstand, so muß dessen Erraten durch leise Hindeutungen ihm näher gelegt werden.

II. **Lösungen.** 1. Sonnenuhr. 2. Hemmschuh. 3. Tintenfaß. 4. Heupferd. 5. Bienenstock. 6. Krebsschere. 7. Schneckenhäuschen. 8. Kaffeemühle. 9. Bierhahn. 10. Überfluß. 11. Sägebock. 12. Schneeglöckchen. 13. Hahnenkamm. 14. Leinwand. 15. Blindekuh. 16. Gesichtsrose (= Gesichtsrotlauf). 17. Zaunkönig. 18. Armbrust. 19. Schneemann. 20. Der ABC-Schütze. 21. Uhrschlüssel. 22. Schiebkarren. 23. Unterfutter. 24. Geldkatze. 25. Orgelbauer. 26. Geigenspieler. 27. Stiefelknecht. 28. Schlagbaum. 29. Beifuß. 30. Taubenschlag. R D.

158. Die ABC-Schützen.*)

Des Knaben Wunderhorn. 4. Aufl. Berlin (Grote) 1876. II. Teil, S. 455.

Vorbemerkung. An die Rätselfrage reiht sich auf der Unter- und Mittelstufe das Rätsel in seinen leichtesten Formen und Gestaltungen an. Was ist das Rätsel? Das Rätsel ist stets eine Frage, eine Aufgabe zum Erraten eines Wortes, das in der Darstellung durch eine absichtliche Verhüllung nur umschrieben wird. Von dem zu erratenden Worte (Gegenstande) müssen in einem wirklich guten Rätsel so viele Merkmale bestimmt angedeutet werden, als zum sichern Erraten nötig sind, aber auch nicht mehr, da sonst dem Nachdenken und dem Scharfsinn zu geringe Anregung übrigbleibt. Das Nachsinnen wird aber um so mehr angespornt werden, je mehr Kontraste und widersprechende Aussagen von dem zu erratenden Gegenstande sich in der Umschreibung gegenüberstehen. Die auf der Unter- und Mittelstufe zu behandelnden Rätsel sind:

*) Bemerkung für den Lehrer: Der Name ABC-Schützen stammt aus dem Mittelalter. Die Bacchanten oder fahrenden Schüler führten Knaben mit sich, um sie lesen und schreiben zu lehren, häufiger aber ließen sie diese auf Gänse, Enten und Hühner schießen, d. h. leiteten sie an, solche zu stehlen. Die Schüler der Volksschule brauchen von diesen Auswüchsen der werdenden Volksschule nichts zu wissen. Leicht reizt hier das Wissen zur Nachahmung.

1. Das reine Worträtsel, z. B.:

Im Lenz erfreu' ich dich, im Sommer kühl' ich dich,
im Herbst ernähr' ich dich, im Winter wärm ich dich. (Obstbaum.)

2. Das homonyme oder doppelsinnige Rätsel, in welchem das zu erratende Wort mehrere Bedeutungen hat, z. B.:

Bäume sind es, an denen ich hange; Blumen sind es, die ich entfalte,
Tücher sind es, an denen ich prange; wenn mich der Stickerin Finger führt
Bänder sind es, welche ich halte; und mein Stachel den Grund berührt.
(Nadeln.)

Oder: Es ist eine schöne Blume und gefährliche Krankheit. (Rose.)
Oder: Es ist ein hübscher Vogel und das schlimmste Augenleiden. (Star.)

3. Das sogenannte Krebsrätsel (Palindrom), z. B.:

Kennst du den Vogel, dessen Name derselbe bleibt,
wenn man ihn von vorn oder von hinten schreibt? (Kuckuck.)

4. Das Silbenrätsel oder die Scharade, in welchem ein zusammengesetztes Wort in Silben zerlegt wird, die bei der Umschreibung des Rätsels selbständige Wörter bilden und in ihrer Zusammenziehung das verhüllte Ganze bezeichnen, z. B.:

In des ersten hei'gen Raum
paßt das heitre zweite kaum:
nur wenn es die Orgel tut,
hält man solches ihr zu gut.
Und das Ganze? Mancher hält
es schon für die ganze Welt. (Kirchspiel.)

5. Das Buchstabenrätsel (Logogriph).

Z. B. Das Ganze ist in allen Städten und Apotheken zu finden; den Kopf weggenommen, so ist's das Schmachvollste am Menschen, den Hals noch weg, so ist's die Zierde des herbstlichen Gartens. Die beiden noch übriggebliebenen Silben geteilt, so ist die erste ein Hauptteil des Baumes, und mit der letzten redete Friedrich der Große selbst seine Generale an.
(Pflaster, Laster, Aster, Ast, er.)

Oder: „Mit **a** beschwerlich, mit **a** so drückend, (Last.)
mit **i** gefährlich, mit **i** berückend, (List.)
mit **u** begehrlich, mit **u** entzückend." (Lust.) Haug.

Das Wesen des Rätsels beruht meist auf einem Wortspiele oder dem Doppelsinne und der mehrfachen Bedeutung eines Wortes und der absichtlichen Verhüllung des zu erratenden Gegenstandes. Bei der unterrichtlichen Behandlung sind zunächst wie bei jedem andern Lesestücke die Einzelheiten zu erklären, dann einige Überleitungsfragen zu stellen und schließlich die Schüler anzuhalten, darüber nachzusinnen, auf welches Ding oder Wesen diese Einzelbestimmungen wohl passen. Geraten hierbei die Schüler auf unrichtige Lösungen des Rätsels, so müssen sie sofort durch die näheren Angaben zu der Erkenntnis gebracht werden, daß ihre vermutliche Lösung eine irrige und falsche war. Ist aber die richtige Lösung gefunden, so muß der Schüler zur Einsicht geführt werden, daß sämtliche Einzelbestimmungen mit dem erratenen Gegenstande übereinstimmen und nur allein auf ihn passen. Das folgende Rätsel (die ABC-Schützen) ist

ausführlich erläutert worden, bei den übrigen werden einzelne Hinweise und Überleitungsfragen sowie die Lösungen genügen, zumal da in den deutschen Lesebüchern eine Übereinstimmung in betreff der aufgenommenen Rätsel, mit Ausnahme der klassischen Rätsel von Schiller, Rückert und Schleiermacher, nicht zu finden ist.

Rate, was ich hab vernommen:
Es sind achtzehn fremde Gesellen ins Land gekommen.
zu malen schön und säuberlich;
doch keiner einem andern glich.
All' ohne Fehler und Gebrechen,
nur konnte keiner ein Wort sprechen.
Und damit man sie sollte verstehn,
hatten sie fünf Dolmetscher mit sich gehn.
Das waren hochgelehrte Leut',
der erst' erstaunt, reißt's Maul auf weit,
der zweite wie ein Kindlein schreit,
der dritte wie ein Mäuselein pfiff,
der vierte wie ein Fuhrmann rief,
der fünft' gar wie ein Uhu tut.
Das waren ihre Künste gut,
damit erhoben sie ein Geschrei,
füllt noch die Welt, ist nicht vorbei. R. D.

I. **Vermittlung der Lösung.** Sucht fremde Gesellen, die ins Land kommen! (Die vier Jahreszeiten; die sieben Wochentage usw.) Was ist von den 18 Gesellen gesagt? (Sie sind zu malen; keiner gleicht dem andern; sie sind eigentlich stumm.) Wann versteht man sie erst? (Wenn die Dolmetscher oder Sprachvermittler helfen. Joseph redete mit seinen Brüdern durch einen Dolmetscher.) Wie bringen die fünf Dolmetscher die 18 Gesellen zum verständlichen Reden? (Indem sie mit ihnen zusammengehen oder sich mit ihnen verbinden.) Wie reden die Dolmetscher? Wir wollen es ihnen nachmachen! Wenn wir erstaunt sind und den Mund weit öffnen, wie klingt es da? (Ah!) Wie ruft der Fuhrmann? (Oh!) Wie schreit der Uhu? (Uh!) Wie pfeift das Mäuslein? (Ih!) Wie schreit das eigensinnige Kind? (Eh!) Welches sind also die fünf Dolmetscher? (A, e, i, o, u.) Wer werden die 18 stummen Gesellen sein, die durch jene erst mit *laut* und *verständlich* werden? (Die *Mitlaute*.).

II. **Beweis der Richtigkeit.** Die 18 Mitlaute kommen in ein fremdes Land, wo sie unbekannt sind, nämlich in die Schule zu den ABC-Schützen, den Neulingen, die auf gut Glück nach den Buchstaben des Abc oder Alphabets schießen wie Schützen, die ins Blaue schießen. Jeder hat eine besondere Form und läßt sich schön und sauber schreiben. Ohne Verbindung mit Stimmlauten sind sie klanglos und unverständlich. Durch die Verbindung mit den fünf Stimmlauten werden sie *laut* in menschlicher Rede. Jeder Stimmlaut hat seinen besondern Klang, den man bei dieser und jener Gelegenheit hört, **a** beim Erstaunen, **e** von eigensinnigen Kindern, **i** von der pfeifenden Maus, **o** vom Fuhrmann, **u** vom Uhu. Durch den Klang der Stimmlaute in ihrer Verbindung mit den Mitlauten entsteht die menschliche Rede, der Gesang, das Lesen und das Schreiben. Das

ist das Geschrei, das die Welt erfüllet und dauern wird, solange ein Mensch lebt. P.

159. I. Der Rekrut.[1])

Friedrich Güll. Kinderheimat. I. Gabe. Gütersloh. S. 19.

1. Wer will unter die Soldaten[2]),
der muß haben ein Gewehr[3]);
das muß er mit Pulver laden
und mit einer Kugel schwer.
2. Der muß an der linken Seiten
einen scharfen Säbel[4]) han[5]),
daß er, wenn die Feinde streiten,
schießen und auch fechten kann.
3. Einen Gaul[6]) zum Galoppieren[7])
und von Silber auch zwei Spor'n,
Zaum und Zügel zum Regieren,
wenn er Sprünge macht im Zorn[8]).
4. Einen Schnurrbart an der Nasen[9]),
auf dem Kopfe einen Helm —[10])
sonst, wenn die Trompeten blasen,
ist er nur ein armer Schelm[11]).

Vorbereitung und Vertiefung. Einmaliges Vorlesen dieses kleinen Gedichts durch den Lehrer und mehrmaliges Durchlesen seitens der Schüler wird genügen, die letztern in dessen Verständnis einzuführen, da es in leicht verständlicher und kindlicher Sprache geschrieben ist. Während des Durchlesens sind folgende Worterklärungen an betreffender Stelle kurz einzuflechten.

1. Rekrut, ein Soldat während seiner ersten Dienstzeit. 2. Unter die Soldaten gehen, d. h. Soldat werden. 3. Gewehr, eine Flinte, eine Büchse, ein Karabiner, ein Hinterlader. 4. Säbel, Seitengewehr, Schwert, Degen, Hirschfänger usw. 5. han, plattdeutsch für haben. 6. Gaul = Roß, Pferd, Renner, Klepper, Zelter, Mähre. 7. Zum Galoppieren, d. i. zum Reiten, und zum Regieren, d. i. zum Lenken und Leiten. 8. — im Zorn = im Mutwillen. 9. An der Nasen wie an der linken Seiten. Ungewöhnliche Flexion von Seite und Nase wie z. B. auf der Erden statt auf der Erde. 10. Helm = Blechhut, Blechhaube. 11. Hat dies alles der kleine Soldat nicht, so ist er nur ein armer Schelm. Hiermit deutet der Dichter an, daß sein Gedicht nur im Scherz gemeint ist. Volle Bestätigung findet diese Annahme in dem Bilde, das der Dichter dem Originalgedichte beigefügt hat. Hieraus ergibt sich, daß er all die genannten Waffen nur im scherzhaften Sinne verstanden wissen will. Da ist das Gewehr eine Knallbüchse, der scharfe Säbel ein Holzdegen, der Gaul ein einfaches Steckenpferd, die Sporen sind zwei lange Dornen, Zaum und Zügel immer vorrätiger Bindfaden; der Helm ist ein Trichter aus der Küche und der Schnurrbart mit Kohle gemalt. Der Dichter weiß nur zu gut, wie groß die Phantasie und die Kraft, sich Illusionen hinzugeben, bei Kindern ist, die diese eingebildeten Waffen für wirkliche halten, solange sie spielen.

Vergleichung mit dem verwandten Gedichte von R. Löwenstein:

II. Kriegsausrüstung in der Küche.

Rud. Löwensteins Kindergarten. 2. Aufl. Berlin o. J. S. 17.

Wer Hosen und Stiefel schon tragen kann,
der schließe sich unserm Zuge mit an!
Ich werde euch die schönsten Waffen aus meiner Mutter Küche schaffen.
Der Borstwisch hier ist unsre Fahn',
damit will ich zeigen im Kampfe die Bahn;

nun, Michel und Peter und Hans und Töffel,
hier nehmt als Pistolen die Kochelöffel,
und daß ihr auch alle habt einen Sabel,
hier liegen noch drei Paar Messer und Gabel,
der Gänseflügel ist zu Federhüten gut —
jetzt seid ihr gerüstet vom Fuß bis zum Hut.
Blast auf nun die Backen und schneidet Gesichter!
Ihr Herren Trompeter, hier habt ihr Trichter.

Die Töpfe sind Trommeln, frisch, Tambour, herbei,
schlag tüchtig drauf los, doch keinen entzwei!
Für die Reiter stehn hier die schönsten Besen,
die sind zum Reiten wie auserlesen.
So sind wir ein Heer von bester Art;
es fehlt uns allen nur noch der Bart,
den wollen wir uns gleich aus der Küche holen,
auf dem Herde liegen ja prächt'ge Kohlen.
Sieht jetzt uns der Feind, so kriegt er einen Schreck
und schreiet vor Angst und läuft gleich weg.

I. Welche Waffen haben die spielenden Kinder in beiden Gedichten miteinander gemein?

II. Welche Waffen haben sie nur im ersten Gedichte und

III. welche Waffen im zweiten allein? R. D.

160. Scherz und Ernst.

Friedrich Güll. Kinderheimat in Liedern. II. Gabe. Stuttgart. S. 109.

Da hast einen Gulden,
nun zahl deine Schulden:
dem Schneider
die Kleider,
dem Schuster
die Schuh',
dem Bäcken
die Wecken,
der Mutter
die Ruh'!

Der Mutter
die Ruh'?
Der Mutter
die Sorgen?
Die mußt du dazu
dein Lebetag borgen;
die bleibst du ihr schuldig
zu aller Zeit,
die bleibst du ihr schuldig
in Ewigkeit.

I. **Vorbemerkung.** Dieses kleine, sinnige Gedicht ist so einfach und leichtverständlich, daß es kaum einer besonderen Erläuterung bedarf.

II. **Einführung, Zielangabe und Vortrag.** Die Mutter hat ihren kleinen Liebling auf den Schoß genommen und spielt mit ihm, indem sie ihm ein Geldstück in die Hand drückt und in scherzhafter Weise aufzählt, welche Schulden — welche Bedürfnisse eines Kindes — damit bezahlt werden können. — Doch da kommt eine Schuld, die Bedenken erregt, bei der es fraglich ist, ob sie bezahlt werden kann. Was für eine unbezahlbare Schuld das ist, sagt euch das sinnige Gedicht Friedrich Gülls „Scherz und Ernst". Hört es!

III. **Vertiefung.** Opfer der Mutterliebe: a) Sie sorgt für das körperliche Wohl des Kindes: wählt sorgfältig gedeihliche Nahrung aus, wehrt ängstlich nahende Gefahren ab, entsagt dem Schlafe, um das kranke Kind zu pflegen.

b) Ebenso sorgt sie für das geistige Gedeihen des Kindes: sie bewahrt es vor bösem Umgange und häßlichen Eindrücken, ermahnt und warnt es und gibt ihm selbst ein leuchtendes Vorbild zur Nachahmung.

„Die Mutter der Kinder, sie herrschet weise im häuslichen Kreise" usw.

Die Waise ein beklagenswertes Kind. — Warum?

IV. **Verwertung.** Nutzanwendung für Herz und Leben. Kann auch ein Kind diese aufopfernde Liebe der Mutter nicht vergelten, so kann und soll es sich doch dankbar beweisen. Wie geschieht dies? Die beste Antwort bietet das vierte Gebot und die Bibel. — Erzählungen von guten Kindern: Der zwölfjährige Jesus im Tempel. — Jesus am Kreuze sorgt für seine Mutter. — Der Edelknabe am Hofe Friedrichs II. — Rittmeister Kurzhagen. — Margarete Lang. — Johanna Sebus. — Der Fürst und der frohe Landmann. Robert Wernecke.

161. Die vergoldeten Nüsse.

Christoph v. Schmid. Kurze Erzählungen für die Jugend. Neue Sammlung. 2. Aufl. München 1869. S. 83.

Am heiligen Weihnachtsabend standen einige Kinder vor dem Weihnachtsbaume. Die Zweige des immergrünen Tannenbaums waren mit schimmernden Lichtern und allerlei bunten Sachen herausgeputzt. Dem kleinen Peter stachen*) besonders die vergoldeten Nüsse in die Augen, und er wollte sie haben. Die Mutter sagte: „Diese Nüsse zieren den Baum gar schön; wir wollen sie deshalb hängen lassen. Sieh, da hast du andere Nüsse!" Allein Peter rief heulend: „Ich mag keine braunen Nüsse; ich will goldne Nüsse! O, die müssen süße Kerne haben!" Die Mutter dachte, man könne gar oft eigensinnige Kinder nicht besser strafen, als wenn man ihren Willen tut. Sie gab ihm daher die vergoldeten Nüsse und teilte die braunen unter die übrigen Kinder aus. Peter war sehr erfreut und klopfte die vergoldeten Nüsse begierig auf. Allein zu seinem großen Verdrusse waren alle hohl, und seine Geschwister lachten ihn aus. Der Vater aber sprach: „Diese Nüsse waren nur zum Anschauen, nicht zum Essen bestimmt. Ich leimte daher bloß Nußschalen zusammen und überzog sie mit ein wenig Flittergold. Übrigens gleichen viele Dinge in der Welt diesen Nüssen, die außen wie Gold glänzen, innen aber hohl sind. Merkt euch daher die gute Lehre:

„Kind, traue nicht dem äußern Schein,
sonst wirst du leicht betrogen sein!"

I. **Vertiefung.** 1. Gliederung des Inhalts: a) Der Knabe begehrt die goldenen Nüsse. b) Die Mutter belehrt ihn mit Worten. c) Der Knabe ist eigensinnig und trotzig. d) Die Begierde des Knaben wird gestillt. e) Der Knabe kommt zur Einsicht seines törichten Verlangens. f) Der Vater belehrt ihn.

*) Sie erweckten in ihm ein heißes Verlangen, sie zu genießen. Sprachgebräuchlicher ist: Dem Peter staken die vergoldeten Nüsse in den Augen. (Goethes Werke XI, S. 112.) „Das stickt dir gewaltig in dem Kopfe." Die Vorstellung in dem Knaben, daß die schönen Nüsse auch einen köstlichen Kern haben müßten, erregte in seiner Seele die Begierde nach dem Besitze und Genusse der Nüsse.

2. Hauptgedanke. Der äußere Schein trügt.

3. Fragen: Wohin waren die Kerne aus den vergoldeten Nüssen gekommen? Was sind braune Nüsse? Welche Kinder sind eigensinnig? Was ist Flittergold? Wie unterscheiden sich die oft verwechselten Ausdrücke stechen und stecken? So hört man häufig: „Wir wollen auf dem Acker Kartoffeln, Rüben usw. stechen" statt stecken. Oder: „Wird bald ein frisches Faß Bier angesteckt?" statt angestochen. Stechen heißt mit spitzem Instrumente in einen anderen Gegenstand gewaltsam eindringen. Die Wespen stechen. Der Fleischer sticht das Schwein. Stecken hingegen heißt einen Gegenstand mit leichter Mühe in einen anderen hineintun. Die Hand in die Tasche, die Kartoffel in den lockern Boden stecken.

II. **Verwertung.** 1. Mahnung (der Reim unter der Erzählung).

2. Sprichwörter: Der Schein trügt, die Wahrheit siegt. Es ist nicht alles Gold, was glänzt. Man muß die Katze nicht im Sacke kaufen. Prüfet alles, und das Gute behaltet!

3. Verwandtes. Christi Urteil über die Pharisäer: Äußerlich gleichen sie frisch getünchten Gräbern, inwendig aber ist Moder und Gebein. Sie gehen in Schafskleidern einher, inwendig aber sind sie reißende Wölfe.

4. Rede- und Stilübungen. Welche Dinge gleichen in der Welt diesen Nüssen, die außen wie Gold glänzen, innen aber hohl und leer sind? a) Goldene Schmucksachen. Äußerlich glänzen sie wie Gold, aber im Innern sind sie hohl. Noch öfters hält man sie dem äußeren Scheine nach für echtes Gold, in Wirklichkeit aber sind sie Talmi- und Flittergold. b) Häuser. Sie sind äußerlich schön abgeputzt, im Innern auch tapeziert, aber unter dem Putz und den Tapeten findet sich nur Lehmwand und wurmstichiges Holz. c) Scheinheilige Menschen. Äußerlich gebärden sie sich sehr fromm, gehen fleißig zur Kirche, beten und singen, blicken gläubig gen Himmel; im Innern aber sind sie hohl, da sind keine echt christlichen Gesinnungen. (Heuchler und Pharisäer.) Auch viele Güter der Erde sind vergoldete Nüsse. d) Das Zigarrenrauchen. Mancher Knabe meint, dies sei der höchste Genuß, und hat er es erreicht, so sind ihm Kopf und Magen wüst und hohl. (Schwindel, Schweiß und Erbrechen.) e) Das Branntweintrinken. Mancher Lehrling hält das Branntweintrinken für den höchsten Hochgenuß und beneidet die, welche bereits Branntwein trinken dürfen. Wenn er später dem Branntweingenusse auch frönt, so findet er, daß dieses Gift träge und schlaff macht, seine Sinne benebelt, seine Vernunft trübt, seinen Willen vernichtet, ihn in namenloses Unglück stürzt und den Keim zu unheilbarer Krankheit, dem Säuferwahnsinn, sicher legt. f) Tanz und Vergnügen. g) Die Bildung des Menschen. Mancher junge Mann hat durch angewohnte Redensarten, durch Lesen seichter Romane usw. sich äußern Schliff, äußere Bildung angeeignet, bei näherer Prüfung aber findet sich, daß es nur Talmi- oder Scheinbildung ist. R. D.

162. Vom Hahn.

Friedrich Güll. Kinderheimat in Liedern und Bildern. I. Gabe. 4. Aufl. Gütersloh. S. 92.

1. Der Hahn in seiner Tennen
tut herzhaft einen Schrei,
da kommen alle Hennen
geschwind, geschwind herbei.

2. Da nennt er sie bei ihren
Vornamen allzumal
und führet sie spazieren
hinunter in das Tal;

3. führt sie zu einem frischen
Schlücklein am Wiesenborn,
gibt ihnen aufzutischen
gar manches Gerstenkorn.

4. Und daß auch nicht der Braten
abgehe bei dem Schmaus,
so ist er gleich beraten
und geht aufs Jagen aus.

5. Ein Käfer kommt gewackelt,
schön dunkelgrün und rot,
da wird nicht lang gefackelt,
der Hahn, der schießt ihn tot;

6. und schlachtet mit dem Schnabel
den Käfer wie ein Kalb
und teilt ihn ohne Gabel
und Messer halb und halb.

7. Dann ruft er alle Hennen
mit Tucktucktuck zuhauf,
die wackeln und die rennen
daher im schnellsten Lauf.

8. Und nach dem Braten recken
sie den gestreckten Hals
und schlecken ihn und schmecken
ihn ohne Salz und Schmalz.

9. Und wenn das Schnabulieren
hierauf ein Ende hat,
dann führt er sie mit ihren
Küchlein zur Ruhestatt.

10. Er aber vor dem Stalle
singt noch ein Kikriki
und rastet nicht, bis alle
auch eingeschlafen hie.

11. Dann legt er auf die Seiten
den zunderroten Kamm,
daß morgen er beizeiten
den Bauer wecken kann.

I. Vermittlung. Wie heißen die männlichen, wie die weiblichen, wie die jungen Hühner? Warum ist der Hahn auf der „Tenne" oder „Tennen", der festgeschlagenen Scheunenerde, auf der gedroschen wird? Mit welchen Ausdrücken wird die Stimme des Hahnes bezeichnet? Wann und wo „kräht" der Hahn? Was ist ein „herzhafter" Schrei? Alle Hennen haben den Zunamen „Hühner"; welches wird der „Vorname" sein? Wie und wohin geht das Hühnervolk spazieren? Woraus besteht ihre Mahlzeit? Was findet sich am „Wiesenborn", d. h. der Quelle in der Wiese? Wie nehmen die Hühner die „Schlücklein", d. h. kleinen Schlücke? Woher ist der Hahn „gleich beraten", d. h. weiß schnell Rat? Warum „fackelt" oder zögert, schwankt und spaßt der Hahn nicht lange? Was tut ein „Fackellicht"? Womit wird sein Schnabel verglichen, weil er damit „schießt", „schlachtet" und „teilt"? Warum „wackeln" die Hühner beim „Rennen" oder Laufen, d. h. schwanken hin und her? Warum „schlecken", d. h. lecken oder kosten sie erst? Warum tun wir Salz und Schmalz (Fett) an die meisten Speisen? Woher kommt und was bedeutet das Wort „Schnabulieren"? Warum „rastet" oder ruht der Hahn nicht, bis alle Hennen und Küchlein im Hühnerstalle, ihrer „Ruhestatt", eingeschlafen sind? Wie wird der Fleischkamm des Hahnes auf dem Kopfe genannt, weil er glühendem Zunder (von faulem Holze) gleicht? Wie kann er ihn auf die „Seiten" legen? Welches sind die Geschäfte des Hahnes im Laufe des Tages und der Nacht?

II. **Vertiefung.** 1. Schauplatz. Bauernhof. Scheunentor offen, mit dem Blick auf die Tenne. Ein Hahn mit aufgerecktem Halse und um ihn die Hühnerschar. Hoftor offen mit dem Blick auf eine Wiese. Ein Quell oder Born entspringt dort. Käfer (Goldschmiede) im Grase. Auf dem Hofe offener Hühnerstall mit Stangen, auf denen die Hühner nachts schlafen.

2. Charakteristik des Hahnes. Er kommandiert herrisch die Hennen, nennt sie mit Vornamen, da er sie alle genau kennt, führt sie uneigennützig zu einem Spaziergang und zu Speise und Trank, erspäht aufmerksam die Beute, bezwingt und gewinnt sie rasch und mutig, teilt sie gerecht, freut sich am Spenden von Wohltaten, singt den Hennen ein Schlaflied und weckt früh den Bauer zur Arbeit. Hennen und Küchlein sind willig und folgsam, freuen sich an der Bewegung, an Speise, Trank und Schlaf.

3. Gedankengang. Str. 1. Der Hahn und die Hennen in der Tenne, Str. 2 auf dem Spaziergange, Str. 3 am Wiesenborn, Str. 4—6 bei der Gewinnung und Verteilung des Käferbratens, Str. 7 und 8 beim Schmause, Str. 9 auf dem Gange zur Ruhe, Str. 10 beim Gesange des Schlafliedes, Str. 11 im kurzen Schlafe.

III. **Verwertung.** Rede- und Stilübungen: a) Erzähle das Hühnerleben von der Tenne bis zur Schlafstange! b) Was ist gegessen und getrunken, und wie ist dies gewonnen worden? c) Wie unterscheidet sich der Hahn von den Hennen? d) Suche Vergleiche und bildliche Reden im Gedichte! e) Was bedeutet der Hahnenruf bei Petri Verleugnung, der Hahn in der Fibel und auf dem Turme? P.

163. Der Hahn.

Rud. Löwenstein. Kindergarten. 2. Aufl. Berlin 1864. S. 30.

1. Der Hahn ist gar ein getreuer Mann,
der Haus und Hof bewachen kann.
Wenn alles noch in Federn liegt,
er schon aus seiner Stiege fliegt
und guckt sich um nach rechts und links,
besieht die ganze Gegend rings,
ob nicht der Wächter schläft vielleicht,
ob Sultan nicht vom Posten schleicht,
und findet er, daß alles recht,
so weckt er Kutscher, Magd und Knecht —
Kikeriki!

2. Der Hahn ist gar ein gelehrter Mann,
der sagt vorher das Wetter an,
wenn droben hell die Sonne steht,
die Wipfel ruhn, kein Lüftchen weht;
er weiß es und bemerkt es scharf,
ob man dem Frieden trauen darf,
ob nicht vielleicht denselben Tag
noch Regen kommt und Hagelschlag.
Und wenn er so was hat erspäht,
dann fliegt er schnell auf's Dach und kräht —
Kikeriki!

3. Der Hahn ist gar ein gefäll'ger Mann,
der tut aus Liebe, was er kann.
Er kratzt und scharrt mit vieler Müh'
für seine Hennen spät und früh,
und findet er ein Weizenschrot,
ein Würmchen oder Krümchen Brot,
dann ruft er seinen schönsten Gruß,
macht einen schönen Kratzefuß:
Kommt her und pickt, ihr Hennen, jetzt!
Ihr kommt zuerst, ich komm' zuletzt —
Kikeriki!

I. **Erläuterungsfragen.** Mit wem wird der Hahn verglichen und warum? Warum wird er *getreu, gelehrt* und *gefällig* genannt? Wie unterscheiden sich *Haus* und *Hof*, und wer ist in jedem? Wer liegt in den „Federn" oder Betten? Warum heißt der Hühnerstall mit seinen Stangen „*Stiege*", d. h. schmale Treppe oder Leiter? Welche Aufgabe hat der „Wächter"? Welchen „Posten" oder Platz hat der Hund „Sultan"? Warum muß es *früh* gewesen sein, als der Hahn aus dem Hühnerhause flog und sich den Hof, das Dorf und die ganze Gegend besah? Wann ist „alles recht"? Was hat der „Kutscher", die „Magd" und der „Knecht" zu tun? Was für „Wetter" können wir haben? Wie wird der „Friede" in der Natur geschildert? Wodurch wird der Friede gestört? Was fällt beim „Regen" und was beim „Hagelschlag" aus den Wolken auf die Erde? Welche Wirkung hat jedes? Warum „späht" oder forscht der Hahn mit Augen und Ohren? Warum fliegt der Hahn, wenn er „krähen" will, auf einen hohen Gegenstand, dehnt den Hals aus, ruckt und zuckt mit dem Kopfe und schlägt mit den Flügeln? Gegen wen ist der Hahn „gefällig", d. h. tut ihnen dies und das zu Gefallen? Wie, wann und warum „kratzt" und „scharrt" der Hahn mit den Krallen der Zehen und dem Schnabel? Wie kommt das „Weizenschrot", das „Würmchen" und „Krümchen Brot" in den Mist oder Staub? Wie ruft er die Hennen? Wie zeigt er seine Fürsorge für die Hennen? Was sagt das erste, zweite und dritte „Kikeriki"?

II. **Vertiefung.** 1. *Ort und Zeit der Handlung.* Das Gedicht führt uns auf einen Bauernhof am frühen Morgen, gegen Mittag und nachmittags. Stattliche Gebäude umgeben den Hof. Zu dem offenen Hühnerhause führt eine Bretterstiege; auf den Stangen im Hause sitzen die Hühner. Der Hahn sitzt auf einem erhöhten Punkte, schaut sich auf dem Hofe um und weckt dann das Gesinde durch lautes Krähen. In der Mittagszeit sitzt er auf dem Dache; die Sonne scheint heiß vom wolkenlosen Himmel; kein Luftzug bewegt die Blätter der Bäume, die schlaff und matt niederhängen. Der Hahn als wetterkundiger Gelehrter spürt, daß es noch an demselben Tage Regen, ja Hagelschlag geben kann, und zeigt die Veränderung des Wetters mit lautem Kikeriki an. Dann sehen wir ihn auf der Miststätte fleißig nach Futter scharren und bei jedem Funde die Hennen herbeirufen.

2. *Gliederung.* Str. 1 zeigt den Hahn als getreuen Wächter und Wecker, Str. 2 als gelehrten Wetterpropheten, Str. 3 als fleißigen und gefälligen Führer und Versorger der Hennen. Jede Pflichterfüllung besiegelt er mit einem „Kikeriki".

3. *Eigentümliches.* Jede Strophe endet mit *Kikeriki*, aber jedesmal hat es eine andere Bedeutung. Zuerst *weckt* es, dann *warnt* es, und zuletzt *ruft* es *zu Tische*. Der Hahn wird mit einem getreuen, gelehrten und gefälligen Manne verglichen. Wie zeigt ein *Mann* diese Eigenschaften?

III. **Verwertung.** 1. Morgenstunde hat Gold im Munde. Früh zu Bett und früh wieder auf —. Der Tag ist nicht vor dem Abend zu loben. Geben ist seliger als nehmen.

2. Rede- und Stilübungen. a) Suche Gegensätze! (Der getreue Hahn und der ungetreue Sultan, der wachsame Hahn und das schläfrige Gesinde, der Wecker und die Geweckten, der frische Morgen und der heiße Mittag, der klare Sonnenhimmel und die dunkle Hagelwolke, der krähende Hahn auf dem Dache und das lauschende Hennenvolk auf dem Hofe, der kratzende Hahn und die müßigen Hennen, der rufende Hahn und die herbeieilenden Hennen, der verteilende Hahn und die schmausenden Hühner.) b) Setze für die folgenden Ausdrücke andere: „Alles liegt in den Federn. Der Hund schleicht vom Posten. Ich trau' dem Frieden nicht. Er macht seinen Kratzfuß." P.

164. Der Hahn.

R. Reinick. Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch. Bielefeld und Leipzig 1873. S. 137.

In der Sonne steht der Hahn,
redet seine Hennen an:
„Seht mich an! Wo ist der Mann,
der mit mir sich messen kann?
Seht dies Auge, groß und mächtig,
meine Federn, golden, prächtig,
meines Kammes Majestät,
diese rote Krone seht!
Meine Haltung stolz und schlank,
meines Rufs Trompetenklang
und mein königlicher Gang,
an den Füßen diese Sporen,
alles zeigt euch einen Mann,
der wahrhaftig sagen kann,
daß zum Helden er geboren!"
Also spricht der stolze Hahn,
kräht, so laut er krähen kann!
Plötzlich kommt ein kleiner Mops,
springt und bellt mit lust'gem Hops
nur zum Spaß den Helden an,
und — o seht! der kühne Mann
läuft, was er nur laufen kann.
Ach, du jämmerlicher Hahn!

In den beiden ersten Gedichten werden an dem Hahne allerlei gute Eigenschaften gelobt, die er wirklich besitzt; in diesem lobt er sich selbst und legt sich eine Tugend bei, die er gar nicht besitzt. Fremdes Lob klingt, Eigenlob stinkt. Dort versammelt er die Hennen, um sie zu führen und zu versorgen, hier, um mit seinen glänzenden Eigenschaften zu prahlen. Dort wird er mit einem getreuen, gelehrten und gefälligen Manne verglichen, hier vergleicht er sich selbst mit einem Könige (einer Majestät = Hoheit und Herrlichkeit), seine goldenen Federn mit einem Purpurmantel und den roten Kamm mit der Krone. Dort ist seine Stimme ein Lock- und Weckruf, hier vergleicht er sie mit dem Trompetenklange, der zur Schlacht ruft. Dort wird er als Wächter, Wecker, Führer und Wetterprophet gerühmt, hier macht er sich selbst zu einem mutigen Helden, weil er feurige Augen, stolzen Gang und gespornte Füße hat. Dort kräht er in Erfüllung seiner Pflichten, hier in eitler Prahlerei. Dort ist er mutig, hier feige; denn er flieht vor einem bellenden Mopshündchen, das zum Spaß einen Hops (Satz, Sprung) auf ihn zu macht. Dort bewährt er seine guten Eigenschaften durch die Tat, hier zeigt sich der prahlerische Mut als elende Feigheit und Furcht. Dort ist er groß im Tun und sparsam im Reden, hier groß in Worten und klein in der Tat. Dort zeigt er sich bescheiden und nützlich, hier eitel, prahlerisch und unnütz. Dort hält er stand bei der Pflichterfüllung, hier nimmt er Reißaus. Dort werden seine guten Eigenschaften anerkannt, hier seine Prahlerei und Feigheit verspottet. Vergleiche mit diesem Hahne den Gockelhahn (Nr. 6), den Hasen (Nr. 8), den Riesen Goliath! P.

163. Die Biene und die Taube.

Joh. Benjamin Michaelis. Poetische Werke. Wien 1791. II. Teil, S. 124.

Ein Bienchen trank und fiel darüber in den Bach.
Dies sah von oben eine Taube
und brach ein Blättchen von der Laube
und warf's ihm zu. Das Bienchen schwamm danach
und half sich glücklich aus dem Bach.
In kurzer Zeit saß unsre Taube
in Frieden wieder auf der Laube.
Ein Jäger hatte schon die Flinte drauf gespannt;
mein Bienchen kommt: „Pik!" stach's ihn in die Hand.
„Puff!" geht der ganze Schuß daneben.
Die Taube flog davon. Wem dankt sie nun ihr Leben?

I. **Vorbereitung, Zielangabe und Vortrag.** Der Bienengarten eines Imkers war nur durch einen breiten Bach von einem Wäldchen, in welchem es viele Waldtauben gab, getrennt. Ein starker Ast einer mächtigen Eiche streckte seine Zweige über dem Bache aus, und auf dem höchsten saß eine Waldtaube. Diese sah nun, wie von den vielen Bienen, die am Rande des Baches täglich hier tranken, eine vom Winde verschlagen mitten in den Bach fiel, mit den Wellen kämpfte und in Lebensgefahr schwebte.

Von Mitleid getrieben, riß nun die Waldtaube mit ihrem Schnabel ein großes Blatt von der Eiche ab und ließ es über dem Bienchen ins Wasser fallen, und zwar ein Blatt von der Laube, das soll heißen von dem Laube des Baumes, worauf sie saß. Die Krone großer Waldbäume bildet gewöhnlich eine Laube, ein Laubdach. Das Bienchen schwamm nach dem Blatte und rettete dadurch sein Leben. Wie andern Tags die Taube in Lebensgefahr geriet, die Biene sich dankbar erwies, das erzählt die Fabel „Die Biene und die Taube" von Michaelis. Hört sie!*)

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Das kleine Ereignis trug sich zu an einem warmen, sonnigen, aber sehr windigen Frühlingstage, an einem breiten Bache, über welchem eine Eiche ihre Zweige ausbreitete, und zwar in der Nähe eines Bienenhauses; denn die Bienen gehen nur in ihrer nächsten Umgebung zum Wassertrinken, während sie fast eine Stunde weit nach Honig und Blütenstaub fliegen. Lagebild: Ein rauschender Bach. Ein schattiger Baum breitet sein Laubdach darüber. Auf einem freien Aste sitzt eine Taube. Ein Garten mit einem Bienenhause stößt an den Bach. Unfern ist ein Wald. Hinter einem Baume steht ein Jäger und hat sein Gewehr (Rohr) auf die Taube angelegt. Eine Biene setzt sich nieder auf seine Hand.

*) Prof. Schäfer sagt dazu: Laube ist hier nicht ein Laubdach, das die Krone großer Waldbäume bildet, sondern ein luftiges, schattiges Bauwerk im Garten. Die Waldtaube wird zu einer Haustaube und der Jäger zum Sonntagsjäger, der in seinem Garten Spatzen schießen will und beim Anblick der Taube seinem Gelüst nicht widerstehen kann, auch auf diese zu schießen. Der Bienenstich ist ihm zu gönnen.

2. Eigenschaften: a) der Taube. Sie war mitleidig und barmherzig, denn sie sah —; hilfreich, und warf —; zufrieden und arglos, denn sie saß —; gefährdet, denn der Jäger —; errettet, denn der Schuß —; erkenntlich und dankbar, denn sie dankte —; b) der Biene. Sie war unglücklich, denn sie fiel —, tatkräftig, denn sie schwamm —; glücklich, denn sie half sich —; dankbar und erkenntlich, mitleidig, hilfreich usw.

3. Gliederung des Inhalts: a) Lebensgefahr der Biene. b) Hilfeleistung der Taube. c) Errettung der Biene. d—f) Dieselben Stücke von der Taube. Grundgedanke: Wie du mir, so ich dir (im guten Sinne). Eine Liebe ist der andern wert.

4. Schönheiten in der Form. Lebendige, anschauliche Schilderung. Anwendung von Natur- und Ausrufslauten! Pik! zur Veranschaulichung des Stechens mit einer Pike, einer Nadel oder irgendeiner feinen und scharfen Spitze. Puff! Naturnachahmungslaut beim Losgehen der Flinte.

5. Lesen zwischen den Zeilen. Das Bienchen schwamm danach — es setzte sich darauf, der Wind trieb das kleine Boot ans Ufer, und so rettete es sich aus dem Bache. In Frieden saß die Taube wieder auf der Laube, d. h. zufrieden und glücklich, ohne Arges zu ahnen, ohne zu merken, daß der Jäger schon die geladene Flinte auf sie gerichtet, das Rohr gespannt hatte. Ein Jäger — sah sie, nahm das Gewehr von der Schulter, legte es an die rechte Backe, zielte und — das Bienchen stach ihn in die Hand — der Jäger erschrak darüber heftig, zuckte gewaltig zusammen, ruckte mit der Flinte in die Höhe, drückte aus Versehen dabei los, die ganze Ladung des Gewehres ging in die Höhe, und — die Taube flog gerettet davon. Erst jetzt merkte sie, in welcher Lebensgefahr sie geschwebt hatte.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben: a) Sei mitleidig und barmherzig und hilf, soviel du immer kannst! b) Sei erkenntlich und dankbar und vergilt Gutes mit Gutem! c) Jede edle Tat findet ihr Lorbeerblatt (ihren Lohn). d) Sprichwörter: Eine Hand wäscht die andere. Eine Liebe ist der andern wert. e) Nennet hierzu passende Bibelsprüche!

2. Rede- und Stilübung: Eine Nachbildung. Die Wildgans und die Maus. Breiter Strom. Maus in dessen Mitte in Lebensgefahr. Gans: Klettre auf meinen Rücken! Gans schwimmt sorglos. Jäger liegt, von dichtem Gebüsche versteckt, am Ufer. Mäuschen läuft ihm über das Genick weg. Jäher Schreck, Fehlschuß. Wildgans fliegt davon usw. R. D.

166. Der Vögel Gesang.

Heinr Hoffmann v. Fallersleben. Erste vollst. Ausg. besorgt durch Lionel v. Donop. 2. Aufl. Berlin. S. 20.

I. **Vorbereitung.** Der Winter ist ein harter Mann. Durch Schnee, Eis und Kälte vertreibt er die Vögel. Die meisten ziehen im Herbste fort in warme Länder und heißen darum Zugvögel. Nur wenige halten

stand und bleiben bei uns; sie heißen darum Standvögel. Aber auch sie verstummen im Winter und streifen nur nach Futter umher. Nun wird es wieder warm, und neues Leben erwacht überall. Alle Zugvögel kommen nach und nach wieder und suchen ihre Lieblingsplätze auf. Die Nachtigall singt; der Fink musiziert; der Star pfeift; die Schwalbe zwitschert; die Lerche schmettert ihr Tireli aus der blauen Luft hernieder. Es ist, als ob alle den Einzug des Frühlings mit sanfter und lauter Musik feiern wollten. Ein flinkes Regen und fröhliches Bewegen herrscht unter der ganzen Vogelschar. Sie scheinen den Menschen zu begrüßen und ihm zum neuen Jahre, das für die Vögel im Frühling anfängt, Glück zu wünschen. Die Kinder aber sind glücklich, daß die lieben Vögel wieder da sind. Sie lauschen auf den schönen Gesang, freuen sich über die munteren Bewegungen der Vögel und nehmen sich vor, ihrem Beispiel zu folgen und ebenso fröhlich zu sein.

II. **Unmittelbare Darbietung.** 1. Gutes Vorlesen des Gedichts.

1. Alle Vögel sind schon da,
alle Vögel, alle!
Welch' ein Singen, Musizier'n,
Pfeifen, Zwitschern, Tirelier'n!
Frühling will nun einmarschier'n,
kommt mit Sang und Schalle.

2. Wie sie alle lustig sind,
flink und froh sich regen!
Amsel, Drossel, Fink und Star
und die ganze Vogelschar
wünschet dir ein frohes Jahr,
lauter Heil und Segen!

3. Was sie uns verkündet nun,
nehmen wir zu Herzen;
wir auch wollen lustig sein,
lustig wie die Vögelein,
hier und dort, feldaus, feldein,
singen, springen, scherzen.

2. Fragen über Inhalt, Wort- und Sacherklärung! Wo sind die Vögel gewesen? Warum kommen sie wieder? Welcherlei Musik machen sie? Woran merkt man die Ankunft des Frühlings, und wie wird sie gefeiert? Welche Zugvögel kommen zuerst und sind am lustigsten? Wie sehen Amsel, Drossel, Fink und Star aus? Was ist die Vogelschar? Wie können sie im Frühlinge ein neues Jahr wünschen? Woran erkennt man, daß ein Jahr Heil und Segen hat? Was haben die Vögel verkündet, d. h. kund und offenbar gemacht? Was ist unter hier und dort, feldaus, feldein gemeint? Welcher Unterschied ist zwischen singen, springen und scherzen?

III. **Vertiefung.** 1. Schauplatz. Das Gedicht führt uns in Garten, Wald und Feld im Frühling. Das Gras wird grün; die ersten Blumen zeigen sich, und die Knospen an den Bäumen schwellen. Auf den Bäumen hüpfen Amseln, Drosseln, Finken und Stare als die ersten und lustigsten Frühlingsboten umher. Aus den angrenzenden Saatfeldern steigen singende Lerchen auf. Der Vater arbeitet im Garten, und die Kinder springen singend und scherzend umher.

2. Personen. Der Frühling wird als Reisender gedacht, der lange in fremden Ländern gewesen ist. Jetzt endlich kehrt er heim und wird von den Vögeln freundlich begrüßt. Auch die Vögel sind von einer langen Reise zurückgekehrt. Die Sehnsucht hat sie getrieben. Voll Freude begrüßen sie die alte Heimat mit Singen, Springen und Scherzen.

Die Kinder sind im Winter viel in der Stube geblieben. Jetzt gehen sie in den Garten, hören den Gruß der Vögel, sehen ihre fröhlichen Bewegungen, freuen sich über das Singen und Spielen, verstehen den Glückwunsch und nehmen sich vor, fröhlich wie die Vögel zu sein.

3. Gedankengang. Str. 1. Die heimkehrenden Zugvögel feiern den Einzug des Frühlings mit Gesang. Str. 2. Sie spielen lustig und wünschen dem Menschen Glück. Str. 3. Wir wollen ihrem Vorbilde der Heiterkeit folgen.

4. Eigentümlichkeiten in der Form. Der Dichter ahmt die bunte Vogelmusik durch die Ausdrücke „Singen, Musizieren, Pfeifen, Zwitschern, Tirelieren" und die raschen Bewegungen der Vögel durch „lustig, flink, froh, singen, springen, scherzen" nach.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung und Verwandtes. Heiterkeit ist ein Himmel, unter dem alles gedeiht, ausgenommen Gift. — Wo man singt, da laß dich fröhlich nieder; böse Menschen haben keine Lieder. — Sehet die Vögel unter dem Himmel an! — Freue dich, Jüngling, in deiner Jugend! —

2. Rede- und Stilübungen. a) Vergleiche das Winter- und Frühlingsleben! b) Nenne Vögel, die singen, musizieren, pfeifen, zwitschern und tirelieren! c) Nenne Stand- und Zugvögel! d) Was können wir von den Vögeln lernen? e) Wo und wie bauen Amsel, Drossel, Fink, Star und Lerche ihre Nester? f) Ein Kind erzählt der Mutter, was es im Garten gesehen und gehört hat. g) Ein Fink erzählt, was er jetzt anders als im Herbste findet. P.

167. Der kluge Star.

Nach Avienus von Preuß und Vetter. Preuß. Kinderfreund. Königsberg S. 21. Vgl. A. G. Meißners Fabeln. S. 218.

Ein durstiger Star wollte aus einer Wasserflasche trinken. Er konnte aber das Wasser in der Flasche nicht erreichen, denn sein Schnabel war zu kurz. Er hackte ins dicke Glas, aber er konnte es nicht zerbrechen. Er stemmte sich gegen die Flasche und wollte sie umwerfen, aber dazu war er zu schwach. Was sollte er nun machen? Lange dachte er nach. Endlich kam er auf einen glücklichen Einfall. Er las Steinchen zusammen und warf sie in die Flasche. Dadurch stieg das Wasser so hoch, daß er es erreichen konnte. Da war er sehr froh und löschte seinen Durst.

I. **Vorbereitung durch erweiterte Erzählung.** Ein Star kam an einem heißen Sommertage in einen großen, schönen Garten und trieb hier sein Wesen. Zu knacken und zu beißen fand er hier die Hülle und die Fülle, aber nirgends gab es zu trinken. Er ward daher sehr durstig und suchte allenthalben nach Wasser umher. Da ward er endlich eine gläserne Wasserflasche gewahr, die im Garten stand und halb mit Wasser gefüllt war. Er flog herzu, setzte sich auf sie und wollte daraus trinken. Er konnte aber das Wasser in der Flasche mit seinem kurzen Halse und Schnabel nicht erreichen. Er hackte ins dicke und feste Glas, aber er konnte es nicht zerbrechen, kein Loch hinein klopfen. Nun stemmte er sich gegen die Flasche, um sie umzuwerfen, allein dazu war seine Kraft viel zu schwach.

Jetzt kam er durch sein Nachdenken und seine Klugheit auf den glücklichen Einfall (zufällig und plötzlich kommender Gedanke), daß er auf den breiten Sandwegen des Gartens kleine Kieselsteine zusammensuchte und sie in die Flasche fallen ließ. Dadurch stieg das Wasser endlich so hoch, daß er es erreichen und seinen Durst löschen oder stillen konnte.

II. **Vertiefung.** 1. Schauplatz der Handlung. Ein großer, herrlicher Garten. Auf einem Gartentische war eine halbgefüllte Wasserflasche stehen geblieben, welche der Star vom Baume aus, wo er saß, erblickte.

2. Eigenschaften und Tätigkeiten der handelnden Personen. Der Star war durstig und begehrlich, denn er wollte gern trinken; er war schwach und nicht stark, denn er konnte die Flasche nicht umwerfen; er war klug und gescheit, denn er wendete das rechte Mittel zur Erreichung seines Zweckes an; er war fleißig, beharrlich und unermüdlich, denn er las so lange Steinchen zusammen, bis er das Wasser erreichen konnte.

3. Gedankengang. Ziel und Zweck aller Anstrengungen des Stares war, aus der halbgefüllten Wasserflasche zu trinken, um seinen Durst zu löschen. 1. Mittel. Er flog hinzu, setzte sich oben auf den Rand der Flasche und steckte seinen Hals und Schnabel hinein. Hindernis (doppelt: sachlich und persönlich): Sein Hals und Schnabel waren zu kurz, das Wasser stand zu tief. 2. Mittel. Er hackte mit seinem Schnabel ins dicke Glas. Folge: Er vermochte das harte Glas nicht zu zerklopfen. Hindernis: Sein Schnabel war zu weich und das Glas zu dick und zu hart. 3. Mittel. Er stemmte sich gegen die Flasche. Folge: Er konnte die Flasche nicht umwerfen. Hindernis: Seine Kraft war zu schwach und die Flasche zu schwer. 4. Mittel. Er las Steinchen zusammen und ließ sie in die Flasche fallen. Folge: Die Steine sanken zu Boden, füllten den untern Teil der Flasche und trieben das Wasser in die Höhe. Erreichung des Zieles: Der Star konnte nun von oben das Wasser gut erreichen und seinen Durst völlig löschen.

4. Hauptgedanke. Wo Natur und Kraft nicht ausreichen, da muß Klugheit und Nachdenken zum Ziele führen.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Wende beim Erstreben deiner guten Ziele und Zwecke stets die besten und passendsten Mittel an und sei dabei klug, fleißig, unermüdlich, beharrlich!

2. Sprichwörter: Von einem Streiche fällt keine Eiche. Rom ist nicht in einem Tage erbaut. Wer A sagt, muß auch B sagen.

3. Rede- und Stilübungen. Nachbildungen: a) Der hungrige Knabe und der Apfelbaum. (Er hatte die Erlaubnis, sich im Garten Äpfel zu pflücken.) b) Der Knabe und der angeschwollene Bach. (Arznei holen für die schwerkranke Mutter — aus der Stadt — Zurückkunft — Bach angeschwollen — Steg weggerissen — durchwaten — überspringen, bachauf und bachab laufen, seichte, schmale Stelle zu suchen — vergeblich. — Endlich einen großen Haufen frischer Rasenstücke finden.) c) Der langmäulige Fuchs und die Wein-

traben. (Danach springen — klettern — sie herunterzerren — vergeblich. Endlich an der Mauer entlang laufen, welche am Ende schräg zur Erde sich herabsenkte.) R. D.

168. Kind, Katze und Mäuschen.

Noch 50 Fabeln von Wilh. Hey. Nr. 43.

Husch! Mäuschen, husch! zum Loch hinein!
Sonst holt dich gleich die Katze ein.
Nur schnell, zieh noch das Schwänzchen an,
eh' sie's erschnappt mit scharfem Zahn!
Jetzt ist sie da — jetzt geht sie schon
beschämt mit leerem Mund davon.

Dem Mäuschen war's gar wohl zu gönnen, daß es so hatte entwischen können. Nur fürcht' ich, die Freude währt nicht lang. Die Katze macht doch noch ihren Fang. Das kleine Mäuschen läßt nicht vom Naschen; bald wird sie's unversehns erhaschen.

I. **Vorbereitung.** Eine vorbereitende Unterredung über die Haustiere hat das Ergebnis, daß der Mensch die Tiere zu sich ins Haus genommen hat, um Nutzen von ihnen zu haben. Sätze werden gebildet, die den Nutzen der einzelnen Haustiere anführen, z. B. Die Kuh gibt uns Milch. Der Hund bewacht das Haus. Die Katze fängt die Mäuse. Die Mäuse leben auch im Hause. Es sind aber keine Haustiere. In Keller, Küche und Kammer benagen sie das Brot und die Wurst. Die Mäuse richten viel Schaden an. Der Vater versucht, sie in der Mausefalle zu fangen. Der größte Feind der Mäuse ist die Katze. Sie verfolgt die schädlichen Tiere überall. Im Sprunge erhascht sie ihre Beute. Mit den scharfen, einziehbaren Krallen hält sie das Mäuschen fest. Sie spielt mit dem Mäuschen, und endlich frißt sie es auf.

Heute hat aber die Katze das Mäuschen nicht gefangen. Hört, wie dies zuging!

II. **Darbietung und Aufbau.** 1. Lesen. 2. Feststellung des Inhalts. Wo hast du schon ein Mäuschen gesehen? Wo wohnt bei euch das Mäuschen? Küche. Wo hat es sein Nest? In der Wand hinter dem Küchenschranke. Wie fühlt es sich hier vor seinen Feinden? Warum kommt es aber doch hervor? Hunger, spielen. An wen scheint es gar nicht zu denken? Was hätte es erst tun müssen? Das Kätzchen ist aber da. Es hat die Maus auch bemerkt. Woran siehst du dies? — spitzt die Ohren, duckt sich nieder; bereitet sich zum Sprunge vor. — Ein Kind sieht dies alles. Es wurde traurig. Woran denkt es schon? Kann das Kind dem Mäuschen nicht helfen? Was müßte es wohl tun? Die Katze festhalten. Das Mäuschen fortjagen. Das tut es jetzt auch. Wie sagt es wohl? „Husch! Mäuschen, lauf zum Loch hinein, sonst holt dich gleich das Kätzchen ein." Das Kind warnt das Mäuschen vor der Katze. Warum warnt das Kind die Maus vor der Katze? Was wird sie jetzt auch tun? Wie ist das Mäuschen? folgsam. Es scheint aber die Gefahr nicht für so groß zu halten. Was kann man vom Mäuschen noch sehen? Ob das Mäuschen nun wohl sicher ist? Warum nicht? Wie wird wohl das Kind dem Mäus-

chen zurufen? „Nur schnell, zieh noch das Schwänzchen an, eh sie's erschnappt mit scharfem Zahn!" Was mußte das Kind nochmals mit dem Mäuschen tun? War die Gefahr denn auch so groß? Ja. Was tat die Katze im nächsten Augenblick? Was geschah aber nicht? Warum nicht? Weil sie zu spät kam. Wie wird die Katze wohl darüber gewesen sein? ärgerlich. Nun hatte gar noch das Kind zugesehen. Gern hätte sie ihrem Herrn gezeigt, was sie kann. Was tut sie aber darüber, daß sie jetzt so ungeschickt war? schämt sich. Wir sprechen: „Jetzt ist sie da, jetzt geht sie schon beschämt mit leerem Mund davon." Wie es wohl gekommen wäre, wenn das Kind nicht gewarnt hätte? Wem hatte die Maus ihr Leben zu verdanken? Was hatte das Kind mit der Maus getan? gerettet.

Die Maus kann sich nun noch ihres Lebens freuen, spielen, klettern, knabbern. Warum will die Mutter aber gar nichts von dem Mäuschen wissen? nascht, bringt Schaden. Was hätte es bald für sein Naschen bekommen? Ob es wohl nun das Naschen läßt? Wohin wird es bald wieder gehen? Das Kind ist aber nicht immer da, um es zu warnen. Es befürchtet, das Mäuschen wird nicht folgen, nicht hören. Was wird es dafür bekommen? Das tut weh, es muß fühlen. Dies steht auch in einem Spruche. Wer kennt ihn?

3. Hauptgedanke. Wer nicht hören will, muß fühlen.

Laßt euch warnen, widersteht der Begierde! — oder ihr geratet ins Unglück.

III. **Verwertung.** 1. Gedankengang: a) Das Kind warnt das Mäuschen.

b) Das Mäuschen folgt und wird gerettet.

c) Das Kind fürchtet, daß das Mäuschen sich noch fangen läßt.

2. Eigenschaften und Tätigkeiten: a) des Kindes: Es ist mitleidig, es warnt, es befürchtet, es ist erfahren;

b) der Maus: Sie ist diebisch, naschhaft, läßt sich warnen, sie flieht, ist gehorsam, wird auf die Dauer sich nicht bessern, wird bestraft werden;

c) der Katze: Sie will die Maus fangen, sie schämt sich, sie ist schlau, beharrlich, sie wird die Maus beschleichen, fangen, auffressen.

Die Eigenschaften und Tätigkeiten sind aus der Fabel nachzuweisen.

Zum Vergleich kommen, um die Wahrheit des Hauptgedankens zu beweisen: Fischlein von W. Hey. Henne, Küchlein und Habicht von Krummacher. Vom Mäuslein von Fr. Güll. Das Lämmlein von Bertuch. Die Tiere alle werden gewarnt, hören nicht, müssen fühlen, bekommen Strafe.

M. D.

169. Liebe Gäste im Garten.

Julius Sturm. Märchen und Lieder. Leipzig 1877. S. 118.

1. Ein Garten liegt an meinem Haus,
dort schwärmen Gäste ein und aus;
sie singen und schmausen und bauen ihr Nest
und machen sich jeden Tag zum Fest.

2. Hoch auf dem Giebel schwatzt der Star,
am Simse nistet ein Schwalbenpaar,
Rotschwänzchen findet überall Raum,
und Finken schlagen im Apfelbaum.

3. Doch wenn das Laub von den Bäumen fällt,
dann flüchtet die Schar in die weite Welt;
ein Weilchen steht mein Garten leer;
da kommt von Gästen ein neues Heer.

4. Es gaukelt und schaukelt in lustiger Hast
die kleine Meise am schwankenden Ast,
und Spechte laden sich ein zum Schmaus
und klopfen den Bäumen die Rinde aus.

5. Und fängt es endlich an zu schnei'n,
dann kommt ein winziges Königlein;
das kümmert sich nicht um Eis und Schnee;
dem tuen Sturm und Frost nicht weh,

6. und ist ein frisches Sängerblut,
das wahrt sich immer den frohen Mut
und schlüpft durch die Hecken und singt so klar,
als wär' es Frühling das ganze Jahr.

I. **Einführung, Zielangabe und Gedichtsvortrag.** Gäste sind Fremde, die Aufenthalt und Bewirtung suchen. Auch in den Garten kommen solche Gäste. Sie schwärmen bunt umher, machen Musik, lassen sich's gut schmecken, lassen sich häuslich nieder und machen jeden Tag zum Feste, solange sie weilen.

Wer die Gäste sind und was sie treiben, das sagt und singt ein Lied von Julius Sturm mit der Überschrift: „Liebe Gäste im Garten". Wir wollen es lesen!

II. **Erläuterungen.** Gäste sind's, weil sie uns besuchen. Lieb sind sie uns wegen ihres Gesanges, ihrer Munterkeit, ihrer lieblichen Erscheinung und ihres Nutzens durch Vertilgung der vielen schädlichen Kerbtiere im Garten. Gerade diese Schädlinge schmausen sie mit Lust. Wo aber täglich lecker gespeist, fröhlich gesungen und lustig getanzt wird, da ist jeder Tag ein Fest.

Frühlings- und Sommergäste sind Stare, Schwalben, Rotschwänzchen und Finken.

Der Star setzt sich auf den Giebel (die Dachspitze des Hauses) und schlägt zu seinem lieblichen Geschwätze mit den Flügeln den Takt. Die Schwalben bauen ihr Nest am Simse (der hervorragenden Einfassung unter dem Dache) des Hauses und halten sich als „liebe Gäste" zutraulich in der Nähe der Menschen auf. Die Rotschwänzchen finden „überall Raum", d. h. fast jeden Ort am Hause und im Garten erachten sie passend, um ihr Nest zu bauen. Die Finken nisten gern in den Gabelästen der Apfelbäume und lassen von da aus ihr Lied erschallen.

Wenn aber das Laub von den Bäumen fällt, d. h. wenn der Herbst kommt, dann „flüchten" diese Gäste in die weite Welt, besonders nach den warmen Ländern im Süden, wo sie Wärme und Nahrung finden. Aber nur ein Weilchen (kurze Zeit) fehlen die Gäste im Garten, denn bald er-

scheint eine große Zahl (ein Heer) von Wintergästen: Meisen, Spechte und Zaunkönige.

Das Volk der kleinen Meisen gaukelt flatternd und spielend hin und her, schaukelt sich auf und nieder in lustiger Hast und hängt sich an die schwankenden, leicht hin und her schwingenden Äste. Den Meisen folgt der Specht, der im Sommer im nahen Walde wohnte. Er ladet sich selbst ein, um im Winter einmal die Bäume des Gartens zu untersuchen und an die Rinde mit seinem festen Schnabel zu klopfen, ob sich nicht unter ihr ein Würmchen zum Schmause (festlichen Mahle) finde.

Der letzte Gast ist ein „winziges" (ungemein kleines) Königlein, nämlich der Zaunkönig, unser kleinster Vogel. Er kommt mit Beginn des Winters in die Gärten und bleibt die ganze Winterszeit da. Um Eis, Schnee, Frost und Sturm kümmert er sich nicht.

Als ein „frisches Sängerblut" mit fröhlichem Gemüte bewahrt er sich immer frohen Mut, und indem er durch die Hecken schlüpft, d. h. schnell und behende durch kleine Öffnungen gleitet, „singt er so klar, als wär' es Frühling das ganze Jahr".

III. **Vertiefung.** A. Gedankengang: Str. 1. Liebe Gäste kommen in den Garten, um ein Fest zu feiern. Str. 2. Die Sommergäste: Star, Schwalbe, Rotschwänzchen, Fink. Str. 3. Der Garten hat ein Weilchen keine Gäste. Str. 4. Die Herbstgäste, Meise und Specht. Str. 5 und 6. Die Wintergäste, die Zaunkönige.

B. Ort und Zeit der Handlung. Der Garten am Hause ist der Schauplatz des Festes. Jeder Gast hat darin seinen besonderen Aufenthaltsort: der Star am Giebel und die Schwalbe am Sims des Hauses, das Rotschwänzchen am Hause, am Stalle, in einem hohlen Baume oder wo es sonst eine Öffnung findet, der Fink im Apfelbaume, die Meise auf schwankendem Aste, der Specht am Stamme der Bäume und der Zaunkönig in der Hecke. Die Zeit des Festes währt das ganze Jahr hindurch. Nur sind nicht alle Gäste zu gleicher Zeit gegenwärtig. Im Frühling und Sommer: Star, Schwalbe, Rotschwänzchen und Fink. Im Herbst: Meise und Specht. Im Winter: der Zaunkönig.

C. Rede- und Stilübungen: Erzähle in einem Briefe: a) das Fest der Sommergäste (Str. 1 und 2), b) das Fest der Herbstgäste (Str. 4)! c) Schildere den Zaunkönig nach Str. 5 und 6! W. D.

170. Marx und sein Sohn.

Verändert von Adolf Diesterweg. Schullesebuch. 8. Aufl. Bielefeld 1874. I. T. S. 211.
Ursprünglich von Ägidius Jais. Lehrreiche Erzählungen. München 1856. S. 67.

(Für die Mittel- und Oberstufe der einklassigen Volksschule.)

Einst saß Marx bei dem Abendbrote auf einem Hügel unter dem Schatten eines Baumes und sein jüngster Sohn bei ihm; unten an dem Hügel weidete eine Herde Schafe. Da ging ein fremder Mann vorbei, der einen Hund bei sich hatte. Als nun die Schafe den Hund sahen, liefen sie davon und rannten in ein Dorngesträuch. Die Dornen rauften den Schafen einige Wolle aus. Als dieses das Kind bemerkte, ward es unwillig und sagte: „Sieh, Vater, wie die Dornen den armen Schafen die Wolle ausreißen! Dieses Gesträuch sollte

man ja gleich weghauen, damit es künftig den unschuldigen Tieren nicht mehr schaden könnte." Der Vater schwieg eine kurze Zeit, dann sagte er: „So? meinst du, daß man dieses Gesträuch weghauen soll?" — „Ja, ja," antwortete das Kind, „wenn ich nur eine Axt hätte!" Der Vater schwieg wieder, und sie gingen darauf nach Hause.

Des andern Tages nahmen sie eine Axt mit sich und gingen wieder an den früheren Ort. Das Kind war schon voll Freude, aber auch voll Ungeduld, daß der Vater nicht sogleich die Axt anlegte, um die Dornhecken auszuhauen. Er setzte sich wieder auf den Hügel hin und sagte zu dem Kinde: „Hörst du auch, wie schön die muntern Vögel singen? Gefällt dir nicht der liebliche Gesang, und sind die Vögel nicht auch liebe Tierchen?" „O ja," antwortete das Kind, „die Vögel sind mir ja die liebsten unter allen Tieren." Da flog eben ein Vogel in die Dornhecke; er sammelte Wolle und trug sie in seinem Schnabel einem hohlen Baume zu. „Sieh," sagte der Vater, „mit dieser Wolle bereitet der Vogel seinen Jungen im Neste ein weiches Bett. Wie gut wird diese Wolle den armen, nackten Vögeln bekommen! Die Schafe können das bißchen Wolle wohl entbehren. Wie? Soll ich jetzt noch die Dornhecke weghauen?" „Nein, nein!" antwortete das Kind, das nun anders dachte. „Tadle also nicht," sprach darauf der Vater, „wenn du etwas nicht verstehst, sondern denke nur: Gott hat alles wohlgemacht und weislich angeordnet, wenn wir gleich vieles nicht begreifen können!"

I. **Vorbereitung, Zielangabe und unmittelbare Darbietung.** Die heilige Schrift lenkt wiederholt unsern Blick auf Gottes Allweisheit und Vatergüte hin. So sagt sie u. a.: „Und Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut." Und wiederum: „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter." Und in der Tat, Gottes Werke sind allesamt gut und vortrefflich. Dennoch aber gibt es viele Menschen, welche die Einrichtungen Gottes in der Natur zu tadeln wagen, ja wohl gar unwillig werden und murren, wenn dies oder jenes nicht nach ihrem Sinne ist oder nach ihrem Willen geschieht. Luther nannte solche Leute „Meister Klüglinge". Von einem solchen Klüglinge, der aber zurecht gewiesen wird, will ich euch erzählen. Hört zu! (Vorlesen der Geschichte. Abfragen des Inhalts und kurze Worterklärung.)

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Wo befanden sich Herr Marx und sein Sohn? — Wann (zu welcher Tageszeit) war es? — Warum wohl um die Mitte des Jahres? (Die Schafschur pflegt bei uns Ende Mai stattzufinden.)

2. Charakteristik der Personen. a) Der Vater, wohl schon ziemlich hoch bei Jahren, ist ein Freund der Natur. Beweis: Abendspaziergang usw., oder er war wohl ein Schäfer oder ein Landwirt, der seine Schafe hütete, und dem Wiese und Dornengesträuch gehörten. (Warum wohl?) — Er verhält sich bei der törichten Rede des Sohnes schweigend. Das bekundet Weisheit; denn:

„Bist du weis', so schweig mit Fleiß!"

sagt das Sprichwort. Das Schweigen des Vaters ist wohlüberlegt. Er fällt dem Knaben nicht sogleich ins Wort, weil er statt der bloßen Belehrung durch Worte ein anderes Mittel anzuwenden gedenkt, ihn von

seiner Torheit zu überzeugen. Und damit ihm dies um so sicherer gelinge, darum schweigt er vorerst. („Schweig, was du tun willst, so kommt dir niemand dazwischen!" Sprichwort.) Erst nach einer Weile veranlaßt er durch eine Frage den Sohn, den bereits ausgesprochenen Wunsch noch einmal zu wiederholen. Warum wohl? —

So läßt auch das fernere Verhalten des Vaters an jenem Abende sowohl wie auch am folgenden Tage den umsichtigen und wohlmeinenden Mann erkennen, der dann schließlich auch seine Absicht vollkommen erreicht.

b) Der Sohn — wie alt wollen wir ihn schätzen, da er weiter unten „ein Kind" genannt wird? — zeigt doch schon Gefühl auch der vernunftlosen Schöpfung, den Tieren, gegenüber. (Vgl. Sprichw. 12, 10.) Unwille erfüllt ihn bei dem, was er wahrnimmt, und die „armen" Tiere bedauernd, will er darauf Bedacht nehmen, sie, die „unschuldigen", wenigstens in Zukunft vor Schaden zu schützen. Er verrät aber auch eine gewisse Tatkraft (Eifer). Welchen Wunsch spricht er aus? — Das Gefühl von gestern (nennen wir es Mitgefühl oder, mit der Schrift, „Erbarmen") ist auch anderen Tags noch lebendig. Die Freude und die Ungeduld, womit er der Entfernung der Dornhecke entgegensieht, bekunden dies. Für welche Tiere hegt er nun eine besondere Vorliebe? — Endlich gefällt uns an ihm, daß er sofort volles Verständnis zeigt für die göttliche Ordnung und Einrichtung, die sich vor seinen Augen offenbart. „Er denkt nun anders" — hat Lehre angenommen und nimmt auch die Mahnung des Vaters willig auf. Welche ist es?

3. Gedankengang. Gliederung. Tendenz. Auf dem Landschaftsgemälde, das sich vor unsern Blicken entrollt, unterscheiden wir zwei Gruppenbilder. Das erste auf dem Hügel. Skizziert es! — Das zweite unten am Hügel. Skizziert auch dies! — So am ersten Tage. Wie gestalten sich die Bilder am andern Tage? — Worauf lenkt der Vater die Aufmerksamkeit des Knaben, der nur die Dornenhecken im Auge hat? Was setzt der Knabe beim Vater voraus, wenn er sagt: „Die Vögel sind mir ja die liebsten unter allen Tieren"?

So hat der Vater schließlich durch den Hinweis auf eine Tatsache das Wort der Belehrung unterstützt. Der Knabe kommt zu der Erkenntnis, daß es sehr unrecht und sehr töricht ist, Gottes Einrichtungen in der Welt zu tadeln oder wohl gar mit (vermeintlich) bessernder Hand in diese eingreifen zu wollen.

Franz Knauth.

171. Kätzchen.

Wilh. Hey. Fabeln für Kinder. Gotha. S. 7.

„Kätzchen, nun müßt ihr auch Namen haben,
jedes nach seiner Kunst und Gaben: usw.

(Fabel allgemein bekannt.)

I. Einführung, Zielangabe und Vortrag. Vier junge Kätzchen, die erst vor kurzem von der Mutter entwöhnt und zum ersten Male allein

ausgegangen waren, kehrten wieder zu ihrem Nestchen zurück. Ihre Mutter war abwesend, vielleicht um Nahrung für ihre Kleinen herbeizuholen. Die Abwesenheit der alten Katze benutzend, trat ein Kind herzu*), jedem Kätzchen einen Namen zu geben, und zwar einem jeden nach seiner Kunst und Gaben d. h. nach seinen natürlichen Anlagen und Fähigkeiten. Wie die Namen und das Wesen der Kätzchen zusammenpaßten, das zeigt die folgende Heysche Fabel. Das Kind spricht: „Kätzchen, nun müßt ihr auch Namen haben usw."

II. **Erweiterte Darstellung.** Die erste Katze, deren Fell sehr weich und glänzend war, wurde Sammetfell genannt; die zweite erhielt den Namen Leiseschlich, weil sie so leise, daß man's kaum bemerkte, auf dem Boden umherschlich; die dritte, welche schon die Krallen spannte, als ob sie Mäuse fangen wollte, bekam den Namen Fangemaus, während die letzte, deren Kunst jedenfalls später nur im Naschen bestehen würde, Töpfchenaus geheißen wurde. Nachdem die Kätzchen noch einige Zeit kräftige und reichliche Nahrung von ihrer Mutter genossen hatten, wurden sie groß und schön, und als sie sich dann ihre Nahrung selbst verschaffen mußten, zeigte es sich, daß jede von ihnen ihren Namen mit Recht erhalten hatte. Sammetfell saß gern auf dem Schoße; sie hatte sich vollständig verhätscheln und verwöhnen lassen. Sie liebte Ruhe und Bequemlichkeit, lag am liebsten weich und warm und fraß lieber Leckerbissen als Mäuschen. Fangemaus dagegen stieg unter das Dach und lauerte mit Geduld auf ein Mäuschen, das, wenn es sich blicken ließ, mit List und Geschicklichkeit erhascht wurde und ihr vielleicht ebenso gut mundete als dem „Sammetfell" ein Leckerbissen. Leiseschlich lief in die Scheuer hinaus, schlich ohn jedwedes Geräusch auf die Getreidehaufen und suchte sich da seine Beute. Töpfchenaus dagegen suchte sich in der Küche sein Brot = seine Nahrung, und machte da der Köchin viele Not, tat ihr vielen Schaden und bereitete ihr manchen Ärger; denn wenn Töpfchenaus einmal unbeobachtet in der Küche war, benaschte es jede Speise, wobei es manchmal vorkam, daß es ein Töpfchen umwarf oder wohl gar zerbrach.

III. **Gliederung.** 1. Der erste Teil erzählt, wie jedes Kätzchen einen Namen erhält. 2. Der zweite Teil zeigt, wie der Name jedes Kätzchens mit dem Wesen übereinstimmt.

IV. **Rede- und Stilübung.** Zeige, wie jedes Kätzchen den rechten (passendsten) Namen erhalten hat! G. Gräfe.

172. Kaninchen.

Wilh. Hey. 50 Fabeln für Kinder. Gotha o. J. Nr. 32.

„Was sitzt ihr, Kaninchen, so lustig dort
und putzt euch das Schnäuzchen fort und fort
und schaut um euch her mit frohem Mut?"

*) Das Gedicht kann auch so verstanden werden, daß die alte Katze, die Mutter, ihren Jungen die Namen gegeben hat. Selbstverständlich sind hiernach auch Vorbereitung und Vermittlung zu ändern. (Die Herausgeber.)

K. „Das macht unser Herr, der ist so gut,
der besucht uns des Tags drei-, viermal wohl
und streichelt uns und bringt uns Kohl."

Da hörten sie was, da kam's gegangen;
sie spitzten die Ohren mit Verlangen;
ein Kopf sah herüber; es kam eine Hand,
die war den Kaninchen gar wohl bekannt,
und reicht' ihnen frische Blätter hin;
da zupften sie dran mit frohem Sinn.

I. **Aufbau des Gedichts.** Ein Knabe erhielt zu seinem Geburtstage von seinem Vater ein paar allerliebste Kaninchen mit der Weisung, für Obhut und Pflege zu sorgen. Ein Freund des Knaben besucht und belauscht sie in ihrem Stalle, hat seine Freude an den possierlichen Sprüngen, an ihrem geputzten Wesen und fragt: „Warum sitzt ihr so lustig (auf den Hinterfüßen, den Vorderkörper aufwärtstragend, — „macht Männchen") und putzt euch das Schnäuzchen fort und fort (mit den Vorderläufen = haltet euch stets so reinlich und sauber) und schaut um euch mit frohem Sinn (fröhlich und wohlgemut, als wenn ihr recht vornehmen Besuch erwartet?) — K. Das macht (die Ursache dazu gibt) unser Herr (der Knabe), der ist so gut (pflegt uns), besucht uns drei-, viermal wohl des Tags (zur Fütterungszeit, früh, mittags, nachmittags und abends regelmäßig), streichelt uns freundlich (weil er uns lieb hat — liebkost uns) und bringt uns Kohl (oder Gras, grünes Laub, Rüben usw., auch frisches Wasser). Da (als sie erzählten) hörten sie etwas (ein Geräusch an der Stalltür), da kam's gegangen (nahten Schritte), sie spitzten die Ohren (streckten sie empor und horchten aufmerksam) mit Verlangen (mit dem Wunsche, ihr freundlicher Herr möge kommen); ein Kopf sah herüber (neigte sich über die niedrige Bretterwand), es kam eine Hand (zum Vorscheine), die war den Kaninchen gar wohl bekannt (woher?) und reichte ihnen frische Blätter hin. Sogleich richteten sie sich auf und nahmen dem Knaben das Futter aus seiner Hand und zupften daran mit frohem Sinn. Das machte dem Knaben große Freude, und die lieben Tierchen wurden immer zutraulicher und spielten mit ihm.

II. **Vertiefung.** 1. Ort der Handlung. Im warmen Pferdestall, abseits von den Pferden in einer Ecke, ist eine hölzerne Einfriedigung. Vor dieser befindet sich als Tummelplatz für die Kaninchen ein freier Raum, der von einer niedrigen Bretterwand eingeschlossen ist. Warum?

2. Tätigkeiten und Eigenschaften der Kaninchen. Sie spielen („machen Männchen"), putzen sich, freuen sich auf den Besuch ihres Herrn, fressen aus seiner Hand; sie sind wohlgenährt, zufrieden, lustig, sauber und reinlich, zahm und zutraulich, dankbar für die Wartung und Pflege.

3. Tätigkeiten und Eigenschaften des Knaben. Der Knabe wartet und pflegt seine ihm anvertrauten Lieblinge, füttert und tränkt sie zu rechter Zeit, streichelt und liebkost sie. Er ist treu und gewissenhaft in Erfüllung seiner Pflicht, freundlich und liebreich gegen seine Pfleglinge.

4. Gedankengang: Str. 1 Vers 1—3: Das Wohlbefinden der Kaninchen; Vers 4—6: die Ursache davon. Str. 2. Die Bestätigung: a) die frohe Erwartung, b) das Erblicken ihres Wohltäters, c) die Fütterung.

III. **Verwertung.** A. Nutzanwendung für Herz und Leben. 1. Auch die Tiere hat Gott zu unserer Freude geschaffen, darum sei liebreich gegen sie und quäle nie ein Tier! Keinem Würmlein tu ein Leid! 2. Benutze das Tier, aber behandle es freundlich! Hast du Vieh, so warte sein! — Nicht zu viele und zu schwere Arbeit; — nicht zu wenig und kein schlechtes Futter; — nicht mißhandeln mit Schlägen, tollem Jagen; reinliche Gefäße für das Futter, sauberer Stall; — weiches, trockenes Lager, geschützt vor Kälte.

B. Rede- und Stilübung:

Nachbildung im Anschluß an die Disposition der Fabel. Überschrift: Das Kanarienvöglein. („Vögelchen, ach! da liegst du tot.")

a) Das Wohlbefinden: Das Vöglein hüpft munter im Vogelbauer umher, putzt sein Federkleid, dreht das Köpfchen und schaut sich um, singt schmetternd ein frohes Lied.

b) Die Ursache: Der Herr besucht mich regelmäßig, unterhält sich mit mir und freut sich über meinen schönen Gesang, bringt mir oft frisches Wasser, wohlschmeckende Körner und süßen Zucker.

c) Die Bestätigung: Der Wohltäter kommt, Vöglein reckt das Köpfchen, der Knabe öffnet die Tür des Vogelbauers, der Vogel hüpft fröhlich ihm auf die Schulter und nimmt einen Leckerbissen zutraulich aus seiner Hand. Robert Wernecke.

173. Fuchs und Ente.

Wilh. Hey. 50 Fabeln für Kinder. Gotha. S. 42.

F. Frau Ente, was schwimmst du dort auf dem Teich?
Komm doch einmal her an das Ufer gleich! usw.
(Fabel allgemein bekannt.)

I. **Vorbereitung und Aufbau.** Draußen vor der Stadt (oder vor dem Dorfe) liegt ein großer Teich, umgeben von Weiden und Erlen, geschmückt mit hohem Schilf und schlanken Binsen. Nur hier und da sind einige lichte Stellen frei von Wassergewächsen, sonst ist die Wasserfläche grasgrün von einer dichten Decke der Teichlinsen bedeckt. An dem Ufer eines solchen Weihers war es, wo ein Fuchs in der stillen Abendstunde umherschlich, um eine große, schöne Ente zu erhaschen, die auf dem Wasser arglos umherschwamm und sich's wohlschmecken ließ. Da der hinterlistige Fuchs lange Zeit, hinter Schilf und Binsen versteckt, vergeblich auf das Herannahen der Ente gewartet, tritt er mit harmloser Miene hervor und versucht, die Ente mit freundlichen Worten und schönen Komplimenten ans Ufer zu locken. Um ehrerbietig zu erscheinen und sie nicht merken zu lassen, was er mit ihr vornehmen will, ruft er ihr vertraulich zu:

„Frau Ente, was schwimmst — — wollen fragen." Vor- und Nachsprechen.)

Der schlaue Fuchs hat sich aber diesmal gewaltig verrechnet. Er hat es mit einer alten, erfahrenen Ente zu tun, die den Burschen kennt und von seinen Streichen gehört hat. Darum spricht sie zu ihm: „Herr Fuchs, mir gefällt's am besten mitten im Teich, und hast du Lust, so komm zu mir! Doch habe ich dir auch gar nichts zu sagen, du bist mir ein viel zu kluger Herr."

„Herr Fuchs, ich wüßte — — weit genug." (Vor- und Nachsprechen.)

Der Fuchs läuft verdrießlich und ärgerlich am Ufer entlang und sucht sich vergeblich der Ente zu nähern.

„Herr Fuchs, der ging — — Sinn." (Vor- und Nachsprechen.)

Die Ente hatte seine böse Lust und Absicht, sie zu verspeisen, gleich erkannt.

„Es lüstete — — erraten." (Vor- und Nachsprechen.)

Zu ihrem Glück kann aber der Fuchs nicht schwimmen und muß beschämt abziehen.

„Heut' hätt' er — — gönnen." (Vor- und Nachsprechen.)

II. **Vertiefung.** 1. Der Fuchs kommt in der bösen Absicht, die Ente zu haschen und zu verspeisen = lüstern, beutesüchtig, ein Räuber; er spricht absichtlich die Unwahrheit = ein Lügner; stellt sich freundlich, rühmt ihre Klugheit = ein Betrüger, ein Heuchler und Schmeichler. Unter Lug und Trug und Schmeichelei verbirgt er seine boshafte Absicht = falsch, listig, arglistig. 2. Die Ente schwimmt in der Mitte des Teiches = vorsichtig; achtet nicht auf die Schmeichelreden des Fuchses = ist bescheiden, ohne Eitelkeit; spricht: „Herr Fuchs" usw., ist schalkhaft, gewitzt; darum bleibe ich lieber weit genug = durchschaut die listigen Anschläge des Fuchses und überbietet ihn an Klugheit.

Sprachliche Schönheiten. Die vertrauliche Anrede des Fuchses („Frau Ente, ich habe" usw.) und die drollige, ironische Abfertigung seitens der Ente („Herr Fuchs," usw.), in deren Antwort sich Mutterwitz und Schalkheit trefflich aussprechen — dazu ferner Ansprache und Erwiderung in zwei aufeinander folgenden Versen mit gepaarten Reimen — dies alles wirkt außerordentlich ergötzlich auf die Stimmung des Lesers.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Traue keinem Schmeichler! Wer auf Schmeichler hört, wird leicht betört. Der Weise mißtraut dem, der ihm schmeichelt. Nur der Eitle läßt sich vom Schmeichler betören. Der Habichte gibt es viele, die wie Tauben aussehen. Süßer Klang hat schon manches Vöglein ins Netz gelockt.

2. Rede- und Stilübung: Der Schauplatz — der Weiher vor dem Dorfe ist zu beschreiben. (Vor unserm Dorfe liegt ein stiller Weiher. Weiden und Erlen bekränzen seine Ufer. Schilfblumen blühen in seinem Wasser. Schlanke Binsen erheben sich über die Wasserfläche. Auf der Wasserfläche liegt eine dichte Decke grüner Teichlinsen. Der Weiher ist der liebste Aufenthaltsort der Enten und Gänse.)

Robert Wernecke.

174. Die Quelle.

Christoph v. Schmid. Kurze Erzählungen. München 1872. S. 14.

An einem heißen Sommertage ging der kleine Wilhelm über Feld. Seine Wangen glühten vor Hitze, und er lechzte vor Durst. Da kam er zu einer Quelle, die im grünen Schatten einer Eiche, hell wie Silber, aus einem Felsen hervorbrach. Wilhelm hatte wohl gehört, man solle nicht trinken, wenn man erhitzt ist.

Allein selbstklug, verachtete er diese Warnung, folgte nur seiner Begierde, trank von dem eiskalten Wasser und — sank wie ohnmächtig zur Erde, kam krank nach Hause und verfiel in ein gefährliches Fieber. „Ach!" seufzte er auf seinem Krankenbette, „wer hätte es jener Quelle angesehen, daß sie ein so schädliches Gift enthält!" Allein Wilhelms Vater sprach: „Nicht die reine Quelle ist an deiner Krankheit schuld, sondern einzig dein Eigendünkel und deine Unenthaltsamkeit."

Der liebe Gott hat alles gut
zu unserm Wohl erschaffen,
doch Lüsternheit und Übermut
verwandelt es in Strafen.

I. Erläuterungsfragen. Was heißt „über Feld" gehen? Woraus merkt man die Zeichen der großen Erhitzung des Knaben? Was heißt lechzen? Vor Hitze schmachtend verlangen. Warum wird der dunkle Schatten hier grüner Schatten genannt? Was wußte Wilhelm wohl? Aber wie war er? Altklug, überklug. Eva sah die Äpfel, daß gut davon zu essen sei. Wie sah Wilhelm die Quelle an? Welche Begierde erzeugte das Gefühl des Wohlgefallens in Wilhelms Brust? Die Begierde zu trinken. Was war die Folge des kalten Trunks? Ohnmacht und Krankheit. Die Menschen suchen die Schuld ihres Leidens, ihres Unglücks nicht immer in sich selbst, sondern in anderen Ursachen. Wem maß Wilhelm die Schuld seiner Krankheit zu? „Schädliches Gift" ist Pleonasmus, besser: starkwirkendes Gift. Wie nennt der Vater die Überklugheit seines Sohnes? Wie das Befriedigen seiner Begierde? Wie nennt die Lehre den Eigendünkel? übermut. Wie die Unenthaltsamkeit?

II. Vertiefung. 1. Gliederung des Inhalts. Die Erhitzung des Knaben, sein Durst, seine Altklugheit, Unenthaltsamkeit und Unmäßigkeit. Die Folgen der Befriedigung seiner Begierden. Die Anklage des Knaben gegen die Quelle. Des Vaters Belehrung darüber.

2. Grundgedanke. a) Alle Dinge, die Gott geschaffen, sind an sich gut, aber durch Eigendünkel, übermut, Unenthaltsamkeit und Unmäßigkeit werden sie zu Gift. b) Viele suchen den Grund ihres Elends in äußeren Dingen, anstatt in sich selbst.

3. Fragen: a) Wie ist das Wasser in die Quelle gekommen? b) Wie ist der trinkende Knabe zu dem Wasser in der Quelle gekommen? c) Warum muß man durch den Genuß eiskalten Wassers bei großer Erhitzung erkranken? d) Wo ist das Wasser geblieben, das immerwährend aus der Quelle floß?

III. Verwertung. 1. Mahnung. a) Sei nicht altklug und übermütig! b) Sei enthaltsam und mäßig! c) Lerne dich frühzeitig schon beherrschen!

2. Verwandtes. Adam suchte den Grund seines Falles in Eva (das Weib, das du mir zugesellet hast, verführte mich), Eva in der Schlange usw. Der Knabe und das Rind (Nr. 95).

3. Rede- und Stilübungen. Nenne noch andere Dinge, die durch Eigendünkel, Übermut und Unmäßigkeit für uns zu Gift werden können! 1. Das Wasserbad. 2. Der Branntwein. 3. Das Eis (doppelt). 4. Das Schießpulver. 5. Der Kuchen. 6. Das Feuer. 7. Die Steinkohlen (Stickgas). 8. Die Arznei. Weise in jedem einzelnen Falle nach, wie es zu Gift für uns werden kann! R. D.

175. Der Hirsch am Bache.

Nach Äsop. A. G. Meißners Fabeln. Wien 1813. S. 387.

I. **Vorbereitung.** Wenn ein kleines Kind zum ersten Male sein volles Bild in einem großen Spiegel erblickt, so erfüllt lebendige und helle Freude sein Gemüt und lacht aus seinen Augen heraus. Auch in der Tierseele erweckt der Anblick des eigenen Spiegelbildes bestimmte Regungen. So glaubte der Hund, der ein Stück gestohlenes Fleisch im Maule trug und vom Stege aus im Wasserspiegel sein Bild sah, einen anderen Hund zu erblicken und ward von Neid und Habsucht erfüllt, und der Ziegenbock, der in das Staatszimmer mit den großen Spiegeln, die bis auf den Fußboden herabgingen, geraten war, stieß in der Meinung, daß ein zweiter Bock auf ihn zukäme, auf sein eigenes Spiegelbild los und zertrümmerte den Spiegel. Ähnliche Vorgänge fanden in der Seele eines Hirsches statt, der heute wie schon oft in dem spiegelklaren Wasser eines Gebirgsbaches sein Ebenbild erblickte. Aus langjähriger Erfahrung wußte er schon, daß das Abbild im Wasser sein eignes Bild war. Was nun bei dessen Betrachtung in seiner Seele vorging und was daraus folgte, das erzählt uns der Dichter in folgender Fabel:

Ein Hirsch trank aus einem klaren Gewässer und erblickte in ihm sein Bild. — „Fürwahr!“ rief er aus, „die Natur meinte es nicht böse mit mir, wenigstens mit meinem Kopfe nicht. Wie prächtig ist das Geweih, das ihn schmückt! Nur meine Schenkel könnten etwas besser sein, und ich würde dann an vortrefflicher Gestalt allen Tieren Trotz bieten.“

Indem er noch dieses sprach, hörte er Jagdhörner in der Ferne tönen und sah die Hunde schon, die mit Bellen auf ihn zueilten. Er flog über die Felder hinweg und ließ seine Verfolger weit hinter sich zurück. Jetzt kam er in den Wald. Doch indem er sich ins Dickicht retten wollte, blieb er mit dem Geweih an den Ästen eines Baumes hängen; die Hunde kamen herbei und rissen ihn nieder.

„Ach!“ seufzte er kurz vor seinem Verscheiden, „ich Unglücklicher habe törichterweise meine Freunde für Feinde und meinen Feind für einen Freund gehalten. Die Schenkel, die ich tadelte, hatten mich beinahe schon gerettet, aber das Geweih, das ich pries, hat mich ins Verderben gestürzt.“

Nur selten wissen wir von uns selbst, was uns zum Heile und was uns zum Unglücke gereichen kann.

II. **Fragen zur Vermittlung des Verständnisses.** (Ein Bild des Hirsches ist zu zeigen. Entwicklung des Geweihes). Was kann wohl das klare Gewässer gewesen sein? Welches Bild ist hier gemeint? Setze

ſtatt „Natur" das Weſen, das alle Dinge geſchaffen hat! Setze ſtatt der Wörter: „Geweih, ſchmückt, Schenkel, beſſer und Trotz bieten" ſinnverwandte Ausdrücke! (Bei Erläuterung des Wortes Jagdhörner iſt ein ganz kurzer Abriß der früheren Art zu jagen, „Hetzjagd", zu geben.) Was heißt: er flog? Wer waren ſeine Verfolger? Was iſt ein Dickicht? Schonung, Tannicht, Weidicht uſw. Was ergriff der Jäger, um ihm den Todesſtoß zu verſetzen? Hirſchfänger, Nickfänger. Nenne ein anderes Wort für Verſcheiden! Desgleichen für pries! Wie werden ſeine Beine in der Fabel genannt? Wie ſeine Hörner?

III. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. a) Der Hirſch trank aus einem klaren Gebirgsbache, der zwiſchen Feldern und Wieſen dahinfloß und ein gut Stück vom Walde entfernt war. b) In welcher Zeit kann die Geſchichte nicht paſſiert ſein?

2. Gliederung: a) Der zufriedene, glückliche und ſtolze; b) der lobende, tadelnde und irrende; c) der verfolgte, gefangene und gejagte; d) der zur Einſicht gekommene und reuige; e) der klagende, unglückliche und ſterbende Hirſch.

3. Grundgedanke. a) Nach Meißner (ſ. Schluß der Fabel!). b) Nach Äſop: Gar oft geſchieht es, daß man lobt, was zu ſchelten iſt, und ſchilt, was zu loben wäre.

IV. **Nutzanwendung** für Herz und Leben: a) Meiſtere niemals die Natur und deinen Schöpfer! b) Prüfe gewiſſenhaft, was dir gut und was dir ſchädlich, wer dir in Wahrheit ein Freund und wer dein Feind iſt. c) Tadeln iſt keine Kunſt, wohl aber beſſer machen. d) Murre niemals über das, was dein Gott dir ſchickt; denn du weißt nicht, was zu deinem wahren Beſten dient! R. D.

176. Der Jäger und der Fuchs.

Friedrich Güll. Kinderheimat. Erſte Gabe. Gütersloh. S. 72.

Der Jäger birſcht mit ſeiner Büchſ',
da ſchleichen übers Feld die Füchſ'.
Er fackelt nicht und ſpannt den Hahn
und legt die Büchſe ſicher an.
„Piff, paff!" da praſſeln hin die Schrot',
und plumps! der alte Fuchs iſt tot!
Der Jäger ſpricht: „He, Feldmann, flugs!
Nun apportiere mir den Fuchs!"
Der Feldmann ſucht mit ſeiner Schnauz'
und hat ihn ſchon, den alten Kauz:
„Du haſt gerupft ſo manche Gans,
jetzt zauſt man dich bei deinem Schwanz;
du haſt geſchüttelt manchen Hahn,
jetzt packt man dich beim Kragen an;
du haſt gefreſſen manche Taube,
jetzt ſitzen wir dir auf der Haube."
So ſchleppt ihn Feldmann hin zum Herrn,
der ſtreichelt ihn und hat ihn gern
und ſagt: „So, Feldmann, das war gut!"
geht weiter dann mit frohem Mut
und ſteckt den Fuchſen in den Sack
und ſchmaucht ſein Pfeiflein Rauchtabak.

I. **Vorbereitung.** Es war in den Weihnachtsferien, als ein Knabe aus der Stadt bei ſeinem Oheim, einem alten Jäger, zu Beſuch war. Der nahm nun anderen Tags den Knaben mit, als er mit ſeinem Hunde „Feldmann" auf die Fuchsjagd ging. Das machte dem Jungen großen

Spaß. Als er wieder nach Hause kam, erzählte er nun jedem, der es hören wollte, folgende Geschichte von der Fuchsjagd: (Folgt Vorlesung des Gedichtes.)

II. **Erweiterte Darstellung.** Im Herbste und im Winter birscht der Jäger mit seiner Büchs' = geht mit seiner doppelläufigen Flinte auf die Jagd und erlegt manches Häschen, Kaninchen und Rebhuhn; besonders aber sind die Füchse in dieser Zeit nicht sicher vor ihm. Haben sie einmal den Knall seiner Büchse vernommen, so schleichen = laufen sie, sich soviel wie möglich verbergend, nach ihrem Bau und suchen hier Schutz. Aber nicht immer gelingt dies den schlauen Füchsen; denn der Jäger kommt ihnen manchmal unverhofft über den Hals, und da fackelt er nicht = er scherzt, spaßt nicht, um das Füchslein etwa nur zu täuschen, nein! er spannt den Hahn seiner Flinte = zieht ihn auf und legt die Büchse sicher an seine Backe, um zu zielen, und piff, paff! (Nachahmung der Schüsse), da prasseln (schlagen härter auf als Hagelkörner) hin die Schrot', und plumps! der alte Fuchs ist tot. Da sprach der Jäger: „He, Feldmann (denn so hieß sein Jagdhund), flugs = schnell! nun apportiere (bringe) mir den Fuchs!" Feldmann, der treue Hund, sprang eilend hin, suchte mit seiner Schnauze (beschnupperte die Erde, um, der Blutspur nachgehend, das Sterbeplätzchen des alten Fuchses zu finden), und so fand er denn auch den alten Kauz (Fuchs). Sein trauriges Los hat der Fuchs auch im vollen Maße verdient; denn: „Du hast gerupft so manche Gans", oft hat sich wohl das Leckermaul ein Gänschen geholt und sich einen guten Bissen bereitet, aber das kann nicht lange bestehen: „jetzt zaust (zerrt hin und her) man ihn bei seinem Schwanz." „Du hast geschüttelt manchen Hahn (unbarmherzig zu Tode gepeinigt), jetzt packt man dich beim Kragen (beim Pelz, im Genick) an." „Du hast gefressen manche Taube, jetzt sitzen wir dir auf der Haube" (bildl. Ausdruck für Kopf, von der ehemaligen kriegerischen Blech- oder Lederhaube [Sturmhaube] des gemeinen Fußvolks). Darauf schleppte Feldmann den Fuchs zum Herrn, der den Hund streichelt und auch mit Worten seine Zufriedenheit ausdrückt. Frohen Muts ging der Jäger weiter, steckte den Fuchs in den Sack (in die Jagdtasche) und schmauchte (rauchte) sein Pfeifchen Tabak.

III. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Es war an einem heitern, kalten Wintertage, als der Jäger am Saume des Waldes auf dem Felde birschte (jagte).

2. Gliederung: a) Der Jäger erlegt den Fuchs; b) er befiehlt Feldmann, ihn zu holen; c) der Hund führt den Befehl aus; d) warum der Fuchs erlegt wurde; e) wie der Jäger seine Zufriedenheit und Freude zeigte.

3. Hauptgedanke. Jede schlechte Tat findet doch endlich ihren Rächer, ihre Strafe.

4. Kernfragen: a) Warum verfolgt der Jäger den Fuchs überhaupt?

b) Warum schießt und fängt er ihn besonders im Winter?

c) Warum nennt man den kleinen Schlaghammer an der Flinte einen Hahn? (Der Lehrer erinnere an das alte Feuerschloß, das einem Hahnenkopfe mit einem Schnabel glich, in welchem der Flint- oder Feuerstein eingeschraubt war.)

IV. **Rede- und Stilübungen.** a) Erzähle mit Benutzung der Erläuterung den Inhalt des Gedichts! b) Zeige, daß der Fuchs die Todesstrafe verdient hatte! c) Gib die Eigenschaften der Personen an! d) Vergleiche diese Stücke mit dem Gedicht „Warnung!" Nr. 126. (1. Beide Gedichte zeigen uns den Fuchs als unehrlichen Gesellen, der sich gern auf listige Weise Leckerbissen zu verschaffen sucht. 2. In unserem Stücke tritt der Jäger auf, während er dort nur angedeutet wird. 3. Nach unserem Gedichte trifft den Fuchs die Todesstrafe ohne vorherige Androhung, während sie ihm in jenem Stücke nur angedroht und er davor gewarnt wird.) e) Nachbildung: Fleischer und Pudel. (Pudel hat dem Fleischer oft eine Wurst geholt; eines Tages ertappt ihn der Fleischer und schlägt ihn tot.) G. Gräfe.

177. Jäger und Hase.*)

Volkslied. Vgl. Lieder für Schule und Haus von A. und G. Greßler. 2. Aufl. Langensalza. S. 49.

Jäger: „Gestern abend ging ich aus, ging wohl in den Wald hinaus; kam ein Häslein her zu mir in dem grünen Waldrevier; kam das Häslein dicht heran, daß mir's was erzählen kann."

Hase: „Bist du nicht der Jägersmann, hetzt auf mich die Hunde an? Wenn dein Jagdhund mich ertappt, hast du, Jäger, mich erschnappt. Wenn ich an mein Schicksal denk', ich mich recht von Herzen kränk'."

Jäger: „Armes Häslein, bist so blaß! Geh dem Bau'r nicht mehr ins Gras, geh dem Bau'r nicht mehr ins Kraut, sonst bezahlst du's mit der Haut, sparst dir dann die Not und Pein, kannst mit Lust ein Häslein sein."

1. **Vorbereitung, Zielangabe und Vortrag.** Herbst und Winter sind für die Hasen gar schlimme Zeiten. Schon am frühen Morgen ziehen die Jäger hinaus in Feld und Wald, die Hasen zu erlegen. Hunde und Treiber, welche die Jäger begleiten, schrecken die Hasen aus ihren Schlupfwinkeln auf und treiben sie vor sich her. Von anderen Seiten kommen den Fliehenden die Jäger mit Hunden und Treibern entgegen und schließen sie ein. Nirgends ein Ausweg! Von allen Seiten senden ihnen die Jäger das todbringende Blei entgegen. Oft müssen Hunderte von Häslein bei einer einzigen Treibjagd ihr Leben lassen. — Selbst der Abend bringt dem Hasen weder Ruhe noch Sicherheit. Wenn der Mond scheint, dann wandert der Jäger wohl noch hinaus in den Wald auf den Anstand, d. h. er stellt sich am Waldsaume hinter einem Baume, einem Busche auf und wartet, ob nicht ein Hase oder ein anderes Wild ihm schußweit

*) Von diesem in vielen Varianten bekannten Volksliede existiert auch eine ausführlichere Dichtung von Adolf Schlievenbusch. Falls diese im Lesebuche steht, sind die hinzugedichteten Strophen besonders zu erläutern. R. D.

nahe kommt. Einst befand sich auch ein Jäger auf dem Anstande; schon lange hatte er auf ein Wild vergeblich gewartet. Das sanfte Mondlicht, das die ganze Erde erhellte, hatte ihn müde gemacht und mild gestimmt; er dachte nicht an Hirsche und Rehe, er dachte an andere Dinge. Da knackt es in dem Gebüsch! Es kommt näher und näher. Ein Häslein guckt aus dem Busche. Zwischen dem Jäger und dem Häslein entspann sich nun ein Zwiegespräch über das Schicksal des Hasen. Wie das verlief, sollt ihr aus dem Munde des Jägers nach den Worten eines Volksliedes hören.

II. **Erläuterndes Abfragen.** Warum heißt denn wohl die Überschrift Jäger und Hase? Wo treffen beide zusammen? Wer von beiden spricht zuerst? Wohin ist der Jäger gestern abend gegangen? Was wollte er wohl im Walde? Warum ging er am Abend? Wo wird er sich im Walde aufgestellt haben? Warum denn wohl hinter einem Busche? Was bemerkte er da? Woher kam das Häslein? Was ist denn unter dem Waldrevier zu verstehen? Wen hatte das Häslein nicht erkannt? Warum wohl nicht?

Das Häslein ist nicht ganz sicher, ob der Mann hinter dem Busche der Jäger ist; bald merkt es: das ist kein böser Jäger! denn der hetzt ja gleich die Hunde auf den armen Hasen. Haben die Hunde das Häslein ertappt (erspürt), dann ist es verloren; dann ist auch der Jäger nicht weit, der es erschießt (erschnappt). Wenn das arme Häslein daran (an sein Schicksal) denkt, dann ist es betrübt und traurig (kränkt sich von Herzen, d. h. trauert sehr über sein Schicksal).

Die Klage des Hasen rührt den mildgestimmten Jäger. Er schießt ihn nicht, warnt ihn aber, den Wald zu verlassen und dem Bauer Gras und Kraut abzufressen (dem Bauer ins Gras und Kraut zu gehen); folge er nicht, dann werde er ohne Gnade niedergeschossen (bezahle es mit seiner Haut); beachte er seine Warnung, dann brauche er sich nicht zu fürchten (spare sich Not und Pein) und könne immer fröhlich leben (mit Lust ein Häslein sein).

III. **Vertiefung.** 1. Ort der Handlung. Der Wald im Mondenschein. Am Himmel steht der helle Mond; mit seinem Silberlichte übergießt er die ganze Erde. — Seine Strahlen erfüllen auch den Wald und hüllen ihn in ein sanftes, mildes Zauberlicht. — Es ist still im Walde. Die Tiere haben sich zur Ruhe in ihre Schlupfwinkel zurückgezogen; die gefiederten Sänger des Tages schweigen und schlafen unter den Zweigen. Auch die Menschen haben den nächtlichen Wald verlassen; nur der Jägersmann steht draußen im Walde; aufmerksam spähet er nach Wild umher. — Mit leisem Flügelschlage ziehen Raubvögel über die unbewegten Gipfel der Bäume hin. Dann und wann knackt es im Unterholze; ein Fuchs schleicht vorsichtig durchs Gebüsch, Beute für sich und seine Jungen zu erlangen; ein Reh tritt auf die Waldlichtung; ein Häslein spielt neben ihm im Mondenschein. — Da ertönt ein Schuß; weithin hallt es durch die Stille des Waldes und schreckt die Tiere aus dem Schlafe auf.

2. Gedankengang: a) Zusammentreffen des Jägers mit dem Hasen, b) furchtsame Frage des Hasen, c) beruhigende Antwort des Jägers.

IV. **Verwertung.** a) Auch ein Erlebnis. (Vom Jäger selbst erzählt.) Gestern abend ging ich hinaus in den Wald auf den Anstand. Es war heller Mondschein. Ich stellte mich wieder an dem Platze auf, von welchem aus ich schon so manches Wild erlegt hatte. Lange Zeit schon mochte ich dagestanden haben. Da knackt es auf einmal im Gebüsch. Ein Häslein zeigt sich; es kommt mir näher und immer näher. Mit seinen Äuglein blickt es mich an, als wollte es sagen: Du bist nicht der Jägersmann, der ist grausam und hetzt gleich auf mich die Hunde. Das zutrauliche Tierchen tat mir leid; ich senkte die zum Schuß bereite Büchse und schenkte ihm das Leben. b) Wie es bei Nacht im Walde aussieht. (Vom Jäger beschrieben.) Viele Menschen fürchten sich, nachts in den Wald zu gehen. Und doch ist es auch zu dieser Zeit dort schön. — Der Mond erfüllt den Wald mit seinen Strahlen und hüllt ihn in ein mildes, süßes Zauberlicht usw. A. Hentschel.

178. Ochs und Esel.

Gottlieb Konrad Pfeffel. Poetische Versuche. 5. rechtmäß. Aufl. Tübingen 1816. I. S. 184.

Ochs und Esel zankten[1]) sich
beim Spaziergang[2]) um die Wette[3]),
wer die meiste Weisheit[4]) hätte.
Keiner siegte[5]), — keiner wich[6]).
Endlich kam man überein[7]),
daß der Löwe, wenn er wollte,
diesen Streit entscheiden[8]) sollte,
und was konnte klüger[9]) sein?

Beide reden tiefgebückt[10])
vor des Tierbeherrschers Throne[11]),
der mit einem edlen Hohne
auf das Paar herunterblickt.[12])
Endlich sprach die Majestät[13])
zu dem Esel und dem Farren[14]):
„Ihr seid alle beide — Narren!“[15])
Jeder gafft[16]) ihn an und — geht[17]).

I. **Vermittlung des Wort- und Sachverständnisses.** Ein Ochs und ein Esel stritten 1. sich auf der Weide, 2. wo sie nebeneinander gingen, um die Wette, d. i. 3. einer immer mehr als der andere oder abwechselnd, um sich zu übertreffen, darüber, 4. wer von ihnen beiden der klügere sei. 5. Keiner konnte den andern überführen; 6. aber keiner gab auch dem andern nach. 7. Endlich einigt man sich, daß der König der Tiere 8. Schiedsrichter sein sollte. (Bemerkung des Dichters: 9. Was konnten sie auch Klügeres tun!) Beide treten nun 10. sich tiefverbeugend 11. vor den hohen Schiedsrichter hin, tragen ihm ihren Streit vor und bitten um seinen Urteilsspruch. 12. Lächelnd und mit edlem, d. i. berechtigtem, Hohne in seinen Blicken, hört der Löwe sie an und — schweigt. Endlich spricht 13. der König der Tiere zu dem Esel und dem Farren (14. Farren = unverschnittener Ochse, Färse = junge ledige Kuh, auch Sterke oder [in Thüringen] Stierze genannt): 15. „Ihr seid alle beide — einfältige, dumme Geschöpfe!“ Vor Verwunderung stumm, 16. sieht jeder mit offenem Munde den Löwen an und 17. schleicht still von dannen.

II. **Vertiefung.** 1. Ort der Handlung. Der Streit fand auf einer Wiese statt, der Spruch des Schiedsrichters erfolgte hingegen vor der Höhle des Löwen.

2. Gliederung des Inhalts: a) Die streitenden Tiere. b) Ihre Übereinkunft, durch einen Richter den Streit entscheiden zu lassen. c) Ihr Erscheinen vor dem Richterstuhle und ihr Bericht über den Streit. d) Das Verhalten des Richters und sein Urteil. e) Verwunderung der steitenden Tiere.

3. Grundgedanke. Man muß sich nichts einbilden auf Vorzüge, die man gar nicht besitzt. R. D.

179. Der Esel in der Löwenhaut.

Wilhelm Curtman. Geschichtchen für Kinder. Gießen 1867. S. 68.

Ein Esel, dem die Arbeit nicht gefiel, war dem Müller entlaufen und hatte in dem Walde einen herrlichen Fund gemacht. Es war eine noch ganz frische Löwenhaut. „Ei!" sagte der Esel, „die kommt mir recht!" und wickelte sie so um sich, daß er von weitem wirklich einem Löwen ähnlich sah. Da die Tiere diesen ungeheuren Löwen erblickten, flohen sie und verkrochen sich in ihre Höhlen. Da wurde der Esel übermütig und dachte: „Nun will ich sie erst recht in Angst treiben. Wenn ich brülle wie ein Löwe, wird gar niemand in den Wald zu kommen wagen, und ich kann nach Belieben mein Futter suchen." Und damit fing er an, ganz schrecklich ia, ia zu schreien. Da lachten die Tiere und kamen wieder aus den Höhlen hervor und verspotteten den dummen Betrüger. Etliche aber liefen zu dem Müller und verkündeten ihm, wo sein fortgelaufener Sackträger sich aufhalte. Der eilte in den Wald, nahm einen tüchtigen Prügel, und, ohne sich an die Löwenhaut, aus welcher die langen Eselsohren hervorguckten, zu kehren, trieb er seinen Langohr mit Schlägen in den Stall zurück.

I. **Vorbereitung, Zielangabe und Vorlesen.** Es ist Jahrmarkt. Der Vater nimmt seinen Knaben bei der Hand und geht mit ihm vor das Tor der Stadt, um ihm die wilden Tiere zu zeigen, die dort in ihren Käfigen ausgestellt sind. Dem Knaben gefällt am meisten unter allen Tieren der mächtige Löwe, der König der Tiere, der wild seine Mähne schüttelt und durch sein fürchterliches Gebrüll die Umstehenden erschreckt. Von den wilden Tieren wendet sich der Vater mit dem Knaben wieder der Stadt zu. Da begegnen ihm einige Reisende, welche einen Ausflug in die nahen Berge unternehmen wollen. Sie reiten auf Eseln. Den Knaben belustigen die lächerliche Gestalt und die drolligen Bewegungen dieser trägen Tiere. Zur Erhöhung seiner Freude erzählt ihm der Vater, wie einst ein solcher Esel versucht habe, als Löwe die Tiere zu ängstigen. (Vorlesen der Fabel.)

II. **Vertiefung.** 1. Charakter des Löwen und des Esels. Der Löwe ist uns das Bild der Stärke und der Großmut, der Esel dagegen das der Dummheit und Faulheit. Zur Ehrenrettung des letzteren mag erwähnt werden, daß er in seinem Vaterlande Asien nicht dumm und träge, sondern mutig und flink ist, und daß er dort als äußerst genügsames und sicheres Reittier, besonders für steinige Gebirgspfade, sehr geschätzt wird. Bei uns wird der Esel mehr als Lasttier benutzt; in manchen Gegenden bedienen sich seiner die Müller, um das Mahlgut herbei- und fortzuschaffen.

2. Gedankengang. Ein Esel ist seinem Herrn entlaufen, findet eine frische Löwenhaut, d. i. das eben einem getöteten Löwen abgezogene Fell, und wickelt sich hinein. Er sieht nun von fern wie ein ungeheurer, d. h. riesengroßer, Löwe aus. Dadurch wollte er die Tiere täuschen, um sich vor Angriffen zu sichern. In der Tat gerieten sie in Furcht und flohen in ihre Höhlen. Vor dem Löwen zitterten alle. Dieser Erfolg machte den Esel übermütig, und er wollte sie nun auch durch seine Stimme in Angst jagen, indem er das Gebrüll des Löwen nachahmte. Aus seinem „ia" erkannten aber die Tiere den Esel, lachten ihn aus und meldeten dem Müller, wo sein Sackträger sei. Mit Stockschlägen wurde er heimgetrieben.

3. Grundgedanke: Den Esel kennt man an den Ohren, an seinem Geschwätz den Toren. Die Löwenhaut kann das Hasenherz und die Eselsdummheit nicht verdecken.

III. **Verwertung.** Für Herz und Leben: a) Entziehe dich nicht deiner Pflicht! — Suche niemand über deinen wahren Wert zu täuschen, weder zu deinem Vorteil noch zu anderer Nachteil! Dein wahres Wesen wird gar bald erkannt werden und die Strafe für den geübten Betrug nicht ausbleiben. b) Sprichwörter: Hochmut kommt vor dem Fall. — Den Vogel erkennt man am Gesang, den Topf am Klang, den Esel an den Ohren und an den Worten den Toren. — Mächtige Hand, schönes Gewand und leicht gewonnen Gut, die drei Dinge machen großen Übermut. c) Spruch: „Gott widersteht den Hoffärtigen, aber dem Demütigen gibt er Gnade." Robert Schüler.

180. Der große Fisch.

Christoph v. Schmid. Kurze Erzählungen für die Jugend. Neueste Sammlung von Albert Werfer. Augsburg 1858. S. 13.

I. **Vorbereitung, Zielangabe und Vorlesen.** Ein Fischerknabe saß an einem warmen Sommertage vor der Tür der Hütte und fertigte sich eine Angel an. An eine meterlange, schwanke Haselrute knüpfte er eine dünne, aber feste Schnur von Hanf, die noch länger als die Angelrute war. Hierauf nahm er einen Kork, durch den er einen Federkiel gesteckt hatte, und zog die Angelschnur bis zur Mitte hindurch. Endlich wählte er aus seinem Vorrate von Angelhaken sich einen Hechthaken mit doppeltem Widerhaken aus und befestigte ihn mit einer Schnur von Pferdehaaren an dem Ende der Angelschnur. Nachdem er fertig war, nahm er die Angel, dazu einen Vorrat von großen, dicken Regenwürmern und ging hinunter an den Fluß. Er setzte sich in den Schatten eines Weidenstrauchs ans Ufer nieder, streifte einen Regenwurm über den Angelhaken und warf seine Angel in den Fluß.

Was nun weiter geschah, das meldet uns unsre Erzählung, die ich euch jetzt vorlesen werde:

Ein Fischerknabe setzte sich in den Schatten eines Weidenbaumes und warf seine Angel in den Fluß aus. „Wenn doch nur ein recht großer Fisch anbisse!" sagte er. Sogleich fing er einen mächtigen Hecht und zog aus allen

Kräften. Allein der große Fisch tat einen gewaltigen Schlag und riß den Knaben in den Fluß. Sein Vater, der in der Nähe das Netz zum Trocknen ausspannte, sprang herbei, zog ihn mit genauer Not aus dem Wasser und sagte zu ihm: „Es ist nicht immer gut, wenn unsere Wünsche in Erfüllung gehen."

Ein gar zu großes Glück auf Erden
kann leicht uns zum Verderben werden.

II. **Vermittlung.** Welche Ortsbestimmung fehlt im ersten Satze? An das Ufer eines Flusses. Warum zog der Knabe aus allen Kräften? Warum tat plötzlich der große Fisch einen gewaltigen (Schlag) Ruck? Der Angelhaken drang in seinen Gaumen ein und verursachte ihm großen Schmerz. Er merkte, daß er gefangen war, und wollte fliehen. Wer hatte des Knaben Wunsch gehört? Der Vater. Weise dies nach! Was muß ein Fischer stets mit seinem gebrauchten Netze machen? Wie rettete der Vater seinen Sohn? Mit genauer (knapper) Not. Welche Lehre gibt der Vater seinem Sohne? Welche der Dichter seinen Lesern?

III. **Vertiefung.** 1. Lagebild. Ein Fluß, der von Weidenbäumen eingefaßt ist. Im Schatten eines großen Baumes ein Knabe, der eine Angel ins Wasser hält. Nicht weit davon ein alter Fischer, der sein Netz zum Trocknen zwischen zwei Bäume aufhängt.

2. Gliederung des Inhalts: a) Der angelnde Knabe. b) Der sehnliche Wunsch des Knaben. c) Die sofortige Erfüllung des Wunsches. d) Die unglückliche Folge des erfüllten Wunsches. e) Die Errettung aus Lebensgefahr. f) Lehren.

3. Generalfragen: a) Wie ist der Knabe ins Wasser, der Fisch an den Angelhaken, der Angelhaken in den Gaumen des Fisches und der Vater zu Hilfe gekommen? b) Was hat der Knabe getan, und wie ist er gewesen? Desgleichen der Vater und der große Fisch?

IV. **Verwertung.** 1. Für Herz und Leben. a) Lehre des Vaters. b) Lehre des Dichters. 2. Übertragung auf das menschliche Leben. a) Ein Vater bittet um Reichtum, um ein Viertel vom großen Los; er wird dadurch in den Strudel von Vergnügungen hineingerissen und zuletzt ärmer denn zuvor. b) Eine Mutter bittet um das Leben ihres todkranken, aber oft ungehorsamen Sohnes. Genesung. Er gerät aber in den Strom des Verderbens und macht seiner Mutter später nur Kummer und Schande.

R. D.

181. Das Schlachtfest.

Ernst Lausch. Originalbeitrag.

(Hans und Paul.)

H. Paul, morgen mußt du bei uns sein,
ich lade dich zum Feste ein.
P. Ein Fest bei euch? Was ist denn los?
H. Wir schlachten ein Schwein gar fett und groß.
P. Ei, Hans, da komm' ich, kannst mir's glauben,
wenn meine Eltern es erlauben.

Am Morgen ist der Fleischer gekommen und hat das Schwein bald vorgenommen. Es ward gestochen, da quickt' es sehr und hatte bald kein Leben mehr. Nun ward es zerhauen und rein gemacht, das Fleisch in Molden und

Tonnen gebracht. Viel Schinken gab es, viel Speck und Würste und von den Borsten Besen und Bürste. — Die Kinder schmausten aufs allerbest' und dachten noch lange ans Schlachtefest.

I. **Vermittlung.** Jedes Kind kennt verschiedene Feste und freut sich auf deren Wiederkehr. Zuerst sind zu nennen die hohen christlichen Feste, die von allen Leuten in der Stadt, in den Dörfern, im ganzen Lande gefeiert werden: das Weihnachtsfest, wo der herrliche Christbaum uns entgegenstrahlt und schöne Gaben uns erfreuen, das Osterfest, an dem es bunte Eier gibt, die das „Osterhäschen" legt, und das Pfingstfest, da die Maie vor der Tür oder im Hause prangt, der Blumenstrauß im Fenster duftet und Festkuchen auf dem Tische zum Genusse einladet. Aber es gibt noch andere Feste, die gewöhnlich nur von den Gliedern einer Familie gefeiert werden, z. B. Hochzeit, Kindtaufe, in der Stadt wohl auch die Geburtstage, namentlich der eigene Geburtstag, der des Vaters, der Mutter, der Geschwister usw. Darauf freuen sich die Kinder gar sehr. Auf dem Lande werden die Geburtstage selten gefeiert, ja der eigene Geburtstag wird oft genug vergessen. Ein Tag aber wird auf dem Lande sicher nicht vergessen, nämlich der, an dem im Hause ein Schwein geschlachtet wird.

Das ist ein Festtag ganz eigner Art, zu dem nicht nur die großen, sondern auch die kleinen Leute (die Kinder) der Nachbarschaft eingeladen werden. Der Tag wird geradezu als ein Festtag bezeichnet und das Schweinschlachten selbst das „Schlachtefest" genannt.

II. **Vertiefung.** Lesen des Stückes. Es ist ein Gedicht, das aus zwei Teilen besteht. Der erste Teil enthält ein Zwiegespräch. Die redenden Personen darin sind zwei Knaben: Hans und Paul. Der zweite Teil enthält eine Mitteilung über das Schlachtfest. — Erste Hälfte: Hans ladet seinen Freund ein zum „Feste". (Überschrift!) Dieser bittet um nähere Aufklärung: „Ein Fest? Was ist denn los?" Hans sagt, um was es sich handelt. Paul verspricht zu kommen, wenn die Eltern, die er um Erlaubnis bitten wird, ihre Einwilligung geben. Zweite Hälfte: Zeit (am Morgen), handelnde Person (Fleischer), dessen Tun: das eigentliche Schlachten, die weitere Arbeit, an der sich in der Regel auch noch andere beteiligen. (Diese Arbeiten sind aufzuzählen.) Nutzen des Schweines. Was ist Speck? Schinken? Woraus besteht die Wurst? Wie wird sie gemacht? Fett oder Schmalz, wozu? Borsten, wozu? Paul hat die nachgesuchte Erlaubnis erhalten, ist dagewesen, hat mitgeschmaust. Angenehme Erinnerung. Ernst Lausch.

182. Pferd und Füllen.

Wilh. Hey. 50 Fabeln für Kinder. Gotha o. J. Nr. 45.

„Springe nur, Füllen, mein fröhlich Kind,
her und hin, hurtig wie der Wind", usw.

I. **Vorbereitung und Aufbau des Gedichtes.** Vor einen schwer beladenen Wagen gespannt, — verrichtet das alte Pferd seine langgewohnte, schwere Arbeit, während sein Füllen neben ihm frei umherläuft. — Hier-

bei denkt das Pferd sehnsüchtig zurück an die fröhliche Zeit seiner Kindheit, die so schnell, so flüchtig dahingeeilt ist, und vergleicht die Jetztzeit mit den frohen Tagen der Vergangenheit, denkt an die kommenden Tage, an denen auch sein Liebling, gleich ihm, vielleicht gar an seiner Seite, viel Mühe und Arbeit, viel Last und Plage wird zu ertragen haben. — Überrascht wird es von dem Wunsche seines Kindes, das, langsam und verdrießlich neben ihm herschreitend, zu ihm spricht: „Ach, wäre ich doch auch schon so alt, so groß und so stark wie du, liebe Mutter!" Was wird die Mutter diesem kleinen „Gernegroß" antworten? Sei doch froh und zufrieden, daß du noch jung bist! Was brauchst du deshalb jetzt noch nicht zu tun? Nicht so mühselig zu arbeiten wie ich. Wozu hast du jetzt noch viel Zeit? Zum Spielen, zum Hüpfen und Springen. — Gehe also nicht so unzufrieden, so traurig und langsam neben mir her! Wozu wird das Mutterpferd sein Kind auffordern? Was soll das Füllen tun? Wie soll es umherspringen? Schnell — hurtig, wie Wind — mit Windes Eile, blitzschnell.

Sprecht: „Springe nur, Füllen — Wind."

Warum konnte das alte Pferd nicht mit dem jungen Pferde umherspringen? Es war ja vor den schweren Lastwagen gespannt. Wem mußte es gehorchen? Womit lenkt der Fuhrmann das Pferd? Mit Zaum und Zügel. Womit treibt er das Pferd zur Arbeit an? Mit Worten, mit der Peitsche. Vergleicht nun das Füllen mit dem alten Pferde! Das Füllen war nicht angespannt, hatte weder Zaum noch Zügel, — es war noch „frank und frei". Wann hört aber diese Freiheit auf? Wenn das Pferdchen älter wird, dann hört das Spielen auf, — „dann ist's vorbei".

Sprecht: „Bist noch ein Weilchen frank und frei, wirst du erst groß, dann ist's vorbei."

Warum kann jetzt das junge Pferd noch nicht arbeiten? Es ist zu schwach. Wie wird aber das Füllen auch nach Jahr und Tag? Groß und stark. Welche Arbeiten muß es dann auch verrichten? Wozu hat dann das erwachsene Pferd keine Zeit mehr? Zum Spielen.

Lernt: „Hast dann Müh' und Arbeit genug, trägst den Reiter, ziehest den Pflug."

Aufmerksam hört das Füllen diese Worte seiner verständigen Mutter und denkt: „Ja, die Mutter hat recht, sie meint es gut mit mir." Was hat das Füllen nun gewiß auch auf Geheiß der Mutter gern getan? Es ist fröhlich neben der Mutter einhergesprungen.

Sprecht: „Das Füllen sprang mit frohem Sinn so hurtig neben der Mutter hin und durfte spielen und scherzen bloß."

Wie wurde es mit der Zeit?

„So wurd' es gar schön und stark und groß."

Nun denke dir, liebes Kind, diese Geschichte trug sich bereits vor drei Jahren zu. Welche Veränderung würdest du an dem Füllen bemerken, wenn du nun heute das Kind der guten Pferdemutter wiedersehen könn-

test? — Was muß es nun auch tun, weil es schon so groß und stark geworden ist?

„Dann hab' ich's gesehen nach drei Jahren, da konnt' es den schwersten Wagen fahren."

II. **Vertiefung.** 1. Vergleichung des alten Pferdes mit dem Füllen: Das alte Pferd muß arbeiten; das Füllen kann spielen, springen und hüpfen. — Das alte Pferd ist vor den Wagen gespannt; trägt Zaum und Zügel; folgt dem Rufe des Landmanns; das Füllen ist frank und frei; ohne Zaum und Zügel springt es nach eigenem Willen bald links, bald rechts, eilt vorwärts und zurück usw.

2. „Das Füllen sprang" — Bewegungen des Pferdes: Gehen, Laufen, Traben, Springen, Galoppieren. Es sucht sich durch Beißen und Ausschlagen mit den Hinterfüßen zu wehren und zu verteidigen.

3. „Es hatte viel Mühe und Arbeit usw." Nutzen des Pferdes. Reitpferde (das Streitroß trägt den Krieger furchtlos in den Kampf); Zugpferde — (Kutsch- und Lastpferde).

4. Sprachliche Schönheiten. Die Wortpaare, die wie Geschwister Hand in Hand erscheinen, „her und hin", „frank und frei", „Müh' und Arbeit", verleihen dem Gedichte Nachdruck, Fülle und Anschaulichkeit.

III. **Verwertung.** Nutzanwendung für Herz und Leben. a) Mahnung: Freut euch der Jugend! Freut euch des Lebens! b) Verwandtes: Jugendzeit, schönste Zeit, die uns Gott der Herr verleiht. — Zehn Jahr — ein Kind, zwanzig Jahr — ein Jüngling usw.

Robert Wernecke.

183. Pelzmärtel und Sankt Niklas.

I. **Vorbereitung und Vorlesen.** Sankt Niklas oder der heilige Nikolaus war ein Bischof im Morgenlande, der die Kinder sehr liebte. Frommen Kindern soll er oft abends durch das Fenster allerlei Gaben zugeworfen haben. Er wird besonders in Rußland und in dessen alter Hauptstadt Moskau als Heiliger hoch verehrt. Als Nikolaustag wird der 6. Dezember, sein Todestag, gefeiert. In Deutschland gilt er als Bote des Christkindes, der vor Weihnachten in einem großen Winterpelze kommt, um zu sehen, ob die Kinder fleißig und fromm und der Weihnachtsgeschenke wert sind. — In manchen Gegenden wird nicht Sankt Niklas, sondern Knecht Ruprecht im zottigen Kleide, mit Rute und Sack, als Bote des Christkindes angesehen. Den artigen Kindern bringt er abends Äpfel, Nüsse, Leb- oder Pfefferkuchen, den unartigen die Rute, oder er steckt sie gar in seinen Sack und nimmt sie mit. — In Süddeutschland verrichtet „Pelzmärtel" abends die Botengänge des Christkindes. Pelzmärtel bedeutet „Martin im dicken Pelze". Der Name erinnert an den frommen Bischof Martin, der die Kinder liebte, sehr wohltätig und dem Heilande gehorsam war. Sein Gedächtnistag ist der 11. November, der oft mit Dr. Martin Luthers Geburtstag am 10. November zusammen gefeiert wird.

I. Pelzmärtel.

Friedrich Güll. Scherz und Ernst. Stuttgart o. J. S. 93. (Gekürzt.)

Am Fenster rauscht die schwarze Nacht.
Was poltert draußen am Gartentor?
Ihr Buben und Mädchen, lauschet sacht:
Der Pelzemärtel steht davor.
Er schlappert mit den Füßen,
er klappert mit den Nüssen,
wer wird wohl mit ihm müssen?
Klingkling! Jetzt reißt er an der Glock'.
Bumbum! Jetzt klopft er mit dem Stock.
Herein! Da steht er wie ein Ruß'
im Pelz vom Kopfe bis zum Fuß.
„Wo sind die Kinder? Sind sie brav?
Und brauchen sie nicht Schelt' und Straf'?
Ist einer böf', nur mit ihm her,
mein Sack ist groß, mein Sack ist leer.
Da hilft kein Zappeln*) und kein Schrein,
der böse Bub', er muß hinein.
Doch wo die Kinder folgen gern,
da bring' ich Nüss' und Mandelkern."
Nun rüttelt und schüttelt er seinen Sack,
da rumpelt und pumpelt herunter ein Pack.
Es purzeln und kugeln die Äpfel und Nüsse
den staunenden Kindern durch Finger und Füße,
und eh' noch die Kinder kommen zu Wort,
der zottige Märtel ist schon lange fort.
Von Haus zu Haus noch muß er gehn
und nach gar vielen Kindern sehn. —
Nun seid recht brav und legt euch nieder,
dann kommt er alle Winter wieder.

II. **Erläuterungsfragen.** Womit ist die Nacht verglichen, da sie wie mit schwarzen Flügeln am Fenster rauscht? Was rauscht denn? Wie entsteht „poltern"? Wie sind die Knaben genannt? Wie machen's die Kinder, wenn sie lauschen? Wer ist Pelzmärtel? Wie entsteht das Schlappern und das Klappern? Warum pocht den Kindern das Herz vor Angst? Wie geht es zu, daß die Glocke oder Klingel „klingling" schreit? Wohin klopft er mit dem Stocke? Was soll das Klingeln und das Klopfen bedeuten? Wie ruft die Mutter? Warum sieht Pelzmärtel wie ein Russe aus? Wie fragt er mit tiefer Stimme? Wann müssen die Kinder gescholten und gestraft werden? Warum sollen böse Buben trotz Schreien und Zappeln in den Sack gesteckt werden? Wie schreit und wie zappelt man? Was verspricht Märtel den gehorsamen Kindern? Was wird die Mutter auf Pelzmärtels Fragen antworten? Was tut er hierauf? Was ist ein „ganzer Pack"? Was ist rütteln, schütteln, rumpeln und pumpeln? Was tun die Kinder, als Äpfel und Nüsse aus dem Sacke purzeln (sich überschlagen) und wie Kugeln ihnen auf die Finger und Füße rollen? Worüber sind die Kinder erstaunt oder verwundert? Warum heißt der Märtel zottig? Warum geht er schnell weiter? Wozu werden die Kinder von der Mutter ermahnt? Was sollen sie tun, nachdem sie gespielt und gegessen haben?

III. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Eine Stube an einem Winterabend, am 6. Dezember. Auf dem Tische eine Lampe, im Ofen ein gutes Feuer, die Mutter strickend am Tische, die Kinder spielend in der Stube. Draußen dunkle Nacht und das Rauschen des Windes am Fenster. Vor der Tür Pelzmärtel im Pelz, mit einem leeren

*) Im Original: Schlegeln

und einem vollen Sack. Die eine Hand hält den Stock, die andere zieht an der Klingel.

2. Gedankengang. Draußen die Nacht; am Tor Pelzmärtel; in der Stube Mutter und Kinder. Pelzmärtel meldet sich an, tritt ein, fragt nach den braven Kindern, bedroht die bösen und beschenkt die frommen. Pelzmärtel (St. Niklas oder Knecht Ruprecht) ist der Vorläufer des Christkindes und seiner Gaben.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung und Verwandtes. Wenn das Christkind in das Herz kommen soll, muß ihm der Weg bereitet werden. Gehorsam, Fleiß und Frömmigkeit öffnen und bereiten ihm das Herz als Wohnung; dann kommt es mit seinen Gaben am Weihnachtsfeste. Wie Pelzmärtel das Weihnachtsfest, so bereitet Johannes der Täufer als Vorläufer Jesu dessen Ankunft in der Welt vor.

2. Übungen. a) Ein Knabe erzählt das Erlebnis des Niklasabends einem andern. b) An welchen Orten sehen wir Pelzmärtel, und was macht er an jedem?

II. Sankt Niklas.

(Unbekannt.) Nach „Des Knaben Wunderhorn".

Die Winde sausen um das Haus,
da erzählt der Vater vom Nikolaus.
„Ihr Kinder, hört! Ich hab' vernommen,
daß bald Sankt Niklas werde kommen.
Er ist bereits auf seiner Fahrt,
zu besuchen die Kindlein zart,
zu sehen, was die Mägdlein und Knaben
in diesem Jahre gelernet haben
im Beten, Singen, Schreiben und Lesen,
auch ob sie sind hübsch artig gewesen.
Er hat auch in seinem Sack verschlossen
gar schöne Sachen, geschnitzt und gegossen;
den Kindern, welche hübsch fromm wären,
will er solch schöne Sachen verehren."

Die Kinder rufen: „Wir bitten sehr,
daß Niklas auch bei uns einkehr',
so wollen wir mit Lust und Freud'
stets tun, was der Eltern Mund gebeut." —
Und horch! Wer kommt die Stieg' herauf
mit schwerem Tritt? Die Tür geht auf,
er ist's, — doch die Kleinen nicht erschrecken
trotz seiner Rute und seinem Stecken.
„Gott grüß euch," spricht er, „Kinderlein!
Sollt Vater und Mutter gehorchen fein,
so soll euch viel Schönes beschereet sein:
Lebkuchen, Nüsse und Zuckerstern',
auch Äpfel, Rosinen und Mandelkern';
doch so ihr der Eltern Willen nicht tut,
erhaltet den Stecken ihr und die Rut'!"

Der Vater spricht: „Sind alle brav,
bedürfen zum Lernen nicht Schelte noch Straf'."
Da schüttelt Sankt Niklas aus der Hülle
der köstlichen Gaben reiche Fülle
und spricht: „Ade, nun bleibet fromm,
daß nächstes Jahr ich wieder komm'!"

Vergleichung mit dem vorigen Gedichte. Sankt Niklas kommt wie Pelzmärtel vor Weihnachten abends zu den Kindern, hat einen Sack, in dem allerlei Gaben stecken, erkundigt sich nach dem Betragen der Kinder, belohnt die fleißigen und gehorsamen, bestraft aber die bösen Buben. In dem letzten Gedichte erzählt erst der Vater von Nikolaus, im ersten kommt Pelzmärtel gleich an. In dem letzten wünschen die Kinder, daß Nikolaus

komme, in dem ersten lauschen sie nur auf sein Kommen. In dem letzten kommt er die Stiege oder Treppe herauf mit schwerem Tritt, in dem ersten schlappert er mit den Holzpantoffeln, klappert mit den Nüssen, klingt und klopft vor der Tür. In dem letzten geht die Tür auf, in dem ersten ruft jemand: Herein! In dem letzten wird von Rute und Stecken, in dem ersten auch von seinem zottigen Pelze gesprochen. Niklas grüßt die Kinder, Pelzmärtel fragt nach ihnen, weil sie sich wohl versteckt haben. Niklas hat allerlei Gaben, Pelzmärtel nur Nüsse und Äpfel. In dem letzten Gedichte lobt der Vater seine Kinder, im ersten ist das ausgelassen. Niklas schüttet seine Gaben aus der Hülle, Pelzmärtel aus dem Sack. Niklas wünscht Lebewohl, Pelzmärtel ist unversehens fort. Niklas verspricht, nächstes Jahr wieder zu kommen, wenn die Kinder fromm sind, in dem ersten Gedichte mahnt die Mutter ihre Kinder, brav zu sein und sich niederzulegen. Pelzmärtel geht noch zu vielen anderen Kindern; das wird von Niklas nicht gesagt, aber er tut es auch.

Vergleiche auch das folgende Gedicht von der Ankündigung des St. Nikolaus!

III. Sankt Nikolaus.

Des Knaben Wunderhorn. Berlin. 2. Ausg. T. II. S. 468.

Vater:

Es wird aus den Zeitungen vernommen,
daß der heilige Sankt Niklas werde kommen
aus Moskau, wo er gehalten wert
und als ein Heiliger wird geehrt.
Er ist bereits schon auf der Fahrt,
zu besuchen die Schuljugend zart,
zu sehn, was die kleinen Mägdlein und Knaben
in diesem Jahre gelernet haben:
im Beten, Schreiben, Singen und Lesen,
auch ob sie sind hübsch fromm gewesen.
Er hat auch in seinem Sack verschlossen
schöne Puppen, aus Zucker gegossen.
Den Kindern, welche hübsch fromm wären,
will er solche schöne Sachen verehren.

Kind:

Ich bitte dich, St. Niklaus, sehr,
in meinem Hause auch einkehr',
bring' Bücher, Kleider und auch Schuh
und noch viel schöne gute Sachen dazu!
So will ich lernen wohl
und fromm sein, wie ich soll. Amen.

Sankt Niklas:

Gott grüß' euch, lieben Kinderlein!
Ihr sollt' Vater und Mutter gehorsam sein;
so soll euch was Schönes beschereet sein.
Wenn ihr aber dasselbige nicht tut,
so bring' ich euch den Stecken und die Rut'. Amen.

Eigentümlich ist in diesem Gedichte: Das Kommen des heiligen Nikolaus ist durch die Zeitungen angekündigt. Er wird der heilige Sankt Nikolaus, d. h. der heilige Heilige, genannt, kommt aus Moskau, wo er als Heiliger verehrt wird, befindet sich schon auf der Fahrt (Reise), will die Fortschritte der Schuljugend im letzten Jahre prüfen, bringt schöne Puppen, die aus Zucker gegossen sind, verehrt (schenkt) den frommen Kindern schöne Sachen; die Kinder sprechen ihr Gebet, bitten um die Gaben und geloben Fleiß und Frömmigkeit. Er grüßt freundlich, verspricht den gehorsamen Kindern schöne Gaben und bedroht die ungehorsamen mit Strafe. P.

184. Zur Nacht.

Hermann Kletke. Kinderlieder. Berlin 1846. S. 9.

1. Verrauscht ist das Getümmel,
die stille Nacht bricht an,
der Mond am hohen Himmel
geht schweigend seine Bahn.

2. Ich falte froh die Hände,
ich weiß, du wachst bei mir;
mein Gott und Vater, wende
dein Antlitz nie von mir!

3. Du blickst durchs Sterngefunkel
hier in mein Kämmerlein;
zu tief ist dir kein Dunkel,
du leuchtest doch hinein.

4. Dein Blick voll Liebe scheinet
auf uns mit Trost und Ruh',
und wo ein Auge weinet,
drückst du es leise zu.

I. **Vermittlung.** Str. 1. Ein Kind liegt in seinem Bett im Kämmerlein, und die Nacht bricht an (es fängt an, dunkel zu werden). Das erkennt das Kind daran, daß das Getümmel (der Lärm, das Getöse, welches durch die Menschen und Tiere auf der Straße hervorgebracht wird) verrauscht (rauschend oder schallend verschwunden) ist, alles still wird und der Mond am hohen Himmel schweigend (ohne Geräusch) seine Bahn (Weg) geht.

Str. 2. Das ist eine Aufforderung an das Kind, seine Hände zu falten, d. h. zu beten. Das Kind tut es froh (gern) und spricht: Ich weiß (ich bin gewiß), du wachst bei mir, lieber Gott und Vater, wenn ich schlafe. Ich bitte dich daher, dein Antlitz (dein Auge, deinen Blick) nie von mir zu wenden. Wenn uns der allmächtige Gott ansieht, dann kann uns nichts Böses widerfahren.

Str. 3. Der liebe Gott, meint das Kind, ist im Himmel, aber sein Auge ist scharf, er blickt durch das Sternengefunkel (den zitternden, vielfachen Glanz der Sterne) in des Kindes Kämmerlein. Es gibt kein Dunkel (keine Finsternis, keine Nacht), das zu tief wäre, d. h. das einen so hohen Grad erreichte, daß Gott der Herr nicht hineinleuchten (es nicht erhellen) könnte.

Str. 4. Der Blick des Herrn ist aber ein ganz besonderer; er ist voll Liebe wie der einer Mutter, voll Trost und Ruhe, daß wir uns nicht zu fürchten brauchen, auch wenn es um uns dunkel ist. „Und wo ein Auge weinet," d. h. wo ein Mensch Kummer, Sorge, Angst, Schmerz, Gram, Trübsal hat, da drückt es der liebe Gott „leise zu", d. h. er läßt die Menschen leise (ohne daß sie es bemerken) in einen wohltätigen Schlaf verfallen, in dem sie Kummer und Sorgen vergessen.

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Das Schlafkämmerlein eines Kindes ist es, wohin uns unser Gedicht führt. Drinnen ist es dunkel, aber draußen scheinen der Mond und die funkelnden Sterne, die das Kind von seinem Bettchen aus sehen kann. Es ist also die Abendzeit, in welcher ja alle Kinder schlafen gehen.

2. Eigenschaften und Tätigkeiten a) des Kindes. Das Kind betet zum himmlischen Vater, es ist also fromm. Es kennt den lieben Gott und vertraut auf ihn; denn es weiß, daß er wacht, daß er ins Dunkel sehen kann, daß er die Menschen lieb hat und die Unglücklichen tröstet.

b) des lieben Gottes. Gott ist allwissend, allsehend, barmherzig, er liebt die Menschen, er wacht (achtet sorgsam) bei uns, er wendet uns sein Antlitz zu (blickt uns gnädig an), er leuchtet ins Dunkel (macht es hell), er gibt uns Trost und Ruhe im Schmerz und Unglück, er drückt uns leise die weinenden Augen zu, damit wir im Schlafe den Schmerz vergessen usw.

3. Gedankengang. Str. 1. Die Nacht beginnt. Str. 2—4. Das Gebet des Kindes: a) es faltet die Hände, b) es bittet Gott um Schutz, c) es weiß, Gott sieht überall hin, er liebt die Menschen und bringt den Unglücklichen Trost und Ruhe im Schlafe.

4. Nutzanwendung für Herz und Leben. Sprüche: Wenn du betest, so geh in dein Kämmerlein! usw. (Matth. 6, 6—8.) Befiehl dem Herrn deine Wege! usw. (Ps. 37, 5.)

Liedervers: Wer nur den lieben Gott läßt walten usw. W. D.

185. Sieben Rätsel.

Karl Simrock.

1. Ich weiß ein kleines, weißes Haus, hat keine Fenster, keine Tor'n, und will der kleine Wirt heraus, so muß er erst die Wand durchbohr'n.
2. Ich weiß ein Ding, wie'n Pfifferling, kann gehn, kann stehn, kann auf dem Kopfe nach Hause gehn.
3. Im Lenz erfreu' ich dich, im Sommer kühl' ich dich, im Herbst ernähr' ich dich, und im Winter wärm' ich dich.
4. Erst weiß wie Schnee, dann grün wie Gras, dann rot wie Blut, und ißt man's nun, so schmeckt es gut.
5. Es steht auf dem Acker, hält sich grün und wacker, hat viele Häute, beißt alle Leute.
6. Die Sonne kocht's, die Hand bricht's, der Fuß tritt's, und der Mund genießt's.
7. Ich rede ohne Zunge, ich schreie ohne Lunge. Ich habe auch kein Herz und nehm' doch teil an Freud' und Schmerz.

I. **Vermittlung und Auffindung** der Lösung s. Nr. 156—158!

II. **Lösung.** 1. Das Ei. 2. Die Schuhzwecke. 3. Der Obstbaum. 4. Die Kirsche. 5. Die Zwiebel. 6. Die Weintraube. 7. Die Glocke.

R. D.

186. I. Am Sonntag.

Wilh. Hey. 50 Fabeln. Gotha. Anhang. S. 13.

I. **Vorbereitung, Zielangabe und Vortrag.** Ein kleines Mädchen von 7—8 Jahren auf dem Lande mußte öfters des Sonntags und namentlich an den hohen Festtagen, wenn die Eltern und ihre älteren Brüdern zusammen zur Kirche gingen, daheim bleiben. So auch heute wieder. Als nun die Glocken alle drei so feierlich zur Kirche riefen, sah es, hinterm Fenster stehend, wie die frommen Kirchengänger so zahlreich nach der Kirche wallten. Wie das Kind sein Daheimbleiben bedauerte, sich aber tröstete, das sprach es in dem folgenden Gedichte aus.

„Ich bin noch klein, ich kann noch nicht
mit in die Kirche gehen[1])
und muß mit traurigem Gesicht[2])
hier hinterm Fenster stehen.
Die andern gehn mit frohem Sinn[3])
so allzusammen immer hin.
Doch stille nur[4])! die Zeit ist nah[5]),
bald werd' ich groß wie meine Brüder;
dann bin ich auch mit ihnen da
und singe mit die schönen Lieder
und höre recht und merk' und lern'
von Jesus Christ und Gott dem Herrn."

II. **Vermittlung.** 1. Ich kann noch nicht in den öffentlichen Gottesdienst mit gehen zum Singen, Beten und Anhören der Predigt. 2. Mit betrübtem Sinne muß ich daheim bleiben und sehen, 3. wie die andern so sonntagsheiter und sonntagsfroh zur Kirche gehen. 4. Doch nur getrost! 5. nur noch zwei Jahre, dann darf auch ich mit zur Kirche gehen und am Gottesdienste teilnehmen.

III. **Inhaltsangabe.** Die 1. Str. enthält die Klage des Kindes, die 2. Str. den Trost, welchen das Kind sich selbst zuruft, und die vier letzten Verse (Zeilen) den Vorsatz, das Versprechen oder das Gelübde des Kindes: fleißig und in rechter Weise zur Kirche zu gehen und von Jesus Christus und Gott dem Herrn zu lernen, was ein Christenkind zu tun schuldig ist.

IV. **Verwertung.** 1. Mahnung: a) Das 3. Gebot. b) Herr, ich habe lieb die Stätte deines Hauses und den Ort, da deine Ehre wohnet. Ps. 26, 8. — c) Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele, Gott, zu dir. Ps. 42, 2.

2. Rede- und Stilübungen. a) Worüber war das Kind betrübt? (Drei Punkte!) b) Das Verhalten eines guten Christenkindes vor, während und nach dem Gottesdienste. c) Vergleiche dieses Gedicht mit einem ähnlichen von W. Hey! Ebenda S. 12.

II. Sonntag.

Heut' ist's Sonntag, heute sind
gar so fröhlich Mutter und Kind.
Wenn die hellen Glocken klingen,
geht die liebe Mutter fort
in die schöne Kirche dort,
wo sie beten, wo sie singen;
wo von Gott, dem Herrn, sie hören
und vom lieben Jesus Christ,
wie so treu und gut er ist,
wie ihn alle Welt soll ehren.
Kommt nun meine Mutter wieder,
lang' schon sah ich aus nach ihr,
tritt sie schnell herein zu mir,
setzt sich freundlich bei mir nieder;
saget mir, was sie gesehen
und gehört hat alles dort,
und von Gott manch gutes Wort,
wie ein Kind es kann verstehen.
O, wie hör' ich das so gerne,
und wie gerne sagt sie's mir;
welche Freude macht es ihr,
daß ich recht drauf acht' und lerne!
Heut' ist's Sonntag, heute sind
gar so fröhlich Mutter und Kind.

R. D.

187. Schlittenfahrt.

Rud. Löwenstein. Kindergarten. 2. Aufl. Berlin 1864. S. 27.

I. **Vorbereitung und Vorlesen.** Es ist Winter, und der schönste Schnee bedeckt die Erde. Aus der Remise wird der Schlitten, aus dem Stalle werden die Pferde gezogen. Auf den Schlitten werden Decken, auf den Rücken der Pferde Schellengeläute (auf Leder oder Tuch befestigte Metall-

glöckchen) gelegt. Die Kinder setzen sich in den Schlitten und hüllen sich gut ein. Die Pferde scharren den Schnee und schütteln sich, daß die Schellen hell und rein erklingen: Klingling! Der Kutscher auf dem Bocke oder Sitze knallt mit der Peitsche, daß es nun fortgehen soll, und lauter klingt das Klingling der Schellen. Die Pferde ziehen endlich an, und dahin fliegt der Schlitten unter lautem Klingling. Der Wind weht scharf und kalt um die roten Näschen. Der Atem der Pferde wird zu Nebel in der Luft und zu Reif an den Haaren. Die Kinder aber rufen voll Lust: Hallo! Je geschwinder der Schlitten fliegt, desto lauter wird ihr Freudenruf: Hallo! Die kahlen Bäume und das weiße Feld scheinen vorüber zu fliegen, so daß man sie kaum sieht. Ein Hallo der Kinder begrüßt sie. Der Schellenklang und das Kinderhallo jagt einen Hasen aus seinem Schneebette, in das er sich hatte einschneien lassen. Rasch fährt er auf und läuft quer über das Feld. „O je!" rufen die Kinder voll Verwunderung. Der Hase aber läuft schneller, weil er den Jäger hinter sich fürchtet. Jetzt geht es am Waldrande hin. Kein frohes Lied der Vögel erschallt mehr, nur einige Krähen oder Raben fliegen auf und schreien: „Kro, Kro!" Wie wohlgemut, froh und glücklich macht der Winter die Kinder; ob er die Vögel auch so froh macht? Ach nein! Die kahlen Bäume sind eine schlechte Wohnung und die verschneiten Felder ein schlechter Tisch für die Vögel. Ja, ja! Sie zittern in der Kälte und denken: Wenn nur erst der Frühling oder Lenz da wäre! Die Kinder wünschen das wegen der armen Vöglein auch, nur möchten sie auch im Lenz die lustigen Schlittenfahrten haben.

1. Die Schellen klingen hell und rein,
Klingling!
Die Peitsche knallet lustig drein —
Klingling!
Die Pferdchen ziehn im raschen Lauf,
drum setzt euch in den Schlitten auf!
Klingling!

2. Wie weht so scharf der kalte Wind!
Hallo!
Wie saust der Schlitten hin geschwind!
Hallo!
Vorüber fliegen Feld und Baum,
so schnell, daß wir sie sehen kaum.
Hallo!

3. Was springt dort auf, vom Schall erschreckt?
O je!
Ein Häschen ist's, lag tief versteckt
im Schnee.
Nun läuft es fort, so schnell es kann,
es fürchtet wohl den Jägersmann.
O je!

4. Es singt im Wald kein Vogel mehr so froh;
nur Krähen krächzen um uns her:
Kro, kro!
Der Winter macht uns wohlgemut, —
ob er's wohl auch den Vögeln tut so froh?

5. Der Baum ist kahl, dem Tier ist kalt, ja, ja!
Sie denken: Wär' der Frühling bald doch da!
Gäb's nur im Lenz noch Schlittenbahn,
wir wünschten auch den Lenz heran!
Ja, ja!

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Ein weites Schneefeld an einem klaren Wintertage. Auf einzelnstehenden, kahlen Bäumen sitzen Raben. Nicht fern ist ein dunkler Waldrand, nach der andern Seite ein Dorf mit schwarzen Häusern, weißen Dächern und

dampfenden Schloten. Ein Schlitten, mit zwei Pferden bespannt, fliegt daher. Drin sitzen Kinder. Auf dem Bock schwingt der Kutscher die Peitsche. Die Pferde schnauben und schütteln die klingenden Schellen auf dem Rücken. Ein Hase fährt aus seiner Schneehöhle am Wege und eilt nach dem Walde. Die Raben fliegen krächzend fort. Goldammern und Haubenlerchen ziehen traurig und ohne Laut nach dem Dorfe.

2. Gedankengang: Str. 1. Anfang der Schlittenfahrt im Dorfe. Str. 2. Die Fahrt durch das Feld. Str. 3. Der verscheuchte Hase. Str. 4. Das Schicksal der Vögel im Winter. Str. 5. Sehnsucht der Tiere nach dem Frühling.

3. Eigentümlichkeiten in der Form. Es werden die Natur- und Empfindungslaute: „Klingling, Hallo, O je, Kro, kro, Ja, ja!" nachgeahmt. Sie bilden nach einer oder zwei langen Verszeilen einen kurzen Versfuß wie einen Sprung, um den Gegensatz zwischen dem Behagen der Kinder und der Not der übrigen Geschöpfe anzudeuten.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Die Schlittenfahrten sind der Sonnenschein des Winters, so daß sie sogar den Lenz mit seinen Freuden in den Schatten stellen. Jede Jahreszeit hat ihre Freuden. Vergiß im Glück nicht die Not anderer! Habe Erbarmen mit den Tieren im Winter, besonders mit den Vögeln! Suche Gedichte und Geschichten, die vom Winter handeln!

2. Aufgaben: a) Ein Knabe erzählt, was er auf der Schlittenfahrt gesehen hat. b) Wie leben Hasen und Raben im Winter? c) Wie unterscheidet sich eine Wagenfahrt von einer Schlittenfahrt? P.

188. I. Die Nuß.

Christoph v. Schmid. Kurze Erzählungen. München 1872. S. 23.

Unter dem großen Nußbaume nächst dem Dorfe fanden zwei Knaben eine Nuß. „Sie gehört mir," rief Ignaz; „denn ich habe sie zuerst gesehen." „Nein, sie gehört mir," schrie Bernhard; „denn ich habe sie zuerst aufgehoben." Beide gerieten in einen heftigen Streit. „Ich will dem Streit ein Ende machen," sagte ein größerer Junge, der eben dazu kam. Er stellte sich in die Mitte der beiden Knaben, machte die Nuß auf und sprach: „Die eine Schale gehört dem, der die Nuß zuerst sah; die andere Schale gehört dem, der sie zuerst aufhob; den Kern aber behalte ich — für den Urteilsspruch."

II. Das Rebhühnernest.

Ebenda. S. 28.

Auf einem Kornacker, nahe am Walde, fanden zwei Knaben das Nest eines Rebhuhns, und es gelang ihnen, die Henne, die auf den Eiern saß, zu fangen.

„Du," sagte der Größere, „nimm du die Eier; ich will die Henne behalten. Die Eier sind so viel wert wie die Henne." „Wenn das ist," sagte der Kleinere, „so gib mir die Henne und behalte du die Eier!"

Sie fingen nun an miteinander zu zanken und gerieten sich in die Haare. Während des Raufens entkam dem Größeren die Henne, und der Kleinere zertrat unversehens die Eier. Nun hatten sie beide gar nichts und sagten zu einander: „Der Vater hat recht:

Viel besser ist's, sich mit dem Ei begnügen,
als um die Henne sich in Haaren liegen."

I. **Vergleichung der beiden Erzählungen.** A. Ähnlichkeiten: 1. In beiden Erzählungen machten zwei Knaben draußen im Freien einen glücklichen Fund.

2. Es entstand zwischen den Findern Zank und Streit über den Fund.

3. Zank und Streit der Parteien endete jedesmal so, daß keiner der Streitenden etwas vom Funde erhielt.

B. Unterschiede: 1. Zwei Knaben finden in I eine welsche Nuß, in II aber ein Rebhühnernest.

2. Im ersten Falle ist der Fund unteilbar, im andern aber teilbar.

3. In der ersten Erzählung handelt es sich darum, wer die Nuß ganz und allein, in der andern, wer die Henne und wer die Eier haben soll.

4. Die beiden ersten Knaben kämpfen ihren Streit nicht aus, weil ein größerer und stärkerer Knabe hinzutritt und sich zum Schiedsrichter aufwirft; die beiden andern Knaben aber kämpfen den Streit selbst zu Ende.

5. Die ersten Gegner kämpfen nur mit Worten, die andern gingen zu Tätlichkeiten über, denn sie gerieten sich in die Haare.

6. In der ersten Erzählung geht der Fund den Knaben verloren, indem der Schiedsrichter ihn für sich beansprucht; in der zweiten hingegen geht der Fund durch den Kampf der Streitenden gänzlich verloren.

7. Es ist nicht gesagt, daß die ersten beiden Knaben sich eine Lehre aus dem Geschehenen gezogen hätten, wohl aber, daß dies von den letztern beiden Knaben geschehen war.

II. **Vertiefung.** a) Hauptgedanke: Ein magerer Vergleich ist besser als ein fetter Prozeß. Weise dies in beiden Erzählungen nach! b) Sprichwort: Während ihrer zwei zanken um ein Ei, steckt's der Dritte bei. c) Lehre nach Chr. v. Schmid: Wer Freude hat am Prozessieren, wird statt zu gewinnen, stets verlieren.

III. **Verwertung.** 1. Nachbildung zum Rebhühnernest. Zwei Brüder erben ein Haus und eine Wiese, beide von gleichem Werte. Streit. Langer Prozeß, große Kosten. Während des Prozesses brennt das unversicherte Haus ab, und das Hochwasser des Stromes spült und reißt die Wiese mit fort.

2. a) Welche Ähnlichkeiten mit diesen beiden Erzählungen finden sich in einer andern Erzählung von Christoph v. Schmid mit der Überschrift „Der Strick" und den Anfangsworten „Zwei Bettelknaben, Veit und Klaus, fanden auf der Landstraße einen alten Strick usw"? (S. Dietlein, Fibel B II Nr. 112.) b) Welche Unterschiede finden statt? R. D.

189. Der Dornstrauch.

Gotthold Ephraim Lessing. Werke. Berlin (Hempel). I. S. 215.

I. **Vorbereitung.** Ein alter Weidenbaum, der inwendig ganz ausgehöhlt war, hatte lange, lange Jahre schon herabgeschaut auf das Dornengestrüpp, das, sooft es auch abgehauen wurde, immer wieder üppig aus-

schlug und fortwucherte. Mit Mißfallen bemerkte nun die Weide, wie ein besonders kräftiger Dornstrauch, der hart an einem Fußwege stand, wiederholt den vorübergehenden Wanderern die Kleider zerrissen hatte. Als dies nun abermals geschah, befragte die Weide den Dornstrauch darüber, und der Dichter der Fabel vernahm im Geiste folgendes Zwiegespräch:

„Aber sage mir doch," fragte die Weide den Dornstrauch, „warum du nach den Kleidern der vorübergehenden Menschen so begierig bist? Was willst du damit? Was können sie dir helfen?"

„Nichts," sagte der Dornstrauch, „ich will sie ihm auch nicht nehmen, ich will sie ihm nur zerreißen."

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung: a) Die Frage der Weide nach dem Grunde der Tätigkeit des Dornstrauchs. b) Die offene und aufrichtige Antwort auf diese Frage.

2. Die drei Fragen der Weide. Gib sie etwas ausführlicher an! Was glaubte demnach die Weide von dem Dornstrauche? Er wolle den Wanderer seiner Kleider berauben und sie für sich haben.

3. Welches war die Triebfeder für die Handlungsweise des Dornstrauchs? Nicht Raublust, nicht Habsucht, sondern Lust am Zerreißen, Neid, Schadenfreude, Bosheit, Zerstörungssucht, Vernichtungswut, Niedertracht.

4. Grundgedanke. Der Boshafte und Niederträchtige will fremden Schmuck und die Güter anderer nicht besitzen, sondern er will den Nächsten nur schädigen, kränken, verletzen — ihm wehe tun.

III. **Verwertung:** 1. Nachweis, welcher Strauch in der Fabel das edlere, welcher das gemeine Geschöpf ist.

2. Warum beginnt die Fabel mit einem Aber? (Mißbilligung.)

3. Verwandtes: a) Die rohen Knaben, welche die Vogelnester ausnehmen. b) Die niederträchtigen Menschen, welche die Obstbäume beschädigen. c) Der Dornstrauch und die Rose. d) Der Dornstrauch. Richt. 9, 15.

4. Nachbildung. In den Kriegen von 1806—1813 gab es unter den Feinden sehr rohe, boshafte und niederträchtige Menschen. Sie begnügten sich nicht damit, daß sie nahmen, was sie zum Lebensunterhalte brauchten, sondern sie zerstörten und verdarben auch alles, dessen sie irgendwie habhaft werden konnten: sie erstachen das Vieh in den Ställen, sie zerwarfen alles, was zerbrechlich war, sie zerschnitten die Betten und ließen die Federn in alle Winde fliegen usw. Frage eines Greises: Aber, warum tut ihr also? Antwort usw.

5. Mahnung. Hüte dich vor dem Neide, der Schadenfreude, der Bosheit und der Niedertracht; denn es sind die Gesinnungen, die den Menschen völlig entwürdigen! R. D.

190. Die Eiche und die Weide.

Christoph v. Schmid. Kurze Erzählungen. München 1872. S. 40.

Eines Morgens nach einer furchtbar stürmischen Nacht ging Vater Richard mit seinem Sohne Anselm auf das Feld hinaus, um zu sehen, ob der Sturm Schaden angerichtet habe. Der kleine Anselm rief: „Ei, sieh doch, Vater! die große, starke Eiche liegt dort auf dem Boden, und die schwache Weide hier am Bache steht noch schlank und aufrecht da. Ich meinte doch, der Sturmwind wäre mit der Weide leichter fertig geworden als mit der stolzen Eiche, die bisher jedem Winde getrotzt hat."

„Kind," sprach der Vater, „die starke Eiche mußte brechen, weil sie sich nicht biegen konnte; die geschmeidige Weide aber gab dem Sturme nach, und so konnte er ihr nichts anhaben."

Mit Stolz und Trotz bringt man's nicht weit;
viel besser ist Nachgiebigkeit.

I. **Inhaltsfragen.** Was ist Sturm? Woran erkennt man den Sturm? Welche Veränderungen hat er in seinem Gefolge? Was bemerkte der Sohn draußen im Freien? Wie ist die Eiche im Vergleiche zur Weide? Hoch, stark, sie hat einen hohen Stamm und eine umfangreiche Baumkrone. Wie ist ihr Holz im Vergleiche zum Weidenholze? Hart, fest, unbiegsam — aber auch spröde. Wie hingegen ist die Weide? Niedrig, schwach, weich und — biegsam.

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Das Ereignis fand statt am Morgen nach einer furchtbar stürmischen Novembernacht, draußen auf dem Felde, am Waldessaume, wo am Bache eine schlanke Weide und dort auf dem Acker eine große, starke Eiche stand.

2. Grundgedanke. Die starke Eiche mußte brechen, weil sie sich der Macht und Gewalt des Orkans nicht beugen konnte; die geschmeidige Weide hingegen bog sich auf und nieder und gab dem Sturme nach.

III. **Rede- und Stilübungen.** Übertragung auf menschliche Verhältnisse: A. Was ist Sturm und Orkan im menschlichen Leben? a) Zank und Streit der Menschen. b) Krieg. c) Herbe Schicksalsschläge. d) Kampf mit uns selbst. B. Wem muß der Mensch sich beugen und gegen wen nachgiebig sein? Bei a) und b) gegen die Menschen, bei c) muß er sich unter die Hand seines Gottes beugen. C. Bei welchem Sturme und Kampfe soll der Mensch sich nimmer beugen? Bei dem stürmischen Kampfe in seinem Innern, bei dem Kampfe der Vernunft mit der Sinnlichkeit, mit den Begierden und dem Bösen. D. In welchen Fällen soll der Mensch der Weide, in welchen der Eiche gleichen? R. D.

191. Der kleine Kettenschmied.

Ernst Lausch. Kinderstube I. 3. Aufl. Leipzig.

Mama, ein kleiner Schmied bin ich,
komm, in den Garten führ' ich dich,
dort, wo die schönen Blumen stehn,
da sollst du meine Werkstatt sehn.

Ich brauche Stahl und Eisen nicht,
auch keinen Hammer von Gewicht;
mein Feuer brennt von ganz allein,
es ist der liebe Sonnenschein.

Mein' Zang' und Hammer ist die Hand,
damit schmied' ich gar kunstgewandt
viel Ketten schön und Ketten lang,
die sind wie lauter Gold so blank.

Ich sitz' dabei im weichen Moos
und hab' die Blümlein in dem Schoß;
denn aus den Blumenstengelein
mach' ich die langen Kettchen fein.

Und mein Geselle — ja Mama,
auch ein Geselle ist mit da —
der pflückt die gelben Blümelein
zu meinem güldnen Kettlein fein.

Der pflückt die gelben Köpfchen ab,
daß immer ich zu schmieden hab'.
Kennst du wohl den Gesellen klein?
Es ist mein liebes Schwesterlein.

Ich und mein liebes Schwesterlein,
wir schmieden manches Kettchen fein.
Das schönste ist für dich, Mama!
Bekommen wir ein Küßchen, ja? —

I. **Vorbereitung, Zielangabe und Gedichtsvortrag.** Der Frühling ist die schönste Jahreszeit („Frühlingszeit, schönste Zeit, die uns Gott, der Herr, verleiht usw."). Wie herrlich ist es da im Freien! Das Spiel ergötzt, die Vögel singen, die Blumen blühen. Die Blumen laden ein zum Spiele. Sträußchen, Kränze, Girlanden, selbst Ketten werden aus Blumen gemacht. Ketten aus Blumenstengeln? O, wer kennt das nicht! Wie schön lassen sich aus den hohlen Stengeln der gelben Löwenzahnblume (in manchen Gegenden auch Speck-, Butter-, Kuh-, Mai-, Ringel-, Kettenblume genannt) zierliche Ringe fertigen, und wie leicht sind die hübschen, langen Ketten zusammengesteckt! Die Stengel (Schäfte) müssen ein wenig über den Wurzelblättern abgepflückt werden, die Blüten dicht unterm Kelche. Alle Kinder verstehen das und waren wohl selbst schon kleine Kettenschmiede. Wie ein Knabe nun seine Mutter in den Garten führt und ihr seine Schmiedekunst zeigt, das sagt euch das folgende Gedicht von E. Lausch. Hört es!

II. **Vertiefung.** 1. Beschreibung der Schmiedewerkstätte. Garten mit Gras und Blumen. Blauer Himmel mit Sonnenschein. Bruder und Schwester bei der Arbeit; der Bruder schlingt die Ketten; die Schwester reicht ihm die hohlen Stengel mit gelben Köpfchen vom Löwenzahn. 2. Personen: ein kleiner Knabe, seine Mutter, sein kleines Schwesterlein. Der Knabe spricht, die Mutter wird angesprochen, die Schwester nur erwähnt. „Kleiner Schmied" nennt sich der Knabe selbst. Er hat eine Werkstatt. Wo? — Er weiß, was der Schmied braucht: Material, Werkzeuge. Er sagt, was er statt dessen benutzt: also sein Material, seine Werkzeuge. Der Schmied steht, der Knabe sitzt bei der Arbeit. Ähnlichkeit („auch ein Geselle ist mit da") und Verschiedenheit zwischen einem richtigen Schmiede und dem kleinen Kettenschmiede wird besonders nachgewiesen. Der Knabe arbeitet für die Schwester, für sich, das schönste Kettchen aber für die Mama. Hierbei ist an den Goldschmied zu erinnern. Lohn der Arbeit. Wird der Knabe den gewünschten Lohn erhalten? Gewiß. Auch der kleine Geselle? Ernst Lausch.

192. Heidenröslein.

J. W. v. Goethe. Werke. Stuttgart 1869. I, 5.

1. Sah' ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Heiden,
war so jung und morgenschön,
lief er schnell, es nah zu sehn,
sah's mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden!

2. Knabe sprach: „Ich breche dich,
Röslein auf der Heiden!"
Röslein sprach: „Ich steche dich,
daß du ewig denkst an mich,
und ich will's nicht leiden."
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden!

3. Und der wilde Knabe brach
's Röslein auf der Heiden;
Röslein wehrte sich und stach,
half ihm doch kein Weh und Ach,
mußt' es eben leiden.
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden!

I. Einführung in den Stoff, Zielangabe und Vortrag. Ein Knabe lief auf der Heide (unfruchtbares Land, auf dem gewöhnlich nur Heidekraut, Brombeer-, Heidelbeer-, Preißelbeer- und Dornensträucher wachsen) umher, vielleicht suchte er Heidekraut oder Beeren. Da sah er ein „Röslein" (eine kleine, schöne, liebliche Rose) stehen, das, weil es auf der Heide (Heiden, alter Ausdruck wie Erden) wächst, „Heidenröslein" genannt wird. Dieses Röslein war so jung (frisch, eben aufgeblüht) und „morgenschön" (so schön wie der von zartem Rot gefärbte Himmel am Morgen). Diese Schönheit lockte den Knaben an, schnell hinzulaufen, um sich das Röslein ganz in der Nähe zu besehen. Als er vor ihm stand, da merkte er erst recht die Schönheit des Röschens; er sah das zarte Rot auf den schön gebogenen, noch nicht vollständig aufgebrochenen Blumenblättchen; er roch den süßen Duft, den das Blümchen verbreitete, und hatte das größte Wohlgefallen daran.

Aber dem Knaben war das Ansehen nicht genug. Seine Freude an der schönen Blume war so groß, daß er das Röschen ganz und für immer zu besitzen wünschte. Er wollte es deshalb abpflücken. Das Röslein war jedoch nicht derselben Meinung wie der ungestüme Knabe. Es drohte ihm mit Stechen. Die Dornen des Rosenstocks sind scharf und spitz, und wer, wie es wahrscheinlich der Knabe getan hat, schnell hineingreift, der verwundet sich und empfindet heftige Schmerzen. Aber die Drohung schreckt den Knaben nicht ab, ja sie steigert sein Verlangen.

Mit kühnem Griffe streckte er seine Hand aus und brach das Röslein ab. Zwar wehrte sich das Röslein tüchtig, stach den Knaben mit scharfem Dorn und klagte laut, aber der „wilde" (stürmische) Knabe achtete der Schmerzen nicht. Seine Kraft war stärker als die des Röslein, und seine Liebe größer als der Widerstand der Blume.

Das Verlangen des Knaben und den Widerstand des Röslein, Kampf und Sieg, malt der große Dichter Goethe wunderschön in dem Gedichte: „Heidenröslein". Hört es!

II. Vertiefung. 1. Lagebild. Eine Heide im Juni. Ein Knabe an einem wilden Rosen- oder Hagebuttenstrauche.

2. Eigenschaften und Tätigkeiten a) des Röslein: es war jung, morgenschön; es stand, stach, wehrte sich, rief klagend, mußte sich fügen; b) des Knaben: er war wild, lief schnell, sah freudig, brach, liebkoste usw.

3. Gedankengang: Str. 1. Das Röslein gefällt dem Knaben. Str. 2. Er spricht die Absicht aus, es zu brechen, das Röslein aber droht ihm. Str. 3. Er führt seine Absicht aus und bricht das Röslein.

4. Besondere Schönheiten. Das als Kehrreim in jeder Strophe viermal wiederholte Kosewort: „Röslein, Röslein, Röslein rot, Röslein auf der Heiden" klingt wie eine Liebkosung. Die Steigerung des Verlangens im Knaben und das Sinken des Widerstandes im Röslein sind wie an- und abschwellende Liedertöne, wie aufsteigende und zurücksinkende Meereswellen. Die Sprache ist ungewöhnlich knapp; so ist vor sah und war das „es", vor lief das „da" weggelassen. Schön sind die Ausdrücke „morgenschön", „sah's mit vielen Freuden", „mußt es eben leiden", „half ihm doch kein Weh und Ach".

III. **Rede- und Stilübung:** Erzähle die Geschichte so, als ob du der Knabe gewesen wärest! W. D.

193. Schwan und Kind.

Wilh. Hey. 50 Fabeln für Kinder. Gotha. S. 10.

Kind dort, was scheust du dich?
Gar nicht so bös' bin ich usw.
(Fabel allgemein bekannt.)

I. **Vorbereitung und Aufbau des Gedichtes.** Auf einem Teiche — in einem großen, schönen, blumenreichen Garten — von hohen, schattigen Eichen und Buchen umgeben; — silberhell und klar, das Bild des blauen Himmels freundlich abspiegelnd; — schwimmt ein großer, stattlicher Vogel, mit langem, schön gebogenem Halse, angetan mit einem prächtigen weißen Federkleide, glänzend wie frisch gefallener Schnee — umher. Welcher Vogel schwimmt auf diesem Gartenteiche? Wie nennen wir einen Teich, auf dem sich Schwäne aufhalten? Schwanenteich. Des Gärtners kleiner Knabe kommt, sein Frühstücksbrot verzehrend, an das Ufer des Schwanenteichs. Der Schwan bemerkt ihn, das Brot reizt seinen Appetit. Was wird er tun, da er sich noch in der Mitte des Teiches befindet? Schwimmt an das Ufer. Der Knabe sieht ihn heranschwimmen, fürchtet sich vor dem großen Vogel und will — fortlaufen. Was denkt er wohl? Der Schwan will ihn beißen. Wie zeigt sich der Knabe? Ängstlich, schüchtern, furchtsam; er scheut sich vor dem Schwane. Wollte der Schwan dem Knaben Böses zufügen? Wie war der Schwan nicht? Nicht böse. Wie wird er deshalb zu dem Knaben sprechen, damit er nicht fortläuft — nicht flieht?

„Kind dort, was scheust du dich? Gar nicht so bös' bin ich."

Wie wäre der Schwan wohl herangeschwommen, wenn er den Knaben hätte beißen wollen? Schnell. Wie kam er geschwommen, damit dies das Kind nicht glauben soll? Langsam, leise — sacht'. Was konnte durch das langsame Schwimmen im Wasser nicht entstehen? Keine Wellen. — „Fürchte dich nicht!" spricht deshalb der Schwan weiter zu dem Knaben, siehe doch:

„Ich schwimme daher ganz sacht', daß es kein Wellchen macht."

Warum nur kam der Schwan an das Ufer? Wie sprichst du zur Mutter, wenn sie dir ein Brötchen geben soll? Was tust du mit diesen

Worten? Ich bitte die Mutter. Was tut auch der Schwan, damit ihm der Knabe ein Stückchen Brot gebe? — Wie spricht er?

„Möchte dich nur fragen eben: Willst du ein Stückchen Brot mir geben?"

Was wird nun wohl auch der Knabe erkannt haben? Was wird er also nicht mehr tun? Zu wem wird er nahe ans Ufer treten? — Noch nie hatte der Knabe einen Schwan so ganz in seiner Nähe gesehen. Ganz genau konnte er ihn nun betrachten. (Das Bild eines Schwanes ist vorzuzeigen.) Wie ist der Hals des Schwanes? Lang, schön gebogen. Was für ein Kleid hat der Schwan? Federkleid — Gefieder. Wie glänzt sein herrliches Kleid? Schneeweiß — kein Schmutzfleckchen daran. Wie trägt er seine Flügel? Der Schwan hebt seine Flügel, der Wind treibt ihn sanft auf der Wasserfläche dahin, ohne daß er einen Fuß im Wasser zu bewegen braucht. — (Schiffchen — Segel.) Mit seinen großen Schwimmfüßen unter dem Wasser versteht er so geschickt zu rudern wie kein andrer Schwimmvogel. Nicht das geringste Geräusch verursacht sein Schwimmen. — Sanftmut. — Milde.

„Das Kind trat zu dem Teich heran — — hin und wieder!"

Was empfand der Knabe über die Schönheit, Milde und Sanftmut des Schwanes? Früher war ihm der Schwan fremd — jetzt? Bekannt. Er gewann ihn sogar von ganzem Herzen lieb, wurde sein Freund. Wie wird er sich gegen die Bitte des Schwanes verhalten? Er reicht ihm sogar die Hand mit einem Brotstückchen entgegen. Warum? — Seht, liebe Kinder:

„Er wurde bald mit ihm bekannt, ließ das Brot ihn nehmen aus seiner Hand."

II. **Verwertung.** A. Nutzanwendung für Herz und Leben. Was soll das Kind von dem Schwane lernen? Auf diese Frage gibt folgendes Gedicht von Joh. Staub, das mit dem obigen in naher Beziehung steht, vortreffliche Antwort:

„Schauet, wie der weiße Schwan schwimmt auf reiner Flut!
Wie der Schnee erglänzt sein Kleid. Kindlein, merkt's euch gut:
haltet euer Herz so rein wie der Schwan die Federn sein!"

1. „Der Schwan schwimmt auf reiner Flut" = meidet trübes, sumpfiges, — liebt silberhelles, klares Wasser. Kind, halte dich fern von böser, gottloser Gesellschaft, suche dir edle, brave Freunde!

2. „Wie der Schnee erglänzt sein Kleid." = Kein Schmutzfleckchen an seinem Kleid wird von ihm geduldet. Kind, halte auch dein Herz so rein! Verunreinige dein Herz nicht durch die Sünde, durch böse Gedanken, Worte und Taten! Bleibe fromm und halte dich recht!

3. „Merkt's euch gut!" = Vergeßt es nie! Dein Leben lang habe Gott vor Augen und im Herzen usw. Bete darum oft zu Gott!

B. Rede- und Stilübungen: 1. Wie ist und was tut der Knabe? der Schwan? a) Der Knabe geht spazieren — erblickt einen Schwan —

fürchtet sich — flieht — kehrt zurück an den Teich — freut sich — füttert den Schwan; er wird zutraulich, fröhlich und mildtätig. b) Der Schwan ist sauber, sanft, gelassen, ohne Falsch, freundlich, zahm und zutraulich; er ermutigt und bittet den Knaben. 2. Das Kind erzählt der Mutter sein Erlebnis.

Robert Wernecke.

194. Knabe und Eichhorn.

Wilh. Hey. Fabeln für Kinder. Gotha. S. 6.

Kn. Eichhörnchen auf dem Baum',
biſt ſo hoch, ſeh' dich kaum,
komm doch und ſpiel' mit mir!

E. Gar zu ſchön iſt es hier;
will doch lieber noch ſteigen
auf und ab in den Zweigen.

Knabe, der lief wohl fort,
Eichhörnchen hüpfte dort;
Knabe, der kam wohl wieder:
„Höre, nun ſteig hernieder!"
Eichhörnchen ſprach: „Es tut mir leid,
habe noch immer keine Zeit!"

I. **Vorbereitung, Zielangabe und Gedichtsvortrag.** Ein kleiner Knabe, der wahrſcheinlich im Walde Holz leſen oder Beeren ſuchen wollte, ſah die Eichhörnchen luſtig von Baum zu Baum ſpringen. Dabei befanden ſich die flinken Tierchen in ſo bedeutender Höhe, daß ſie der Knabe vor den Äſten und Blättern kaum ſehen konnte. Gern hätte er ſo ein luſtiges Tier in der Nähe geſehen, deshalb bat er eins derſelben, doch herunterzukommen und mit ihm zu ſpielen. Wie das Tierchen zweimal das Verlangen abwies, das ſagt euch das folgende Zwiegeſpräch zwiſchen dem Knaben und dem Eichhorn. Hört es!

II. **Vertiefung.** 1. Ort der Handlung: Unter einer großen Eiche im Walde. Oben in den Äſten das Eichhörnchen, unten der Knabe.

2. Gliederung des Inhalts: a) Bitte des Knaben; b) Verſagung der Bitte; c) Tätigkeiten beider Perſonen; d) abermalige Bitte und deren Verſagung.

3. Hauptgedanke: Eine Bitte zu ungelegener Zeit mit unſchicklichem Inhalte kann nicht gewährt werden.

III. **Rede- und Stilübungen.** Warum wollte das Eichhörnchen nicht herabkommen? Warum lief der Knabe fort? (Verdrießlich über den abſchlägigen Beſcheid.) Warum kam er wieder? (In drohendem Tone wiederholt er ſeine Bitte.) Was hatte das Eichhörnchen zu fürchten? Wie zeigte ſich der Knabe ungeduldig, das Eichhörnchen klug?

G. Gräfe.

195. Vom Hund.

Friedrich Güll. Kinderheimat. 1. Gabe. 4. Aufl. Gütersloh 1836. S. 64.

1. Der Hund an ſeiner Kette
liegt da die ganze Nacht;
ihm iſt kein warmes Bette,
wie euch, zurecht gemacht.

2. Er hat nicht Schlaf und Schlummer,
er drückt kein Auge zu.
Wenn ohne Leid und Kummer
der Müller ſchläft in Ruh',

3. So iſt er auf der Lauer,
ein Wächter, brav und treu;
ihn ſchreckt kein Regenſchauer,
ihn macht kein Wetter ſcheu.

4. Und während ohne Sorgen
ſein Herr, der ſtrenge, ruht,
da wacht er bis zum Morgen
und hält ſein Gut in Hut;

5. Und bellt und rührt sich wacker,
hört er nur einen Laut,
und bleckt die scharfen Hacker,
wenn jemand her sich traut.

6. Und kommt gar auf die Mauer
verstohlen so ein Dieb,
so spricht er ohne Schauer:
„Ist dir dein Leben lieb,

7. So mach nicht auf den Riegel
und tu nicht auf das Tor!
Sonst pack' ich dich beim Flügel
und schüttle dich beim Ohr."

8. Und ruht nicht eher wieder,
bis sauber ist der Ort,
dann reckt er seine Glieder
und murrt in einem fort.

9. Doch morgens in der Frühe
stellt sich der Hunger ein.
Da soll für seine Mühe
ihm auch ein Frühstück sein.

10. Drum geht die Magd zum Keller
und holt ihm Brot und Milch
und brockt es in den Teller
und stellt's ihm hin gutwill'g.

11. Und wie sie ihn so streichelt,
das freut den wackern Haus;
er schmunzelt und er schmeichelt
und wedelt mit dem Schwanz;

12. Und stellt sich auf die Socken
und macht sein Kompliment;
dann schlingt er erst die Brocken.—
Das ist des Liedes End'.

I. **Erläuterungsfragen.** Warum wird der Hofhund am Tage an die Kette gelegt, in der Nacht aber losgebunden? Wie ist „euch", ihr Kinder, das Bett zurecht gemacht? Wer liegt im festen Schlafe und wer in leichtem Schlummer? Woran sieht man, daß jemand schläft? Was vergißt man im Schlafe? Warum liegt der Hund „auf der Lauer", d. h. horcht und sieht aufmerksam und heimlich umher? Warum heißt er „Wächter"? Wie kann ein „Regenschauer", der plötzlich kommt und rasch vorübergeht, den Hund erschrecken? Welches Wetter könnte den Hund „scheu" machen, daß er furchtsam zurückwiche? Wie zeigt der Herr seine „Strenge"? Wie hält der Hund das Gut oder Besitztum „in Hut", d. h. behütet und bewacht es? Warum heißen die Zähne „scharfe Hacker"? Wann „bleckt" oder entblößt er sie von den Lippen? Was ist mit „her" gemeint? Wer kann der „jemand" sein, der sich „her traut" oder wagt? Womit ist die Mühle umgeben? Wer ist ein Dieb? Warum heißt er „arg", d. h. voll schlimmer Absichten und „böse"? Warum fühlt der Hund bei der Annäherung des Diebes keinen Schauer oder Schauder, keine Furcht? Womit droht er dem Diebe? Wie kann ein Dieb den „Riegel", der von innen vor die Tür oder das Tor geschoben wird, aufmachen? Was ist für ein Unterschied, wenn der Hund den Dieb „beim Flügel", d. h. beim Rockschoß, packt oder „beim Ohre" faßt? Warum kann Gesindel einen Ort „unsauber", d. h. unrein machen? Was tut der Hund, wenn er die Glieder „reckt" oder streckt und dehnt? Warum „murrt", d. h. brummt, knurrt, murmelt er „in einem fort" (immerzu)? Woher hat er Hunger? Wie nennen wir ein „Stück zur Nahrung in der Frühe"? Wie macht die Magd das Frühstück zurecht? Warum gibt sie es „gutwillig", d. h. aus gutem Willen und eigenem Antriebe? Warum streichelt sie den Hund, und warum freut er sich darüber? Wie heißt der Hund? Warum „schmunzelt" er, d. h. verzieht er die Schnauze, knurrt leise und wedelt mit dem Schwanze? Wie „schmeichelt" er wohl der Magd? Warum stellt er sich auf die „Socken", d. h. die Sohlen der Hinterbeine? Wann „macht man sich auf die Socken"? Was bedeutet das „Kompliment" (Verneigung, Verbeugung, Diener)?

II. **Vertiefung.** 1. Schauplatz. Wir werden auf den Hof einer Mühle geführt. Dieser ist von einer Mauer eingeschlossen, durch die ein Tor führt. Nahe bei der Haustür ist eine Hundehütte von Brettern. An einer Kette liegt ein starker Hund, der bald still in der Hütte ruht, bald wild herausspringt, mit der Kette rasselt, die Zähne zeigt und bellt, besonders wenn jemand auf die Mauer steigt oder am Tore rüttelt. Es ist in der Morgenfrühe. Die Magd tritt aus der Tür mit einer Schüssel, in der Brot in Milch gebrockt ist. Der Hund erhebt sich auf die Hinterbeine, verzieht freundlich die Schnauze, wedelt mit dem Schwanze, leckt der Magd die Hände, und sie streichelt und klopft ihm das Fell.

2. Charakteristik des Hundes. Er ist stark, denn er nimmt's mit einem Diebe auf; wacker und wachsam, denn er wacht und lauert die ganze Nacht, während alles in der Mühle schläft; aufmerksam, denn er hört jeden Laut; treu, denn er läßt sich durch nichts von seiner Pflicht abbringen; mutig und furchtlos, denn kein Wetter verscheucht, kein Dieb erschreckt ihn; unermüdlich, denn bis zum hellen Tag übt er die Pflicht; hungrig von der Nachtwache; geliebt von seiner Herrschaft; dankbar für die Liebkosungen; höflich, denn er begrüßt erst die Magd, ehe er dem Hunger folgt und die Brocken verschlingt.

3. Gedankengang: Str. 1. Wohnung des Hundes. Str. 2. Seine Nachtwache. Str. 3. Deren Erschwerung. Str. 4. Ruhe seines Herrn. Str. 5. Seine Warnzeichen. Str. 6 und 7. Angriff und Abweisung eines Diebes. Str. 8. Ruhe nach überstandener Gefahr. Str. 9 und 10. Sein Frühstück von der Magd. Str. 11. Gegenseitige Liebesbeweise. Str. 12. Dank und Genuß.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung und Verwandtes. Treue Pflichterfüllung macht glücklich und findet Anerkennung und Lohn. Von dem Hunde kann das Kind Wachsamkeit, Ausdauer, Treue, Mut, Höflichkeit und Dankbarkeit lernen. — Nach getaner Arbeit ist gut ruhen. Eine Hand wäscht die andere. Liebe erzeugt Gegenliebe. Der Arbeiter ist seines Lohnes wert.

2. Rede- und Stilübungen: a) Der Hund erzählt die Erlebnisse der Nacht. b) Wie würde sich ein untauglicher Hofhund verhalten haben? c) Vergleiche das Amt des Hofhundes mit dem des Nachtwächters!

P.

196. I. Aufforderung zum Spiel.

Hermann v. Kamp.

Der Vogel spielt in Zweigen,
es spielt der Fisch im Bach;
das Lämmchen auf der Weide
geht spielen Tag um Tag.

Zum frohen Jugendleben
gehört wohl auch das Spiel;
hinaus, hinaus, ins Freie!
Da gibt's der Freuden viel.

II. Ein Zweites.

Aus „Der Kinder Lustfeld".

Spielt nur immer in guter Ruh',
spielt nur immer in Frieden!
Die lieben Englein sehn euch zu
und wollen euch behüten.

Gar treulich warten sie eurer Hut;
ihr lieben Kindlein, seid fromm und gut,
dann seid ihr zu Spielkameraden
ins Himmelreich eingeladen.

I. **Vergleichende Erläuterung.** In beiden Dichtungen fordern die Dichter die Kinder zum Spielen auf. In dem ersten Gedichte wird als erster Grund angegeben: die Tiere spielen ja auch, der Vogel in dem Laubwerke, der Fisch im Wasser und das Lämmchen auf der Wiese. Als zweiter Grund wird angegeben, daß das Spiel zum frohen Jugendleben, d. i. zur Kindesnatur, unbedingt gehört. Ein Kind, das gar nicht mehr spielt, ist auch kein Kind mehr. Endlich fordert der Dichter die Kinder auf, ihm hinaus ins Freie zu folgen; denn draußen im Freien gibt es die meisten und die schönsten Spiele.

Die erste Dichtung betrachtet das Spiel vom rein menschlichen Standpunkte, die andere Dichtung von einem höheren, dem religiösen, aus. Auch dieses Gedicht fordert die Kinder zum Spielen auf, fügt aber sofort hinzu, wie sie spielen sollen: zuerst in guter Ruh' = ohne Lärmen und ohne Toben, sodann in Frieden = ohne Zanken und Streiten, und gibt den Grund dazu an: weil die lieben Engel euch zusehen, weil sie euch behüten und beschützen, weil ein jedes von euch seinen Schutzengel im Himmel hat. (Ebr. 1, 14. Sind sie nicht allzumal dienstbare Geister, ausgesandt zum Dienste um derer willen, die ererben sollen die Seligkeit? — Jesus der Kinderfreund: Markus 10, 15. Wahrlich, ich sage euch: Wer das Reich Gottes nicht empfängt als ein Kindlein, der wird nicht hineinkommen.) Sodann spricht der Dichter die Bedingung aus, unter welcher allein Kinder von Engeln beschützt werden: „Seid fromm und gut!" Hier muß ein vermittelnder Gedanke zwischen die Zeilen eingeschaltet werden: Solltet, ihr Kinder, dann, wie so manche von euch, hier von der Erde abgerufen werden, so trauert nicht, sondern freut euch; denn dann seid ihr zu Spielkameraden der Engel im Himmelreich eingeladen.

II. **Verwertung.** 1. Mahnung: a) Erst die Arbeit, dann das Spiel! b) Spielt ohne Toben und Lärmen! c) Spielt ohne Zanken und Streiten!

2. Rede- und Stilübung: Welches sind die Spiele der Knaben (der Mädchen) im Frühling, im Sommer, im Herbst und im Winter?

R. D.

197. I. Wiegenlied.

Franz Karl Hiemer. 1811.

1. Schlaf, Herzenssöhnchen, mein Liebling bist du!
Tue die blauen Guckäugelein zu!
Alles ist ruhig und still wie im Grab.
Schlaf nur! ich wehre die Fliegen dir ab.

2. Engel vom Himmel, so lieblich wie du,
schweben ums Bettchen und lächeln dir zu.
Später zwar steigen sie auch noch herab,
aber sie trocknen nur Tränen dir ab.

II. Des Lilienmädchens Wiegenlied.

E. M. Arndt. Gedichte. Vollständige Sammlung. 2. Aufl. Berlin. S. 350.

1. Schlafe, Kindlein, hold und weiß,
das noch nichts von Sorgen weiß;
schlaf in stiller, süßer Ruh',
tu die kleinen Äuglein zu!

2. Draußen stehn die Lilien weiß,
haben allerschönsten Preis,
droben in der lichten Höh'
stehn die Englein, weiß wie Schnee.

3. Kommt, ihr Englein, weiß und fein,
wiegt mir schön mein Kindelein!
Wiegt sein Herzchen fromm und gut,
wie der Wind der Lilie tut!

4. Schlafe, Kindlein, schlafe nun!
Sollst in Gottes Frieden ruhn;
denn die frommen Engelein
wollen deine Wächter sein.

R. D.

198. I. Der Hausvater und die Birke.*)

Gustav Pfarrius. Waldlieder. 3. Aufl. Köln 1869. S. 47. (Gekürzt und leise geändert.)

I. **Vorbereitung und Vorlesen.** Ein Hausvater hat auf seinen Hof eine Birke gepflanzt, die zu einem schönen Baume erwachsen ist. Sie ist eine Zierde (ein Schmuck) des Hofes. Damit ist aber der Hausvater nicht zufrieden; er will Nutzen von ihr haben. Darum fragt er: „Was schenkst du mir?" Die Birke zählt nun, als ob sie ein Mensch wäre und sprechen könnte, eins nach dem andern auf, was sie ihm schenkt oder gibt. Der Hausvater freut sich über jede Gabe, aber immer fragt er wieder: „Was schenkst du mir noch mehr?" Das treibt er so lange, bis die Birke nichts mehr zu sagen und zu geben hat. (Vortrag des Gedichts.)

„Dich pflanzt' ich ein zu des Hofes Zier:
nun sprich, o Birke, was schenkst du mir?" —
„Ich schenke dir einen grünen Strauß,
den trägt zur Maienlust**) dein Haus." —
„Der grüne Strauß gefällt mir sehr;
Birke, was schenkst du mir noch mehr?" —
„Ich schenke dir eine schwanke Rute,
die kommt deinen Kindern zugute." —
„Die schwanke Rute gefällt mir sehr;
Birke, was schenkst du mir noch mehr?" —
„Ich schenke dir einen Besen rauh,
den führt mit Fleiß die junge Frau." —
„Der rauhe Besen gefällt mir sehr;
Birke, was schenkst du mir noch mehr?" —
„Ich schenke dir einen Peitschenstiel,
den schwingst du über den Rossen viel." —
„Der Peitschenstiel gefällt mir sehr;
Birke, was schenkst du mir noch mehr?" —
„Ich schenke dir einen zähen Ast,
damit du den Reif zum Weinfaß hast." —
„Der zähe Ast gefällt mir sehr;
Birke, was schenkst du mir noch mehr?" —
„Ich schenke dir auch den Wein dazu;
laß träufeln mein Blut, so hast du Ruh'!" —
„Der Birkensaft gefällt mir sehr;
Birke, was schenkst du mir noch mehr?" —
„Ich habe nun alles gegeben dir,
es bleibt nur das nackte Leben mir."
„Birke, so lebst du dir selbst zur Pein.
Komm mit und heize mein Kämmerlein!"

II. **Vertiefung.** 1. Schauplatz. Wir sehen einen geräumigen Bauernhof im Frühling. Schöne Gebäude fassen ihn ein, und ein Hof-

*) Das Gedicht ist hier nach der Lesart erläutert, in welcher es in den meisten Lesebüchern sich vorfindet. Soll es genau gegeben werden, so ist die Anfangs- und die Schlußstrophe zu ändern:

Der Bräutigam und die Birke.

Anfang:	Schluß:
Birke, Birke, des Waldes Zier,	Birke, so lebst du dir selbst zur Pein!
will Hochzeit machen,	Will Hochzeit machen,
brauch' viele Sachen!	brauch' viele Sachen;
Was schenkst du mir?	komm mit und heize mein Kämmerlein!

**) Im Original: Den trägst du bei deinem Hochzeitschmaus.

tor schließt ihn. Auf einer freien Stelle steht eine hohe Birke. Ihre Rinde ist weiß; die dünnen Äste hängen wie lange Peitschen nieder. Die zierlichen Blätter sind dreieckig, haben am Rande Sägezähnchen und duften lieblich. An den Zweigen hängen die Blüten als braune Kätzchen; aus den Samenblüten werden im Sommer Nüßchen. Nicht weit von der Birke steht der Herr des Hauses, hat eine Hand in die Seite gestemmt, die andere aber nach der Birke erhoben. Er schaut hinauf und redet mit der Birke wie mit einem Menschen. Der Wind säuselt durch die Birke, und das klingt wie eine Antwort.

2. Personen: a) Die Birke ist als lebendige Person gedacht. Sie ziert durch ihre Schönheit den Hof. Sie ist dankbar für die empfangene Pflege und gibt eins nach dem anderen willig her. Sie ist unermüdlich im Antworten wie im Geben. Nur als ihr auch das Blut abgefordert wird, da klingt ein leiser Unwille durch ihre Antwort. Es spricht Selbstachtung und ein edler Stolz daraus, wenn sie lieber verbrannt sein als ein kränkliches, sieches Leben weiter führen will.

b) Der Hausvater liebt das Schöne, drum pflanzte er den Baum auf den Hof und stellte den Strauß in die Stube. Er liebt die Arbeit, drum pflanzt er Bäume und lenkt seine Rosse. Er liebt Ordnung und Zucht, drum hält er sein Haus sauber und erzieht seine Kinder. Er liebt auch fröhlichen Genuß, den der Wein gewährt. Er ist aber selbstsüchtig, nur auf seinen Nutzen bedacht, ebenso unermüdlich im Fordern wie unersättlich im Nehmen.

3. Gedankengang. Der Hausvater fragt siebenmal: „Birke, was schenkst du mir?“ Siebenmal antwortet die Birke und gibt jedesmal ein anderes Geschenk: 1. Pfingsten, im Mai, einen duftigen Strauß aus ihren Blättern, sie heißt darum auch Maie. 2. Schwanke, biegsame Ruten, mit denen ungehorsame Kinder gestraft werden, aus ihren feinen Zweigen. 3. Dauerhafte Besen, mit denen das Haus gekehrt wird, aus dünnen und stärkeren Reisern. 4. Peitschenstiele, an denen Peitschenschnüre befestigt werden und mit denen der Bauer seine Pferde regiert, aus glatten, geraden Schößlingen. 5. Reifen an die Fässer aus längeren Ästen. 6. Erquickenden Birkenwein aus ihrem Safte oder Blute. Er tränfelt (tröpfelt, fließt) aus dem Stamme, wenn im Frühling ein Loch hineingebohrt wird. Zapft man zu viel ab oder schließt die Wunde nicht, so fängt der Baum an zu kränkeln und stirbt ab. Dann gibt der Baum 7. Heizmaterial in seinem Holze. Für die unermüdliche Geberin ist der Tod eine Erlösung von Last und Pein, für den unersättlichen Empfänger ist das Absterben der Birke das Ende von Freude und Genuß.

4. Eigentümlichkeiten. Die Form des Gedichts ist ein Zwiegespräch zwischen einem unablässig Fordernden und einer unermüdlichen Geberin. Mit siebenmaliger Wiederholung derselben Frage steigern sich die Gaben der Birke. In ihnen liegt zugleich eine Lebensbeschreibung der Birke vom Einpflanzen bis zum Verbrennen.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Eine Liebe ist der anderen wert. Geben ist seliger als Nehmen. Der tiefste Brunnen läßt sich mit

der Zeit leer schöpfen. Zu straff gespannter Bogen bricht. Ein Geschenk ist eine freiwillige Gabe; man kann aber auch durch Bitten einen Zwang ausüben. In dem Märchen „Die Sterntaler" gibt das Mägdlein eins nach dem anderen, zuletzt sein Hemd vom Leibe weg.

2. Vergleichung mit dem Gedichte:

II. Der Apfelbaum.

Ernst v. Houwald. Sämtliche Werke, IV. B. Leipzig 1851. S. 123. (Gekürzt.)

1. Herr Apfelbaum, dich lieb ich recht,
du bist ein alter, getreuer Knecht,
zu dir komm' ich manch Jahr schon her
und finde nie deine Tasche leer.
Drum sag' ich's frei: „Dich lieb' ich recht,
du bist ein alter, getreuer Knecht!"

2. Mehr trägst du als der stärkste Mann,
die Schultern voll bis oben an,
und jede Hand noch schwer bepackt,
so daß dir Arm und Rücken knackt.
Drum sag' ich's frei: „Dich lieb' ich recht,
du bist ein alter, getreuer Knecht!"

3. Es kommt dein Herr, von Ast zu Ast
nimmt er dir ab die schwere Last.
Er trägt sie heim nach Fach und Schrank
und sagt dir nicht ein Wörtchen Dank.
Du aber meinst: „Wer nützt und nährt,
nicht erst in Worten Dank begehrt."

1. Vergleichung: Die Birke ist eigentlich ein Waldbaum, der Apfelbaum ein Obstbaum. Die B. steht im Hofe, der A. im Garten. Die B. ist wegen ihrer weißen Schale die Braut des Hofes, der A. wegen seines Fruchttragens der treue Knecht. Die B. gibt im Laufe des Jahres eins nach dem anderen her, der A. nur im Herbst die Früchte. Die vielen Gaben der B. gelten kaum so viel wie die eine des A. Die straffen Äste des A. knacken von der Last, die dünnen der B. schwanken und hängen nieder. Die Blüten der B. sind Kätzchen, die des A. weißrötliche Blütensträuße. Die Früchte der B. schuppige Zäpfchen, die des A. saftiges Obst. Die Früchte der B. sind das Geringste an ihr, die des A. das Beste. Aus dem Stamme der B. zapft man Birkenwein, aus den Äpfeln preßt man Apfelwein. Beide Bäume werden von ihren Herren geliebt, aber nur um des Nutzens willen. Beide liefern willig ab, was sie haben, ohne Dank zu erwarten oder zu empfangen. Beide leisten den letzten Dienst durch ihr Holz. Wenn zu viel von ihnen verlangt wird, so fangen sie an zu kränkeln, sterben ab, die Quelle des Nutzens versiegt, und die Wünsche der Herren müssen endlich schweigen (zur Ruhe kommen). Beide Herren reden mit den Bäumen freundlich, fordern aber wie von Knecht und Magd unabläßig Dienste. Die Birke sehen wir erschöpft vom vielen Geben, den Apfelbaum aber noch leistungsfähig und leistungsfreudig.

2. Rede- und Stilübungen: Wettstreit zwischen Birke und Apfelbaum. (B. Ich bin die Zierde des Hofes. A. Ich bin der schönste Obstbaum im Garten. B. Ich liefere Pfingsten duftige Sträuße in die Fenster der Stuben. A. Du nur von Blättern, ich aber von weißrötlichen, duftenden Blüten. B. Ich helfe mit meinen Ruten bei der Erziehung der Kinder. A. Ich freue mich, daß ich nicht zu strafen brauche. B. Meine Besen kehren das Haus. A. Ein geringer Dienst usw.) P.

199. Die wandelnde Glocke.

J. W. v. Goethe. Werke. 1832. I, 101.

1. Es war ein Kind, das wollte nie
zur Kirche sich bequemen,
und Sonntags fand es stets ein Wie,
den Weg ins Feld zu nehmen.

2. Die Mutter sprach: „Die Glocke tönt,
und so ist dir's befohlen,
und hast du dich nicht hingewöhnt,
sie kommt und wird dich holen."

3. Das Kind, es denkt: „Die Glocke hängt
da droben auf dem Stuhle." —
Schon hat's den Weg ins Feld gelenkt,
als lief es aus der Schule.

4. Die Glocke, Glocke tönt nicht mehr,
die Mutter hat gefackelt.
Doch welch ein Schrecken! hinterher
die Glocke kommt gewackelt.

5. Sie wackelt schnell, man glaubt es kaum;
das arme Kind, im Schrecken
es läuft, es kommt als wie im Traum,
die Glocke wird es decken.

6. Doch nimmt es richtig seinen Husch,
und mit gewandter Schnelle
eilt es durch Anger, Feld und Busch
zur Kirche, zur Kapelle.

7. Und jeden Sonn- und Feiertag
gedenkt es an den Schaden,
läßt durch den ersten Glockenschlag,
nicht in Person sich laden.

I. **Vorbereitung, Zielangabe und Gedichtsvortrag.** Es ist ein Sonntagmorgen im Sommer. In Feld und Wald, auf Anger und Wiesen grünt's und blüht's, klingt's und singt's. Zwischen den Häusern des Dorfes erhebt sich der Turm neben der Kirche. Die Glocken, die hin und her schwangen und die Leute zur Kirche riefen, sind verstummt. Einzelne verspätete Kirchgänger rennen eilig nach der Kirche, wo Orgelspiel und Gesang schon begonnen haben. Ein Kind eilt nach dem Felde, um, gegen das Gebot der Mutter, die Kirche zu versäumen. Wie es bestraft und zum Kirchgange gewöhnt wird, das sagt Goethes Gedicht „Die wandelnde Glocke". Hört es!

II. **Erläuterungen.** Str. 1. Ein Kind wollte nie zur Kirche sich „bequemen", (es wollte sich nicht fügen, oder es widerstrebte dem Gebote, in die Kirche zu gehen), weil es ihm im Walde besser gefiel; daher fand es Sonntags stets ein „Wie" (eine Art, einen Vorwand, eine Ausflucht), „den Weg ins Feld zu nehmen" (zu wählen). —

Str. 2. Die Mutter des Kindes bemerkte das und sprach deshalb: „Die Glocke tönt, und so ist dir's befohlen" (d. h. der Glockenklang ruft dich zur Kirche, und dieser Ruf ist ein Befehl, dem du zu gehorchen hast; Prof. Schäfer setzt für so ebenso: „wie die Glocke ruft, gerade so ist es — der Kirchgang — dir befohlen), „und hast du dich nicht hingewöhnt (d. h. es dahin gebracht, daß du gern in der Kirche bist), so wird sie kommen und dich holen."

Str. 3. Das Kind aber denkt (meint): Die Glocke wird nicht kommen; denn sie hängt hoch oben auf dem Glockenstuhle (das Gerüst, in welchem die Glocke hängt). Darum hat's auch bereits den Weg ins Feld „gelenkt" (genommen, eingeschlagen), „als lief' es aus der Schule", (d. h. so schnell, wie es geht, wenn es mehrere Stunden in der Schule gesessen hat, um rasch nach Hause, zum Essen, zum Spielen, zur Mutter zu kommen). —

Str. 4. Es scheint fast, als ob das Kind richtig gedacht hätte; denn die Glocke hat aufgehört zu läuten, und die Mutter hat wohl nur „gefackelt" (fackeln heißt hin und her bewegen; hier ist das Wort in seiner Nebenbedeutung gebraucht und soll heißen: Die Mutter hat absichtlich Vorspiegelungen gemacht, sie hat geflunkert, d. h. nicht die reine Wahrheit gesagt). — Allein das Kind hat sich geirrt: es sieht sich um und bleibt vor Schreck stehen, denn hinter ihm her kommt die Glocke „gewackelt" (das Wackeln ist in der Form der Glocke begründet und bedeutet hin und her schwanken, um weiter zu kommen. Einbildung des Kindes).

Str. 5. Und nun muß auch das Kind im Geiste noch sehen, daß die wackelnde Bewegung recht schnell ist („man glaubt es kaum"). Da wird der Schrecken noch vermehrt, und das Kind läuft noch schneller, um womöglich der Glocke, die es bedecken will, zu entfliehen. (Im Schrecken läuft das Kind in wildem Wettlaufe mit der Glocke so schnell als wie in einem Traume; es kommt in wilder Hast nach dem Anger, und weiter über das Feld, und weiter durch das Buschwerk und endlich in die Kirche. Nun ist es drin und fühlt sich erst sicher und ruhig beim Gottesdienste.)

Str. 6. Zur Kirche (zum Gottesdienste), zur Kapelle (zu dem Orte, wo der Gottesdienst gehalten wird). Es kann aber auch erklärt werden: Zur Kirche (das Ganze), zur Kapelle (der Teil der Kirche, in welchem die Mutter ihren Sitz hat).

Str. 7. Die Glocke hatte also das Kind in die Kirche getrieben, und damit war ihr Zweck erfüllt. Das Kind aber denkt allsonntäglich an den „Schaden" (an die schlimmen Folgen seines Ungehorsams) und folgt fernerhin sogleich dem ersten Schlage der Glocke, damit diese nicht „in Person" (selbst) zu kommen braucht. —

III. **Vertiefung.** 1. Gedankengang: Str. 1. Das Kind will Sonntags nicht in die Kirche gehen. Str. 2. Die Mutter ermahnt das Kind. Str. 3. Das Kind gehorcht der mütterlichen Mahnung nicht. Str. 4. Die Glocke erscheint persönlich. Str. 5. Das erschrockene Kind flieht vor der Glocke. Str. 6. Es erreicht die Kirche. Str. 7. Es geht fernerhin ohne besondere Aufforderung in die Kirche.

2. Ort und Zeit der Handlung. Zeichne nach der Vorbereitung ein Lagebild! (Ein Dorf mit vielen Häusern. In der Mitte die Kirche mit dem Kirchturm. Schwingende Glocken. Um das Dorf Wiesen und Felder. Kirchgänger hasten nach der Kirche. Ein Kind eilt nach dem Felde.)

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Wer seinen Eltern nicht gehorcht, wird zu Schaden kommen. Darum gehorche du ihren Geboten gern und willig, denn sie wissen am besten, was dir gut und heilsam ist! — Ihr Kinder, seid gehorsam euren Eltern in dem Herrn, denn das ist billig (Eph. 6, 1)! — Sprichwort: Wer nicht hören hören will, muß fühlen. — W. D.

2. Verwandtes: Wo wohnt der liebe Gott? — Heut' ist's Sonntag, heute sind —. Das ist der Tag des Herrn —. Droben stehet die Kapelle —. Das dritte Gebot —. Der Mann im Monde. — Der Mann,

der am Sabbat Holz las und gesteinigt wurde. — Der zwölfjährige Jesus im Tempel. —

3. Ein Gegenstück ist Karl Geroks „Kindergottesdienst".

1. Es läuten zur Kirche die Glocken,
die Eltern, sie gingen schon aus,
drei Kindlein in goldenen Locken,
die sitzen noch unter dem Haus.

2. Die muntern, unmüßigen Gäste
sind noch für die Kirche zu klein;
doch wollen am heiligen Feste
sie fromm wie die Alten schon sein.

3. Hat jedes ein Buch sich genommen
und hält es verkehrt auf dem Schoß;
draus singen die Schelme, die frommen,
mit schallender Stimme drauf los.

4. Weiß selber noch keins, was es singet,
singt jedes in anderem Ton,
singt immer, ihr Kindlein, es dringet
auch so zu dem himmlischen Thron.

In beiden Gedichten rufen die Glocken zur Kirche, und zahlreiche Kirchgänger folgen dem Rufe, singen und beten in Gottes Hause. Aber dort flieht ein Knabe die Kirche und zieht das Spiel dem Gottesdienste vor. Hier ahmen kleine Kinder das Beispiel der Alten nach und halten vor dem Hause ihren Gottesdienst mit Gesang aus verkehrt gehaltenen Büchern. Dort treibt die Furcht vor der wandelnden Glocke den Knaben in die Kirche. Hier entschuldigt der Dichter die verkehrten Bücher und das Durcheinander der Töne mit der frommen Absicht der kleinen Schelme. P.

200. Wintertag.

Hermann Kletke.

I. **Einführung in den Stoff und Vorlesen des Gedichts.** An einem kalten Wintertage fährt ein Wagen gegen Abend auf einem Feldwege nach dem nahen Dorfe. Die Räder knarren und klappern, weil sie der Frost zusammengezogen hat. Die Erde ist weit und breit mit Schnee bedeckt, der oben zu einer Kruste zusammengefroren ist. Treten die Pferde auf die Kruste, so bricht sie krachend durch. An das Feld stößt ein dunkler Tannenwald. Auf den Zweigen liegt gefrorener Schnee; unten dran hängen lange, spitz zulaufende Eiszapfen, die dadurch entstanden sind, daß der Schnee oben in der Sonne schmolz, als Wasser abwärts tröpfelte und wieder zu Eis gefror. An den Eiszapfen haben sich rechts und links feine Eisnadeln angesetzt. Schnee und Eis funkeln (flimmern, flirren, blinken, blitzen) herrlich in den Sonnenstrahlen. Nur wenig Leben regt sich auf der weiten Winterflur (dem Schneefelde). Raben tappen (schreiten schwer) durch den Schnee, und Sperlinge fliegen traurig umher und suchen vergeblich ein Körnchen oder Würmchen. Wenn sich die Menschen nicht erbarmen, so müssen jene vor Frost und Hunger umkommen. Die Abendsonne wirft die letzten Strahlen auf das Schneefeld und vergoldet es gar schön. Um die Berge zieht sich weißer Dampf. Zwischen den Bäumen des Waldes dunkelt es schon. Am Himmel erscheinen Mond und Sterne und leuchten immer heller, je mehr die letzten Sonnenstrahlen verglühen. Die Menschen aber bewundern die Herrlichkeit eines Wintertages und loben Gott den Herrn dafür.

1. Es kracht der Schnee, der Wagen knarrt;
mit langen Zapfen steht und starrt
der Tannenwald so silberweiß,
die Zweige dicht behängt mit Eis.
Es flimmt und flirrt, es blinkt und blitzt,
die langen Zapfen wohlgespitzt,
die feinen Nadeln ohne Zahl,
sie funkeln froh im Sonnenstrahl.

2. Der schwarze Rabe tappt im Schnee,
die Kälte tut ihm gar nicht weh.
Der arme Sperling seufzt und denkt:
„O, wär' ein Körnlein mir geschenkt!
Ein einzig Körnlein such' ich nur
vergebens auf der Winterflur."
Ans Fenster pickt sein Schnäblein fein,
o macht ihm auf und laßt ihn ein!

3. Wie blinkt die Abendsonne schön!
In weißem Dampf die Berge stehn.
Schon dunkel wird der schnee'ge Wald;
der Mond am Himmel glänzet bald.
Der schöne Tag vorüberging;
der Mond sein helles Licht empfing;
mit Sternlein füllt der Himmel sich:
Herr Gott, Herr Gott, wir loben dich!

II. **Erläuterungsfragen.** Warum kracht der Schnee und knarrt der Wagen? Wie sind die Eiszapfen an den Tannenzweigen entstanden? Wie entsteht das Flimmern und Blitzen von Eis und Schnee? Was macht der Rabe im Schnee, und warum tut ihm die Kälte nicht weh? Warum findet der Sperling kein Futter auf der Winterflur? Welcher Unterschied ist zwischen „Schnee- oder Winterflur" und dem „Winterfelde"? Wie helfen die Menschen dem Sperlinge? Woher entsteht der Dampfschleier um die die Berge? Warum ist's im Walde schon dunkel, wenn oben auf den Wipfeln noch die letzten Sonnenstrahlen funkeln? Warum war der Tag schön? Welches sind die Zierden der Nacht?

III. **Vertiefung.** 1. Schilderung einer Winterlandschaft am Abende (nach der Vorbereitung)!

2. Der Schnee hat eine Kruste und bricht unter den Fußtritten. Der Tannenwald ist schnee- und eisbedeckt und funkelt im Sonnenlichte. Der Rabe ist hungrig, abgehärtet und tappt im Schnee umher. Der Sperling ist hungrig, frostig, betrübt und sucht Zuflucht bei den Menschen. Die Abendsonne ist groß, golden, und ihre Strahlen blinken und blitzen auf dem Schnee. Die Berge sind verschleiert und dampfen. Der Wald ist schneeig und wird dunkel. Der Mond und die Sterne sind hell und leuchtend, ziehen am Himmel auf und füllen ihn. Die Wanderer sind ergriffen von der Schönheit, dankbar dafür und loben Gott.

3. Str. 1 schildert die Winterpracht in Feld und Wald; Str. 2 beschreibt die Not der Vögel; Str. 3 schildert die Schönheit des Abends und den Eindruck auf die Menschen.

IV. **Verwertung**: a) Nenne Gedichte und Erzählungen, die uns das Winterleben zeigen! b) Welchen Segen hat der Winter und welche Freuden? c) Ein Wanderer erzählt daheim, was er auf seinem Winterwege gesehen hat. P.

201. A. Bescheidenheit siegt.

Heinr. Hoffmann v. Fallersleben. 50 Kinderlieder. 6. Stereot.-Ausg. Altona. S. 30.

1. Die Lerche singt, der Kuckuck schreit,
Krieg führt die ganze Welt;
es fängt nun an ein großer Streit
in Wald und Wies' und Feld.

2. Die Blumen streiten heftiglich,
wer wohl die schönste sei;
und nur die Rose denkt für sich:
„Das ist mir einerlei."

3. Und auch die Vöglein streiten sich
um ihren Sang und Schall.
„Was aber soll das kümmern mich?"
So sagt die Nachtigall.

4. Da mischet sich der Frühling drein:
„Was," spricht er, „soll der Krieg?
Der Nachtigall und Ros' allein
gebührt der Preis und Sieg."

5. So laßt uns wie die Rose sein
und wie die Nachtigall!
Bescheidne Herzen schön und rein,
die siegen überall.

B. Wettstreit.

Heinr. Hoffmann v. Fallersleben. Kinderlieder. 2. Aufl. Leipzig 1878. S. 101.

1. Der Kuckuck und der Esel,
die hatten großen Streit,
wer wohl am besten sänge
zur schönen Maienzeit.

2. Der Kuckuck sprach: „Das kann ich!"
und hub gleich an zu schrein.
„Ich aber kann es besser!"
Fiel gleich der Esel ein.

3. Das klang so schön und lieblich,
so schön von fern und nah;
sie sangen alle beide:
„Kuku, kuku — ia!"

Vermittlung. Der Dichter der beiden hübschen Kinderlieder, Hoffmann v. Fallersleben, stellt das laute Jubilieren und bunte Durcheinanderrufen und -singen der Vögel sowie das Nebeneinanderblühen der Blumen als einen Krieg oder Streit dar, als einen Wettstreit der Blumen, wer wohl die schönste sei, als einen Wettstreit der Vögel, wer wohl am besten sänge.

A. 1. Die Lerche trillert, der Kuckuck ruft. Das ist der Beginn des großen Frühlingsstreites in der Natur: in Feld und Wald, in den Gärten und Wiesen. 2. Zuerst beginnt der Streit und das Prahlen der Blumen: der Tulpen, Narzissen, Tazetten, der Kaiserkronen und Hyazinthen, der Balsaminen und Georginen. Die daneben blühende Rose mit ihrer Fülle und ihrem lieblichen Dufte mischt sich nicht mit in den Streit und denkt vielmehr: „Das ist mir einerlei" (gleichgültig). 3. Hierauf beginnen auch die Vögel: vor allem der Spatz, der Kuckuck, die Krähen, Spechte und Holzschreier, der Rohrsperling und Pirol und andere Schreier, zu streiten, wer den besten Sang und Klang habe. Die Nachtigall aber singt für sich und kümmert sich nicht um den Streit. 4. Da macht endlich der Frühling als Schiedsrichter dem Streite ein Ende. Unter den Vögeln ist die Nachtigall, unter den Blumen die Rose Königin. Ihnen allein gehört der erste Preis und der Sieg. 5. Mahnung des Dichters an uns: Bescheidenheit und Reinheit des Herzens sind zu erstreben und zu bewahren, da diese allein den Sieg davontragen.

B. 1. Aus dem Sängerkriege im Frühlinge hebt nun der Dichter in dem zweiten Liedchen zwei einzelne Meistersänger hervor, die miteinander um den Preis streiten: den Kuckuck und den Esel. 2. Der Kuckuck ruft: „Ich

singe schön"; der Esel überschreit ihn aber: „Ich singe besser." 3. In der letzten Strophe lobt der Dichter ihren Zwiegesang, allein sein Lob ist nicht ernstlich gemeint. Es ist vielmehr Hohn und Spott (Ironie).

R. D.

202. I. Äsop.

Ludw. Heinr. v. Nicolay. Vermischte Gedichte und prosaische Schriften. I. Teil. Berlin und Stettin 1792. S. 15.

Äsop ging einst nach einem Städtchen hin.
Ein Wandrer kommt und grüßet ihn und fragt: „Wie lange, Freund, hab' ich zu gehen
bis zu dem Flecken dort, den wir von weitem sehen?" —
„Geh!" spricht Äsop. — „Das weiß ich wohl,
daß, wenn ich weiter kommen soll, ich gehen muß. — Allein du sollst mir sagen,
wie lange?" — „Geh!" — „Der Kerl ist toll;
ich werde nichts von ihm erfragen," brummt er und geht. — „He," ruft Äsop, „ein Wort!
Zwei Stunden gehst du bis zum Flecken dort."
Der Wandrer bleibt betroffen stehen. „Ei!" ruft er, „und wie weißt du's nun?"
„Und wie," versetzt Äsop, „konnt' ich den Ausspruch tun,
bevor ich deinen Gang gesehn?" —

II. Eile mit Weile.

Christoph v. Schmid. Kurze Erzählungen. Neueste Sammlung. Augsburg 1858. S. 99.

Ein Fuhrmann fuhr abends mit einem geladenen Wagen in größter Eile der Stadt zu. „Komm' ich noch vor Torsperre in die Stadt?" rief er einem Reisenden zu, an dem er vorbeijagte. „O ja," sagte der Reisende, „wenn ihr langsamer fahrt!" Der Fuhrmann dachte: „Der Mensch ist nicht gescheit!" peitschte auf seine Pferde los und fuhr noch schneller auf der holprigen Straße, so daß Pferde und Räder rauchten. Plötzlich brach ein Rad, der Wagen fiel um, und Kisten und Fässer lagen auf der Straße und im Graben. Der Reisende holte den Fuhrmann bald ein und sprach: „Seht ihr nun, daß ich recht hatte? Ich komme zu Fuß noch wohl in die Stadt, ihr aber mit euren vier Pferden könnet sie heute nicht mehr erreichen. Ihr dachtet mit eurem Eilen einige Kreuzer Sperrgeld zu ersparen und habt nun einen Schaden von mehreren Gulden."

Das Eilen es nicht immer tut; Bedächtigkeit ist noch so gut.

Vergleichung. Das Gedicht und die Erzählung führen uns auf die Landstraße. Dort sehen wir einen Wanderer nach einem ziemlich entfernten Marktflecken gehen, hier einen Fuhrmann mit einem beladenen Wagen rasch nach einer nahen Stadt fahren. Jenem begegnet der weise griechische Fabeldichter Äsop, der etwa 600 Jahre vor Christo lebte, diesem ein Reisender. Jener grüßt und fragt, wie weit er noch bis zum Flecken habe; dieser grüßt nicht, sondern fragt nur, ob er noch in die Stadt käme vor Torsperre, d. h. vor der Zeit, wo früher die Tore der Städte abends geschlossen und nur gegen ein Sperrgeld wieder geöffnet wurden. Äsop antwortete: „Geh!", der Reisende: „Wenn ihr langsamer fahrt!" Beide Antworten erscheinen den Fragern töricht. Der erste nennt Äsop einen tollen (irr- oder wahnsinnigen) Kerl, der zweite den Reisenden „nicht gescheit". Der erste geht brummend weiter, der zweite peitscht seine Pferde zu rascherem Laufe auf der holprigen (unebenen und buckeligen) Straße

an. Dem ersten ruft Äsop ein Halt zu; dem zweiten bricht ein Rad am Wagen, so daß der Wagen umfällt und Kisten und Fässer (mit flüssigem und festem Inhalte) auf den Weg und in den Graben an der Seite fliegen. Dem ersten sagt Äsop, daß er in zwei Stunden die Stadt erreichen werde, dem letzten der Reisende: „Ihr werdet trotz eurer vier Pferde nicht mehr hinkommen!" Äsop hatte erst sehen wollen, ob der Wanderer schnell oder langsam gehe; danach richtete sich's, wieviel Zeit er brauchte. Der Reisende hatte aus der tollen Eile des Fuhrmanns auf ein Unglück geschlossen, das ihn die Stadt nicht mehr erreichen lasse. Der Wanderer bekommt für seinen vorschnellen Tadel nur eine Zurechtweisung; der Fuhrmann wird für seine unüberlegte Eile, seine Tierquälerei und unzeitige Sparsamkeit durch einen Verlust von mehreren Gulden (2 ℳ) bestraft. Das Gedicht enthält die Lehre, daß man vorsichtig und mit Überlegung urteilen soll, die Erzählung, daß Eile ohne Vorsicht nicht immer vorwärts bringt, und daß jedes Ding seine Zeit (Weile) braucht. P.

203. Der Eid des Wolfes.

Nach Camerarius. Fabeln von G. A. Meißner. Wien 1813. S. 259.

(Für die Oberstufe einer einklassigen Volksschule bearbeitet.)

I. **Vorbereitung.** Ein Bauer bemerkte zu seinem großen Leidwesen, daß ihm während der Nacht ein Schaf aus dem Stalle geraubt worden war. Während er umherspähete, wer wohl der Täter gewesen sein könnte, wurde er eine frische Wolfsfährte gewahr. Er verfolgte diese und fand, daß sie unter dem Gartentore hinweg hinaus ins Freie führte. Sofort holte er eine feste Schlinge herbei, stellte sie in dem Loche auf und befestigte sie an der Gartenmauer. Als er am anderen Morgen wieder an das Gartentor kam, siehe, da hatte sich der freche Räuber gefangen und winselte und heulte jämmerlich. Was ferner geschehen ist, erzählt uns der Fabeldichter in folgender Fabel:

Der Wolf hatte sich in einer Schlinge gefangen. Als der Bauer kam und ihn totschlagen wollte, da flehte er aufs demütigste, er möchte ihn nur dieses Mal begnadigen, und versprach, sein Leben zu bessern.[1]) „Ja," sagte der Bauer, „das ließe sich hören. Du wirst aber doch künftig in die Herden fallen und die Schafe zerreißen. Was taugt eine solche Besserung?" —

„Ach lieber Himmel," sagte der Wolf, „ich und Schafe zerreißen![2]) Sieh, ich verspreche dir, gar kein Fleisch mehr zu fressen. Kräuter will ich mir zur Nahrung suchen und Wurzeln nagen.[3]) Höchstens will ich mir zuweilen einen Fisch fangen, wenn mich die Lust nach Fleisch anwandeln sollte."[4]) Der Bauer ließ sich überreden und gab ihn auf dies Versprechen hin frei.

Indem der Wolf, seiner Freiheit froh, weiter ging, sah er noch im Gehöfte des Bauern ein Schwein, das sich in einem Pfuhle wälzte. Es gelüstete ihn nach einem fetten Bissen.[5]) „Aha!" rief er, „der Pfuhl ist eigentlich doch nur Wasser, und das Tier, dem es darinnen so wohl ist, ist gewiß ein Wassertier! Ach, ja freilich, das ist ein Fisch! Ei, Fische darf ich noch fressen. Das verbietet mir kein Eid!"[6]) Mit diesen Worten fiel er über das Schwein her und zerriß es.

So weiß der Gottlose seinen Eid nach seinen Gelüsten zu deuten.[7])

II. **Vertiefung.** 1. Übertragung auf menschliches Denken und Handeln. So redet und handelt der Sünder, wenn er in große

Not geraten und ihm ein schweres Joch auferlegt ist. 2. Das ist der wahre Pharisäer und Scheinheilige, der hier also spricht. Das ist der Wolf im Schafspelze. Er stellt sich unschuldig wie ein Kind. Seinen Worten nach gleicht er dem Schafe, inwendig aber ist und bleibt er der reißende Wolf. 3. Solche Gelöbnisse und Versprechen gibt nur der Betrüger und der unbußfertige Sünder. Was nach den Gesetzen der Natur unmöglich ist, das kann und darf man nicht versprechen. Sprichwort: Nur ein Schuft verspricht mehr, als er halten kann. 4. Hieraus erkennt man die List und Schlauheit des Betrügers, der vorsichtig eine Hintertür sich offen läßt, durch die sein böses Gelüste hindurchschlüpfen kann. 5. Jetzt kommt die wahre Natur des Sünders wieder zum Vorschein. 6. Hier haben wir den vollendeten Heuchler und Betrüger, der durch Trugschlüsse und Vernünftelei sein gottloses Beginnen und sein sündhaftes Handeln als erlaubt darstellen will. 7. Ja, so machen es die Meineidigen, die durch allerhand Entschuldigungen und Spitzfindigkeiten ihren falschen Eidschwur vor ihrem anklagenden Gewissen entschuldigen wollen.

2. Gliederung des Inhalts: a) Lebensgefahr und Gelöbnis des Wolfes. b) Weitere Ausführung des Gelöbnisses. c) Die wahre Natur kommt wieder zum Vorschein. d) Trugschluß über Trugschluß. e) Schlaue und spitzfindige Abfindung mit dem Gewissen.

3. Eigenschaften des Wolfes. Er war gefangen, denn er hatte eine Schlinge um den Hals. Es war ihm angst, und er war demütig, denn er flehte aufs kläglichste um sein Leben. Er war reuig und bußfertig, denn er versprach sein Leben zu bessern. Er war scheinheilig, denn er stellte sich so unschuldig dar, als hätte er noch nie ein Schaf zerrissen. Er war untreu und lügnerisch, denn er versprach, was er seiner Natur nach unmöglich halten konnte. Er war schlau und vorsichtig, denn er behielt sich vor, zuweilen sein Gelüste nach Fleisch mit einem Fische zu befriedigen (Hintertür). Der Wolf ward erlöst und befreit, denn der Bauer ließ ihn laufen. Er war froh über seine Freiheit und lüstern und begierig, denn es gelüstete ihn. Er war spitzfindig und trügerisch, denn er suchte durch Trugschlüsse sein sündiges Begehren zu beschönigen, und er war meineidig, denn was er durch einen Eid versprochen, das hielt er schon in der nächsten Stunde nicht.

III. **Verwertung.** 1. Mahnung: a) Versprich nicht mehr, als du halten kannst! b) Man muß nicht gut scheinen, sondern gut sein!

2. Sprichwörter: Läßt man einem Schalk eine Hand breit, so nimmt er eine Elle lang. Ein Schelm macht's besser, als er kann. Ein Schelm gibt mehr, als er hat. Er kommt vom Schelmen auf den Dieb. Wenn der Wolf gefangen ist, stellt er sich wie ein Schaf. Der Wolf findet leicht eine Ursache, wenn er das Schaf fressen will.

3. Verwandtes: Trugschluß nach Hebel: „Wenn im Frühjahr die Bäume zeitig ausschlagen, dann fangen auch die Frösche zeitig an zu quaken, folglich haben die Frösche das Laub herausgequakt."

R. D.

204. Ein Brief Dr. Martin Luthers an seinen kleinen Sohn Hans.

Sämtliche Schriften, herausgegeben von Walch. Halle 1749. XVI. Teil. S. 229.

I. Vorbereitung und Vorlesen. Doktor Martin Luther war im Jahre 1530 von den Seinigen in Wittenberg weit fortgereist und verweilte auf der festen Burg über der Stadt Coburg, während seine Freunde auf dem Reichstage zu Augsburg seine Sache vor dem Kaiser und den Fürsten vertraten. Luther hatte viele Arbeiten und war oft in schwerer Sorge um das Schicksal der Kirche. Trotzdem gedachte er voll Liebe an seine Familie daheim und schrieb an sein etwa vierjähriges Söhnchen den folgenden Brief, den die Mutter den Kindern vorlesen mußte:

Gnade und Friede in Christo, mein herzliebes Söhnchen! Ich sehe gerne, daß du wohl lernest und fleißig betest. Tu also, mein Söhnchen, und fahre fort! Wenn ich heimkomme, so will ich dir einen schönen Jahrmarkt[1]) mitbringen. Ich weiß einen hübschen, lustigen Garten, da gehn viele Kinder innen[2]), haben güldene Röcklein an und lesen schöne Äpfel unter den Bäumen und Birnen, Kirschen, Spilling[3]) und Pflaumen, singen, springen und sind fröhlich, haben auch schöne, kleine Pferdlein mit güldenen Zäumen und silbernen Sätteln. Da fragte ich den Mann, dessen der Garten ist, wes die Kinder wären. Da sprach er: „Es sind die Kinder, die gerne beten, lernen und fromm sind."

Da sprach ich: „Lieber Mann, ich habe auch einen Sohn, heißt Hänschen Luther, möchte (könnte) er nicht auch in den Garten kommen, daß er auch solche schöne Äpfel und Birnen essen möchte und solche feine Pferdlein reiten und mit diesen Kindern spielen?" Da sprach der Mann: „Wenn er gerne betet, lernet und fromm ist, so soll er auch in den Garten kommen, Lippus und Jost[4]) auch, und wenn sie alle zusammenkommen, so werden sie auch Pfeifen, Pauken[5]), Lauten[6]) und allerlei Saitenspiel haben, auch tanzen und mit kleinen Armbrüsten[7]) schießen." Und er zeigte mir dort eine feine Wiese im Garten, zum Tanzen zugerichtet, da hingen eitel[8]) güldene Pfeifen, Pauken und feine, silberne Armbrüste. Aber es war noch frühe, daß die Kinder noch nicht gegessen hatten, darum konnte ich des Tanzes nicht erharren[9]) und sprach zu dem Manne: „Ach, lieber Herr, ich will flugs[10]) hingehen und das alles meinem lieben Söhnlein Hänschen schreiben, daß er fleißig bete und wohl lerne und fromm sei, auf daß er auch in diesen Garten komme; aber er hat eine Muhme Lene[11]), die muß er mitbringen." Da sprach der Mann: „Es soll ja sein, geh hin und schreib ihm also!"

Darum, liebes Söhnlein Hänschen, lerne und bete ja getrost und sage es Lippus und Josten auch, daß sie auch lernen und beten, so werdet ihr miteinander in den Garten kommen. Hiermit bis[12]) dem allmächtigen Gott befohlen und grüße Muhme Lene und gib ihr einen Kuß von meinetwegen.[13])

Anno 1530. Dein lieber Vater

Martinus Luther.

II. Wort- und Sacherklärung: 1. Ein Geschenk vom Jahrmarkte. 2. Darin gehen viele Kinder umher. 3. Gelbe Pflaumen. 4. Philippus und Justus, die beiden Freunde von Hänschen. 5. Große Trommeln. 6. Längliches Saiteninstrument. 7. Schießwerkzeug aus Schaft, Bogen, Sehne und Drücker, womit Pfeile oder Bolzen geschossen wurden. 8. nichts als, lauter. 9. nicht so lange warten oder harren. 10. schnell, sogleich. 11. Base Magdalene, die Tante und treue Helferin Hänschens. 12. „bis"

ist die alte Form für „sei", davon abgeleitet „du bist". 13. Kuß von mir, in meinem Auftrage.

III. **Vertiefung.** 1. Schauplatz. Schöner Garten am Morgen. Allerlei Bäume mit schönen Früchten. Kieswege, auf denen die Kinder auf Pferdchen umherreiten. Schöne Wiesen zum Tanzen. Allerlei Saitenspiel aufgestellt. Scheibe zum Schießen mit Armbrüsten.

2. Personen: Vater Luther, sein Söhnchen Hans, dessen Freunde Lippus und Jost, Muhme Lene und der Besitzer des Gartens. Vater Luther denkt in der Ferne an sein Söhnchen, schreibt ihm einen Brief, freut sich über sein Lernen und Beten, verspricht ihm ein Geschenk vom Jahrmarkte, beschreibt den schönen Garten, in dem alles ist, was Kindern Freude macht, läßt ihn den Eintritt in den Garten hoffen, ermahnt zu fleißigem Lernen und Beten, befiehlt ihn dem allmächtigen Gotte und trägt ihm Grüße auf. Hänschen ist noch klein, aber fleißig und brav. Lippus und Jost lieben Hänschen und sind seine Spielgesellen, ohne die er nicht leben kann. Lene muß auch fromm und gut sein, weil Hänschen nchit ohne sie sein kann, und weil Luther sie hochschätzt. Der Besitzer des Gartens ist ein großer Kinderfreund, der alle guten Kinder aufnimmt, sie bewahrt und ihnen Freude bereitet.

3. Gedankengang. Luther wünscht seinem Söhnlein Gnade und Friede von Christus. Er freut sich über Hänschens Fleiß und verspricht ihm einen Jahrmarkt. Er beschreibt den schönen Garten, die vielen Kinder darin, die schönen Obstbäume, allerlei Spielzeug, den freundlichen Besitzer des Gartens, die Wiese zum Tanzen und die Verhandlungen mit dem Manne über Hänschens Aufnahme. Herzlicher Schluß des Briefes.

IV. **Verwertung.** 1. Fleiß und Frömmigkeit führen in das Paradies. Trägheit und Ungehorsam vertreiben daraus. Die ersten Menschen im Paradiese und dann der Sündenfall und die Vertreibung aus dem Paradiese. — 2. a) Was diente in dem Garten zum Schmuck, was zum Spiel, was zum Genuß? b) Was kann ein Kind glücklich machen? P.

205. Der Löwe und der Hase.

Gotthold Ephraim Lessing. Berlin. (Voß.) 1759. S. 6.

Ein Löwe würdigte einen drolligen Hasen seiner näheren Bekanntschaft. „Aber ist es denn wahr," sagte einst der Hase, „daß euch Löwen ein elender krähender Hahn so leicht verjagen kann?"

„Allerdings ist es wahr," antwortete der Löwe, „und es ist eine allgemeine Anmerkung, daß wir große Tiere durchgängig eine gewisse kleine Schwachheit an uns haben. So wirst du zum Exempel von dem Elefanten gehört haben, daß ihm das Grunzen eines Schweines Schauder und Entsetzen erweckt."

„Wahrhaftig?" unterbrach ihn der Hase. „Ja, nun begreif' ich auch, warum wir Hasen uns so entsetzlich vor den Hunden fürchten."

I. **Vermittlung des Verständnisses.** 1. würdigte = er erachtete für wert und würdig. 2. drollig = wegen Sonderbarkeit ergötzlich, auch seltsam, wunderlich. 3. nähere Bekanntschaft = vertrauter Umgang. 4. elender krähender Hahn = das Krähen des unbedeuten-

den Hahnes. 5. Anmerkung = Bemerkung, Erfahrung. 6. zum Exempel = zum Beispiel. 7. unterbrach = erwiderte, antwortete.

II. **Vertiefung.** 1. Fragen: Von welchen sechs Tieren ist hier die Rede? Wie heißen die drei Tierpaare? Löwe und Elefant fürchten sich nicht vor dem Hahne und dem Schweine; was können sie bloß nicht hören? Beim Hasen ist's ganz anders. Wieso? Das von ihm gefürchtete Tier ist nicht nur größer und mächtiger als er, sondern er fürchtet es in der Tat.

2. Gegensätze: Löwe und Hahn; Elefant und Schwein; Hund und Hase, aber nicht Hase und Hund.

3. Gliederung des Inhalts: a) Zwiegespräch zwischen Löwe und Hasen. b) Frage des Hasen. c) Antwort und allgemeine Bemerkung des Löwen. d) Überhebung des Hasen auf Grund seines Trugschlusses.

4. Grundgedanke. Der Umgang mit Großen verleitet manchen Kleinen zu Überhebung und zum Stolze.

III. **Rede- und Stilübungen:** 1. Gib an, welcher Unterschied ist a) zwischen dem Hasen und dem Löwen und Elefanten, mit denen er sich gleichstellt, und b) zwischen dem Hunde und dem Hahne und Schweine, die er in eine Klasse wirft!

2. Welche Triebfeder scheucht den Löwen aus der Nähe des Hahnes und den Elefanten aus der Nähe des Schweines? Eine kleine Schwachheit: Widerwille, Abscheu, Ekel. Welche Triebfeder scheucht aber den Hasen aus der Nähe des Hundes? Wirkliche Furcht.

3. Verwandtes. Die Diener berühmter Männer vermeinen Anteil an deren Werken zu haben, z. B. Bälgetreter zum Organisten: „Wir haben heute schön gespielt!" Gib noch andere Beispiele an! R. D.

206. Der Milchtopf.

J. de Lafontaine. Fabeln, Lieder und Satiren. Leipzig 1766.

Nachlässig aufgeschürzt, mit starken Schritten, den Milchtopf auf dem Kopf, ging Martha nach der Stadt, um ihre Ware feilzubieten. Weil doch nun beim Verkauf ein jeder Sorgen hat, so überdachte sie, was, wenn's das Glück ihr gönnte, sie wohl damit verdienen könnte. Sechs Batzen, dachte sie, gibt mir wohl jedermann; denn in der Stadt ist alles teuer. Die streich' ich also ein und lege sie mir an und kaufe mir, soweit sie reichen, Eier. Die bring' ich wieder in die Stadt. Das Glück hat oft sein Spiel. Für das was ich gewann, kauf' ich mir lauter Hühner ein. Dann legt mir eine jede Henne; ich zieh' auch dreimal Brut. Wie wird sich Martha freu'n, wenn so so viel Hühner um sie flattern! Die soll gewiß kein Fuchs ergattern! Sind sie dann groß genug, so kauf' ich mir ein Schwein. Die Kleie hab' ich schon dazu. Das Schwein verkauf' ich auch und kauf' mir eine Kuh. Die wirft ein Kalb, ein Kalb voll Mut und Feuer. Hopp, wie es springt! Hopp, arme Martha, hopp! — Hier springt sie. — Gute Nacht, Kalb, Kuh, Schwein, Hühner, Eier! Da liegt der Topf!

I. **Erläuterungsfragen.** Warum hatte sich Martha aufgeschürzt, d. h. die Kleider etwas in die Höhe gezogen und festgebunden? Warum ging sie mit starken, d. h. großen und eiligen Schritten? Wie kann man die Milch vom Dorfe in die Stadt schaffen? Auf welche Weise hat sie die Milch feil, d. h. zum Verkaufe ausgeboten? Welche Sorgen hatte sie um

den Verkauf? Wie gönnt das Glück einer Verkäuferin etwas, d. h. zeigt ihr seine Gunst? Wieviel machen sechs Batzen nach unserem Gelde, wenn einer etwa 13 Pf. gilt? Wie wollte sie das Geld anlegen oder anwenden? Wie kann das Glück beim Eierhandel sein Spiel haben? Wie nützen Hühner oder Hennen? Wie heißen die ausgebrüteten Jungen der Henne (ihre Brut)? Wann flattern oder fliegen die Hühner um die Herrin? Wie kann man die Hühner behüten, daß sie kein Fuchs und kein Raubvogel ergattert oder erschnappt? Woher hatte Martha Kleie oder Schalen von gemahlenen Körnern? Wie zeigt das Kalb Mut und Feuer? Warum machte Martha einen „Hops" oder Sprung in die Höhe? Was bedeutet das „Gutenachtsagen"? Welches Schicksal hatte der Topf und die Milch? Wie hängen Eier, Hühner, Schwein, Kuh und Kalb damit zusammen? Was war schuld an dem Unglück?

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Wir werden an einem Morgen auf den Weg vom Dorfe nach der Stadt geführt. Es hat etwas geregnet, so daß der Weg schmutzig ist. Ein Bauernmädchen schreitet rüstig der Stadt zu. Die Röcke hat sie aufgeschürzt und dadurch kürzer gemacht, um sie nicht zu beschmutzen. Mit den Händen hält sie auf dem Kopfe einen Milchtopf, der später in Scherben am Boden liegt und die weiße Milch in die Erde fließen läßt.

2. Gedankengang. Martha geht in die Stadt, um Milch zu verkaufen. Auf dem Wege macht sie allerlei Pläne, wie sie gewinnen und ihren Wohlstand vermehren will. Über den schönen Gedanken vergißt sie die Wirklichkeit und zerstört in ihrer Unvorsichtigkeit all die schönen Hoffnungen.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung und Verwandtes. Vergiß über dem Plänemachen die Wirklichkeit nicht! Wer die Augen nicht auftut, muß den Beutel auftun. Vorgetan und nachbedacht, hat manchen in groß Leid gebracht. Wer Luftschlösser baut, verliert den Weg auf der Erde. Wer sich mit Hoffnungen nährt, kann vor Hunger sterben. Tu nicht den zweiten Schritt, eh' du den ersten getan hast! Ein Sperling in der Hand ist besser als eine Taube auf dem Dache.

2. Rede- und Stilübungen. a) Martha erzählt ihr Unglück daheim. b) Nachbildung: Ein Eiermädchen trägt einen Korb voll Eier auf dem Kopfe zur Stadt. P.

207. Grille und Ameise.

Nach Äsop, vgl. K. Simrock. Äsops Leben und Fabeln. Frankfurt a. M. S. 124.

Eine Grille kam bei strenger Kälte zu ihrer Nachbarin, der Ameise.[1]) „Frau Nachbarin," sagte sie, „leiht mir doch einige Speise; denn ich habe Hunger und nichts zu essen."[2])

„„Hast du denn nicht Speise für den Winter gesammelt?"" fragte die Ameise.[3]) „Ich hatte keine Zeit dazu," war die Antwort.[4]) „„Keine Zeit, Frau Grille? Was hast du denn den Sommer zu tun gehabt?""[5]) „Ich habe gesungen und musiziert," erwiderte die Grille.[6]) „„Nun gut!"" ließ jetzt die Ameise sich vernehmen, „„ da du im Sommer musiziert hast, so magst du im Winter tanzen.""[7])

Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.

I. **Einführung in den Stoff und dann Vorlesen.** Die Handlung der Fabel ist mit dem heutigen Standpunkte der Naturgeschichte unvereinbar. Der Lehrer tut daher gut, sich hier nicht des näheren auf die Naturgeschichte der beiden Insektenarten einzulassen, sondern nur die Fabel so weit als tunlich auszulegen. Die Fabeln sind ja nicht zur Kenntnis der Naturgeschichte geschrieben, sondern um menschliches Tun und Treiben in Bildern der Natur zu schildern, anschaulicher darzustellen und dem Gedächtnis fester einzuprägen. 1. Eine Grille oder Grasheuschrecke begegnet an einem sehr kalten Herbsttage am Saume des Waldes einer Ameise. 2. Grille: „Nachbarin, borget mir doch etwas von eurer Nahrung; denn ich bin hungrig und finde nichts zu fressen!" 3. Ameise: „Hast du denn keine Nahrung für die kalte Winterzeit dir aufgespart?" 4. G. „Nein; denn ich fand keine Zeit dazu." 5. A. „Keine Zeit? Was hast du denn den ganzen Sommer über gearbeitet?" 6. G. „Ich habe gezirpt und gesungen." 7. A. „Nun wohl, hast du den ganzen Sommer über musiziert, so magst du im Winter tanzen. Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen."

II. **Gliederung.** a) Die Grille kommt zur Ameise und bittet um Speise. b) Die Ameise fragt, warum sie im Sommer keine Vorräte gesammelt habe. c) Die Grille antwortet, sie habe keine Zeit gehabt, habe musizieren müssen. d) Die Ameise schlägt die Bitte unter spöttischer Begründung ab.

Grundgedanke: Wer in der Jugend nicht arbeitet und spart, muß im Alter Not leiden. Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung: a) Sei fleißig, arbeitsam und sparsam! b) Die Jugend (Jünglings- und Mannesalter) ist die Zeit der Aussaat, das Alter die Zeit der Ernte. c) Verträume, vertändle und verspiele nicht die erste Hälfte deines Lebens, damit du in der anderen nicht bittre Not leiden mußt!

2. Übertragung des Inhalts der Fabel auf menschliches Tun und Treiben. Beispielsweise ungefähr so: Ein lebenslustiger Mann, namens Heiter, der nahezu sechzig Jahre alt war, kam eines Tags zu seinem Nachbar, einem fleißigen und sparsamen Manne gleichen Alters, mit Namen Fleißig, und bat ihn: „Lieber Herr Nachbar, habt doch die Güte und leihet mir ein paar hundert Mark; ich habe für den langen Winter weder Speise noch Trank, weder Feuerung noch warme Kleidung für mich und die Meinigen!" „Aber, lieber Nachbar, habt ihr denn bei eurem schönen Verdienste euch nichts gespart und keinen Notpfennig zurückgelegt?" fragte ihn der erste. „Ja, lieber Nachbar," antwortete jener ganz lustig, „ich habe ja bis jetzt noch keine Zeit dazu gefunden. Fast täglich lud man mich hierhin und dorthin ein; da mußte ich singen und musizieren, um andere zu erheitern, und mein Einkommen reichte gerade immer nur aus der Hand in den Mund." Da zuckte Herr Fleißig die Achseln und sprach: „Lieber Nachbar, vom Singen und Lustigsein kann man allein nicht leben. Habt ihr in euren jungen Jahren nicht gespart,

so werdet ihr nun auf eure alten Tage Not leiden müssen. Ich habe wohl einen Notpfennig, allein der reicht gerade nur für mich und die Meinigen zu." — Spare in der Zeit, so hast du in der Not! R. D.

208. Wachtellieder.

I. **Einführung in den Stoff und dann Gedichtsvortrag.** Es ist Sommer. Ein Wanderer geht auf einem Fußpfade durch das Saatengefilde, d. h. das Feld oder Gefilde mit Saaten, die schon in Halme und Ähren geschossen sind. Jetzt bleibt er stehen und horcht. Aus dem grünen Ährenfelde schallt der hüpfende (auf- und abspringende) Schlag oder Ruf „Bückwerwück!" Es ist die Wachtel, die ihn hören läßt, ein braunes, gelbgestreiftes Feldhühnlein, das als Zugvogel im Frühling zu uns kommt und im Herbst scharenweise fortzieht. Die Menschen hören den Wachtelschlag gern und legen ihm allerlei Bedeutung unter, je nach Zeit und Umständen, wann er sich hören läßt, und nach der Stimmung, in der sie sich befinden. Anders klingt er ihnen am Morgen, wenn er das Gesinde weckt, anders am heißen Mittag, wenn der Schnitter den Rücken biegen muß, anders am Abend, wenn der Knecht sein ordentliches Abendessen erwartet, anders zwischen den grünen Saaten, anders zwischen den reifen Ähren, anders nach einem Gewitter. Das zeigen die folgenden beiden Gedichte.

I. Wachtellied.

Samuel Friedrich Sauter. Sämtl. Gedichte. Karlsruhe 1845.

1. Horch, wie schallt's dorten so lieblich hervor:
„Fürchte Gott, fürchte Gott!"
ruft mir die Wachtel ins Ohr.
Sitzend im Grünen, von Halmen umhüllt,
mahnt sie den Horcher am Saatengefild:
„Liebe Gott, liebe Gott!
er ist so gütig und mild."

2. Wieder bedeutet ihr hüpfender Schlag:
„Lobe Gott, lobe Gott!
der dir zu lohnen vermag."
Siehst du die herrlichen Früchte im Feld?
Sieh sie mit Rührung, Bewohner der Welt!
„Danke Gott, danke Gott!
der dich ernährt und erhält."

3. Schreckt dich im Winter der Herr der Natur:
„Bitte Gott, bitte Gott!"
und er verschonet die Flur.
Machen die künftigen Tage dir bang,
tröste dich wieder der Wachtelgesang;
„Traue Gott, traue Gott!"
deutet ihr lieblicher Klang.

II. Die Wachtel.

Volkslied. Kölner Liederbuch für Schulen. Köln 1850. I. S. 27.

1. Es rufet die Wachtel mit munterem Schlag;
sie rufet schon frühe, bevor es noch Tag,
schlagt und sagt: „Weckt den Knecht! Weckt die Magd!"

2. Es rufet die Wachtel am heißen Mittag;
sie rufet dem Schnitter mit munterm Schlag,
schlagt und sagt: „Bück den Rück! Bück den Rück!"

3. Doch neigt sich zum Abend der glühende Tag,
so ruft sie der Bäurin mit freudigem Schlag,
schlagt und sagt: „Gebt dem Knecht, was ihm recht!"

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Ein grünes und dann reifes Ährenfeld im Sommer, darin versteckt eine Wachtel. An dem grünen Saatenfelde ein horchender Wanderer, auf dem Ährenfelde fleißige Schnitter. Am Himmel die glühende Sonne, dann Gewitterwolken. In der Nähe ein Dorf, auf der Straße Erntewagen.

2. Personen. Die Wachtel sitzt im Grünen versteckt, ruft mit lieblichem Schalle, mahnt den Horcher, Gott zu fürchten, zu lieben, zu bitten, zu loben, ihm zu danken und zu vertrauen. Sie ist früh auf und weckt Knechte und Mägde; sie schlägt unermüdlich auch in der Mittagsglut und mahnt die Schnitter zum Fleiße; sie verstummt auch am Abend nicht und mahnt die Hausfrau, den Arbeitern ordentlich zu essen zu geben.

3. Gedankengang des ersten Liedes: Str. 1 mahnt zur Furcht und Liebe Gottes, Str. 2 zu Lob und Dank, Str. 3 zu Gebet und Gottvertrauen. Im zweiten Liede: Nach Str. 1 weckt die Wachtel früh das Gesinde, nach Str. 2 ermahnt sie die Schnitter zum Fleiße, in Str. 3 erinnert sie die Bäuerin an ihre Pflicht gegen die Arbeiter. Grundgedanke: Wer Ohren hat zu hören, der höret überall in der Natur die Stimmen, die zu Gott und zu treuer Pflichterfüllung rufen.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Das aufmerksame Ohr und das empfängliche Herz hört aus dem Wachtelschlage gleichsam Menschenlaute, die da mahnen, den verborgenen Gott zu fürchten, den gütigen zu lieben, den segnenden zu loben, dem gebenden zu danken, den drohenden zu bitten, dem allmächtigen zu vertrauen und zu aller Zeit treu die Pflicht zu erfüllen. — Er macht seine Engel zu Winden und seine Diener zu Feuerflammen. — Wo diese (die Kinder) werden schweigen, so werden die Steine schreien. — Da vernahm Elia aus dem stillen, sanften Säuseln, daß der Herr vorüberging. — Dich predigt Sonnenschein und Sturm, dich preist der Sand am Meere. — Bileam verstand die Rede seiner gequälten Eselin.

2. Vergleichung der beiden Gedichte. Die erste Wachtel wendet sich an den Horcher im Ährenfelde, die zweite an die Herrschaft und das Gesinde. Die erste mahnt zur Erfüllung der Pflichten gegen Gott, die zweite zur Pflichterfüllung gegen die Menschen. Die erste zählt die göttlichen Wohltaten, die zweite die verschiedenen Pflichten auf. Die erste schlägt bei verschiedenen Gelegenheiten und in verschiedenen Jahreszeiten, die zweite zu verschiedenen Tageszeiten. P.

209. Das Dorf.

R. Reinick. Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch. Bielefeld und Leipzig o. J. S. 98.

I. **Vorbereitung.** Der Maler Robert Reinick, der sehr schöne Bilder mit Stift und Pinsel gemalt hat, war zugleich auch ein Dichter, der mit der Feder, d. i. mit Worten, gar prächtige Gemälde zu schaffen verstand. Er war ein großer Freund des Landlebens und hat uns manche liebliche Schilderungen des Dorflebens gemacht, von denen die folgende eine Probe ist.

1. Steht ein Kirchlein[1]) im Dorf, geht der Weg dran vorbei,
und die Hühner, die machen am Weg ein Geschrei.

2. Und die Tauben, die flattern da oben am Dach,
und die Enten, die schnattern da unten am Bach.

3. Auf der Brück' steht ein Junge[2]), der singt, daß es schallt,
kommt ein Wagen gefahren, der Fuhrmann, der knallt.

4. Und der Wagen[3]) voll Heu, der kommt von der Wiese,
und oben darauf sitzt der Hans und die Liese[4]).

5. Die jodeln und jauchzen[5]) und lachen alle beid',
und das klingt durch den Abend, es ist eine Freud'.

6. Und dem König sein Thron, der ist prächtig und weich;
doch im Heu da zu sitzen, dem kommt doch nichts gleich.

7. Und wär' ich der König, gleich wär' ich dabei
und nähme zum Thron mir einen Wagen voll Heu.

II. **Erläuterungen.** 1. = eine kleine Kirche nebst Türmlein. 2. Der Junge hat wahrscheinlich die Enten im Bache zu hüten gehabt. Er sang dabei die schönen Frühlings- und Sommerlieder, die er in der Schule gelernt hat. 3. Und der Wagen, nämlich der da über die Brücke gefahren kam, war mit Heu beladen. 4. Der Lehrer stelle die Personen als zusammengehörige dar: Der Fuhrmann ist der Vater, der singende Knabe das jüngste Kind, und Hans und Liese sind die älteren, schon erwachsenen Kinder des Bauern. 5. Durch Vorsingen eines kleinen Liedes nebst Jodler zu erklären.

III. **Vertiefung.** 1. Ort der Handlung ist im Gedichte selbst genau gezeichnet. Zeit der Handlung: Ein schöner Abend, Ende Juni, zur Zeit der Heuernte, doch am frühen Abend, indem die Hühner noch auf sind und krähen und schreien.

2. Generalfragen: a) Was ist jedes der hier genannten Dinge: das Dorf, das Kirchlein, der Weg, die Hühner usw.? b) Wo ist jedes? c) Wie ist jedes dahingekommen? d) Welche der hier genannten Dinge kann man nur sehen? Kirche, Dorf, Weg, Dach, Heu, Wiese usw. e) Welche kann man sehen und hören? Die krähenden Hühner, die flatternden Tauben, den singenden Jungen, den rasselnden Wagen, den knallenden Fuhrmann, die jodelnden Geschwister usw.

3. Gedankengang: a) Was der Dichter sieht und hört (Str. 1 bis 5). b) Der Dichter vergleicht das Sitzen auf dem Heuwagen mit dem Sitze auf einem Throne. c) Des Dichters Urteil und Wunsch.

4. Eigentümlichkeiten des Gedichtes zeigen sich in der volkstümlichen Sprache: a) Weglassung des grammatischen Subjektes, des „es" vor „steht", „geht" und „kommt". b) Die doppelten Subjekte der einfachen Sätze in Vers (Zeile) 2—7, 9, 10 und 11. c) Das am Anfange des Satzes stehende „Und": s. Zeile 2—4, 7 und 8, 10 und 11, 13 und 14. d) Der Inhalt des Gedichtes bleibt verständlich, wenn die logischen Subjekte allein stehen bleiben und die grammatischen Subjekte „die" und „der" ausgelassen werden. Ein Gleiches findet mit dem am Anfange der Sätze stehenden „Und" statt; allein durch diese Eigen-

tümlichkeiten der Volkssprache gewinnt das Gedicht ungemein an Klarheit und Volkstümlichkeit, wie anderenteils dadurch die einzelnen Teile des Bildes zu einem übersichtlichen Ganzen verbunden werden.

IV. **Verwertung.** Rede- und Stilübungen: 1. Bilde eine Erzählung, in der du die Schilderung so darstellst, als ginge sie von dir aus! Anfang: An einem schönen Juniabend kam ich in ein Dorf; ein Kirchlein stand inmitten usw. 2. Bilde 10—20 Sätze, in denen das grammatische Subjekt durch das Fürwort „es" ausgedrückt ist! z. B.: Es kamen grüne Vögelein. Es ging ein Knäblein in den Wald. Es geht durch alle Lande usw. R. D.

210. Feldmarschall Frühling.

Drosch.

I. **Einführung in den Stoff und dann Zusammenfassung im Gedichte.** Der Frühling gleicht einem Feldmarschall oder obersten General, der allerlei Soldaten anführt. Die Trompeter, welche zum Vorrücken blasen, sind die trillernden Lerchen; die gemeinen Soldaten oder, wie sie früher genannt wurden, die Landsknechte sind die Saaten, welche in zahllosen Heeren als Halme auf den Feldern (dem Lande) aufmarschieren. Die Heuschrecken oder großen grünen Grashüpfer, auch Heupferde genannt, sind die Reiter, weil ihr Kopf einem aufgezäumten Pferdekopfe gleicht und sie tüchtige Sprünge machen. Die kleineren Grillen zirpen als Pfeifer, indem sie die Flügel an rauhen Adern der Hinterschenkel reiben, und hüpfen lustig und eifrig hin und her. Die Blüten dienen als Geschütz, als Flinten und Kanonen, weil sie sich öffnen, statt Pulverdampf Wohlgeruch verbreiten und den Feind Winter am besten verjagen. Sie schleudern keine Kugeln und nützen weniger als die Gewehre, aber sie schaden auch weniger (minder), weil sie niemand töten. Der Frühling ficht oder kämpft mit seiner warmen Luft gegen das Eis, das sich auf manchem Raume (Gewässer) findet, und schmilzt es zu Wasser. Das Gras schießt empor, die Sonne sticht mit ihren Strahlen; die Bäume schlagen aus, d. h. sie schlagen die braunen Knospenmützen zurück, und die grünen Blätter rücken heraus. Wie Kanonenblitze das Land reinfegen von Feinden, so säubert der Frühling mit seinen Lichtblitzen die Erde von den Spuren des Winters. Wie die Büchsen knallen und die Bomben (hohle Geschützkugeln) platzen, so tun's im Frühling die Knospen. So ist der Frühling ein Heerführer, besser als alle anderen, mit tapferer und geschickter Hand, dem wir von Herzen „Glückauf und Gedeihen zum Werke" wünschen.

1. Der Frühling ist ein Feldmarschall,
hat mancherlei Soldaten.
Trompeter sind die Lerchen all;
Landsknechte sind die Saaten.

2. Heuschrecken sind die Reiter sein,
und Grillen sind die Pfeifer,
sie reiten, pfeifen lustig drein
und zeigen großen Eifer.

3. Es sind die Blüten sein Geschütz,
damit jagt er den Winter,
und ist's auch zu nichts weiter nütz',
so schadet's doch auch minder.

4. Saht ihr noch niemals, wie er ficht,
von Eis befreit die Räume?
Es schießt das Gras, die Sonne sticht,
es schlagen aus die Bäume.

5. Und wie der Blitz fegt er das Land;
die Knospen platzen, knallen. —
Glück auf, du mit der tapfern Hand,
du Feldmarschall vor allen!

II. **Vertiefung.** 1. Schauplatz. Der Frühling als Feldmarschall schwebt gleichsam über der Erde in der blauen, warmen Luft und kommandiert die einzelnen Teile des Frühlingsheeres. Die Saaten sind als gemeine Soldaten aufmarschiert; die Lerchen in der Höhe blasen als Trompeter zum Aufwachen, zum Sammeln und Vorrücken. Die Grillen hüpfen als Pfeifer vor einzelnen Trupps umher. Die großen Heuschrecken sprengen als Reiter hin und her. Die Halme schießen wie Lanzenspitzen in die Höhe. Die Sonne sticht mit ihren Strahlen wie mit einer Zündnadel und bringt die Knospen zum Platzen und Knallen wie Bomben. Die Bäume schlagen aus, indem sie das Winterkleid abwerfen und Laub gewinnen. So wird der Feind Winter mit seinem Heere „Schnee, Eis und Kälte" verjagt.

2. Gedankengang. Str. 1. Der General, die gemeinen Soldaten und die Trompeter. Str. 2. Die Reiter und Pfeifer. Str. 3. Die Geschütze. Str. 4. Der Kampf. Str. 5. Der Sieg.

3. Eigentümlichkeit. Der Reiz des Gedichtes liegt darin, daß der Frühling und seine Eigentümlichkeiten als Person behandelt (personifiziert) werden. Der Frühling wird mit einem obersten Heerführer, sein Gefolge mit den Teilen eines Kriegsheeres, seine Ankunft mit einem Kampfe und sein Einzug mit einem Siege über den Winter verglichen.

P.

211. Der Einsiedler und der Bär.

Aug. Gottl. Meißner. Fabeln. Wien 1813. S. 278.

Ein Einsiedler hatte sich einen jungen Bären aufgezogen und durch Futter, Schläge und manche Mühe ihn so zahm wie einen Hund gemacht. Oft brachte er nun seinem Erzieher ein ansehnliches Stück Wildbret heim, trug Holz und Wasser herbei, bewachte seine Hütte; kurz, er leistete ihm Dienste von aller Art.

Einst lag an einem Sommertage der Einsiedler im Grase dahingestreckt und schlief. Neben ihm saß sein Bär und wehrte die Fliegen ab, die scharenweise den Greis umschwärmten. Vorzüglich quälte ihn eine; wohl zehnmal hatte der Bär sie fortgejagt, und immer kam sie wieder.

Jetzt, als sie abermals auf die Wange des Schlafenden sich setzte, rief der Bär unwillig aus: „Warte, warte, ich will das Wegbleiben dich lehren!" Bei diesen Worten ergriff er einen großen Stein, zielte richtig und zerschmetterte die Fliege, aber freilich auch mit ihr — den Kopf des armen Alten.

Wähle dir keinen einfältigen, keinen allzu rohen Menschen zum Freunde! Selbst mit dem besten Willen kann er oft mehr als der ärgste Feind dir schaden.

I. **Vorbereitung, Zielangabe und Vorlesen.** In früherer Zeit hielten es die Menschen für ein großes Verdienst und glaubten, sich Gottes Lohn zu erwerben, wenn sie, geschieden von aller Welt und allem menschlichen Verkehr, in der Einsamkeit lebten. Mitten in düsterm Walde oder an einer Bergeshalde bauten sie sich eine einfache Hütte oder Klause, öfters noch in der Nähe eines Wallfahrtsortes, um hier andächtig zu beten, oder in der nächsten Umgebung einer einsamen Waldkapelle, um hier den Dienst als Kaplan oder Glöckner zu verrichten. Mochte dem nun sein, wie ihm wollte, man nannte alle diese Männer Einsiedler, Klausner oder mit einem fremden Worte Eremiten. Ein solcher hatte einen jungen Bären gezähmt

und zu allerlei Diensten abgerichtet. Wie ihm das Tier mit Eifer, aber Unverstand diente, das erzählt die folgende Fabel.

II. **Zum Wort- und Sachverständnisse.** Was hatte der Einsiedler mit einem Bären getan? Er hatte ihn gezähmt, abgerichtet. Wodurch hatte er ihn gezähmt? Wozu hatte er ihn abgerichtet? Was machte der Bär, als der Einsiedler an einem Sommertage Mittagsruhe im Grase hielt? Wie hat wohl der Bär anfangs die Fliegen verjagt? Endlich wurde er böse auf eine, die immer wiederkam. Wie rief er deshalb aus? Wie bestrafte der Bär diese Fliege? Was hätte sich der Bär sagen müssen, hätte er Verstand und Vernunft gehabt? So aber war er ein einfältiges Tier, das mit der Fliege zugleich seinen Herrn tötete.

III. **Vertiefung.**

1. Kernfragen: a) Wie war der Einsiedler zu dem jungen Bären gekommen? b) Welche Raubtiere lebten damals in unseren Wäldern? c) Worin bestand damals das Wildbret, das der Bär heimbrachte? d) Wie hat er es wohl gemacht, um Wasser und Holz herbeizuholen? e) Aus welchem Grunde wehrte er dem schlafenden Greise die Fliegen ab? Welches war also die Triebfeder seines Tuns? Liebe. Wie war aber seine Liebe? Blind, unverständig.

2. Gliederung: a) Ein Eremit zähmt einen jungen Bären und richtet ihn zu allerlei Diensten ab. b) So will das Tier die lästigen Fliegen von seinem schlafenden Herrn vertreiben. c) Die schlimmste trifft er mit einem Steine, zerschmettert aber damit den Kopf des Einsiedlers. d) Eifer ohne Überlegung schadet mehr, als er nützt.

3. Grundgedanke: Blinde Liebe schadet nur. Löbliche Zwecke werden durch törichte Mittel nicht erreicht.

IV. **Nutzanwendung und Verwandtes.** a) „Herr, schütze mich vor meinen Freunden, vor meinen Feinden will ich mich selbst schützen!" b) Die Affenliebe, die so groß ist, daß sie die eignen Kinder durch Umarmung und Liebkosung erdrückt. c) Übertrage die Geschichte auf menschliche Verhältnisse! Mancher Vater, manche Mutter gleichen dem Bären; indem sie ihren Kindern alles gewähren und nichts versagen, vergiften sie das Herz ihres Kindes, töten die kindliche Unschuld und legen den Grund zu seinem frühen geistigen Tode. R. D.

212. Vom Mäuslein.

[Friedrich Güll. Kinderheimat in Liedern. Volksschulausgabe. Gütersloh 1875. S. 59.

Die Köchin spricht zum Koch:
„Fang mir das Mäuslein doch!
Es ist nichts sicher in Küch' und Keller,
nicht in der Schüssel, nicht auf dem Teller.
Wo's was riecht, da ist es gleich;
wo's was kriegt, da frißt es gleich;
wo ein Braten dampft,
da kommt das Mäuslein und mampft.
Unter der Bank in den Küchenschrank
hat es gebissen ein Loch.
Koch, fang mir das Mäuslein doch
und jag es wieder aus dem Haus
in das freie Feld hinaus!" —
Da macht der Koch ein Gesicht und spricht:
„Mäuslein, Mäuslein, bleib in deinem Häuslein!
Nimm dich in acht heut Nacht;
mach auch kein Geräusch und stiehl nicht mehr das Fleisch,
sonst wirst du gefangen und aufgehangen!"
Der Koch aber deckt zu alle

Schüsseln und stellt auf die Falle
hinten im Eck und tut hinein den Speck,
sperrt die Küche zu, geht und legt sich zur Ruh'.
Das Mäuschen aber ist ruhig
und wispert leis: „Das tu ich!" —
Aber es hat nicht lang gedauert,
so kommt schon das Mäuslein und lauert
und sagt: „Wie riecht der Speck so gut,
wer weiß, ob's was tut?
Nur ein wenig möcht' ich beißen,
nur ein wenig möcht' ich speisen.
Einmal ist keinmal!"
So spricht fein Mäuslein und schleicht,
bis es die Falle erreicht,
duckt sich und buckt sich,
schmiegt sich und biegt sich,
ringelt das Schwänzlein wie ein Kränzlein,
setzt sich ins Eck und ergötzt sich am Speck,
reißt, beißt und speist.
Platsch, tut's einen Knall,
und zu ist die Fall'!

Das Mäuslein zittert vor Schrecken
und möchte sich verstecken.
Aber, wo es will hinaus,
ist zugesperrt das Haus.
Es pfeift und zappelt, es kneift und krabbelt.
Überall ist ein Gitter,
und das ist bitter;
überall ist ein Draht,
und das ist schad'.
Leider, leider, kann's Mäuslein nimmer weiter;
wär's nur gewesen gescheiter! —
Unterdessen wird es Morgen,
da kommt die Köchin und will besorgen
den Kaffee und den Tee.
Da sieht sie denn, was vorgegangen,
und wie das Mäuslein sich gefangen.
Ganz sacht schleicht sie hin und lacht:
„Haben wir endlich doch erhascht
das Mäuslein, das immer von allem genascht?
Siehst du: einmal ist nicht keinmal,
wärst du geblieben in deinem Loch,
gefangen hätte dich nicht der Koch!"

I. **Vermittlung des Verständnisses.** Mampft = mahlt mit den Kinnbacken und schmaust mit beiden Backen. Lauert = paßt heimlich mit Augen und Ohren auf. Buckt sich = bückt sich. Ergötzt sich = labt und erfreut sich. Pfeift mit der feinen Stimme, zappelt hin und her mit den Gliedern, kneift oder kneipt mit den Zähnen in den Draht, krabbelt oder kratzet emsig hier und dort. Gitter = ein Geflecht aus Draht. Nimmer = nie oder nicht mehr. Gescheit = klug unterscheiden, Bescheid wissen. Naschen = lüstern an allem lecken und ein wenig kosten.

Erläuterungsfragen. In was für einem Hause muß sich die Sache zugetragen haben, da ein Koch und eine Köchin da sind? Was haben diese zu tun? Wodurch wird die Maus lästig? Wo ist ihr Versteck? Woher ist sie gekommen, und wohin will sie wieder? Auf welche Weise befreit man sich von den Mäusen? Was für ein Gesicht macht der Koch, und was war daraus zu lesen? Welches Geräusch machen die Mäuse? Wie sollte die Maus aufgehangen werden? Warum deckte der Koch alle Schüsseln zu? Wie sperrt oder schließt man die Tür zu? Warum roch der Speck gut? Was sagt die Klugheit und was die Lust zum Mäuschen? Wie gelangt das Mäuschen zum Speck? Beschreibe eine Mausefalle von Draht! Wodurch entstand der Knall und schlug die Falle zu? Wodurch zeigt das Mäuschen seine Angst? Was wird es die ganze Nacht getan haben? Warum kommt morgens die Köchin in die Küche? Warum lacht sie? Was geschieht wohl mit dem Mäuschen?

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Die Küche in einem reichen Haus zur Abend-, Nacht- und Morgenzeit. Ein Küchenschrank mit allerlei Vorräten, eine Bank mit Eiern, ein Gestell mit Töpfen, Schüsseln und Tel-

lern, eine Mausefalle von Draht in einer Ecke am Boden, drin ein Maus, bald ängstlich in die Ecke geduckt, bald hin und her rennend; daneben die Köchin mit lachendem Gesicht; durch die Tür kommt der Koch und freut sich ebenfalls über den Fang.

2. Personen. Die Köchin liebt die Ordnung, klagt über die naschhafte Maus, bittet den Koch, die Näscherin zu fangen, steht früh auf, um Kaffee und Tee für ihre Herrschaft zu kochen, freut sich über die gefangene Maus und spottet sie aus. Der Koch geht willig auf die Bitte der Köchin ein, warnt gutmütig vorher die Maus, deckt vorsichtig alle Schüsseln und Töpfe zu, damit die Maus nichts anderes findet als den Speck in der Falle, stellt geschickt die Falle und fängt die Maus. Die Maus ist naschhaft, denn sie leckt und beißt lüstern an allem, weiß sich vorsichtig lange vor allen Nachstellungen zu retten, folgt aber endlich der Begierde, schleicht, duckt und bückt, schmiegt und biegt sich, schlüpft in die Falle, reißt, beißt und speist vom gebratenen Speck, erschrickt beim Zuklappen der Falle, rennt in Verzweiflung hin und her und erwartet endlich erschöpft ihr Schicksal.

3. Gedankengang. Die Köchin klagt beim Koch über die genäschige Maus. Dieser warnt das Mäuschen und stellt die Falle. Die Maus umschleicht in der Nacht die Falle und fängt sich endlich. Vergeblich sucht sie zu entfliehen. Die Köchin findet sie morgens gefangen und schilt sie aus.

4. Eigentümliches in der Form. Das rasche, bewegliche Wesen der Maus, ihre Stimme, ihre Näscherei, ihr Fang, ihre Bewegungen in der Falle, das alles wird durch die bald kurzen, bald langen Verszeilen, die vielen Reime und treffenden Tätigkeitswörter nachgeahmt.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung und Verwandtes. Wer seiner Lust folgt und die Warnungen verachtet, gerät ins Verderben. Wer nicht hören will, muß fühlen. Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er zerbricht. Wie die Taten, so der Lohn. Vergleiche die Erzählung mit der Fabel von der klugen Maus! (Nr. 90 B.)

2. Rede- und Stilübungen a) Die Köchin erzählt den Vorgang ihrer Herrschaft. b) Was meinte die Maus damit: Einmal ist keinmal! und wie zeigte sich die Unwahrheit dieses Sprichwortes? c) Erzähle, wie die Maus entwischte und sich die Warnung zu Herzen nahm! d) Mit welchen Ausdrücken wird die Stimme der Maus, die Art ihrer Bewegungen und ihres Fressens nachgeahmt? P.

213. Papierdrache und Vögel.

Wilh. Hey. 50 Fabeln. Gotha. Nr. 21

„Seht ihr den großen Vogel da?
Ihr kleinen, kommt ihm nur nicht zu nah!" usw.
(Fabel allgemein bekannt.)

I. **Vorbereitung.** Hört zu, Kinder! Ich will euch heute eine kleine märchenhafte Geschichte erzählen. Es war einmal ein Gärtner, der gern

mit den Kindern scherzte. Als der eines Morgens in seinen großen Garten trat, wurde er vieler Vögel gewahr, die sich hier versammelt hatten, als da waren: Spatzen, Finken, Amseln, Rotkehlchen und auch Lerchen. Zu denen sprach der Gärtner: „Ihr Vöglein, blickt einmal hinauf gen Himmel und seht, was dort für ein großes Tier in der Luft schwebt!" Und die Vöglein sahen hinauf, und vielen wurde ganz angst, zumal da der Gärtner weiter zu ihnen sprach: „Ihr kleinen Vögel, kommt nur dem großen Vogel nicht zu nahe, daß er euch nicht etwa ertappt und zehn gleich hinunterschnappt." Da lachten mehrere der Vögel, und einer von ihnen, eine Haubenlerche, flog ihm entgegen und trillerte; das klang, als wollte sie sagen: „Ach, Gärtner, du spaßest mit uns und willst uns nur fürchten machen. Ach, geh mit deinem großen Tier! Das kenne ich längst, das ist gar kein Vogel, das ist ein Drache von Papier. An dem bin ich schon öfters vorübergeflogen. Den lassen die Knaben, wenn der Wind geht, an einer langen Schnur von Bindfaden vom Felde aus aufsteigen. Wenn dann aber der Wind sich legt, fällt der große Vogel, das ist der Drache, geschwind zur Erde, und wir kleinen Vögel umflattern ihn und lachen ihn aus."

Nun hört zu, ihr Kinder, der uns das Märchen zuerst erzählt hat, das ist ein großer Freund der Kinder, das ist der Dichter Hey gewesen.

II. **Unmittelbare Darbietung.** Der Lehrer liest den Kindern die Fabel ein- oder zweimal vor. Dann spricht er sie satzweise vor, und die Kinder sprechen die Sätze richtig nach — erst einzeln, dann im Chor.

III. **Vertiefung und Verwertung.** 1. Erzähle mir, wie du den kleinen Drachen angefertigt hast, den du neulich gleich in der Straße fliegen ließest! 2. Wie mußt du, den Faden in der Hand haltend, laufen, *mit* dem Winde — oder *gegen* den Wind, wenn du den Drachen steigen lassen willst? 3. Wie muß auch der Windmüller seine Windmühle drehen, mit den Flügeln *gegen* welche Himmelsgegend? Gegen die, woher der Wind weht. 4. Wie heißen die vier Himmelsgegenden? Zeige sie mir! 5. Erzähle mir, wie du den langen Schwanz am Drachen angefertigt hast! 6. Zu welcher Jahreszeit lassen die Knaben ihre Drachen steigen? Warum? Felder leer.

R. D.

214. Das Bächlein.

Karoline Rudolphi nach Goethe.

I. **Vorbereitung.** Ein Knabe, der engen Stube entronnen, war an einem heitern Sommertage hinausgewandert ins Freie, durch Feld und Flur, über Wiesen in den Wald. Da ward seine Wanderung auf einmal durch einen breiten, klaren und murmelnden Bach gehemmt, der aus dem nahen Gebirge hervorströmte. Lange blickte der Knabe unverwandt in die silbernen Fluten des Bächleins, lange sah er dem Spiele der Wellen zu; da war's ihm endlich, als ob der Bach ein lebendiges Wesen, eine Person wäre, und er redete ihn an:

Kind: Du Bächlein, silberhell und klar[1]),
du eilst vorüber immerdar[2]);
am Ufer steh' ich, sinn' und sinn':
Wo kommst du her, wo gehst du hin?[3])

Bach: Ich komm' aus dunkler Felsen Schoß[4]),
mein Lauf geht über Blum' und Moos.[5])
Auf meinem Spiegel schwebt so mild
des blauen Himmels freundlich Bild.[6])
Drum hab' ich frohen Kindersinn[7]),
es treibt mich fort, weiß nicht, wohin[8]);
der mich gerufen aus dem Stein,
der, denk' ich, wird mein Führer sein.[9])

II. **Erweiterte Darstellung.** Der Knabe redet das Bächlein an: 1. Du Bach (Fluß, Strom), so silberhell und klar, der du über weiße Kiesel und blankes Gestein dahinfließest. 2. Deine Wasser, deine Wellen eilen immerdar an mir vorüber. 3. Wie so gern verweile ich an deinen Ufern und sinne und denke darüber nach: Wo ist dein Ursprung (Anfang)? Wo ist dein Ende (Ausfluß)? 4. Der Bach antwortet: Die Wasser des Himmels, Regen, Tau und Schnee, dringen in die Erde ein, bis sie auf eine undurchläßliche Tonschicht gelangen, hier im dunklen Erdenschoße dahinfließen und endlich aus einer Felsenspalte (Quelle) im Tale hervorkommen. 5. Die Ränder (Ufer) meines Bettes sind mit allerhand Blumen, mit Vergißmeinnicht, gelben Butterblumen usw., mit Moos und Farnkraut bewachsen. 6. Auf meiner Wasserfläche spiegelt sich so freundlich, mild und treu das Bild der Sonne und des blauen Himmels ab. 7. Weil es mir nun so wohl ergeht, weil die Natur so gütig mich bedacht hat, darum bin ich so sorglos, so lebensfroh, so vertrauensvoll. 8. Obgleich ich es nicht weiß, wohin mein Lauf geht, wohin ich weiter und weiter fortgetrieben werde, 9. so glaub' ich dennoch fest: Der mich aus dunklem Erdenschoße hervorgelocket hat, der wird auch mein Führer, mein Regierer sein.

III. **Rede- und Stilübung.**

Der Bach, ein Vorbild des Kindes. So wie der Bach silberhell und klar ist, also soll auch die Kindesseele rein von Schuld und immer wahr sein. Wie der Bach unaufhörlich fließt, so soll auch das Kind stets fleißig und tätig sein. Wie der Ursprung des Baches, so ist auch der Anfang des Seelenlebens in der kindlichen Natur geheimnisvoll und wunderbar. Der Bach fließt über Blumen und Moos dahin, so fließen auch die Tage der Kindheit ohne bange und ängstliche Sorgen, ohne Kummer und Harm, fröhlich und heiter dahin. Auf der blanken, klaren Flut des Baches spiegeln sich der helle Sonnenschein und der blaue Himmel ab; so soll auch in jeder Kindesseele das klare und wahre Bild der Himmelssonne, das unseres Herrn und Heilandes, sich abspiegeln. Der Bach fließt heiter und lebensfroh dahin, also soll auch der Wandel eines Kindes sein. Wie der Bach nicht seinen fernen Lauf und Fortgang weiß und doch dabei sorglos ist, so soll auch ein Kind nicht ängstlich sorgen, was aus ihm werden und wie sein künftiges Schicksal sein wird. Endlich, wie der Bach denkt und fest glaubt, daß der, der ihn ins Dasein gerufen, auch fernerhin sein Führer sein wird, so muß auch in der Kindesseele die Hoffnung und das feste Vertrauen leben, daß sein Schöpfer auch in Zukunft sein weiser und gütiger Regierer sein wird.

Vergleiche das Gedicht „Die Zeit" von Frz. Wiedemann:

1. Jüngst stand ich mal an einem Bach
und sah den klaren Wellen nach;
sie perlten fort, ohn' Rast und Ruh'.
„Bächlein", sprach ich, „was fliehest du?"

2. Und Bächlein sprach mit weichem Mund:
„Mein Kind, so fliehet Stund' um Stund',
sie fliehen schnell, ohn' Aufenthalt,
und dabei wirst du groß und alt!

3. Und wie du siehst vor deinem Blick,
kein einzig Tröpfchen kehrt zurück,
so kehrt auch dir zurück kein Tag,
wie sehr dein Herz auch wünschen mag."

4. Da zog ich heim und dacht' für mich:
„Lieb Bächlein, ich verstehe dich,
weil meine Tage eilend ziehn,
darf keiner ungenützt entfliehn."

R. D.

215. Die Hirtenflöte.

Christoph v. Schmid. Kurze Erzählungen. München 1872. S. 123.

I. **Einführung in den Stoff und Vorlesen.** Ein Knabe hütete die Schafe auf den väterlichen Fluren, d. h. auf den Feldern und Weideplätzen, die seinem Vater gehörten und bei seinem Heimatdorfe lagen. Er machte sich aus Rohr oder Weidenschalen Hirtenflöten und blies darauf. Diese Flöten waren entweder Querpfeifen mit Löchern oder Pansflöten (wie sie der alte Hirtengott „Pan" hatte) aus 5—20 Röhren von abgestufter Länge. Der König oder Herrscher des Landes lernte den Knaben kennen und zog ihn an den Hof, d. h. ließ ihn in seine Umgebung kommen. Hier schwang er sich durch Geschick, Fleiß und Treue vom Hirtenstabe (d. h. von dem niedrigen Stande, der geringen Stellung des Hirten) bis zum Schatzmeister oder Verwalter der Schätze (Gold, Edelsteine, Perlen und andere Kostbarkeiten) auf. Er wohnte in einem Palaste oder großen, schönen Hause. Neidische Hofleute, die ihm sein Glück nicht gönnten, verleumdeten ihn beim Könige, d. h. redeten ihm allerlei Böses nach. Besonders sollte er die Schätze veruntreuen (entwenden, wegnehmen, auf die Seite bringen) und in einem Gewölbe (mit hohlrunder, gemauerter Decke) verbergen. Der König untersuchte die Anklage. Die folgende Erzählung zeigt, ob sie wahr oder erlogen war.

Ein König hatte einen Schatzmeister, der sich vom Hirtenstabe zu diesem wichtigen Amte aufgeschwungen hatte. Der Schatzmeister wurde aber bei dem Könige verklagt, daß er die königlichen Schätze veruntreue und die geraubten Gelder und Kostbarkeiten in einem eigenen Gewölbe mit eiserner Tür aufbewahre. Der König besuchte den Schatzmeister, besah den Palast, kam an die eiserne Tür und befahl, sie zu öffnen. Als der König nun hineintrat, war er nicht wenig erstaunt. Er sah nichts als vier leere Wände, einen ländlichen Tisch und einen Strohsessel. Auf dem Tische lag eine Hirtenflöte nebst einem Hirtenstabe und einer Hirtentasche. Durch das Fenster sah man auf grüne Wiesen und waldige Berge.

Der Schatzmeister aber sprach: „In meiner Jugend hütete ich die Schafe. Du, o König, zogst mich an deinen Hof. Hier in diesem Gewölbe brachte ich nun täglich eine Stunde zu, erinnerte mich mit Freuden meines vorigen Standes und wiederholte die Lieder, die ich ehemals bei meinen Schafen zum Lobe des Schöpfers gesungen hatte. Ach, laß mich zurückkehren auf meine väterlichen Fluren, wo ich glücklicher war als an deinem Hofe!"

Der König ward über die Verleumder sehr unwillig, umarmte den edlen Mann und bat ihn, ferner in seinen Diensten zu bleiben.

II. **Erläuterungsfragen.** Was für Beamte hatte der König an seinem Hofe? Worin besteht das Amt des Hirten? Welche Ausrüstung hat er? Welche Freuden genießt er? Woraus besteht der königliche Schatz? Was für Gewölbe gibt es, und wozu dienen sie? Wie unterscheidet sich ein Palast von einem gewöhnlichen Wohnhause? Wie öffnet und verschließt man Türen? Wie ist ein ländlicher Tisch? Woraus wird ein Strohsessel (Strohsitz, Stuhl) geflochten? Warum ging der Schatzmeister täglich in das Gewölbe? Wofür hat er den Schöpfer gelobt? Warum erfüllte der König die Bitte des Schatzmeisters um seine Entlassung nicht? Wie wird der König den Verleumdern seinen Unwillen und seine Entrüstung gezeigt haben? Wie dem Schatzmeister sein Vertrauen?

III. **Gedankengang.** a) Die Anklage gegen den Schatzmeister, b) die Untersuchung durch den König, c) die Erklärung des Schatzmeisters, d) die Rechtfertigung. Ziel: Schäme dich in deinem hohen Stande deines bescheidenen Ursprungs nicht! Nur edle und treue Gesinnung adelt.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung und Verwandtes. Ehrlich währt am längsten, und Recht muß doch Recht bleiben. Je höher der Stand, desto mehr Gefahr! Dem Glücke folgt der Neid wie sein Schatten. Bleibe fromm und halte dich recht; denn solchen wird es zuletzt doch wohlgehen! Treue Hand geht durchs ganze Land. Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen. Das 8. Gebot: Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten! — Erzbischof Willegis von Mainz wurde von den Domherren verachtet, weil er eines Wagners Sohn war. Da ließ er überall im Palast Räder anmalen und nahm das Rad in sein Wappen, um sich an seine niedere Herkunft zu erinnern und demütig zu bleiben. — Joseph und Daniel wurden beneidet, ungerecht verklagt und endlich glänzend gerechtfertigt.

2. Rede- und Stilübung.

Vergleiche diese Erzählung mit der Möllerschen: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren!" (Nr. 60.) Ein Bauernsohn und ein Hirtenknabe kamen beide aus niedrigem Stande zu hohen Ehren; der erste durch Fleiß und Liebe der Mutter, der andere durch die Gunst des Königs. Beide gedachten gern an ihren früheren Stand und schämten sich dessen nicht. Der erstere erinnerte sich durch den Knotenstock und seiner Mutter Spinnstuhl, der letztere durch Flöte, Tasche und Stab des Hirten daran. Letzterer wurde von Neidern verleumdet, ersterer nicht. Ersterer schämte sich nicht, den vornehmen Gästen von seiner niedrigen Herkunft zu sagen und seiner Mutter in ihrem Kreise die größte Ehre zu erweisen. Letzterer redete frei von seiner Herkunft, ja er sehnte sich wieder nach dem Glück des niedrigen Standes. Zu ersterem kamen die Gäste zum Gastmahl, zu letzterem der König zur Untersuchung. Ersterer war dankbar gegen seine Mutter, letzterer gegen den König. Ersterer erntete als ein guter Sohn Ehre von den Gästen, letzterer als ein treuer Diener Ehre und Dank von dem Könige. P.

216. Das kostbare Kräutlein.

Christoph v. Schmid. Kurze Erzählungen. München 1872. S. 27.

I. **Vorbereitung.** An einem heitern, aber auch heißen Sommermorgen gingen zwei gleichalte und -starke Mägde aus einem Gebirgsdorfe in Süddeutschland nach der nächsten großen Stadt, in der regelmäßig zweimal Wochenmarkt abgehalten wurde, um dort die ersten reifen Kirschen zu verkaufen, die sie, wie es in Gebirgsgegenden üblich ist, in einem Korbe auf dem Kopfe trugen. Wie die beiden Freundinnen unterwegs gesinnt waren und welches Zwiegespräch sie miteinander hielten, das erzählt euch der Kinderfreund Christoph v. Schmid in folgender Erzählung:

Zwei Mägde, Brigitte und Walburg, gingen der Stadt zu, und jede trug einen schweren Korb voll Obst auf dem Kopfe. Brigitte murrte und seufzte beständig; Walburg aber lachte und scherzte. Brigitte sagte: „Wie magst du doch lachen? Dein Korb ist ja so schwer wie der meinige, und du bist um nichts stärker als ich.“ Walburg sprach: „Ich habe ein gewisses Kräutlein zur Bürde gelegt, daher fühle ich sie kaum.“ „Ei!“ rief Brigitte, „das muß ein kostbares Kräutlein sein. Ich möchte mir meine Last damit auch erleichtern. Sag mir doch, wie es heißt!“ Walburg antwortete: „Das kostbare Kräutlein, das alle Beschwerden leichter macht, heißt — **Geduld.** Merke dir, Brigitte:

Leichter trägt, was er auch trägt,
wer Geduld zur Bürde legt.“

II. **Vermittlung.** Kostbar = wertvoll; Kräutlein = Arznei; beständig = fortwährend, immerzu; ein gewisses Kräutlein, ein Geheimmittel, ein Zaubermittel; Bürde = schwere Last zum Tragen; Beschwerden = Leiden aller Art, die uns Leib oder Seele beschweren; Geduld = Seelenmilde und zugleich auch Seelenstärke im Ertragen von Beschwerden aller Art.

III. **Vertiefung.**

1. Zeit der Handlung. An einem schönen Sommermorgen, aber vor länger als hundert Jahren, als noch der Aberglaube an Glücksnummerträume, Schatzgraben, Zaubermittel, Alraune und Kobolde allgemein war und man noch glaubte, daß es ein Kraut gebe, das die zu tragende Last erleichtern könnte.

2. Eigenschaften a) der Brigitte. Sie war unzufrieden, mürrisch, leidend, abergläubisch und neugierig. b) Der Walburg. Sie war heiter, lustig und lebensfroh, geduldig und belehrend. Sie war auch schelmisch (in gutem Sinne), denn sie gab vor, ein Zauberkräutlein zur Bürde gelegt zu haben, und das bestand in — Geduld.

3. Gedankengang. Das Tragen gleicher Last mit gleicher Kraft. Das Murren und Seufzen der ersten Trägerin und das Lachen und Scherzen der zweiten. Frage nach dem Grunde. Belehrung und Mahnung.

4. Grundgedanke: Geduld macht alle Beschwerden erträglich.

IV. **Verwertung.**

1. Kernfragen: a) Warum gehen die Frauen und Mägde vom Lande so früh am Morgen zu Markte? b) Warum tragen die Leute im Gebirge die Lasten auf dem Kopfe und nicht auf dem Rücken? c) Warum

verkaufen die Bauern stets die ersten Eier, die ersten Kirschen, Pflaumen, Birnen und genießen sie nicht selbst? d) Weshalb meinen wir, daß die Handlung in einer Gebirgsgegend stattgefunden? und e) warum in Süddeutschland? Weil dort die Namen Brigitte und Walburg gebräuchlich sind.

2. Die Geduld im Sprichworte. Geduld überwindet alles (Holzäpfel). Geduld ist stärker denn Diamant. Geduld ist das beste Pflaster für alle Schwären. Mit Geduld und Zeit wird Maulbeerblatt zum Atlaskleid. Geduld ist ein edel Kraut, wächst aber nicht in allen Gärten. Die Stärke wächst im Geduldgarten. Geduld ist der Seelen Speise. Geduld ist der Seelen Schild. Im Glücke sind alle geduldig. (Dr. K. Simrocks deutsche Sprichwörter. S. 166.)

3. Rede- und Stilübungen. Nachbildungen: a) Der Engel des Trostes. Zwei gleich schwer verwundete Soldaten lagen 1870 im Lazarett. Der eine stöhnt und ächzt, der andere klagt nicht, ja lächelt und scherzt sogar zuweilen. Zwiegespräch. „Allnächtlich kommt ein Engel an mein Lager und stärkt mich" usw.

b) Die Zauberformel zum Reichwerden. Zwei Bauern, die nur kleine Güter hatten, gingen einmal mitsammen nach der Stadt, der eine ärmlich bekleidet und klagend, der andere wohlanständig gekleidet und zufrieden. Gespräch: „Du hast doch auch kein größeres Gut als ich. Du wirst aber dabei reich, und ich werde immer ärmer. Du mußt einen Kobold haben oder Schatzgräber sein." Zugeständnis des letztern: „Ja, ich habe eine Wünschelrute und kenne die Zauberformel." Bitte um beides. „Die Wünschelrute, das sind meine beiden Hände, und die Zauberformel heißt, merke wohl auf: Auf Gott vertrau, arbeite brav und leb genau!" R. D.

217. I. Schäfers Sonntagslied.

Ludwig Uhland. Gedichte. 8. Aufl. Stuttgart und Tübingen. S. 30.

I. **Vorbereitung und Vorlesen.** Der Sonntag, der Tag des Herrn, ist angebrochen. Es ist ein klarer, schöner Sommermorgen. Von den Türmen in allen Dörfern umher rufen die Glocken zur Kirche. Eine Glocke fängt an, andere folgen und mischen bunt ihre Klänge; dann verstummt eine nach der andern, bis zuletzt nur noch eine läutet. Auch sie verhallt, und still ist's nun weit und breit. In sonntäglichen Kleidern sind die Leute scharenweise zur Kirche gezogen. Nur ein einsamer Schäfer draußen auf dem Felde, der Flur, kann nicht mit ihnen ziehen; denn er darf seine Herde nicht verlassen. Aber einzelne verlorne Klänge der fernen Orgel und des Kirchengesanges schlagen leise an sein Ohr. Sein Herz und seine Gedanken schwingen sich zu Gott, und das Feld wird ihm zum Tempel. Der Himmel scheint sich zu öffnen. Gottes Engel schweben im sanften, geheimen Wehen hernieder, und viele Beter scheinen ungesehen um ihn zu knieen. Da zittert die Ehrfurcht vor dem allgegenwärtigen Gotte wie ein Grauen, wie ein süßer, beglückender Schauer durch sein Herz. Er sinkt auf die Kniee nieder und betet mit heißer Andacht sein Sonntagslied:

1. Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur;
noch eine Morgenglocke nur,
nun Stille nah und fern.

2. Anbetend knie' ich hier.
O süßes Graun, geheimes Wehn,
als knieten viele ungesehn
und beteten mit mir!

3. Der Himmel nah und fern,
er ist so klar und feierlich,
so ganz, als wollt' er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn!

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Wir sehen ein weites Feld früh an einem Sonntage im Sommer. Der Himmel wölbt sich blau und klar über der Erde und scheint auch ein sonntägliches Feierkleid angelegt zu haben. Die Erde ruht in einem Duftschleier. Golden strahlt die Sonne hernieder und funkelt in den Tautröpfchen an den Grasspitzen. Die Lerchen steigen trillernd in die Luft. Von den Türmen der umliegenden Dörfer schallt Glockengeläut, und viele Leute ziehen in Feierkleidern zur Kirche. Auf einem Acker ruht noch die Schafherde in ihrem Hürdenzaune. Der Schäferkarren (Bretterkammer auf zwei Rädern), in welchem der Schäfer während der Nacht geschlafen hat, steht daneben. Darunter liegen die wachsamen Hunde. Der Schäfer hat seine Schüppe, den Hirtenstab mit der kleinen Metallschaufel, in die Erde gesteckt, seinen Hut abgenommen, die Hände gefaltet, ist niedergekniet und blickt betend zum Himmel auf.

2. Charakter des Schäfers. Er ist pflichttreu, denn er verläßt seinen Arbeitposten nicht; empfänglich für die Schönheit der Natur und den Ruf zur Sonntagsfeier; fromm in seinem Gemüt, denn er fühlt sich auch in der Einsamkeit mit Gott verbunden; andächtig in seinem Gebet, denn alle Gedanken richtet er auf Gott. Er ist allein, hört die Morgenglocken, kniet nieder, empfindet ein süßes Grauen, fühlt ein geheimes Wehen, spürt viele ungesehene Beter neben sich, ist ergriffen von der Nähe Gottes und feiert einen rechten Sonntag.

3. Gedankengang. Str. 1. Der einsame Schäfer wird durch die Glocken zur Sonntagsfeier gerufen. Str. 2. Er betet mit tiefer Andacht. Str. 3. Er fühlt die Nähe des Herrn und den Segen seines Feiertages. — Die Erde ist überall des Herrn, und Gott und sein Segen ist überall von einem frommen Herzen zu finden.

4. Schönheiten in der Form. Eine Welt voll Empfindungen ist in wenig schlichte Worte gekleidet, ein herrliches Bild mit wenigen Strichen gezeichnet. Jedes Wort, jeder Satz ist ein ergreifender Zug in dem Bilde des betenden Schäfers auf der Flur. „Das ist der Tag des Herrn!" so fängt das kleine Gedicht an, und so endet es. Zuerst sagt die Morgenglocke: „Denke dran, daß es heute Sonntag ist!", zuletzt aber das Herz: „Ich weiß und fühle, daß heute der Tag des Herrn ist, denn ich habe mit ihm geredet; er hat mich gehört, und ich habe seine Nähe und seinen Segen gespürt."

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Gott ist nicht ferne von einem jeglichen unter uns; denn in ihm leben, weben und sind wir. So wir ihn von Herzen suchen werden, so will er sich von uns finden lassen. Gott ist überall, ein Gott, der nahe und der ferne ist; er sieht, er hört und segnet dich, wenn du nur dein Herz recht in ihn schickest.

2. Bekanntes und Verwandtes. Gott ruhete am siebenten Tage, heiligte und segnete ihn. — Das dritte Gebot: Du sollst den Feiertag heiligen! — Jakob schlief bei seiner Flucht auf dem Felde und hatte einen Stein als Kopfkissen. Als er vom Schlafe und dem Traume von der Himmelsleiter erwachte, fürchtete er sich und sprach: „Wie heilig ist diese Stätte! Hier ist nichts anderes denn Gottes Haus, hier ist die Pforte des Himmels!" — Der Herr erschien Mose im feurigen Busche und rief ihm zu: „Ziehe deine Schuhe aus, denn der Ort, da du stehest, ist heiliges Land!" Und Mose fiel auf sein Angesicht zur Erde und betete an. — David sang herrliche Psalmen bei seiner Herde. — Die Hirten auf dem Felde bei Bethlehem in der heiligen Weihnacht.

3. Vergleichung der Sonntagsfeier auf dem Felde mit der in der Kirche. (Hier viele, dort ein Beter, hier oben die Decke der Kirche, dort der blaue Himmel, hier Orgelklang und Kirchenlieder, dort Vogelsang, hier ein Geistlicher am Altar und auf der Kanzel, dort Gott der Herr selbst Prediger und Segenspender, hier sichtbare, dort unsichtbare Mitbeter.)

Vergleiche: II. Sonntag.

Rud. Löwenstein. Kindergarten. 2. Aufl. Berlin o. J. S. 33.

1. Es tönet über das weite Feld
ein lieblich Frühgeläute —
wie ist so ruhig heut' die Welt,
so sonnig und wonnig heute!

2. Die Hirten neben der Herde ruhn,
die Herden ruhn auf der Weide;
die Bauern ziehn zur Kirche nun
im stattlichen Sonntagskleide.

3. Es schimmert der Tau im grünen Plan
wie Perlen auf schimmernder Seide,
als hätte die Flur auch angetan
sonntägliches Festgeschmeide.

4. Es ist, als sängen die Vögel auch
heut schöner als andere Tage,
als dufteten heut mit stärkerem Hauch
die Blumen in Feld und Hage.

5. Und Orgeltöne tönen von fern,
von Morgenlüften gehoben,
und alles betet: „Wir loben den Herrn
und wollen ihn ewig loben!"

Was Uhland in „Schäfers Sonntagslied" in kurzen Zügen gibt, das hat Löwenstein im „Sonntag" schön ausgeführt. Das von Uhland zwischen den Zeilen Weggelassene hat Löwenstein glücklich heraus- und hineingelesen.

Ähnlich ist in beiden Gedichten: Das Geläute in der Sonntagsfrühe; die Ruhe auf Erden und das sonnige, feierliche Antlitz des Himmels; der ruhende Hirt; die feierliche Stimmung; die Beter. Besonderes hat das Löwensteinsche Gedicht in folgenden Zügen: Nicht eine Morgenglocke, sondern liebliches Geläute; nicht ein betender Schäfer, sondern ruhende Hirten; auch ruhende Herden auf der Weide; geschmückte Bauern ziehen zur Kirche; der Tau auf der grünen Flur (Plan) schimmert auf Blättern und Blumen wie Perlen auf schimmernder Seide; auch die Flur hat Festgeschmeide (Schmuck von Gold, Perlen und Edelsteinen) angelegt; die Blumen in Feld und Hage (Gebüsch, Gehölz, Hain) duften am Sonntage gleichsam stärker, und die Vögel singen lieblicher; die Morgenlüfte tragen die Orgelklänge; alle stimmen in das Lobgebet ein. P.

218. Der kluge Landmann und sein Pferd.

Christoph v. Schmid. Gesammelte Schriften. 3. Aufl. München 1876. XIV, S. 219.

Einem Bauersmann wurde zur Nacht[1]) sein schönstes Pferd aus dem Stalle gestohlen. Er reiste fünfzehn Stunden weit auf einen Pferdemarkt, ein anderes zu kaufen.

Aber sieh! unter den feilen[2]) Pferden auf dem Markte erblickte er auch sein Pferd. Er ergriff es sogleich bei dem Zügel und schrie laut: „Der Gaul ist mein! Vor drei Tagen wurde er mir gestohlen."

Der Mann, der das Pferd feil hatte, sagte sehr höflich: „Ihr seid unrecht daran[3]), lieber Freund! Ich habe das Roß schon über ein Jahr. Es ist nicht euer Roß, es sieht ihm nur gleich."[4])

Der Bauer hielt dem Pferde geschwind mit den Händen die Augen zu und rief: „Nun, wenn ihr den Gaul schon so lange habt, so sagt, auf welchem Auge ist er blind?"

Der Mann, der das Pferd wirklich gestohlen, aber noch nicht so genau betrachtet hatte, erschrak. Weil er indes doch etwas sagen mußte, so sagte er aufs Geratewohl[5]): „Auf dem linken Auge."

„Ihr habt es nicht getroffen[6])," sagte der Bauer, „auf dem linken Auge ist das Tier nicht blind."

„Ach," rief jetzt der Mann, „ich habe mich nur versprochen! Auf dem rechten Auge ist es blind."

Nun deckte der Bauer[7]) die Augen des Pferdes wieder auf und rief: „Jetzt ist es klar, daß du ein Dieb und ein Lügner bist. Da seht alle her! der Gaul[8]) ist gar nicht blind. Ich fragte nur so, um den Diebstahl an den Tag zu bringen."

Die Leute, die umherstanden, lachten, klatschten in die Hände und riefen: „Ertappt, ertappt!" Der Roßdieb mußte das Pferd wieder zurückgeben und wurde zur verdienten Strafe gezogen.

„So schlau und fein ein Dieb auch ist,
er stößt einmal auf größre List."

I. **Vermittlung**: 1. In der Nacht oder während der Nacht. 2. Feile Pferde sind feilgehaltene oder zu verkaufende Pferde; 3. in der gewöhnlichen Sprechweise: Ihr habt unrecht; 4. richtiger: ähnlich; 5. oder auf gut Glück. 6. = nicht erraten. 7. Gleichbedeutende Ausdrücke für ein und dasselbe Ding oder Wesen: Bauer, Bauersmann, Landmann usw. 8. Pferd, Gaul (Ackerpferd), Roß (edlerer Ausdruck), Mar, Mähre (veraltet, doch noch Marstall, Marschall), Zelter (Pferd für Ritterdamen), Renner (Rennpferd) und (für herabgekommene Pferde) Klepper, Kracke, Gurre usw.

II. **Vertiefung**: 1. Gib an, was a) der Landmann, b) der Roßdieb, c) die Leute getan haben! 2. Schließe von den Tätigkeiten auf die Eigenschaften a) des Landmanns und begründe aus dem Texte, daß er aa) traurig und betrübt, bb) eilig und wirtschaftlich, cc) freudig überrascht, dd) sicher und schnell entschlossen, ee) klug und schlau, ff) schalkhaft und schelmisch, und gg) hocherfreut und wohlgemut war! (NB. Für jede Eigenschaft einen Satz mit dem Nachsatze „ „ denn" usw.); b) des Roßdiebes, daß er aa) höflich, bb) schuldbewußt und ängstlich, cc) erschrocken und unsicher, dd) ertappt und überführt, und ee) endlich bestraft war!

3. Warnung: Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen. R. D.

219. 1. Hüte dich!

Karl Enslin. Fromm und frei. Leipzig 1856. S. 175.

1. Hüte dich, Mäuslein!
Bleib von der Falle,
die in dem Winkel
aufgestellt ist!
Kommst du zu nahe,
ist es geschehen,
und du erliegest
heimlicher List!

2. Hüte dich, Vöglein!
Bleib von dem Garne,
das in dem Felde
künstlich dort liegt!
Ist's doch ein Netz;
eh' du es denkest,
bist du gefangen,
bist du besiegt!

3. Hüte dich, Fischlein!
Bleib von dem Köder,
der in das Wasser
hänget hinein!
Will dich verführen!
Laß dich nicht täuschen!
Wärest verloren,
bissest du ein.

4. Hüte dich, Kindlein!
Bleib von der Rose!
Laß in Versuchung
führen dich nicht!
Farbig und duftig
lockt dich das Röslein,
bis es mit Dornen
blutig dich sticht.

I. **Vermittlung des Verständnisses.** Wer soll sich hüten oder in acht nehmen? Wovon droht dem Mäuslein, Vöglein, Fischlein und Kindlein Gefahr? Welche Gefahren drohen? Wer sind die Feinde? Warum sollen die vier Genannten gefangen werden? Worin besteht heimliche List oder böse Klugheit beim Aufstellen der Mausefalle? Warum heißt das Vogelgarn ein Netz, und wie wird es „künstlich" gelegt? Was ist der Köder, und wie hängt er ins Wasser? Worin besteht die Verführung und Täuschung des Fischleins? Wodurch lockt die Rose das Kind? Welchen Zweck haben die Versucher? Welches Schicksal hat jedes der vier, wenn sie die Warnung des erfahrenen Freundes verachten?

II. **Gliederung:** In Str. 1 warnt der Dichter die Maus vor der Falle, in Str. 2 den Vogel vor dem Garne, in Str. 3 den Fisch vor der Angel, in Str. 4 das Kind vor der Rose (und lockenden Genüssen). — Hütet euch (seid auf der Hut) in allen Versuchungen (Lockungen)!

III. **Verwandtes.** Laßt euch warnen; widersteht der Begierde, oder ihr geratet ins Unglück! — Freue dich, Jüngling, in deiner Jugend, —. Wenn dich die bösen Buben locken, —. Führe uns nicht in Versuchung! —. Der Schein trügt. — Trau, schau, wem? — Eva ließ sich nach der verbotenen Frucht gelüsten, lauschte den Lockungen der Schlange und fiel in Sünde und Verderben. — Jesus widerstand den Lockungen des Versuchers. — Vergleiche zu Str. 1: „Vom Mäuslein und Koch" (Nr. 212). Die Maus und die Falle (Nr. 90, B). — zu Str. 3: „Fischlein" und die „Goldfische" (Nr. 4). Zu Str. 4: Waldmännchen (Nr. 62).

IV. **Anwendung.** a) Zeige die Lockung, den Kampf, den Fall und das Unglück in jedem der vier Beispiele! b) Wie schützt sich jedes der vier in der Versuchung? c) Zeige die Folgen der Lüsternheit an einem Beispiel aus dem kindlichen Leben! (Die Mutter hatte Kuchen gebacken. Er sah sehr schön aus und roch lieblich. Das Kind konnte seine Begierde nach dem heißen Kuchen nicht bezwingen; es aß ein übergroßes Stück

davon, bekam heftiges Leibweh und mußte mehrere Tage krank im Bette liegen bleiben usw.)

Vergleiche: II. Vogelweisheit von Friedrich Rückert. Gedichte. 1. Aufl. Frankfurt a. M. 1841. S. 557.

1. Höre, junge Vogelbrut, eines Alten Lehren!
Menschenwitz weiß bös und gut täuschend zu verkehren.

2. Nah' du weder jenem Ort, wo sie hin dich locken,
noch, wo sie dich scheuchen fort, flieh' sogleich erschrocken!

3. Denn, wo ihr die Lockung seht, dort will man euch haschen;
aber wo die Scheuche steht, dürft ihr ruhig naschen.

4. Hinter Scheuchen könnt ihr still eben euch verstecken;
denn wo man euch fangen will, wird man euch nicht schrecken.

Erläuterungsfragen: Wer ist die Vogelbrut, wer der Alte? Wie weiß List und Witz der Menschen bös und gut zu verkehren und die Vögel zu täuschen? Wo sollen die Vögel sich nicht vertraulich nahen, wo nicht erschrocken fliehen? Wo, wie und warum lockt man die Vögel an oder scheucht sie fort? Nenne Lockmittel und Vogelscheuchen! Warum sind die Lockmittel gefährlich, die Scheuchen ungefährlich? Was ist in diesem Gedichte mit dem vorigen verwandt, und was ist anders? Was soll ein Kind daraus lernen? P.

220. Der Hahn und der Fuchs.

Friedrich v. Hagedorn. Poetische Werke. Hamburg 1825. II, S. 169 oder 1757. II, S 120.

Ein alter[1]) Haushahn hielt auf einer Scheune Wache[2]);
da kommt ein Fuchs mit schnellem Schritt[3])
und ruft: „O krähe! Freund, nun[4]) ich dich glücklich mache[5]);
ich bringe gute Zeitung[6]) mit.
Der Tiere Krieg hört auf, man ist der Zwietracht müde[7]),
in unserm Reich ist Ruh' und Friede[8]).
Ich selber trug ihn dir von allen Füchsen an.[9])
O Freund, komm bald herab, daß ich dich herzen[10]) kann!
Wie guckst[11]) du so umher?" — „„Greif, Halt und Bellert kommen[12]),
die Hunde, die du kennst,"" versetzt[13]) der Hahn;
und als der Fuchs entläuft: „„Was,"" fragt er, „„sicht[14]) dich an?""
„Allein ich zweifle noch, ob die es schon vernommen."

I. **Erläuterungen.** 1. Ein erfahrener Haushahn hielt auf dem Dache einer Scheune Wache, 2. damit kein Feind, kein Fuchs, kein Iltis, kein Habicht seinen Hennen und Küchlein im Hofe Gefahr bringe. Da kommt ein Fuchs 3. herzugelaufen und ruft: „O krähe, Freund (so macht's der Heuchler, er nennt den Freund, dem er doch ein Feind ist), 4. weil (nun veraltet) 5. ich dir Freude bereite; 6. denn ich habe dir eine fröhliche Nachricht zu verkünden: Der Krieg unter den Tieren hört auf, 7. man ist des ewigen Haderns und Streitens überdrüssig, und 8. der Friede ist geschlossen. 9. Im Namen aller Füchse trag ich ihn dir an. Nun, Freund, komm herunter, daß ich dich herzen und küssen kann!" (10. Das ist die Weise der Heuchler, daß sie das Gegenteil von dem mit dem Munde aussprechen, was in ihrem Herzen geschrieben steht.) 11. Der Hahn kommt

nicht herunter und antwortet auch nicht, sondern reckt den Hals aus. Darum fragt der Fuchs: Wie (besser was, warum) schaust du so umher? 12. Antwort: Greif, Halt und Bellert — diese Namen sollen die Tätigkeiten der Jagdhunde veranschaulichen: Der erste greift den Fuchs, der zweite hält ihn fest, und der dritte zeigt durch Bellen dessen Fang an, — des Jägers Hunde, kommen. 13. So antwortet der Hahn. Und als der Fuchs entflieht, fragt ihn der Hahn: 14. „Was kommt dir auf einmal in den Sinn?" 15. Ein Erzschelm macht's gleich dem Fuchse; er beharrt bei seiner Lüge und sucht durch eine neue Lüge den Feind zu täuschen: Ich zweifle (ich glaube, ich weiß es nicht), ob 16. die Hunde 17. den Friedensschluß schon erfahren haben.

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung des Inhalts: a) Die Begegnung des Fuchses mit dem alten Haushahne. b) Die Lüge des Fuchses. c) Seine Einladung an den Hahn, von der Scheune herabzukommen. d) Das Schweigen des Hahnes und seine Ausschau. e) Frage des Fuchses nach dem Grunde der Umschau. f) Antwort des Hahnes. g) Flucht des Fuchses und neue Lüge.

2. Kernfragen: a) Welchen Zweck verfolgte der Fuchs mit seiner Lüge und Verstellung? aa) Er wollte den Hahn täuschen, bb) ihn ins Unglück und in den Tod stürzen; cc) sich einen Vorteil verschaffen und einen leckeren Bissen erlangen. b) Warum hielt der Hahn plötzlich Umschau? aa) Er wollte List gegen List anwenden, bb) den Fuchs auf die Probe stellen, ob er die Wahrheit geredet, und cc) wenn nicht, so wollte er ihn verjagen. c) Warum spricht der Fuchs am Schlusse die zweite Lüge aus? aa) Um die erste Lüge dadurch zu begründen und bb) überhaupt, um nicht zu widerrufen und zu gestehen, daß er ein Lügner und Heuchler gewesen, — um nicht Buße zu tun. d) Warum konnte es nicht wahr sein, daß der Tiere Krieg aufgehört habe? Weil nach den Naturgesetzen immer gewisse Tiere die Nahrung für andere Tiere darbieten müssen, und weil solches stets mit Kampf und Krieg verbunden ist.

3. Synonyme. a) Ich bringe gute Zeitung = frohe Botschaft, Meldung, Nachricht. b) Zwietracht = Zank, Streit, Kampf, Feindschaft, Hader, Krieg. c) versetzt der Hahn = erwidert, entgegnet, antwortet, sagt, spricht der Hahn. d) Verschiedene Ausdrücke für: „Was ficht dich an?" Was kommt dich an? Was kommt dir in den Sinn? Was fällt dir ein? Was verlockt dich dazu? Was ist die Ursache deiner Flucht? e) „Der Streit ist abgetan" = der Krieg ist aus. Der Kampf hat ein Ende. Zank und Hader haben aufgehört.

4. Hauptgedanke. List wird oft durch größere List zunichte gemacht. Oder: Lüge und Heuchelei werden oft entlarvt.

III. **Verwertung.** 1. Mahnung. Trau! schau! wem? Meide die Lüge und Verstellung! Die Lüge ist ein häßlicher Schandfleck. Ehe du die Rede anderer glaubst und ihr traust, prüfe zuvor sorgfältig!

2. Verwandtes: Der Rabe und der Fuchs. Der Fuchs und die Ente (Bd. I, Nr. 173). Der kluge Landmann und sein Pferd (Bd. I, Nr. 218). R. D.

221. Trau! schau! wem?

Sebastian Frank.

Ein Fuchs verkündete den Hennen und Hähnen, die auf einem Baume saßen, einen ewigen Frieden, der da wäre angestellt mit allen Tieren, also daß fürderhin Wolf und Schaf, Fuchs und Hühner ewige Freundschaft und Bündnis miteinander haben sollten. Damit hätte er gern die Hennen vom Baume geschwatzt. Aber der Hahn sprach: „Das höre ich gern," und reckte dabei den Kopf auf. Der Fuchs sagte: „Was siehst du?" — Der Hahn antwortete: „Ich sehe einen Jäger mit Hunden von ferne." — Der Fuchs sprach: „Da bleibe ich nicht." „Harre!" antwortete der Hahn; „so wollen auch wir zu dir hinab, wenn wir sehen, daß die Hunde mit dir Friede haben." Der Fuchs sagte: „Ei, er möchte ihnen noch nicht verkündigt sein. Ich fahre dahin."

I. **Worterklärung.** 1. Verkünden = verkündigen, kundtun, bekannt machen; 2. angestellt = geschlossen, abgeschlossen; 3. fürderhin = fernerhin, zukünftig; 4. vom Baume schwatzen = durch Schmeichelreden vom Baume herunterlocken. 5. Harre! = Verzieh noch ein Weilchen! Warte doch noch! 6. Ich fahre dahin = ich gehe ab, ich mache, daß ich fortkomme, ich drücke mich, ich mache mich aus dem Staube usw.

II. **Vergleichung** mit der Hagedornschen Fabel: 1. Ähnlichkeiten. In beiden Fabeln a) ist von einem schlauen Fuchse die Rede, der dem Hahne und den Hühnern verkündigt, daß ewiger Friede zwischen allen Tieren abgeschlossen sei, und daß aller Krieg und alle Feindschaft im Tierreich aufgehört habe; b) wird gesagt, daß der Fuchs den Hahn durch seine gute Nachricht und Schmeicheleien von dem Baume und dem Dache herunterlocken will; c) kommt der Hahn (die Hühner) nicht vom Dache (vom Baume) herunter; d) fragt der Fuchs den Hahn, warum er sich umgucke, und was er sehe; e) braucht der Hahn ebenfalls eine List, um den Fuchs zu verscheuchen, und sagt, daß er Hunde kommen sehe; f) braucht der Fuchs die lügnerische Ausflucht, daß er zweifle und nicht wisse, ob der Friedensschluß schon den Hunden verkündet sei, und g) sowohl Hagedorn wie Frank lassen schließlich den Fuchs davonlaufen.

2. Verschiedenheiten: a) Die Überschrift in der Fabel I nennt die beiden handelnden Tiere, die der Fabel II hingegen ist durch ein Sprichwort gebildet. b) In der ersten Fabel ist nur von einem alten Haushahne die Rede, dagegen in der zweiten von Hennen und Hähnen. c) Hier kommt der Fuchs erst herzugelaufen; dort ist er bereits da. d) In der Fabel von Hagedorn wird der Friedensschluß vom Fuchse wörtlich angeführt, in der Frankschen hingegen nur umschrieben und ein ewiger genannt. e) In der Fabel I sitzt der Hahn auf einer Scheune; in der Fabel II sitzen die Hühner und Hähne auf einem Baume. f) In der ersten Fabel bittet der Fuchs geradezu, herabzukommen, während in der zweiten gesagt wird, daß er jene gern vom Baume geschwatzt hätte. g) Hagedorn umschreibt die Wirkungen des Friedens näher: „vor Freuden krähen", sich gegenseitig umarmen, herzen und glücklich machen. Frank hingegen gibt nur die Nachricht von dem abgeschlossenen Frieden an: „also daß fürderhin" usw. h) In Fabel I wird gesagt, daß drei Hunde kommen, die namentlich genannt werden; während in Fabel II von einem mit Hun-

den kommenden Jäger die Rede ist. i) Hier wird der Fuchs nur nach dem Grunde seiner Flucht gefragt, dort aber vom Hahne zum Dableiben geradezu aufgefordert. R. D.

222. Der Fischer und der kleine Fischdieb.

Christoph v. Schmid. Kurze Erzählungen. S. 133.

Dionys, ein sehr leichtsinniger Knabe, schlich sich zum wohlgefüllten Fischkasten am Bache, der dem Fischer im Dorfe gehörte, um einen Fisch zu stehlen. Er griff mit dem Arme, so tief er konnte, in das Wasser und wühlte lange darin umher.

„Ha!" sagte er, „endlich habe ich einmal einen großen, herrlichen Fisch. Es ist, glaub' ich, gar ein Aal." Er zog den Arm heraus und sieh! um seine Hand wand sich — wie er meinte — eine greuliche Wasserschlange. Er tat vor Entsetzen einen Schrei, warf die Schlange augenblicklich wieder ins Wasser und wollte entfliehen. Indem er sich aber umwandte, hatte er einen neuen Schrecken; denn der alte Fischer Jakob stand vor ihm.

„Dieses Mal will ich dich mit dem doppelten Schrecken davonkommen lassen," sagte der Fischer. „Merke dir aber dein Leben lang die gute Lehre eines alten Mannes: Habe immer einen solchen Abscheu vor ungerechtem Gute wie vor einem giftigen Tiere! Der gestohlene Fisch wird in der Hand des Diebes allemal zur Schlange."

I. **Vorbereitung.** Auf einer Schulwanderung nach dem nahen Flusse (See oder Teiche) hin haben die Kinder den Fischer und sein Treiben kennen gelernt. (Bild von Winkelmann Nr. 2. Der Fischer.) Eine Festlegung der gewonnenen Anschauungen durch die Schulwanderung hat den Inhalt: Der Fischer wohnt nahe am Wasser (Bach, Fluß, Teich, See). In dem Wasser leben Fische (Hechte, Schleien, Karpfen, Aale usw.). Das Fleisch der Fische ist schmackhaft. Der Fischer fängt die Fische mit dem Netze oder in Reusen. Der Fischer verkauft die Fische. In dem Fischkasten hebt er die gefangenen Fische auf. (Beschreibung des Fischkastens.) Wohin setzt er den Fischkasten. Warum? Die Fische können nur im Wasser leben. Er versteckt den Fischkasten unter schattigem Gebüsch. Warum? Schutz gegen Diebe und Sonnenstrahlen.

II. **Unmittelbare Darbietung** durch Vorlesen. Vertiefung durch Erläuterungen.

Wohin hat der alte Fischer seinen Fischkasten gestellt? Wogegen sucht er die Fische zu schützen? Wen sehen wir hier zum Fischkasten schleichen? (= leise, vorsichtig gehen, um nicht bemerkt zu werden). Weshalb will er nicht bemerkt werden? Weil er Böses tun will. Er wühlt lange in dem Fischkasten umher = er fährt mit Arm und Hand im Kasten hin und her. — Weshalb tut er das? Was für einen Fisch erfaßt er? Mit welchem Tiere hat der Aal große Ähnlichkeit? Mit der Schlange. Nenne Ähnlichkeiten! Gestalt, Farbe, windende Bewegung. Weshalb fürchtet sich der Knabe vor einer Schlange? Weil er gehört hat, wird jemand von einer giftigen Schlange gebissen, so muß er sterben, wenn nicht schnell Hilfe kommt. Was empfand der Knabe vor der vermeintlichen Schlange? Großen Schrecken, Angst und Entsetzen. Woher weißt du, daß Dionys so sehr vor der Schlange erschrocken war? Die Schlange streifte er von

der Hand und warf sie wieder ins Wasser. Schnell will er nun entfliehen. Von wem will er nicht gesehen werden? Wer aber stand bereits vor ihm? Was empfand der Knabe daher? Einen zweiten Schrecken. Weshalb erschrickt er beim Anblick des Fischers? Weil dieser Besitzer der Fische ist und der Knabe Angst vor der Strafe, einer Tracht Prügel, hat. Was sagte der Fischer zum Knaben? Was tut er mit ihm? = belehren, ermahnen. Gegen welches Gebot handelt der Knabe? Wie ist er dadurch gegen Gott, die Eltern und Lehrer? Wodurch kann ein Kind dies nur wieder gutmachen? Gebote halten! Weshalb gibt man den Kindern Gebote? Alle wünschen den Kindern das Beste. Die Eltern sind schon traurig, wenn die Kinder krank werden, wenn sie ein Unglück trifft. Das größte Unglück ist es aber, wenn ein Kind schlecht wird = d. h. Dieb, Betrüger, Taugenichts wird. Noch war es Zeit für Dionys, sich zu bessern. In der Geschichte: Feuriges Wasser hatte der Knabe sich nicht gebessert. Er stahl alles, was er fand, einmal sogar ungelöschten Kalk. Dieser wurde ihm zur Schlange, d. h. zum Unglück und Verderben. Er verbrannte sich im Wasser so mit dem Kalke, daß er starb.

III. **Verwertung.** 1. Grundgedanke: Habe immer einen Abscheu vor ungerechtem Gut wie vor einem giftigen Tiere: Der gestohlene Fisch wird in der Hand des Diebes allemal zur Schlange.

2. Mit wessen Worten willst du sprechen, wenn du einmal in Versuchung kommst? Mit Josephs Worten: „Wie sollt' ich ein so großes Übel tun!" usw.

3. Welcher Spruch warnt dich vor Versuchern? „Wenn dich die bösen Buben locken" usw.

4. Welche Sprichwörter warnen dich vor gestohlenem Gut? a) Was nicht dein ist, rühre nicht an, denn es brennt — wenigstens auf dem Gewissen. b) Unrecht Gut gedeihet nicht. c) Untreue schlägt ihren eignen Herrn. d) Ehrlich währt am längsten. (Vgl. Der Knabe vor dem Apfelkorbe von Jais.)

5. Rede und Stilübungen: Erzähle und beschreibe, a) wodurch der Knabe einen doppelten Schreck empfand und doppelt bestraft wurde! b) Wie ihn der alte Fischer belehren und bessern wollte! M. D.

223. Der gute Kamerad.

Ludwig Uhland. Gedichte und Dramen. Stuttgart 1876. II, 7. S. 66.

I. **Vorbereitung und Vorlesen.** Eine blutige Schlacht ist geschlagen; viel tapfere Soldaten sind den Tod fürs Vaterland gestorben. Die Toten sind begraben, die Verwundeten untergebracht. Am Wachtfeuer sitzen abends die überlebenden Sieger und erzählen sich vom Kampfe und von ihren Verlusten. Unter ihnen ist ein Soldat mit tief traurigem Antlitz; er starrt ins Feuer, spricht kein Wort und seufzt nur. „Wen hast du heute zu beklagen, Kamerad?" fragt ihn sein Nachbar. Der Gefragte seufzt wieder, schweigt erst, erzählt aber dann:

1. Ich hatt' einen Kameraden,
einen bessern find'st du nit.
Die Trommel schlug zum Streite,
er ging an meiner Seite
in gleichem Schritt und Tritt.

2. Eine Kugel kam geflogen:
Gilt's mir oder gilt es dir?
Ihn hat es weggerissen,
er liegt mir vor den Füßen,
als wär's ein Stück von mir.

3. Will mir die Hand noch reichen,
derweil ich eben lad'.
„Kann dir die Hand nicht geben;
bleib du im ew'gen Leben
mein guter Kamerad!"

II. **Erläuterungsfragen.** Wer wird Kamerad (eigentlich Kammer- oder Stubengenosse) genannt? Wie ist die gute Kameradschaft wohl entstanden? Wie zeigte sie sich? Wie fing der Kampf an? Was bedeutet der „gleiche Schritt und Tritt" bei den Soldaten, was aber bei den Freunden? Warum wird von den vielen Kugeln nur die eine erwähnt? Welche Worte drücken das ungewisse Soldatenschicksal aus? Was bedeutet „als wär's ein Stück von mir"? Warum will der Sterbende dem Freunde die Hand noch reichen? Warum gibt sie ihm dieser nicht? Was gebietet ihm das Herz und was die Pflicht? Was heißt „derweil"? Welchen Trost und welche Hoffnung haben die Freunde beim Scheiden? (Sie bleiben Freunde auch in der Ewigkeit). Wie heißen die Abkürzungen „hatt', find'st, nit (süddeutsch für nicht), gilt's, wär's, lad'" vollständig?

III. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Wir werden auf das Schlachtfeld mitten in das Kampfgewühl geführt. Zwei feindliche Heeresmassen sind unter Trommelschlag und im Gleichschritt gegeneinander gerückt. Die Kommandorufe ertönen; die Kanonen donnern; die Flinten knattern, und die Kugeln pfeifen und sausen durch die Luft. An der Seite seines besten Freundes sinkt ein Soldat tödlich getroffen zu Boden. Er fühlt das Leben fliehen; nur noch Abschied nehmen will er von dem Freunde. Mühsam erhebt er die Augen und die Hand zu ihm. Aber eben hat der Hauptmann zum Laden kommandiert. Nur einen schmerzlichen Blick wirft der Soldat auf den sterbenden Freund, und ein kurzes Trostwort sagt er ihm, aber im Laden des Gewehres hält er nicht ein; denn Gehorsam und Pflicht geht beim Soldaten über alles.

2. Gedankengang. Str. 1. Zwei treue Kameraden ziehen in die Schlacht (der Ausmarsch). Str. 2. Einer fällt im Kampfgetümmel (der Kampf). Str. 3. Den anderen verhindert die Pflicht am letzten Händedrucke (der Abschied). — Die Pflicht des Soldaten steht über der Neigung des Herzens.

3. Schönheiten in der Form. Die Sprache ist überaus einfach (das Gedicht besteht fast nur aus Hauptsätzen); aber sie ist höchst treffend und jeder Strich gleichsam ein Bild. Die Stimmung, die durch das kurze Lied weht, ist ergreifend. Das „es" in „gilt's mir oder gilt es dir?" „ihn hat es weggerissen" ist unpersönlich und bedeutet das blitzschnell kommende, unabwendbare Schicksal. Ehe die Frage nur gedacht oder gesagt ist, hat es den Freund schon zu Boden gerissen. Überschrift, Anfang und Ende des kleinen Liedes ist „mein guter Kamerad".

IV. **Verwertung.** 1. Verwandtes. Wenn die Pflicht ruft, muß das Herz schweigen. — Glücklich, wem der große Wurf gelungen, eines

Freundes Freund zu sein! — Der Mensch hat nichts so eigen, so wohl steht ihm nichts an, als daß er Treu' erzeigen und Liebe üben kann. — O lieb', solang du lieben kannst! o lieb', solang du lieben magst! die Stunde kommt, die Stunde kommt, wo du an Gräbern stehst und klagst. — Es ist bestimmt in Gottes Rat, daß man vom Liebsten, was man hat, muß scheiden.

2. Rede- und Stilübungen: a) Welche Ausdrücke des Gedichtes schildern die Freundschaft, die straffe militärische Zucht, das ungewisse Schicksal des Kriegers, die letzte Hoffnung? b) Nenne gute Freunde aus der biblischen Geschichte! P.

224. I. Der treue Hund.

J. H. Campe.

Ein Kaufmann hatte einen Hund, der sehr wachsam und treu war. Einstmals ritt der Kaufmann von einem Markte, wo er viel Geld eingenommen hatte, nach Hause. Sein Geld hatte er in einem Mantelsacke hinter sich auf das Pferd geschnallt. Der Hund lief neben ihm her. Nach und nach wurden die Riemen locker, mit welchen der Mantelsack angebunden war, und dieser fiel herab, ohne daß es der Kaufmann bemerkte. Der Hund aber sah es und fing an zu winseln. Der Kaufmann kehrte sich nicht daran. Da der Hund nun immer ärger bellte, so hieb ihn sein Herr einigemal mit der Peitsche. Aber der treue Hund hörte nicht auf. Er sprang an das Pferd und biß es in die Füße, daß es nicht weiter gehen sollte, und der Schaum stand ihm vor der Schnauze. Nun dachte der Kaufmann, sein Hund sei toll geworden. Er schoß ihn mit seiner Pistole und ritt wieder weiter. Als er noch eine Strecke geritten war, fühlte er hinter sich und erschrak, als er seinen Mantelsack vermißte. Nun ritt er zurück und sah überall Blut von seinem Hunde. Endlich kam er dahin, wo sein Geldsack heruntergefallen war. Da lag sein treuer Hund neben dem Sacke. Er wedelte mit dem Schwanze, leckte seinem Herrn die Hand und — starb.

I. **Erläuterungsfragen.** Wie zeigte sich die Treue und Wachsamkeit des Hundes? Welches sind die Geschäfte eines Kaufmannes? Was geschieht auf den Märkten oder Messen? Wie war der Kaufmann zu dem vielen Gelde gekommen? Wie ist der Mantelsack (ein länglichrunder Reisesack, zunächst zur Aufbewahrung des zusammengerollten Mantels) eingerichtet und auf dem Pferde befestigt? Warum hatte der Kaufmann den Hund mitgenommen? Warum bemerkte der Kaufmann den Verlust des Mantels nicht? Warum winselte der Hund, d. h. klagte mit schwacher Stimme? Wie wollte der Hund seinen Herrn auf den Verlust aufmerksam machen? Woran erkennt man einen tollen Hund? Warum schoß der Herr auf den Hund? Wie entdeckte er seinen Verlust? Warum ritt er zurück? Was leitete ihn beim Suchen? Wie zeigte der Hund seine Liebe zu seinem Herrn und seine Freude über dessen Kommen?

II. **Vertiefung.** 1. Schauplatz. Auf der Landstraße steht das gesattelte Pferd des Kaufmannes. Er selbst ist abgestiegen und zu seinem sterbenden Hunde gegangen. Dieser hat den Mantelsack von der Straße an die Seite unter einen Baum gezerrt und sich daneben gelegt. Der Herr bückt sich zu dem Hunde nieder und streichelt ihn. Der Hund leckt

seine Hände, wedelt mit dem Schwanze und läßt dann sterbend den Kopf sinken.

2. Gedankengang. Auf der Heimreise vom Markte verliert ein Kaufmann seinen Mantelsack mit vielem Gelde. Der Hund merkt es und will seinen Herrn auf den Verlust aufmerksam machen. Es gelingt ihm nicht; ja der Herr schießt endlich auf den Hund, weil er ihn für toll hält, und reitet weiter. Als er seinen Verlust bemerkt, kehrt er um, folgt der Blutspur des Hundes und findet diesen sterbend neben dem Mantelsacke.

III. Vergleiche: II. Die Bauernmagd.

R. H. Caspari.

Auf dem Hofe eines Müllers hatte sich bei Nacht ein Hund von seiner Kette losgerissen. Von dem Lärm erwacht der Herr und ruft die Magd. Schnell springt diese aus dem Bette und eilt hinaus, um den Hund wieder an die Kette zu legen. An der Tür springt er ihr wütend entgegen und beißt sie in den Arm und in den Fuß. Der Müller eilt auf ihr Geschrei mit seinen Leuten herbei. „Zurück!" ruft sie, „der Hund ist toll. Ich bin nun schon gebissen; darum laßt mich! ich will sehen, ob ich ihn wieder an die Kette bringe." Mit großer Mühe und unter vielen Bißwunden gelang ihr das endlich. Der Müller erschoß sofort den Hund. Die Magd aber ging still und ohne Klage in ihre Kammer. Alle Hilfe war vergeblich. Sie befahl sich Gott und erwartete in Ergebung ihr Ende. P.

225. Die traurige Geschichte vom dummen Hänschen.

Rud. Löwenstein. Kindergarten. Berlin o. J. 2. Aufl. S. 31.

1. Hänschen will ein Tischler werden, ist zu schwer der Hobel;
Schornsteinfeger will er werden, doch das ist nicht nobel usw.
(Allgemein bekannt.)

I. **Vertiefung.** 1. Gliederung des Inhalts. Str. 1. Hänschen will nacheinander Tischler, Schornsteinfeger, Bergmann, Müller und Weber werden, aber nirgends hält er aus. Er ist zu träge und lässig, zu ungeschickt und unanstellig, zu weichlich und zu wählerisch und wird deshalb fortgejagt. Im letzten Verse (Zeile) wird er vom Dichter ermahnt. Str. 2. gleicht völlig der ersten. Hans will nacheinander Schlosser, Schuster, Schneider, Glaser und Buchbinder werden; doch er ist zu dumm, träge usw., s. Str. 1! Str. 3. Er beginnt noch vieles, versucht noch manches, bringt aber nichts zu Ende. Folgen der traurigsten Art aus seinem Verhalten. Letzte Zeile: Selbsterkenntnis.

2. Kernfragen. a) Welche üblen Eigenschaften bekundet Hans durch sein Verhalten? b) Weise nach, warum er jedes der zehn Handwerke verlassen und aus der Lehre gelaufen ist! c) Welches waren die traurigen Folgen seines Verhaltens? 1. Die Zeit ist verronnen, die herrliche Jugendzeit. 2. Er ist alt, schwach und kraftlos geworden. 3. Er ist arm, bettelarm geworden, voller Sorgen, muß hungern, weinen und klagen. d) Wie heißen die zehn Übelstände, bei jedem Handwerke je einer, die ihn zum Fortlaufen veranlaßten?

II. **Verwertung.** 1. Mahnung. a) Benutze deine Jugendzeit als Lehrzeit! b) Lerne nicht vielerlei und oberflächlich, sondern immer nur eines und gründlich! c) Sei ausdauernd und gewissenhaft!

2. Sprichwörter. Handwerk hat güldenen Boden. Mit einem Handwerke kommt man weiter als mit tausend Gulden. Viele Handwerke verderben den Meister. Viel Handwerke, Betteln das beste. Zehn Handwerke, das elfte der Bettelstab! (Aus Simrocks Sprichwörtern, S. 223.)

R. D.

226. I. Katze und Schwalbe.

R. Reinick.

1. Kätzchen schlich auf einem Dach
einer kleinen Schwalbe nach;
Vöglein schmeckt zum Frühstücksschmaus
besser als die graue Maus.

2. Doch als Kätzchen näher kam,
schnell die Schwalbe Abschied nahm;
schwang sich in der Lüfte Raum
hoch hinauf, man sah sie kaum;

3. und rief nun zum Dach hernieder:
„Kätzchen, morgen komm ich wieder!
Schaff bis dahin Flügel dir,
daß du dann kannst folgen mir!"

4. Kätzchen denkt: Könnt' ich nur fliegen,
wollte, Schwälbchen, bald dich kriegen!
Ist dann in den Hof gegangen,
um sich eine Maus zu fangen.

I. **Erläuterungsfragen.** Wo saß die Schwalbe? Warum? Woher kam die Katze? Warum wird sie Kätzchen genannt? Wie geschieht das „Schleichen" der Katze? Was ist ein Schmaus? Wie merkt die Schwalbe die Absicht der Katze? Wie rettete sie sich? Welcher Spott klang aus ihrem Zwitschern? Worin bestand die Enttäuschung der Katze? Was wünschte sie? Andere Ausdrücke für „schwingen", „schaffen", „kriegen"! Wo im Hause fanden sich Mäuse?

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Das Gedicht führt uns auf einen Bauernhof an einem Sommermorgen. (Warum „Sommer", warum „Morgen"?) Auf dem Dachfirste sitzt eine Schwalbe und zwitschert. Aus der Bodenluke schleicht eine Katze geduckt und mit gierigen Augen auf sie zu.

2. Gedankengang: Str. 1. Die Katze auf der Schwalbenjagd. Str. 2. Die Rettung der Schwalbe. Str. 3. Ihre Verspottung der Katze. Str. 4. Verdruß und Ergebung der Katze.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung und Verwandtes. Vorsicht ist zu allen Zeiten, an allen Orten und bei allen Dingen gut. Wer den Schaden hat, darf um den Spott nicht sorgen. — Der Fuchs und die Trauben: „Die Trauben sind mir zu sauer!" — Fuchs, du hast die Gans gestohlen: „Nimm, du brauchst nicht Gänsebraten, mit der Maus vorlieb!"

2. Rede- und Stilübungen: a) Die Schwalbe erzählt einer anderen ihre Rettung. b) Die Katze einer anderen ihren Mißerfolg. c) Wie machen die einzelnen Raubtiere Jagd? (Die Katze schleicht an Mäuse und Vögel heran und erhascht sie im Sprunge. Der Fuchs lauert im Versteck auf Hasen, Hühner, Mäuse usw. und springt dann auf sie. Der Wolf verfolgt laufend Pferde, Rinder, Schafe, ja Menschen und reißt sie nieder. Der Marder dringt in der Nacht in Hühner- und Taubenställe und saugt

dem Geflügel das Blut aus. Die Raubvögel stoßen aus der Luft auf ihre Beute herab. Der Maulwurf zieht Gänge in der Erde und fängt das Gewürm. Die Spinne spannt ein Netz aus, in dem Mücken und Fliegen hängen bleiben usw.)

Vergleiche damit:

II. Fledermaus und Vogel.

Wilh. Hey. 50 Fabeln für Kinder. Gotha. Nr. 36

Fl. Komm doch, du liebes Vögelein,
laß mich deinen Gespielen sein!
V. Meinen Gespielen? Nein, ich kenne dich nicht,
mir ist so bange vor deinem Gesicht.
Fl. Ich dachte mir's wohl, ich armes Tier!
Nicht Mäuschen, nicht Vogel will spielen mit mir.
Die Fledermaus saß nun ganz allein,
sie mochte von niemand gesehen sein.
Im dunkelsten Winkel blieb sie versteckt,
wo sie den Tag lang kein Auge entdeckt.
Spät erst am Abend kam sie heraus,
flatterte einsam um das Haus.

Ähnlichkeiten: Beide Gedichte sind Fabeln, da Tiere denkend und redend wie Menschen auftreten. In beiden Fabeln führen zwei Tiere ein Zwiegespräch, flieht ein Tier vor dem anderen, ist das fliehende Tier ein Vogel, das zurückbleibende enttäuscht und sucht sich anderweit Ersatz. Die Zurückbleibenden können beide gut in der Nacht sehen und gehen in dieser Zeit hauptsächlich ihrer Nahrung nach.

Verschiedenheiten: Dort ist der Vogel, eine Schwalbe, genannt, hier nicht. Dort schleicht eine Katze nach der Schwalbe, hier nähert sich eine Fledermaus (Maus mit Fledern oder Flügeln) dem Vogel. Die Katze will die Schwalbe fangen und fressen, die Fledermaus mit dem Vogel spielen. Die Schwalbe entwischt der Katze, der Vogel weicht erschrocken vor dem fremden Gesichte zurück. Dort verspottet die gerettete Schwalbe ihren Feind, hier weist der Vogel den Gespielen kühl zurück. Dort ärgert sich die Katze über ihr Mißgeschick, hier beklagt die Fledermaus ihr trauriges Los. Dort sucht die Katze auf dem Hofe Ersatz in einer Maus, hier verkriecht sich die einsame Fledermaus in die dunkelste Ecke. P.

227. Das treue Roß.

Heinr. Hoffmann v. Fallersleben. Gedichte. 8. Aufl. Berlin 1874. S. 357.

I. **Vorbereitung und Vorlesen.** Am Abend eines heißen Schlachttages erzählt ein Reiter am Wachtfeuer seinen Kameraden den Verlust seines treuen Rosses.

1. Ich hab' mein Roß verloren,
mein apfelgraues Roß;
es war so treu im Leben,
kein treures kann es geben
im ganzen Zug und Troß.

2. Und als es wollte sterben,
da blickt' es mich noch an,
als spräch's mit seinen Mienen:
„Kann dir nicht weiter dienen,
ade, mein Reitersmann!"

3. Und als es war gestorben,
da grub ich's ehrlich ein
wohl unter grünen Matten
in eines Lindbaums Schatten;
das soll sein Denkmal sein.

4. Da sitzen die kleinen Vögel
und halten das Totenamt;
ihr braucht nicht erst zu lesen,
wie treu mein Roß gewesen;
sie singen's insgesamt.

Erläuterungsfragen. Welche anderen Ausdrücke gibt es für „Roß?" Was gibt es außer den „Apfelschimmeln" noch für Pferde der Farbe nach? Woraus wissen wir, daß es ein Soldatenpferd war? Worin bestand die Treue des Pferdes? Wie unterscheiden sich die Pferde im „Zuge" (Linie von Reitern in der Schwadron!) und im „Troß" (Heergepäck!)? Woran starb das Pferd? Wie waren und was sagten seine „Mienen"? Was bildete die „Matte" (grüner Rasen) und was die „Linde" für das Grab? Warum ist dies Grab ein „ehrliches", und wann wäre es ein „unehrliches" gewesen? Wo, von wem, für wen und wie wird sonst ein „Totenamt" gehalten? Was klingt aus den Grabliedern der Vögel? Wo ist das Lob der Tapferen sonst „zu lesen"? Welche kleinen Vögel sitzen und singen wohl auf der Linde? Was heißt „sie singen insgesamt"? Wer ist „sie", „es", „insgesamt"?

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Eine hohe, dicht belaubte Linde erhebt sich auf einem Rasenplatze unweit eines Dorfes. Es ist Frühling, und in den Zweigen hüpfen und singen die Vögel. Im Schatten der Linde erhebt sich ein Hügel, der mit grünem Rasen überwölbt ist. Daneben steht traurig ein Reitersmann — mit Säbel und Sporen —, der hier sein treues, in der Schlacht gefallenes Pferd begraben hat.

2. Charakteristik. Warum muß der Reiter mild und freundlich, anhänglich und dankbar gewesen sein? Weise nach, daß das Roß schön und kräftig, gehorsam und treu, anhänglich und dankbar war!

3. Gedankengang: Str. 1. Lob des verlorenen Rosses. Str. 2. Rührender Tod. Str. 3. Ehrliches Begräbnis. Str. 4. Totenfeier des Rosses.

III. **Verwertung.** 1. Verwandtes. Liebe erzeugt Gegenliebe. — Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes. — Der Löwe des Androklus. — Bileam mißhandelt seine Eselin.

2. Rede- und Stilübungen: a) Der Reiter soll erzählen, worin die Trefflichkeit des Rosses bestand. b) Vergleiche den Abschied des Rosses mit dem des „treuen Hundes", der „Bauernmagd" und des „guten Kameraden"! c) Was für Denkmäler setzt man Gestorbenen? P.

228. Das Vogelnest.

Ludwig Kellner. Lehrgang für den deutschen Sprachunterricht. 14. Aufl. Erfurt 1876. S. 100.

Franz fand im Garten in einer Hecke ein Vogelnest. Jubelnd lief er zum Vater, holte diesen in den Garten und zeigte ihm seinen Fund. „Sieh nur," rief der glückliche Knabe, „sieh nur das zarte, weiche Nestchen von Moos und Wolle und darin die vier niedlichen Eier! Ich möchte diese Eier nehmen und damit spielen. Darf ich wohl, Vater?" — „Nein, lieber Franz," antwortete der Vater, „laß nur die Eier im Neste liegen, du erlebst dann noch

mehr Freude." — Franz ließ sie liegen, ging aber am andern Morgen wieder hin und fand sogar fünf Eier. Er erzählte dies dem Vater wieder, und dieser sagte: „Nun bleibe einmal vierzehn Tage weg von dem Nestchen, dann aber will ich selbst mit dir hingehen." — Das geschah; und wie sehr freute sich Franz, als er jetzt mit dem Vater wieder zu dem Neste trat und statt der Eier fünf kleine Vöglein erblickte! Die sperrten die Schnäblein auf, als wollten sie Futter haben. Vater und Sohn traten jetzt auf die Seite. Da kam bald die Mutter der Vöglein und hatte ein Würmchen im Schnabel, mit dem sie die Kinderchen fütterte. „Siehst du," sagte der Vater, „hättest du damals die Eier ausgenommen, so würdest du jetzt die Freude nicht haben." — Täglich ging nun Franz zu seinem Neste, bis die Vögelchen größer wurden und endlich fortflogen. Im anderen Jahr aber kamen die Alten wieder und bauten ihr Nest in dieselbe Hecke.

I. **Vermittlung.** Vertauschung mit sinnverwandten Wörtern. 1. Hecke = lebender, grüner Zaun, auch umfriedigendes Gebüsch von Hagedorn oder Hagebuchen oder Hagerosen; Hag auch Hain, daher Hainbuche. 2. Jubelnd = freudig, erfreut, jauchzend; 3. zeigte = wies ihm 4. seinen Fund = was er gefunden, das Gefundene. 5. zart = lieblich, fein; 6. niedlich = klein und fein; 7. Freude = Lust, Spaß; 8. bleibe weg = geh nicht hin! 9. nackt = unbedeckt, bloß, unbefiedert; 10. erblickt = sah, schaute, bemerkte usw. 11. Würmchen = hier Räupchen, Insekten, Kerbtiere; 12. Kinderchen = kleine Vöglein; 13. größer wurden = flügge waren usw.

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Es war in dem großen Baum- und Grasgarten eines Gartenbesitzers, Ende Mai, als die Obstbäume blühten und die Hecke wieder grünte.

2. Eigenschaften a) des Vaters. Er war verständig, scheinbar hart, in Wahrheit liebevoll, b) des Sohnes: Franz war glücklich, kindlich unverständig, gehorsam, überrascht und endlich aufs höchste erfreut.

3. Gliederung der Erzählung. 1. Der Knabe findet ein Vogelnest, jubelt, ruft den Vater und zeigt ihm das Nest. 2. Des Knaben Entschluß und Frage. 3. Der Vater verweigert des Knaben Bitte. 4. Franz ist wiederholt gehorsam und erfreut. 5. Der Vater führt aus, was er versprochen. 6. Der Hunger der kleinen Vöglein, die die Schnäblein aufsperren. 7. Ihre Fütterung durch die Vogelmutter. 8. Des Vaters Belehrung. 9. Des Knaben täglicher Gang zum Neste. 10. Die Wiederkunft der brütenden Vöglein.

III. **Verwertung.** 1. Mahnung: a) Schone die Vöglein und ihre Nester! b) Nur rohe Knaben können die Nester der Vöglein zerstören und ihre Eier wegnehmen. c) Eiersammlungen der Knaben bringen viel größere Nachteile als Vorteile. Gib diese wie jene an!

2. Vergleichung mit der Heyschen Fabel: „Knabe, ich bitt' dich, so sehr ich kann" (Nr. 3) und mit „Die Singvögel" von Schmid (Nr. 310).

R. D.

229. Der Schneemann.

Wilh. Hey. 50 Fabeln für Kinder. Gotha. S. 3.

I. **Aufbau des Gedichts.** Es war im Winter lange kalt und der Schnee scharf wie Salz gewesen. Da wehte endlich eine milde Luft, und der Schnee ballte sich. Was machen sich nun da die Kinder? „Schneebälle, einen Schneemann." Was werden sie dem Schneemanne in die Hand geben? „Einen Stock." Wovon werden sie ihm die Augen machen? „Von Kohlen." Dann springen sie fröhlich um ihn herum, necken und werfen ihn. Am nächsten Tage, wenn sie aus der Schule kommen, sammeln sie sich wieder um ihn und setzen das Spiel fort. Wie rufen sie wohl, indem sie mit der Hand auf den Schneemann zeigen? „Seht nur (einmal) den Mann!" Warum könnte man sich vor ihm fürchten und in Not kommen? „Weil er mit dem aufgehobenen Stocke droht." Wann hat er das getan? „Gestern und heute." Was tut er aber niemals? „Er schlägt nicht." Wie schelten ihn darum die Kinder? „Armer Wicht und Schelm." Was hat er in der Hand? „Einen Stock." Was tut er aber nicht, wenn ihn die Kinder werfen, schlagen und stoßen? „Er wehrt sich nicht." Was ist's für ein Mann? „Ein toter, armer Mann." Was kann er nicht? „Nicht schlagen und nicht laufen." Sein Gesicht sieht nicht rot und gesund aus, wie denn? „Weiß — wie der Schleier einer Dame, schleierweiß." Bis jetzt war nur die Luft warm, und die Sonne hielt sich hinter den Wolken versteckt. Was wird geschehen, wenn sie warm scheint? „Der Schneemann wird weich wie Butter werden und endlich gar als Wasser fortfließen." Dann wäre es aus mit der Freude. Wie werden die Kinder darum die Sonne bitten? „Liebe Sonne, scheine doch nicht!"

II. **Vorlesen und Einüben des Gedichts.**

Seht den Mann, o große Not! wie er mit dem Stocke droht,
gestern schon und heute noch; aber niemals schlägt er doch.
Schneemann, bist ein armer Wicht, hast den Stock und wehrst dich nicht!
Freilich ist's ein gar armer Mann, der nicht schlagen noch laufen kann;
schleierweiß ist sein Gesicht. Liebe Sonne, scheine nur nicht!
Sonst wird er gar wie Butter weich und zerfließt zu Wasser gleich.

III. **Aufgaben.** 1. Beschreibe den Schauplatz! 2. Zeige, was der Schneemann kann und was er nicht kann! 3. Beschreibe den Aufbau eines Schneemanns! 4. Welche Freuden bringt der Winter den Kindern?

P.

230. Des Kirschbaums Gäste.

Ernst Lausch. Heitere Ferientage. 2. Aufl. Leipzig 1873. S. 62

Der Kirschbaum grünt an Zweig und Ast,
da hat er auch schon einen Gast;
am jungen Grün und zarten Blatt
frißt sich das Räuplein voll und satt.

Der Kirschbaum blüht an Zweig und Ast,
da hat er wieder einen Gast;
das Bienchen findet Honigseim
und trägt ihn in die Zellen heim.

Und sind der Wochen sechs vorbei,
so kommen gar der Gäste zwei;
kennst du sie wohl? Sag es geschwind!
„Es ist das Spätzlein und — das Kind."

I. **Vorbereitung.** Wenn im Lenze die Bäume und Sträucher ihre Knospen entfalten und Blätter gewinnen, ist der Kirschbaum einer der ersten unter den Bäumen, der in frischem Grün prangt. Die jungen Raupen, von frühen Sonnenstrahlen geweckt, finden hier ihre Kost. Nach wenigen Tagen, zumeist schon Anfang Mai, ist der Baum mit weißen Blüten bedeckt, die ihres süßen Saftes wegen von fleißigen Bienen besucht werden. Ende Juni und Anfang Juli reifen die Früchte des Baumes, die Kirschen; dann fliegen die Sperlinge zum Schmause herbei, und auch die Kinder lassen sich die süßen Herzkirschen und später die fleischigen Sauerkirschen wohlschmecken. So viel ungefähr ist durch Frage und Antwort in einem Gespräche über den Kirschbaum *vor der Behandlung* des Gedichts festzustellen.

II. **Vertiefung.** In dem Gedichte wird der Kirschbaum betrachtet. Er „*grünt* an Zweig und Ast". So lautet Zeile 1 der ersten Strophe. Es ist also Frühling. Der *erste* Gast, der sich dem Kirschbaum naht, die Raupe, findet auf ihm nichts als gerade diejenige Speise, die ihr zu ihrer Sättigung am liebsten ist, nämlich „junges Grün", „zarte Blätter"; andere Kost würde ihr nicht zusagen. — Zeile 1 der zweiten Strophe ist mit Zeile 1 der ersten Strophe bis auf ein einziges Wort gleichlautend. Statt *grünt* heißt es hier „*blüht*". Noch ist es also Frühling; denn der Baum prangt in Blütenpracht; die Biene kommt und saugt aus den Blüten Honig. Da der Kirschbaum früher schon einen „Gast" hatte, so heißt jetzt Zeile 2: „Da hat er *wieder* einen Gast." Diese Wiederholung darf nicht übersehen werden; auch ist zu beachten, daß das Bienchen „in die Zellen heimträgt", während das Räuplein nicht für andere sorgt und nur sich selbst „voll und satt" frißt. — In der *dritten* Strophe werden endlich noch zwei spätere Gäste auf einmal genannt: „das Spätzlein und — das Kind". Was diese schmausen, ist nicht gesagt; jeder kann es aber erraten. Beide Gäste lassen sich die Früchte des Kirschbaumes, die Kirschen, wohlschmecken.

III. **Verwertung.** A. *Nutzanwendung für Herz und Leben.* Der Kirschbaum ist eine lebendige Predigt über die Eigenschaften Gottes. Daß der Baum *grünt, blüht, Früchte bietet* (erfreut und nährt), ist *Gottes Werk*. Gott ist allmächtig, Gott ist freundlich (ist die *Liebe*) gegen Menschen und Tiere, Gott ist der Allerhalter. Der Blütenbaum, der dich erfreut, der Fruchtbaum, der dich erquickt und nährt, mahnt dich zum Danke gegen den Geber alles Guten.

B. *Rede- und Stilübungen:* 1. Auswendiglernen des Gedichts. 2. Beschreibung des Kirschbaumes in einfachen Sätzen nach den Fragen: a) Was ist der Kirschbaum? b) Was hat der Kirschbaum? c) Was tut der Kirschbaum? d) Wie ist der Kirschbaum? Die *Satzaussage* sei also a) und b) ein *Hauptwort*, c) ein *Zeit-* (Tätigkeits-)wort und

d) ein Eigenschaftswort. Die Aufgabe ist in einer Elementarklasse leicht zu lösen. 3. Verwandtes. Rätsel: „Erst weiß wie Schnee, dann grün wie Klee" usw. (Kirsche). Verschen: „Kleine Biene, wer sagt es dir, daß die Blumen blühen hier?" (Nr. 27.) Ernst Lausch.

231. Das Kindlein und sein Mütterchen.

Ernst Lausch. Kinderstube I. 3. Aufl. Leipzig 1877. S. 34.

I. **Unmittelbarkeit.** Einer besonderen Vorbereitung bedarf es nicht. In der kleinen, einfachen Geschichte ist dem Kinde alles klar und verständlich, darum erzähle man sofort:

„Es war einmal ein Kindlein; das hatte sein Mütterchen recht herzlich lieb; aber es hatte doch mal etwas getan, was das Mütterchen nicht gern sah und verboten hatte. Da kam das Kindlein gegangen, und das Mütterchen saß auf dem Stuhle still und traurig und weinte. Das sah das Kindlein und legte die Händchen dem Mütterchen auf den Schoß und ward auch ganz still und traurig. Und das Mütterchen stand schnell auf, und eine Träne aus seinen Augen fiel dem Kindlein auf die Hand; die brannte ihm wie heißes Wasser.

Mütterchen hatte kein Wort gesprochen; aber das Kindlein wußte doch alles. Es wußte, wie gut es lieb Mütterchen mit ihm meinte, und wie sehr es lieb Mütterchen betrübt hatte.

Da hat das Kindlein immer an die Träne gedacht und gemeint: So wie dein gutes Mütterchen liebt dich kein Mensch mehr auf der Welt.

Und das Kindlein hat sich vorgenommen, sein gutes Mütterchen nie wieder zu betrüben, und es hat es auch nie mehr getan."

II. **Verwertung.** Das Kind erkennt aus der Erzählung die Pflicht: „Du sollst den Eltern gehorsam sein, darfst sie nie betrüben." Warum nicht? Weil sie so gut gegen dich sind. „Liebe erweckt Gegenliebe." Kindesliebe. Worin zeigt sich diese? Elternliebe. Woran erkennt man aber diese? Die Erzählung zeigt beides. — Das 4. Gebot: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren" usw. Spruch: „Ihr Kinder, seid gehorsam" usw. (Eph. 6, 1). — Ernst Lausch.

232. Liebe macht stark.

Gottlob Dittmar.

Über einen Knaben ging einmal ein Holzwagen und brach ihm ein Bein entzwei. Als er weinend heimgebracht wurde, sprang seine kranke Mutter vor Schrecken aus dem Bett und fiel in Ohnmacht. Da wurde der Knabe plötzlich still, und als ihm der Wundarzt das Bein einrichtete, verbiß er die heftigsten Schmerzen und gab keinen Laut von sich. Man fragte ihn: „Tut es dir denn nicht weh?" — „Ach ja, recht arg!" antwortete er; „aber die Mutter soll es nicht merken, daß sie sich nicht kränkt."

I. **Erläuterungsfragen.** Worin kann die Stärke eines Menschen bestehen? (Goliaths Stärke, Salomos Weisheit, Jesu Liebe.) Wozu dient und wie ist ein Holzwagen? Wie ist der Knabe wohl unter das Rad gekommen? Warum weinte erst der Knabe, und warum verbiß er nachher seinen Schmerz? Was tut man beim Verbeißen des Schmerzes? Warum wurde die Mutter ohnmächtig? Wie sieht ein Ohnmächtiger aus? Was

geschieht beim Einrichten des Beines? Warum schmerzt das sehr? Worüber kränken sich Eltern am meisten?

II. **Vertiefung.** 1. Schauplatz. Auf der Straße hält ein beladener Holzwagen. Mehrere Leute ziehen unter diesem einen Knaben hervor, dem ein Rad über das Bein gegangen ist, und der es gebrochen hat. Sie tragen ihn in das nahe Haus seiner Eltern, wo die Mutter krank im Bette liegt. Ein Kamerad läuft nach dem Wundarzte.

2. Gedankengang: a) Das Unglück des Knaben, b) der Schreck der Mutter, c) die Stärke des Knaben, d) der Grund für diese. — Die Liebe tut Wunder, sie ist stärker als Schmerz und Tod.

III. **Verwertung.** Aufgaben: a) Was sollen die Kinder aus der Erzählung lernen? b) Die Mutter erzählt später einem anderen die Geschichte. c) Erzähle Beispiele von liebevollen Eltern und guten Kindern! d) Beispiele, wo Eltern sich über ihre Kinder gekränkt haben! e) Beispiele, wo die Liebe stark gemacht hat! P.

233. Zimmerspruch.

Ludwig Uhland. Gedichte. Stuttgart und Tübingen 1826. 3. Aufl. S. 80.

I. **Vorbereitung.** Versetzt euch jetzt einmal, liebe Kinder, mit mir in eine an Bauholz reiche Gegend, wo die Häuser nicht wie hier aus Quader- oder Bruchsteinen, sondern aus Holz, d. i. aus Fachwerk, ausgesetzt mit Ziegelsteinen, erbaut werden. Wenn der Landmann dort ein neues Haus (Scheuer, Stall) bauen will, so kauft er im Winter zunächst in der Heide (Forst, Wald) 60—100 Fuß lange, starke Baumstämme. Wenn die Wege hart und glatt gefroren sind, holt er mit allen Freunden und Nachbarn des Dorfes, die Fuhrwerk haben, binnen mehreren Tagen das Bauholz herbei. Die Zimmerleute kommen, sobald es immer geht, herzu, beschlagen und behauen es, und der Meister (der Polier) richtet es zu. In den ersten gelinden Tagen des Frühlings beginnen dann die Maurer ihre Arbeit. Sie graben auf dem Bauplatze den Grund aus, bauen Keller und legen von Quadersteinen den Grund, der bis zu 1 m über dem Erdboden sich erhebt. Nun geht es an das Richten des Hauses. Die Zimmerleute bringen das zugerichtete Holz herbei, richten es auf und befestigen es, zunächst das untere Stockwerk nebst Balkenlage und sodann den Dachstuhl mit den Sparren. Ist nun das Haus aufgerichtet, dann beginnt das Richtefest. Hoch oben an der Giebelwand steht der Zimmerpolier und hält einen großen Kranz oder Strauß von Blumen an einer Stange in den Händen und beginnt nun, nachdem unten alle Werk- und Bauleute „Nun danket alle Gott!" gesungen haben, die Richtepredigt zu halten. Hat er sie beendet, so befestigt er den Richtekranz an der Giebelspitze, bringt dem Bauherrn ein schallendes Hoch aus, trinkt auf dessen Wohl ein Glas Wein und wirft das Glas dann jäh zu Boden, daß es zertrümmert. Denn nur so, meint der Volksglaube, kann der Segensspruch in Erfüllung gehen. Nun beginnt der Richteschmaus, an dem alle, die an dem Baue geholfen haben, jetzt auch teilnehmen. Da die Zimmerleute

aber keine Gelehrten sind, so gehen sie oft zum Pfarrer oder Lehrer und lassen sich einen Zimmerspruch aufsetzen, den sie dann auswendig lernen. So ist gewiß auch einstmals ein Zimmermann zu dem Dichter Uhland gekommen und hat ihn gebeten, einen Zimmerspruch für ihn zu dichten. Er hat's getan, und der Spruch steht in seinen Gedichten. Hört ihn!

Das neue Haus ist aufgericht't[1]),
gedeckt, gemauert ist es nicht[2]);
noch können Regen und Sonnenschein
von oben und überall herein[3]):
drum rufen wir zum Meister der Welt,
er wolle von dem Himmelszelt
nur Heil und Segen gießen aus
hier über dieses offne Haus.[4])
Zuoberst woll' er gut Gedeihn
in die Kornböden uns verleihn[5]),
in die Stube Fleiß und Frömmigkeit[6]),
in die Küche Maß und Reinlichkeit[7]),
in den Stall Gesundheit allermeist[8]),
in den Keller dem Wein einen guten Geist.[9])
Die Fenster und Pforten woll' er weihn,
daß nichts Unselig's komm' herein[10]),
und daß aus dieser neuen Tür
bald fromme Kindlein springen für.[11])
Nun, Maurer, decket und mauret aus!
Der Segen Gottes ist im Haus.[12])

II. **Vermittlung.** 1. Das neue Haus ist nur erst gerichtet; 2. noch sind die Wände und das Fachwerk nicht ausgemauert, und das Dach ist noch nicht mit Ziegel oder Schiefer belegt (Schindeln, Stroh). 3. Noch ist es allen Unbilden der Witterung ausgesetzt, wie auch niemand weiß, welche Freuden und Leiden in diesem Hause in Zukunft Einkehr halten werden. 4. Drum bitten wir den Baumeister des Weltalls, den lieben Gott, er wolle über dieses offene Haus künftig nur Heil, leibliches und geistiges, und den reichsten Segen über seine Bewohner ausgießen. 5. Wie im allgemeinen, so bittet der Zimmerspruch auch noch insbesondere für die einzelnen Räume um Segen. Zunächst bittet er um gut Gedeihn der Feldfrüchte, damit die Kornböden sich immer füllen und unverdorbenes Getreide bergen und vor Schaden aller Art bewahrt bleiben. 6. Sodann wolle Gott allen Bewohnern der Wohnstube verleihen, daß sie immerdar fleißig, treu und gewissenhaft, aber noch mehr fromm und gottesfürchtig sind, zu ihrem Gotte täglich beten und ihm vertrauen. 7. Für die Küche bittet der Zimmerspruch um Reinlichkeit, Mäßigkeit und Sparsamkeit. 8. Für die Ställe, die in allen norddeutschen Bauernhäusern auf der anderen Seite der Wohnung mit in das Wohnhaus hineingebaut sind, bittet er um Gesundheit für das Vieh, daß es verschont bleibe vor Milzbrand, Lungen- und anderen Seuchen; 9. für den Keller — der Bauer wohnt in einer Gegend, wo Weinbau getrieben wird — wünscht er, daß der Wein eine gute Gärung durchmache und Kraft und Geschmack gewinne. 10. Vor allem aber wolle Gott die Fenster und Türen weihen, daß nichts Un-

selig's, was dem Hause zum Unheil, zum Unglück und Unsegen gedeihen könne, hereinkomme, als da ist: Sünde, Unfrieden, Diebe, Mörder, böser Leumund usw. 11. Für die Haustür endlich hat der Zimmerspruch einen besonderen Wunsch, nämlich den, daß Gott die Bauersleute mit Kindern, aber nur mit frommen, wohlgeratenen Kindern segnen möge, da solche der höchste Segen eines Hauses sind. „Für" steht hier für „hervor". 12. Nun, Maurer, deckt das Dach ein! Mauert das Haus zu! Und gehen die Wünsche des Zimmerers in Erfüllung, dann ist der Segen Gottes in ihm, dann wird es ein gesegnetes Haus sein.

III. **Vertiefung.** 1. Gliederung: Der ganze Zimmerspruch besteht aus drei Teilen. Der 1. Teil (Vers 1—8) enthält die allgemeine Bitte um Heil und Segen für das neue Haus. Der 2. Teil (Vers 9 bis 18) enthält für jeden Teil des Hauses noch eine besondere Bitte, und der 3. Teil (Vers 19 und 20) enthält die Aufforderung an die Maurer, das Werk zu vollenden, weil nun Gottes Segen im Hause ist.

2. Hauptgedanke. Fang all dein Tun und Werk mit Gott an! Alles mit Gott! Wer Gott vertraut, hat wohlgebaut. Ps. 127. Wo der Herr nicht das Haus bauet usw.

IV. **Verwandtes.** Entwirf einen Erntespruch für den Vormäher zum Erntekranz! Die Ernte ist, Gott sei Dank, nun eingebracht, aber Gott muß noch vielfachen Segen geben, bevor wir sie mit Danksagung genießen können. Er verleihe uns Gesundheit, daß wir die Garben ausdreschen und die Körner auf den Getreideboden tragen und sie überhaupt genießen können usw. Dort bewahre er sie vor Ungeziefer aller Art. Er schütze die Scheuer vor Feuersgefahr und vor Dieben; vor Kriegsgefahr, daß nicht die Feinde des Landes das genießen, was wir geerntet haben; er verleihe dem Viehe Gesundheit, daß die Früchte der Ernte ihnen gedeihen mögen. Er verleihe uns ein mildes, barmherziges Herz, daß wir den Armen auch von unserem Reichtum geben, und ein dankbares Gemüt, daß wir durch Tugend und Gottesfurcht dem Herrn für seine Güte und Gnade unseren Dank darbringen. R. D.

234. I. Der Löwe und die Maus.

Nach Äsop.

Der Löwe schlief in seiner Höhle; um ihn her spielte eine lustige Mäuseschar. Eine derselben war eben auf einen hervorstehenden Felsen gekrochen, fiel herab und erweckte den Löwen, der sie mit seiner gewaltigen Tatze (dem breiten Fuße) festhielt. „Ach," bat sie, „sei doch großmütig gegen mich armes, unbedeutendes Geschöpf! Ich habe dich nicht beleidigen wollen; ich habe nur einen Fehltritt getan und bin von dem Felsen herabgefallen. Was kann dir mein Tod nützen? Schenke mir das Leben, und ich will dir zeitlebens dankbar sein!" „Geh hin!" sagte großmütig der Löwe und ließ das Mäuschen springen. Bei sich aber lachte er und sprach: „Dankbar sein? Nun, das möchte ich doch sehen, wie ein Mäuschen sich einem Löwen dankbar bezeigen könnte!"

Kurze Zeit darauf lief das nämliche Mäuschen durch den Wald und suchte sich Nüsse. Da hörte es das klägliche Gebrüll eines Löwen. „Der ist in Gefahr!" sprach es bei sich und ging der Stelle zu, wo das Gebrüll

herübertönte. Es fand den großmütigen Löwen von einem starken Netze umschlungen, das der Jäger künstlich ausgespannt hatte, um damit große Waldtiere zu fangen. Die Stricke hatten sich so künstlich zusammengezogen, daß der Löwe weder seine Zähne noch die Stärke seiner Tatzen gebrauchen konnte, um sie zu zerreißen. „Warte nur, mein Freund," sagte das Mäuschen, „da kann ich dir wohl am besten helfen!" Es lief hinzu, zernagte die Stricke, die seine Vordertatzen gefesselt hatten, und, als diese frei waren, zerriß er das übrige Netz und ward so durch die Hilfe des kleinen Mäuschens wieder frei.

Erläuterungsfragen. Wo und wie mag die Höhle des Löwen gewesen sein? Wann und warum schlief der Löwe? Warum war die Schar (viele) der Mäuse lustig? Worin bestand ihr Spiel? Warum kletterte eine auf den Felsen? Wovon wachte der Löwe auf? Wie gelang ihm der Fang? Was wollte er mit dem kleinen Störenfried machen? Warum nennt sich die Maus arm und unbedeutend? Was ist ein Fehltritt? Wie beleidigt man jemand? Worin besteht die Großmut? Warum zweifelte der Löwe an der Dankbarkeit der Maus? Wovon nähren sich die Waldmäuse? Wie ist der Löwe in das Netz geraten? Nenne Gefahren, d. h. drohende Übel! Nenne große Waldtiere! Nenne die Geschäfte des Jägers! Welches sind die Waffen des Löwen? Warum halfen sie ihm jetzt nichts? Wie nagt die Maus? Warum nennt sie den Löwen „mein Freund"? Wie hat jedes der beiden Tiere eine unvorsichtige und eine edle Tat getan?

II. Der Löwe.

Christoph v. Schmid. Gesammelte Schriften. 16. Bd. 3. Aufl. München 1876. S. 88.

Ein armer Sklave (Androklus), der seinem Herrn entlaufen war, wurde wieder eingefangen und zum Tode verurteilt. Man brachte ihn auf einen großen Platz, der mit Mauern umgeben war, und ließ einen furchtbaren Löwen auf ihn los. Mehrere tausend Menschen sahen zu. Der Löwe stürzte grimmig auf den armen Menschen los, — blieb aber plötzlich stehen, wedelte mit dem Schweife, sprang voll Freude um ihn herum und leckte ihm dann freundlich die Hände. Die Leute aber verwunderten sich und fragten den Sklaven, wie das komme.

Der Sklave erzählte: „Als ich meinem Herrn entlaufen war, verbarg ich mich in einer Höhle der Wüste. Da kam dieser Löwe winselnd zu mir herein und zeigte mir seine Tatze, in der ein scharfer Dorn steckte. Ich zog ihm den Dorn heraus, und von der Zeit an versah mich der Löwe mit Wildbret, und wir lebten in der Höhle friedlich zusammen. Bei der letzten Jagd wurden wir voneinander getrennt und beide gefangen — und nun freut sich das gute Tier, mich wiederzufinden." Alles Volk war über die Dankbarkeit des guten Tieres entzückt und rief laut: „Es lebe der wohltätige Mensch! Es lebe der dankbare Löwe!" Der Sklave wurde freigelassen und reichlich beschenkt. Der Löwe aber begleitete ihn von nun an beständig wie ein zahmes Hündchen, ohne jemand ein Leid zu tun.

Die Dankbarkeit kann wilde Tiere zähmen,
laß dich, o Mensch, von ihnen nicht beschämen!

Erläuterungsfragen. Was sind Sklaven? (Rechtlose Menschen, die wie Tiere verkauft werden.) Wie nützen sie ihren Herren? Warum war der Sklave Androklus seinem Herrn entlaufen? Wie gelang es, ihn wieder einzufangen? Welches Urteil (Rechtsspruch) fällte der Richter? Warum schauten die Menschen dem schrecklichen Schauspiel zu? Wie war der

Grimm des Löwen gereizt worden? Welche Zeichen der Freude gab der Löwe? Was wollten die verwunderten Leute wissen? Wie und wo hatte sich der Löwe den Dorn in den Fuß getreten? Wie gab der Löwe seinen Wunsch zu erkennen? Wie bekam der Löwe das Wildbret und was für welches? Wodurch wurden die Menschen gerührt? Welches war der Lohn der Barmherzigkeit und der Dankbarkeit? Welche Mahnungen sollen wir aus der Erzählung beherzigen?

Vergleichung. 1. Zeit und Ort. Die Fabel vom Löwen und der Maus gibt keinen Anhalt für die Zeit; die Erzählung vom Löwen des Sklaven Androklus soll sich in Rom vor Christi Geburt zugetragen haben. — Die Fabel wie die Erzählung zeigen uns eine Löwenhöhle, erstere auch einen großen Wald und ein Netz, letztere eine Wüste und den Zirkus (länglich runder Platz zu Kampfspielen) in Rom oder einer Stadt Nordafrikas.

2. Gedankengang: a) Hier schwebt ein Sklave, dort eine Maus in Todesgefahr vor einem Löwen. b) Letztere wird durch Großmut, ersterer durch Dankbarkeit gerettet. c) Der erste Löwe gerät in Lebensgefahr durch das Netz des Jägers; der zweite leidet Qualen von einem Dorn im Fuße. d) Die dankbare Maus zernagt das Netz; der mitleidige Sklave zieht den Dorn heraus. e) Die Dankbarkeit hat in beiden Erzählungen Leben und Glück der Beteiligten gerettet.

3. Nutzanwendung. Dort erzeugt die Großmut, hier die Barmherzigkeit die Dankbarkeit. Dort erweist ein Geringer einem Gewaltigen einen großen Dienst, hier trägt ein kleiner Dienst großen Lohn. P.

235. A. Das Kind und sein Blümchen.

Heinr. Hoffmann v. Fallersleben. 50 Kinderlieder. 6. Ster.-Aufl. Altona. S. 3.

I. **Vorbereitung.** Ein kleines Mädchen von zehn Jahren liebte die Blumen wie überhaupt alle Kreaturen in der Natur herzinnig. Sie sprach oft und gern mit sich allein. Die Dinge der Natur erschienen ihr wie lebende Wesen und Personen, weshalb sie diese auch traulich ansprach und mit ihnen redete. Eines Tages im schönen Frühlinge hatte sie nun ein Blümchen mit Wurzeln, das frisch aus der Erde genommen war, geschenkt erhalten. Das hatte sie in ihren Blumengarten getragen, sorglich in die Erde gepflanzt und es begossen. Dabei hielt sie nun folgendes Selbstgespräch, das uns der Kinderliederdichter Hoffmann v. Fallersleben in Verse gesetzt hat und folgendermaßen lautet: (Vorlesen durch den Lehrer.)

Ward ein Blümchen mir geschenket,
hab's gepflanzt und hab's getränket.
Vögel, kommt und gebet acht!
Gelt! ich hab' es recht gemacht?

Sonne, laß mein Blümchen sprießen!
Wolke, komm, es zu begießen!
Richt' empor dein Angesicht,
liebes Blümchen, fürcht' dich nicht!

Und ich kann es kaum erwarten,
täglich geh' ich in den Garten,
täglich frag' ich: „Blümchen, sprich!
Blümchen, bist du bös' auf mich?"

Sonne ließ mein Blümchen sprießen,
Wolke kam, es zu begießen,
jedes hat sich brav gemüht,
und mein liebes Blümchen blüht.

Wie's vor lauter Freuden weinet!
Freut sich, daß die Sonne scheinet.
Schmetterlinge, fliegt herbei,
sagt ihm doch, wie schön es sei!

II. **Verwertung.** Was heißt „getränket"? Worauf sollen die Vögel achtgeben? Was heißt „gelt!"? So viel wie: „Nicht wahr?" Sprießen = heranwachsen und gedeihen. Was soll das welke Blümchen tun? Sein Angesicht, seine Knospen, seine Blüten emporrichten. Was meint wohl das Mädchen, warum das Blümchen das Köpfchen hängen läßt? Wie fragte das Mädchen, als das Blümchen nicht gleich in drei oder vier Tagen blühte? Als es dann wieder eines Morgens in den Garten kommt, blüht das Blümchen endlich. Wofür hält es da die beiden Tautropfen in dem Kelche der Blüte? Für zwei Freudentränen. Worüber, meint es, freut sich das Blümchen? Wen ruft es endlich herbei? Was sollen dann die Schmetterlinge seinem Blümchen sagen?

B. Die Blumen.

Wilh. Hey. 50 Fabeln für Kinder. Gotha. Anhang. S. 10

I. **Vorbereitung.** In einem anderen Blumengarten steht ein lieber, kluger Knabe während der ersten Blütentage des Lenzes. Auch er hat die Blumen so gern und erfreut sich ihrer von Herzen. In das Anschauen der Blumenpracht vertieft, hält er folgendes Selbstgespräch, das ein anderer Kinderliederdichter, Wilhelm Hey, in schöne Verse gebracht hat und das also lautet:

Wer hat die Blumen nur erdacht?
Wer hat sie so schön gemacht,
gelb und rot und weiß und blau,
daß ich meine Lust dran schau'?

Wer hat im Garten und im Feld
sie so auf einmal hingestellt?
Erst war's doch so hart und kahl,
blüht nun alles auf einmal.

Wer ist's, der ihnen allen schafft
in den Wurzeln frischen Saft,
gießt den Morgentau hinein,
schickt den hellen Sonnenschein?

Wer ist's, der sie alle ließ
duften doch so schön und süß,
daß die Menschen, groß und klein,
sich in ihren Herzen freun?

Wer das ist, und wer das kann
und nicht müde wird daran?
Das ist Gott in seiner Kraft,
der die lieben Blumen schafft.

II. **Vergleichung beider Gedichte miteinander.** (Rede- und Stilübung für die Mittelklasse.) 1. Ähnlichkeiten. In beiden Gedichten führen die Dichter zwei Kinder, wir nehmen an, in dem ersten ein Mädchen und in dem zweiten einen Knaben, redend ein. Beide Kinder befinden sich allein in einem Blumengarten und halten ein Selbstgespräch über die Blumen. Beide lieben die Blumen sehr, freuen sich darüber und haben ihre Lust daran.

2. Verschiedenheiten. Das Mädchen in der ersten Dichtung wendet sich nur an ein einziges Blümchen, betrachtet es und spricht mit ihm, während der Knabe in der zweiten über alle Blumen im Garten und Felde, also über die ganze Gattung nachdenkt. Das Kind in A betrachtet alle Dinge und Wesen in der Natur als Personen und redet diese als solche an, während das Kind in B nur über die Blumen im allgemeinen spricht. Was in der Dichtung A als Bitte ausgesprochen ist, das wird in dem zweiten Gedicht nur als Frage aufgestellt; z. B.: „Sonne, laß mein Blümchen sprießen!" und „Wer schickt den hellen Son-

nenschein?" — „Wolke, komm es zu begießen!" und „Wer gießt den Morgentau hinein?" — „Schmetterling, sag ihm doch, wie schön es sei!" und „Wer hat die Blümlein nur so schön gemacht?" Das Mädchen in der ersten Dichtung läßt bei der Betrachtung der Blume mehr das Gefühl und die Naturfinnigkeit vorwalten, während der Knabe in der zweiten Dichtung über die Blumen nachdenkt, Verstand und Vernunft gebraucht und den Grund der Sache zu erforschen sucht. Das Mädchen meint, daß die Sonne und die Wolken das Gedeihen der Blumen bewirken, der Knabe hingegen glaubt und spricht es aus: „Das ist Gott in seiner Kraft."

R. D.

236. Die sieben Kindlein.

Friedr. Adolf Krummacher. Parabeln. Essen 1876. 9. Aufl. S. 144.

Am frühen Morgen, als die Dämmerung aufging, erhob sich ein frommer Hausvater mit seinem Weibe von dem nächtlichen Lager, und sie dankten Gott für den neuen Tag und die Stärkung des Schlummers. Das Morgenrot aber strahlte in das Kämmerlein, und sieben Kindlein lagen in ihren Betten und schliefen. Da sahen sie die Kindlein an nach der Reihe, und die Mutter sprach: „Es sind ihrer sieben an der Zahl! Ach, es wird uns hart fallen, sie zu ernähren!" Also seufzte die Mutter; denn es war eine Teurung im Lande. — Der Vater aber lächelte und sprach: „Siehe, liegen sie nicht und schlummern alle sieben? Und haben rote Wangen allzumal, und es fleußt auch von neuem das Morgenrot über sie her, daß sie noch schöner erscheinen und wie sieben blühende Röslein . . . Mutter, das zeuget uns ja, daß er, der das Morgenrot schafft und den Schlaf sendet, getreu ist und ohne Wandel." Und als sie nun aus dem Kämmerlein traten, da standen an der Türe vierzehn Schuhe in einer Reihe, immer kleiner und kleiner, je zwei für ein jegliches Kindlein. Da sah die Mutter sie an, daß ihrer so viele waren, und sie weinte. Der Vater aber antwortete und sprach: „Mutter, was weinest du? Haben sie doch alle sieben die runden und muntern Füßlein empfangen, wie sollten wir denn um die Hüllen uns ängstigen? Haben doch die Kindlein Vertrauen zu uns, wie sollten wir es nicht zu dem haben, der mehr vermag, als wir bitten und verstehen! Siehe, seine Sonne kommt! Wohlan, laß uns auch unsern Tageslauf wie sie mit fröhlichem Antlitz beginnen!" Also redeten sie und wirkten, und Gott segnete ihre Arbeit, daß sie genug hatten samt ihren Kindern. Denn der Glaube erhebt das Herz, und die Liebe gewährt Stärke.

I. **Erläuterungsfragen.** Was für Dämmerung unterscheidet man? Wie entsteht sie? Wie zeigte sich der Haus- und Familienvater nebst seinem Weibe (Frau) fromm? Welchen Segen hat der Schlummer oder Schlaf? Was erweckt der Anblick der sieben Kinder in der Mutter? Wie zeigt sich die Sorge? Warum wird ihnen die Ernährung hart oder schwer fallen? Wie und wodurch entsteht die Teurung? Wovon sind die roten Wangen und Bäckchen der Kinder ein Zeichen? Was zeuget (bezeuget), daß Gott getreu und ohne Wandel (ohne Fehl und Tadel) ist? Wie zeigt Gott seine Treue und Wandellosigkeit? Welche Schühchen standen an den beiden Enden der Reihe? Warum? Warum weinte die Mutter beim Anblicke der langen Reihe von Schuhen? (Kosten für Kleider und Schuhe.) Was sind die Schuhe für die Füßchen? Wie zeigten die Kinder ihr Vertrauen zu den Eltern? Wie zeigen die Menschen ihr Vertrauen zu dem himmlischen Vater? Warum dürfen wir Gott fest vertrauen? Was sollen

wir von der Sonne lernen? Worin besteht der Tageslauf? Wodurch stärkten sich Vater und Mutter? Wann dürfen wir des göttlichen Segens gewiß sein? Welche Kraft hat der Glaube und welche die Liebe? Wie geht das zu?

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. In der Schlafkammer am frühen Morgen. Durch die Scheiben strahlt das Morgenrot und färbt alles rötlich. Vater und Mutter haben sich aus den Betten erhoben und ihr Morgengebet verrichtet. In einer Reihe von Betten liegen schlafende Kinder, deren Gesichtchen wie Rosen blühen. An der Tür stehen 14 Schuhe von verschiedener Größe in einer Reihe. Das Antlitz der Mutter ist sorgenvoll, und Tränen blinken in ihrem Auge. Das Gesicht des Vaters zeigt fröhliche Zuversicht.

2. Personen. Vater und Mutter sind fromm, fleißig, kinderreich, gläubig, liebevoll; die Mutter ist ängstlich und sorgenvoll, der Vater mutig, fröhlich, gottvertrauend und trostspendend; die Kinder sind gesund und sorglos. Weise diese Eigenschaften aus der Erzählung nach!

3. Gedankengang: a) Das Erwachen der Eltern am frühen Morgen; b) die Sorge der Mutter um die Ernährung der sieben Kinder; c) der Hinweis des Vaters auf den treuen, allmächtigen Gott, der den Kindern Leben und Gesundheit gegeben; d) die Sorge der Mutter um Kleider und Schuhe der Kinder; e) die Tröstung des Vaters; f) das gesegnete Wirken der Eltern.

4. Eigentümlichkeiten. Die Erzählung ist eine Parabel oder Gleichnisrede zu dem Worte Jesu in der Bergpredigt, Matth. 6, 25 u. f. Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen und was ihr trinken werdet, auch nicht für euern Leib, was ihr anziehen werdet! Ist nicht das Leben mehr denn die Speise? und der Leib mehr denn die Kleidung? — Die Sprache der Parabel ist ganz biblisch, einfach und ergreifend.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung und Verwandtes. Alle eure Sorge werfet auf den Herrn, denn er sorget für euch! — Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut. — Vertrau auf Gott, er hilft in Not! — Wenn die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten. — Der erste Artikel und die vierte Bitte. — Wer nur den lieben Gott läßt walten —, Str. 2: Was helfen uns die schweren Sorgen usw. — Str. 7: Sing, bet und geh auf Gottes Wegen! — Hagar mit ihrem verdurstenden Sohne Ismael in der Wüste. — Georg Neumark und seine Gambe.

2. Rede- und Stilübungen: a) Suche biblische Geschichten, in denen wir Menschen in Sorgen, Gott aber mit seiner Hilfe sehen! b) Der Tageslauf eines frommen Elternpaares. c) Suche noch mehr Sprüche, Lieder und Beispiele, die vom Gottvertrauen handeln! P.

237. I. Kindesdank.

Joh. Peter Hebel. Sämtl. Werke. Karlsruhe 1872. III, S. 185. (Gekürzt.)

Ein Fürst traf auf einem Spazierritte einen fleißigen und frohen Landmann bei dem Ackergeschäfte an und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Nach einigen Fragen erfuhr er, daß der Acker nicht sein Eigentum sei, sondern

daß er als Tagelöhner täglich um 15 Kreuzer (alte Scheidemünze mit einem Kreuz, zu 4 Pfg., nach unserem Gelde nur 2 Pfg.) arbeite. Der Fürst, der für sein schweres Regierungsgeschäft freilich mehr Geld brauchte und zu verzehren hatte, konnte es in der Geschwindigkeit nicht ausrechnen, wie es möglich sei, täglich mit 15 Kreuzern auszureichen und doch noch so frohen Mutes dabei zu sein, und verwunderte sich darüber. Aber der brave Mann im Zwillichrocke (Kittel von Linnenzeug mit doppelten groben Fäden) erwiderte ihm: „Es wäre mir übel gefehlt (das fehlte mir noch; es würde mir schlecht gehen), wenn ich so viel brauchte. Mir muß ein Drittel davon genügen; mit einem Drittel zahle ich meine Schulden ab, und das übrige Drittel lege ich auf Kapitalien an." Das war dem guten Fürsten ein neues Rätsel (Aufgabe zum Erraten). Aber der fröhliche Landmann fuhr fort und sagte: „Ich teile meinen Verdienst mit meinen alten Eltern, die nicht mehr arbeiten können, und mit meinen Kindern, die es erst lernen müssen; jenen vergelte ich die Liebe, die sie mir in meiner Kindheit erwiesen haben, und von diesen hoffe ich, daß sie mich einst in meinem müden Alter auch nicht verlassen werden." . . Der Fürst belohnte die Rechtschaffenheit des wackeren Mannes, sorgte für seine Söhne, und der Segen, den ihm seine sterbenden Eltern gaben, wurde ihm im Alter von seinen dankbaren Kindern durch Liebe und Unterstützung redlich entrichtet.

I. **Erläuterungsfragen.** Was für Fürsten gibt es? Warum ritt der Fürst spazieren? Welche Geschäfte verrichtet der Land- oder Ackersmann? Warum ließ sich der Fürst mit dem Bauer in ein Gespräch ein? Was ist ein Tagelöhner? Wie kam's, daß der Mann täglich für nur 15 Kreuzer (oder 30 Pfg. nach unserem Gelde) arbeitete? (Er bekam daneben Kost, und alles war damals im Anfange dieses Jahrhunderts, viel billiger.) Welche Regierungsgeschäfte verrichtet der Fürst? Worüber verwunderte er sich? Wovon glaubte er den frohen Mut abhängig? (Geld.) Wovon hängt er aber ab? (Zufriedenheit.) Woher hatte der Bauer wohl das Zeug zu seinem groben Zwillichkittel? (Selbst gesponnen, selbst gemacht, das ist rechte Bauerntracht!) Wozu braucht der Tagelöhner bares Geld? Bei wem hatte er Schulden? Was sind Schulden? Bei wem legte er Kapitalien an? Was sind Kapitalien? Warum war das Wort des Landmanns dem Fürsten ein neues Rätsel? Wie waren die „Schulden" des Tagelöhners entstanden, und wie wollte er die Kapitalien anlegen? Warum können die alten Eltern und die Kinder nichts verdienen? Warum ist die *Dankbarkeit* eine Schuld und die *Erziehung* ein Kapital? Warum wird das Alter *müde* genannt? Wie hat der Fürst wohl für die Söhne gesorgt? Wie haben die Kinder des Landmanns den Segen der sterbenden Eltern vollstreckt?

II. **Aufgaben.** 1. Stelle alles, was in der Erzählung bildlich darstellbar ist, zu einem Bilde zusammen! 2. Beweise aus der Erzählung, daß der Tagelöhner *fleißig*, *fröhlich*, *sparsam*, *dankbar* und *klug* ist! 3. Gib den Inhalt der Erzählung in wenigen Sätzen an! (Ein Fürst unterredete sich mit einem fleißigen, frohen Ackersmanne. Er konnte nicht begreifen, wie dieser mit seinem geringen Tagelohne auskäme. Er wunderte sich noch mehr, als er hörte, daß der Landmann damit auch noch Schulden bezahle und Kapitalien mache. Aus Dankbarkeit sorgte er nämlich für seine alten Eltern, und aus Liebe erzog er seine Kinder. Der Fürst freute sich über den braven Mann und unterstützte ihn in der Erziehung

seiner Kinder. Die sterbenden Eltern segneten den guten Sohn, und seine dankbaren Kinder führten diesen Segen aus.)

Vergleiche: II. „Kindesdank" von Fr. Hofmann!

Ein achtzehnjähriger Mensch, dessen Eltern arme Tagelöhnersleute waren, diente bei einem Bauer. Eines Nachmittags saß er auf seinem Pfluge und ließ seine beiden Ochsen, die von der Arbeit müde geworden waren und sich niedergelegt hatten, ein wenig ausruhen. Da ging ein Bauer aus dem benachbarten Dorfe vorbei und sagte: „Weißt du es schon, daß deinen Eltern in der vergangenen Nacht die Kuh gefallen ist?" Der Knecht sprang erschrocken von seinem Pfluge auf, und seine Augen standen voll Wasser. Aber er wußte auch sogleich, was er tun wollte. Als er heimgekommen war und seinen Ochsen ihr Futter aufgesteckt hatte, ging er zu seinem Herrn in die Stube und sagte: „Gebet mir eine von euren Kühen! Geld habe ich nicht; aber ich will euch ein ganzes Jahr dafür dienen." Der Bauer nahm den Vorschlag an, und der wackere Sohn führte noch in derselben Nacht die Kuh in aller Stille in den Stall seiner Eltern, ohne ihnen etwas zu sagen. Aber seine Mutter, die am andern Morgen in den Stall kam, erriet sogleich, wer die Kuh gebracht hatte, und trocknete mit der Schürze mehr als eine Freudenträne.

Ähnlichkeiten. Beide Erzählungen haben dieselbe Überschrift und zeigen uns dankbare Söhne. Letztere sind beide arm, dienen bei Bauern und sind gerade beim Ackergeschäft. An beiden kommt jemand vorüber und läßt sich in ein Gespräch mit ihnen ein. Beide haben noch Eltern, lieben sie, sind ihnen dankbar, sorgen für sie und legen sich deshalb Opfer auf. Beide werden dabei wegen ihrer braven Gesinnung von anderen etwas unterstützt. Beide ernten den Segen ihrer Eltern.

Verschiedenheiten. Dort ein rüstiger Mann mit Weib und Kindern, hier ein achtzehnjähriger Jüngling; dort ein Tagelöhner, hier ein Knecht; dort reitet der Fürst vorüber, hier geht ein Bauer aus einem benachbarten Dorfe vorbei; dort eine Unterredung über den geringen Lohn, hier die Nachricht von dem Verluste der Kuh seiner Eltern. Dort fröhliches Gesicht und heitere Antworten, hier Schreck und nasse Augen. Dort zwei Drittel des Verdienstes für die alten Eltern und die Kinder, hier ein Jahr Dienst zum Ankauf einer Kuh für die Eltern. Dort Unterstützung von dem Fürsten, hier willige Mithilfe des Bauern. Dort Segen der sterbenden Eltern, hier Freudentränen der Mutter. P.

238. I. Jägerleben.

Heinr. Hoffmann v. Fallersleben. Gedichte. 7. Ausg. Hannover 1870. S. 195.

1. Lustig ist das Jägerleben,
wenn das Hifthorn hell erschallt
und die Hasen, Füchs' und Rehe
schüchtern flüchten durch den Wald.

2. Von dem Morgen bis zum Abend
streif' ich dann im Wald umher,
auf dem Rücken meine Tasche,
unterm Arme das Gewehr.

3. Wenn's dann endlich grau und dunkelt,
keine Stimme ruft und hallt, —
schlafen muß dann auch der Jäger,
und es schläft mit ihm der Wald.

4. Aber hussa! springt er morgens
auf von seiner Lagerstatt, —
Sang und Klang von allen Zweigen,
Glanz und Duft auf Blum' und Blatt!

5. Ja, wenn auch die Blätter rauschen
und es rieselt, reift und schneit,
bleibt doch warm das Herz des Jägers,
Frühlingsgrün des Jägers Kleid.

Fragen zur Vermittlung des Verständnisses. Woran kennt man schon äußerlich den Jäger oder Förster? Woher stammen die Namen Jäger und Förster? Wozu braucht der Jäger das Hifthorn (kleines Horn, nach seinem Laut, „hift", wohl von heulen, benannt)? Welches Hoch-, Nieder-, Rauh-, Schwarz- und Federwild jagt der Jäger? Warum flüchtet das Wild schüchtern oder verschüchtert? Was macht der Jäger von früh bis spät im Walde? Wie unterscheiden sich die rufenden von den hallenden Stimmen? Wann graut es? (Morgen- und Abendgrauen.) Wie schläft der Wald? Warum stößt der Jäger den Ausruf „Hussa" aus? Wie und wo findet sich Sang und Klang, Glanz und Duft im Walde? Wovon rauschen die Blätter? Was für Wetter wird mit rauschen, rieseln, reifen und schneien angedeutet? Worin besteht die Wärme des Jägerherzens?

II. Schlittenfahrt.

Heinrich Bone. Veilchensamen für Kinder. Köln 1840.

1. Lustig ist die Winterzeit,
wenn es draußen Flocken schneit
und das Wasser wird zu Eis;
alles ist da licht und weiß!

2. Lieber Schlitten, komm herfür!
Darfst nun wieder vor die Tür;
unterm Dach im finstern Gang
lagest du vergessen lang.

3. Darfst jetzt wieder an das Licht,
alter Schlitten, freut's dich nicht?
Rühret nicht ein frischer Stolz
sich in deinem harten Holz?

4. Fliegest du vom Hügel her,
wird dir keine Last zu schwer;
lustig sausest du hinab,
schneller als ein Pferd im Trab.

5. Schlittenfahren, heijuchhei!
Saget mir, was schöner sei?
Fliegt die Locke frisch im Wind,
o wie geht es so geschwind!

6. Nenn' ich keinen Schlitten mein,
ist's ein Brett, wär's noch so klein;
wenn der Schnee nur fest und hart,
taugt es wohl zur Schlittenfahrt.

7. Ob das Näschen frieren mag,
frisch den ganzen Nachmittag
fahren wir in Lust und Saus,
schleichen abends still nach Haus.

8. Kurze Lust und Fröhlichkeit,
währest nur, solang es schneit.
Ach, wie bald, so schmilzt der Schnee,
lieber Schlitten, dann ade! —

I. Fragen zur Vermittlung des Verständnisses. Wer spricht das ganze Gedicht? Wann wird auf dem Schlitten gefahren? Was für Schlitten gibt es? (Hand-, Renn-, Holz- und andere Schlitten.) Welches sind die Kennzeichen des Winters? Wie entsteht Eis, Schnee in Flocken und eine helle, weiße Decke für die Erde? Warum darf der Schlitten jetzt herfür (besser: hervor)? Welche Zeit ist mit „lang vergessen" gemeint? Warum vergessen? Warum im Dunkeln oder Finstern? Als was wird der Schlitten von dem Knaben angeredet? (Als Person, personifiziert!) Warum soll sich „Stolz" in dem harten Holze des Schlittens regen? Warum nimmt man zum Schlitten „hartes" Holz? Was kann sogar als Schlitten dienen? Woraus besteht die Last auf dem Schlitten? Was für Gangarten hat das Pferd? Warum ist das Schlittenfahren so schön und geht im „Saus"? Was achten die Knaben dabei nicht? Warum schleichen sie abends still nach Haus? Warum ist die Lust nur kurz? Was geschieht, wenn dem Schlitten ade (Lebewohl) gesagt wird?

II. Vergleichung der beiden Gedichte. 1. Hauptinhalt und Ähnlichkeiten. In dem ersten Gedichte preist ein Jäger das lustige Jäger-

leben, im zweiten ein Knabe die lustige Schlittenfahrt. Beide sind voll Lust und Fröhlichkeit, stoßen Freudenlaute aus und kennen nichts Schöneres als „Jägerleben" und „Schlittenfahren". Beide suchen ihre Lust im Freien. Beide gehen erst beim Abendgrauen heim und achten wenig auf die Ungunst der Witterung.

2. Zeit und Ort. Der Jäger streift das ganze Jahr vom frühen Morgen bis zum späten Abend im Walde umher, und erst die Dunkelheit führt ihn nach Hause auf seine Lagerstatt (sein Bett). Der Knabe fährt nur im Winter und an den Nachmittagen auf dem Schlitten. Der Schauplatz des Jägerlebens ist der grüne Wald mit seinen Bäumen, Büschen, Blumen, Vögeln und wilden Tieren. Der Schauplatz der Schlittenfahrt ist ein Hügel, von dem die Schlitten rasch hinabschießen auf der glatten Schneefläche, das freie, schneebedeckte Feld und die Eisfläche der Gewässer.

3. Personen. Der Jäger ist ein Mann, der Knabe ein Kind, der Jäger grün-, der Knabe verschiedenartig gekleidet, der Jäger mit Jagdtasche, Gewehr (Büchse oder Flinte) und Hifthorn, der Knabe nur mit einem Handschlitten oder einem Brett ausgerüstet, der Jäger bei seiner Berufsarbeit, der Knabe beim Spiele. Der Jäger rufet „hussa!", der Knabe „heijuchhei!". Der Jäger freut sich über Sang und Klang, Duft und Glanz des Waldes, der Knabe muß dies entbehren. Des Jägers Herz schlägt warm das ganze Jahr; der Knabe ist betrübt, daß die Lust so bald endet. Der Jäger redet mit sich, der Knabe mit dem Schlitten.

4. Gedankengang. Dort flüchtet das Wild, hier wird der Schlitten vorgezogen. Dort wird die Jagdausrüstung, hier der Schlitten, dort das Umherstreifen, hier die Schlittenfahrt, dort die Erneuerung am Morgen, hier das stille, müde Ende am Abend, dort die Freude über die Dauer, hier der Schmerz über die kurze Dauer beschrieben. P.

239. Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt.

Friedrich Rückert. Gedichte 1872. S. 58.

1. Es ist ein Bäumlein gestanden im Wald
in gutem und schlechtem Wetter[1]);
das hat von unten bis oben*)
nur Nadeln gehabt statt Blätter;
die Nadeln, die haben gestochen[2]),
das Bäumlein, das hat gesprochen[3]):

2. „Alle meine Kameraden
haben schöne Blätter an,
und ich habe nur Nadeln,
niemand rührt mich an.
Dürft' ich wünschen, wie ich wollt',
wünscht' ich mir Blätter von lauter Gold."[4])

3. Wie's Nacht ist, schläft das Bäumlein ein,
und früh ist's aufgewacht;
da hatt' es goldene Blätter fein;
das war eine Pracht!
Das Bäumlein spricht: „Nun bin ich stolz,
goldne Blätter hat kein Baum im Holz."[5])

4. Aber wie es Abend ward,
ging der Jude durch den Wald
mit großem Sack und großem Bart,
der sieht die goldnen Blätter bald;
er steckt sie ein, geht eilends fort
und läßt das leere Bäumlein dort.[6])

*) Colshorn hat in „Des Mägdleins Dichterwald" hier noch das Wörtchen „halt" hinzugefügt und dadurch den Reim hergestellt.

5. Das Bäumlein spricht mit Grämen[7]):
„Die goldnen Blätter dauern mich;
ich muß vor den andern mich schämen,
sie tragen so schönes Laub an sich.
Dürft' ich mir wünschen noch etwas,
so wünscht' ich mir Blätter von hellem Glas."

6. Da schlief das Bäumlein wieder ein,
und früh ist's aufgewacht:
da hatt' es glasene Blätter fein[8]);
das war eine Pracht!
Das Bäumlein spricht: „Nun bin ich froh;
kein Baum im Walde glitzert so."

7. Da kam ein großer Wirbelwind
mit einem argen Wetter,
der fährt durch alle Bäume geschwind
und kommt an die glasenen Blätter;
da lagen die Blätter von Glase
zerbrochen in dem Grase.[9])

8. Das Bäumlein spricht mit Trauern:
„Mein Glas liegt in dem Staub,
die andern Bäume dauern
mit ihrem grünen Laub.
Wenn ich mir noch was wünschen soll,
wünscht' ich mir grüne Blätter wohl."[10])

9. Da schlief das Bäumlein wieder ein,
und wieder früh ist's aufgewacht;
da hat es grüne Blätter fein.
Das Bäumlein lacht[11])
und spricht: „Nun hab' ich doch Blätter auch,
daß ich mich nicht zu schämen brauch'."

10. Da kommt mit vollem Euter
die alte Geiß gesprungen;
sie sucht sich Gras und Kräuter
für ihre Jungen;
sie sieht das Laub und fragt nicht viel,
sie frißt es ab mit Stumpf und Stiel.[12])

11. Da war das Bäumlein wieder leer.
Es sprach nun zu sich selber:
„Ich begehre nun keiner Blätter mehr,
weder grüner, noch roter, noch gelber;
hätt' ich nur meine Nadeln,
ich wollte sie nicht tadeln."[13])

12. Und traurig schlief das Bäumlein ein[14]),
und traurig ist es aufgewacht;
da besieht es sich im Sonnenschein
und lacht und lacht.[15])
Alle Bäume lachen's aus;
das Bäumlein macht sich aber nichts daraus.[16])

13. Warum hat's Bäumlein denn gelacht
und warum denn seine Kameraden?[17])
Es hat bekommen in einer Nacht
wieder alle seine Nadeln,
daß jedermann es sehen kann.
Geh 'naus, sieh's selbst, doch rühr's nicht an!
Warum denn nicht?
Weil's sticht.[18])

I. **Erläuterungen.** 1. Während die Laubbäume im Winter ihre Blätter verlieren, hat das Bäumchen den Vorzug, seine Nadeln das ganze Jahr zu behalten. 2. Damit gaben sie dem Bäumchen Schutz, wehrten aber auch jeden Besucher ab. Und das war dem Bäumchen nicht recht; es wollte besucht und beachtet sein, 3. in seiner Unzufriedenheit. 4. In seinem Stolze wünscht es sich gleich die kostbarsten Blätter. 5. Stolz ist's im neuen Schmucke, aber auch zufrieden? 6. Nach Gude ist der alte Jude mit großem Sack und großem Bart eine prächtige, sicherlich niemand zum Ärgernis gereichende Verpersönlichung der Geldgier, gleichsam eine mythische Figur. 7. Aus der Unzufriedenheit ist nun das schmerzhafte „Grämen" und das demütigende Schämen geworden. 8. Glasene oder gläserne Blätter glitzern oder funkeln blitzend. 9. Der Wirbelwind schlägt die zerbrechlichen gläsernen Blätter gegeneinander und wirft sie zerbrochen ins Gras, während Laub und Nadeln der anderen Bäume unverletzt bleiben. 10. Bescheiden wünscht das Bäumchen nun grüne Blätter, nicht Besseres als die anderen. Erst unzufrieden, dann

gramvoll, nun in Trauer: so steigert sich der Schmerz mit den Wünschen. 11. Es lacht vor Freude, daß es den anderen gleich ist. 12. Vollständig, ohne nur einen Blattstiel übrigzulassen. 13. Jetzt endlich haben die schmerzlichen Erfahrungen das Bäumlein zur Einsicht gebracht. 14. Ohne Hoffnung. 15. Vor Freude. 16. Das Bäumchen ist so glücklich, daß es sich aus dem spöttischen Lachen der Bäume nichts macht. 17. Die Freude des nun zufriedenen Bäumchens lacht glücklich. Aus den anderen Bäumen lacht der Spott. 18. Jetzt ist das Bäumlein auch zufrieden, daß die Nadeln stechen und alle Besucher fortscheuchen. Es hat ja schmerzlich erfahren, wie Jude, Wind und Geiß ihm bei ihren Besuchen mitgespielt haben.

II. **Gliederung des Inhalts.** I. Abschnitt. Str. 1. Einleitung. II. Abschnitt. Hauptteil. Str. 2—12: Die Wünsche des Bäumleins: a) die goldenen Blätter (Str. 2—4), b) die glasenen Blätter Str. 5—7), c) die grünen Blätter (Str. 8—10), d) die Nadeln (Str. 11 bis 12). III. Abschnitt. Str. 13: der Schluß.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. a) Hauptgedanke: Wie das Bäumlein, so sind auch viele Menschen mit ihrem Lose oft unzufrieden. Sie halten das Los anderer für besser als das ihrige; allein gewöhnlich sehen sie nur das Angenehme anderer Stände, aber nicht die Schattenseiten. Werden ihre Wünsche erfüllt, so sehen sie unter schmerzlichen Erfahrungen ein, daß sich ihre Lage wohl geändert, aber nicht gebessert hat, und daß die erste die geeignetste war. b) Lehren: Sei zufrieden mit dem Lose, das dir Gott beschieden hat! — Wer ohne Überlegung Wünsche ausspricht, muß durch Enttäuschung viel leiden. „Genieße, was dir Gott beschieden; entbehre gern, was du nicht hast. Ein jeder Stand hat seinen Frieden, ein jeder Stand hat seine Last."

2. Rede- und Stilübungen: a) Welche Wünsche hat das Bäumchen? Wie wurden die Wünsche erfüllt? Welche Verluste erlitt das Bäumchen? b) Nachbildung: Vom Mädchen, das andere Kleider hat gewollt. c) Nachbildung: Vom Knaben, der immer etwas anderes werden wollte. d) Vergleichung: Das „Bäumlein" mit „Blauveilchen" von F. Förster. „Ein kleines Blauveilchen" usw. A. Ähnlichkeiten: Beide sind mit ihrem Schicksale nicht zufrieden, beide wünschen etwas anderes, beide sind traurig usw. B. Verschiedenheiten: Blauveilchen wünscht einen anderen Ort, das Bäumchen andere Blätter, Blauveilchen: Hügel, Berg, Alp; das Bäumchen: goldene, glasene, grüne Blätter. Blauveilchen stirbt, das Bäumchen bekommt seine Nadeln wieder usw. e) Vergleiche das „Bäumchen" mit dem Gedichte: „Vom Bäblein, das überall hat mitgenommen sein wollen"! (Nr. 248.) Ähnlichkeiten: Beiden gefällt ihre gegenwärtige Lage nicht, beide wünschen etwas anderes, beide erhalten etwas anderes, beiden gefällt das andere nur kurze Zeit usw. W. D.

240. Allerhand Ausreden.

Friedrich Güll. Kinderheimat. Sch rz und Ernst. 2. Gabe. Gütersloh. S. 58.

Hausfrau und Magd.

„Hol' Wasser, faules Mädchen,
am Brunnen drunt' im Städtchen!"
„„Womit soll ich denn schöpfen?" "
„Mit Eimern oder Töpfen."
„„Die Eimer aber rinnen so." "
„So stopf sie eben zu mit Stroh!"
„„Das ist zu lang ein gutes Teil." "
„So hack es kürzer mit dem Beil!"
„„Das Beil wird nicht geschliffen sein." "
„So schleif es auf dem Rinnenstein!"
„„Wenn aber drauf kein Wasser rinnt,
nun sagt, wie fang' ich's an geschwind?" "
„Hol' Wasser, faules Mädchen,
am Brunnen drunt' im Städtchen!"

I. **Fragen zum Wort- und Sachverständnis.** Wo wird nach Str. 1 die Hausfrau gewohnt haben? In einem hochgelegenen Stadtteile, wo es keine Brunnen gab. Wo wird wohl der Brunnen gestanden haben? Auf dem Markte. Was für ein Brunnen wird es nach Str. 2 gewesen sein? In welcher Jahreszeit wird nach Str. 3 die Handlung stattgefunden haben? Im heißen Sommer. Warum? Wie waren die Eimer? Sie waren verlechzt. Wie nennen wir den Rinnenstein auch noch? Schleifstein. Warum sagt der Dichter wohl Rinnenstein? Weil beim Schleifen Wasser auf den Stein rinnen muß. Wer kann einen anderen Grund angeben? Weil der Stein in einem Troge mit einer tiefen Rinne hing, die beim Schleifen teilweise mit Wasser gefüllt sein muß. Was verstehen wir aber unter Rinnstein? Was hatte die Magd bei jedem Befehle der Hausfrau? Eine Ausrede. Wie ist der, der stets Ausreden weiß, wenn ihm etwas befohlen ist? Ungehorsam und widerspenstig. Wie wird hier das Mädchen genannt? Faul, träge. Was gefällt euch an dem Mädchen nicht?

II. **Verwertung.** 1. Mahnung. Dein Gehorsam sei pünktlich und schnell! Meide unnütze Ausrede! 2. Sprichwort. Träger Gehorsam weiß viele Ausreden. Gute Ausrede ist drei Batzen wert. (Simrocks Sprichwörter S. 35.) 3. Verwandtes. Till Eulenspiegel war das Gegenteil der faulen Magd. Er führte jeden erhaltenen Befehl wörtlich aus. (Laß Beispiele angeben!) 4. Eigentümlichkeit des Gedichtes. Es gleicht einer Kette oder einem Ringe. Ein Glied, ein Vers greift immer in den vorigen und der letzte wieder in den ersten. R. D.

241. I. Maiglöckchen und die Blümelein.

Heinr. Hoffmann v. Fallersleben. Gedichte. 8. Aufl. Berlin 1874. S. 200.

I. **Stoffaufbau und Zusammenfassung im Gedichte.** In einem Waldtale blüht am Bergeshange die erste Maiblume. Weil ihre weißen, duftigen Blüten die Form eines Glöckchens haben, so heißt sie auch Maiglöckchen. Wenn der milde Frühlingswind weht, so bammeln die Glöckchen hin

und her, als ob sie geläutet würden. Da sie aber stumm sind, so leihen sie gleichsam von der Nachtigall im Gebüsche den flötenden Ton und laden alle Blumen zum Reigen oder Tanze ein. Und wirklich, da tauchen überall Blumen in allerlei Farben auf; blau sind Vergißmeinnicht, Ehrenpreis und Akelei und Glockenblume, gelb die Primeln und Osterblumen, weiß die Gänseblümchen und rot die Herbstzeitlose, die aber im Herbste blüht und im Frühjahre Samen trägt. Maiglöckchen macht sogleich (im Nu) Musik oder spielt auf, und der fröhliche Tanz geht los, indem der Wind die Köpfchen hin und her bewegt. Sogar der stille Mond am Himmel hat seine Freude daran. Doch wie ehemals die Raubritter oder Junker über die friedlichen Kaufleute herfielen, so fällt in der Nacht ein Frost (Junker Reif) auf die Blümlein. Traurig hängen sie die Köpfchen und verstecken sich im Grase. Doch bald erheben sie sich wieder, Maiglöckchen zuerst. Aufs neue läutet es zum Frühlingsfeste, lauter als das erste Mal. Man glaubt das Bimbambum der Klöpfelchen zu hören. Da kommt alles heraus zum Tanze. Auch mich leidet's nicht länger in der Stube. Ich muß hinaus und muß dem Tanze der Blumen zuschauen. Das alles hat der Dichter Hoffmann von Fallersleben schön zu dem Gedichte „Maiglöckchen und die Blümelein" zusammengefügt. Wir wollen es hören!

1. Maiglöckchen läutet in dem Tal,
das klingt so hell und fein.
So kommt zum Reigen allzumal,
ihr lieben Blümelein!

2. Die Blümchen blau und gelb und weiß,
die kommen all' herbei.
Vergißmeinnicht und Ehrenpreis,
Zeitlos und Akelei.

3. Maiglöckchen spielt zum Tanz im Nu,
und alle tanzen dann,
der Mond sieht ihnen freundlich zu,
hat seine Freude dran.

4. Den Junker Reif verdroß das sehr,
er kommt ins Tal hinein.
Maiglöckchen spielt zum Tanz nicht mehr,
fort sind die Blümelein.

5. Doch kaum der Reif das Tal verläßt,
da rufet wiederum
Maiglöckchen zu dem Frühlingsfest
und läutet bim bam bum.

6. Nun hält's auch mich nicht mehr zu Haus,
Maiglöckchen ruft auch mich:
die Blümchen gehn zum Tanz hinaus,
zum Tanze geh' auch ich.

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Maiabend im Waldtale. Allerlei Blumen. Der Mond am Himmel. Der Reif auf dem Grase. Der Spaziergänger.

2. Gedankengang. Str. 1. Maiglöckchen ladet zum Tanze ein. Str. 2. Die verschiedenen Blumen kommen. Str. 3. Der Mond sieht ihrem Tanze zu. Str. 4. Der Reif verscheucht die Blumen. Str. 5. Maiglöckchen ladet abermals zum Frühlingsfeste ein. Str. 6. Alle kommen, selbst der Mensch.

3. Eigentümlichkeit. Maiglöckchen, Blumen, Mond und Reif sind wie Menschen behandelt (personifiziert), denken, reden und handeln wie diese. Beweise das!

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Freut euch mit den Fröhlichen! Wenn alles zu neuem Leben erwacht, soll das Menschenherz nicht

kalt und tot bleiben. Mißgönne anderen ihre Freuden nicht, freue dich darüber, ja teile sie! „Und dräut der Winter noch so sehr —."

2. Vergleiche damit:

II. Maienglöckchen.

Adolf Schults. Gedichte. Iserlohn 1863. S. 29.

Maienlilie, kannst du sagen,
warum du mußt Glöcklein tragen?
„König Mai wird kommen heute,
und ich muß es mit Geläute
allen Blumen eilig künden
in den Wäldern, in den Gründen,
daß sie mögen blühend stehen,
wenn er wird vorübergehen."

Ähnlichkeiten. Beide Gedichte führen uns in den Mai und in den Wald. Beide verherrlichen die Maiblume als Herold (Boten) des Frühlings. Beide zeigen die Blumen in ihrer Blütenpracht.

Verschiedenheiten. Dort heißt die Maiblume Maiglöckchen, hier Maililie. Dort wird das Frühlingsfest, hier die Ankunft des Königs Mai gefeiert. Dort ladet Maiglöckchen zum Tanze und spielt selbst dazu auf, hier mahnt es nur zum würdigen Empfange des Königs. Das Frühlingsfest wird mit Tanz, die Ankunft des Königs mit Blütenschmuck gefeiert. Dort fällt der Reif tückisch dazwischen, der Mond freut sich, und der Mensch hält mit. Hier ist davon nichts gesagt. P.

242. I. Die drei Räuber.

Christoph v. Schmid. Gesammelte Schriften. Augsburg 1861. Bd. 16, S. 216.

Drei Räuber ermordeten und plünderten einen Kaufmann, der mit einer Menge Geld und Kostbarkeiten durch den Wald reiste. Sie brachten die geraubten Schätze in ihre Höhle und schickten den jüngsten von ihnen in die Stadt, Lebensmittel einzukaufen. Als er fort war, sprachen die beiden zueinander: „Was sollen wir diese großen Reichtümer mit diesem Burschen teilen? Wenn er zurückkommt, wollen wir ihn erstechen, so fällt sein Anteil uns zu." — Der junge Räuber aber dachte unterwegs: „Wie glücklich wäre ich, wenn alle diese Schätze mein wären! Ich will meine zwei Gefährten vergiften, so bleibt der Reichtum mir allein." Er kaufte in der Stadt Lebensmittel ein, tat Gift in den Wein und kehrte damit zurück. Als er in die Höhle trat, sprangen die andern auf ihn zu und stießen ihm ihre Dolche ins Herz, daß er tot zu Boden fiel. Hierauf setzten sie sich hin, aßen, tranken den vergifteten Wein und starben unter den schrecklichsten Schmerzen. Rings von aufgehäuften Schätzen umgeben, fand man sie tot.

Erläuterungsfragen. Was treiben die Räuber, und wo hausen sie meistens? Was taten die Räuber bei Jericho mit dem Wanderer? Wie fiel der Kaufmann in die Hände der Räuber? Warum ermordeten sie ihn auch? Warum hausen die Räuber in einer Höhle? Warum heißen die Speisen „Lebensmittel"? Warum heißen die Räuber „Gefährten" und „Spießgesellen"? Was hatte sie nicht zusammengeführt? was aber? Welche Gedanken haben die beiden und der eine Räuber übereinstimmend? Was für Waffen gibt es außer dem Dolche (einer messerartigen und

zweischneidigen Stichwaffe)? Wofür war der Tod die gerechte Strafe? Was wird mit den aufgehäuften Schätzen geschehen sein? Wer fand wohl die toten Räuber und die Schätze?

II. Die zwei Sperlinge.

Aug. Gottl. Meißner. Fabeln. Wien 1813. S. 195.

In einem trockenen Mißjahre quälte der Hunger zwei Sperlinge hart; beide fühlten sich schon dem Verschmachten nahe. „Sammle noch einmal alle deine Kräfte, lieber Bruder," sprach der schwächste von ihnen, „flieg umher und sieh, ob du nicht irgendwo einige Nahrung entdeckst! Ich flöge gern mit, aber ich kann nicht mehr. Findest du Speise, so bring auch mir etwas davon! Aber nur bald; denn sonst hat der Hunger mich umgebracht!" Der stärkere versprach es und flog aus. Das Glück war ihm günstig; er sah einen Kirschbaum voll reifer Früchte. „O," rief er, „geborgen ist nun mein Freund und ich!" Er flog hinzu, kostete, fand die Kirschen vortrefflich und stillte seinen Hunger bis zum übermaß. — Eine Stunde verfließt; die Sonne senkt sich zum Untergange. Er will jetzt, mit einigen Kirschen beladen, zu seinem Freunde fliegen. „Doch nein, nein," denkt er wieder, „noch bin ich selbst zu matt, noch will ich diese Kirschen verzehren und dann jene." So fährt er fort, so flattert er von Ast zu Ast, bis die Dunkelheit ihn überrascht und er einschläft. Erst am Morgen erwacht er wieder und eilt nun wirklich zu seinem verlassenen Bruder. Er findet ihn auf dem Rücken liegend und tot.

I. **Erläuterungsfragen.** Wie verhalten sich Trockenheit, Miß- oder Fehlernte, Teuerung und Hungersnot zueinander? Warum heißen die zwei Sperlinge „Brüder"? Welche Ausdrücke für „Futter" gibt es? Woraus geht hervor, daß der stärkere Spatz „übermäßig" gefressen hatte. Wie zeigt sich seine Gutmütigkeit und wie sein Leichtsinn? Warum schlief er ein? Warum verschob er die Rückkehr? Wie wurde er für seine Genußsucht, seine Trägheit und seinen Leichtsinn bestraft?

II. **Vergleichung.** Hauptinhalt und Ähnlichkeiten. Drei Räuber berauben einen Kaufmann, schicken den jüngsten nach Lebensmitteln in die Stadt, beschließen aus Habgier dessen Ermordung, sterben aber selbst an dem vergifteten Weine des Ermordeten. — Zwei Sperlinge sind in großer Not; der stärkste wird nach Futter ausgeschickt, findet Kirschen, labt sich daran, vergißt aus Trägheit und Genußsucht die rechtzeitige Rückkehr und verschuldet so den Hungertod seines Bruders. — Hier wie dort Mangel an Nahrungsmitteln und Sendung eines Boten danach. Hier wie dort verschulden Gier und Selbstsucht den Tod anderer. Hier wie dort schwelgen einzelne; hier wie dort tritt ein qualvoller Tod ein. Grundgedanke: Wer von dem Wege der Pflicht weicht und auf dem Pfade der Selbstsucht geht, findet und gibt nie Glück.

III. **Vertiefung.** 1. Gedankengang. Dort ermorden und plündern drei Räuber einen Kaufmann, hier bedroht der Hunger zwei Sperlinge mit dem Verschmachtungstode. Dort liegen die geraubten Schätze in einer Höhle aufgehäuft, hier ist von Mißwachs alles öde und leer. Dort wird der jüngste Räuber, hier der stärkste Spatz nach Lebensmitteln ausgeschickt. Jener geht, dieser fliegt. Dort warten die zwei Diebesbrüder gierig auf den Boten, um ihn zu ermorden und seinen Anteil an den Schätzen zu

gewinnen, hier wartet der schwächste Bruder sehnlichst auf den stärkeren, um ihn und seine Gaben mit Dank und Freude zu empfangen. Dort findet der Bote die Speisen, vergiftet aber den Wein; hier findet der Spatz Kirschen und labt sich selbst weidlich daran. Dort bringt der jüngste Räuber seinen Gefährten die Speisen und Getränke; hier vergißt der Bote die Heimkehr. Jenen treibt die Raubgier, diesen hält die Genußsucht. Dort wird der Bote ermordet, hier sinkt er in süßen Schlaf. Dort trinken sich die Mörder den Tod, hier stirbt der Wartende vor Hunger. Dort helfen die Schätze keinem, hier die Kirschen nur einem etwas. Dort wird der ungetreue Bote mit dem Tode, hier mit Schmerz und Reue bestraft.

2. Nutzanwendung. Dort: Wie du mir, so ich dir. Wer Wind säet, wird Sturm ernten. Unrecht schlägt seinen eigenen Herrn. Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Hier: Vorgetan und nachbedacht hat manchen in groß Leid gebracht. Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert. Der Leichtsinn ist oft so schlimm wie die Bosheit. Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!

3. Nachbildung: Hühnchen will an einem Nußkern ersticken. Der Hahn läuft nach Wasser, um den Kern hinunterzuspülen. Er läßt sich auf dem Wege mit einem anderen Hahn in einen Kampf ein und labt sich dann auf einem Weizenfelde; er kommt deshalb mit dem Wasser zu spät; das Hühnchen ist erstickt. P.

243. Waldvögelein.

Str. 1 Volkslied, G. Scherers Jungbrunnen. Berlin 1875. S. 234. Str. 2 und 3 von H. Klette.

1. Ich ging durch einen grasgrünen Wald,
da hört' ich die Vöglein singen;
sie sangen so jung, sie sangen so alt,
die kleinen Vögelein in dem Wald,
die hör' ich so gerne singen.

2. O sing nur, singe, Frau Nachtigall!
wer möchte dich, Sängerin, stören?
Wie wonniglich klingt's im Widerhall!
Es lauschen die Blumen, die Vögel all'
und wollen die Nachtigall hören.

3. Nun muß ich wandern bergauf, bergab,
die Nachtigall singt in der Ferne.
Es wird mir so wohl, so leicht am Stab,
und wie ich schreite hinauf, hinab:
die Nachtigall singt in der Ferne!

I. **Erläuterungsfragen.** Wer ist „ich"? Warum muß es ein Wanderer sein? Warum wandert man? Warum heißt der Wald „grasgrün"? Nenne Singvögel im Walde! Wer ist jung und wer alt? Warum hört der Wanderer sie gerne singen? Warum heißt die Nachtigall „Frau"? Warum heißt sie die „Königin der Sänger"? Wodurch stört man sie in ihrem Gesange? Um welche Jahreszeit singt sie am schönsten und meisten? Wie weckt ihr Lied den Widerhall? Warum heißt es „wonniglich"? Wie können die Blumen und Vögel „lauschen", d. h. gespannt hören? Wie kommt's, daß die Nachtigall jetzt in der Ferne singt? Wodurch entsteht das „hinauf und hinab"? Was nützt dem Wanderer der Stab? Wodurch wird dem Wanderer wohl und leicht?

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Es iſt ein taufriſcher Frühlingsmorgen. Der Wald prangt im grünen Blätterſchmucke, und in dem Graſe blühen Frühlingsblumen. Ein Wanderer mit dem Ränzchen auf dem Rücken und dem Stabe in der Hand ſchreitet rüſtig durch den Wald, bald auf den Hügel hinauf, bald in das Tal hinab. Oft bleibt er lauſchend ſtehen, um den lieblichen Geſang der Singvögel in den Zweigen, beſonders aber den Geſang der Nachtigall im Gebüſch am Ufer eines Baches zu hören.

2. Gedankengang: Str. 1. Das Konzert der Singvögel im Walde. Str. 2. Der wundervolle Geſang der Nachtigall. Str. 3. Weg und Stimmung des Wanderers und das allmähliche Verhallen des Nachtigallenliedes.

III. **Verwertung.** Rede- und Stilübungen: a) Vergleiche dies Gedicht mit „Wandersmann und Lerche"! (Siehe Nr. 298!) b) Suche andere Gedichte, die von der Schönheit eines Frühlingsmorgens und von dem Geſange der Vögel handeln! c) Der Wanderer ſoll ſeinen Morgengang durch den Wald ſchlicht erzählen! P.

244. Dreſcherlied.*)

Joh. Heinr. Voß. Sämtl. poetiſche Werke. Leipzig 1835. S. 173.

I. **Vorbereitung und Vorleſen.** Im Herbſt und Winter wird auf den Dörfern in den Scheunen unter lautem Klippklapp der Dreſchflegel das Getreide aus den Ähren gedroſchen (geſchlagen). Im Sommer ſind die Mandeln oder Hocken (Garbenhaufen) vom Felde als reiche Segenslaſt auf dem Wagen eingefahren worden. Oft brachen faſt von der Laſt die Achſen, an denen ſich die Räder drehen. Die Garben liegen in der Banſe (einem Fache oder Raume in der Scheune neben der Tenne, bis zum Dache aufgehäuft) oder in einem Schober (aufgeſchichtetem Garbenberge) vor der Scheune oder im Felde. Die Tenne oder Diele beſteht aus feſtgeſtampftem Lehm. Hier werden die Garben ausgebreitet; mit den Dreſchflegeln werden im Takte die Körner ausgeklopft, dann geworfelt, d. h. durch Fortwerfen von der Spreu oder den Hülſen gereinigt, in Säcke geſteckt, aufgehuckt (huckepack) und in die Mühle gebracht. Den Hafer bekommen die Roſſe für ihre treue Arbeit im Sommer. Das Stroh (Halme) wird den Kühen geſtreut, damit ſie warm liegen. Auch die Vögel (Hennen oder Hühner, Krähen oder Raben und Sperlinge) holen ihr beſcheidenes Teil Speiſe von der Tenne. Wenn die Schule aus iſt, kommen gern die Kinder in die Scheune, wälzen ſich auf dem Stroh und ſingen den Dreſchern das Dreſcherlied vor:

1. Klipp und klapp! dreſchet auf und ab!
Hochgehäuft zum Dache, liegt das Korn im Fache,
und ein Schober ſteht vor der Scheun' erhöht.

*) Urſprünglich: „Dröſcherlied", und „dröſchet auf und ab!" Str. 3 iſt weggelaſſen; ſie lautet: „Unſre Händ' erſtreben Menſchenkraft und Leben, daß, von Freude ſatt, jauchze Dorf und Stadt."

2. Klipp und klapp! dreſchet auf und ab!
Weizen, Gerſt' und Roggen ſtand in langen Hocken,
daß die Achſe faſt brach von Segenslaſt.

3. Klipp und klapp! dreſchet auf und ab!
Von der Worfeldiele eilt das Korn zur Mühle;
luſtig huckepack eilet Sack auf Sack.

4. Klipp und klapp! dreſchet auf und ab!
Wiehert, Roſſ', im Stalle! Hier iſt Korn für alle,
fetter Hafer ſei Dank für eure Treu!

5. Klipp und klapp! dreſchet auf und ab!
Ihr, für Milch und Butter, ſchwelgt, ihr Küh', im Futter,
wiederkäut und froh brummt im warmen Stroh!

6. Klipp und klapp! dreſchet auf und ab!
Sperling, Kräh' und Henne, hüpft getroſt zur Tenne!
G'nug hat Gott beſchert, der die Vögel nährt.

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Ein Wintertag. Bauernhof. Offene Scheuer. Getreide in der Banſe bis unter das Dach. Auf dem Hofe ein Schober (Feimen). Im Wagenſchuppen der Erntewagen, Pflug und Egge. Auf der Tenne aufgebreitete Garben. Dreſcher ſchwingen im Takt die Dreſchflegel. Hühner, Raben und Sperlinge nähern ſich der Scheune. Im Stalle brummen Kühe und wiehern Pferde. In der Nachbarſchaft klappert eine Mühle.

2. Gedankengang: Str. 1. Es gibt Getreide die Fülle. Str. 2. Die Wagenachſe brach faſt beim Einfahren des Segens. Str. 3. Es wird gedroſchen, geworfelt, eingeſackt und in die Mühle gebracht. Str. 4. Die Pferde laben ſich am Hafer. Str. 5. Die Kühe liegen warm auf Stroh. Str. 6. Die hungrigen Vögel bekommen auch etwas.

3. Eigentümlichkeit. Der Takt und Ton der Dreſchflegel wird durch klipp und klapp und die kurzen Reimpaare nachgeahmt. Jede Strophe fängt mit „Klipp und klapp! dreſchet auf und ab!" an, um die fortgehende Tätigkeit der Dreſcher zum Beſten der Menſchen und Tiere anzudeuten.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung und Verwandtes: a) Aller Augen warten auf dich, Herr, und du gibſt ihnen ihre Speiſe zu ſeiner Zeit; du tuſt deine milde Hand auf und ſättigeſt alles, was da lebet, mit Wohlgefallen. b) Gott läßt ſeine Sonne aufgehen über Böſe und über Gute und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. c) Solange die Erde ſteht, ſoll nicht aufhören Saat und Ernte —. d) Vom Finklein (Nr. 110) —. e) Vögel vor der Scheuer (Nr. 150, II).

2. Aufgaben: a) Wo und wie erzählt die bibliſche Geſchichte vom Ernten und Dreſchen?

b) Von welchen Teuerungen berichtet ſie? P.

245. Das Bauernlied.

Matthias Claudius. Sämtl. Werke. Bd. 4. 8. Aufl. Gotha. S. 30. (Gekürzt)

I. **Vorbereitung.** Wenn mehrere Bauers-, Land- oder Dorfleute zusammen sind, so singen sie gern. Das geschieht besonders beim Feste des Erntekranzes, beim Erntedankfeste, und im Winter in den Spinnstuben. Bei solchen Gelegenheiten singen sie auch wohl das Bauernlied von Claudius. Es handelt von dem Leben und den Arbeiten des Bauern, zählt nacheinander die vielen Gaben des lieben Gottes auf und preist den guten Geber dafür. Ein Vorsänger singt die einzelnen Strophen, die von den Gaben Gottes handeln, allein vor; am Schlusse jeder Strophe fallen dann alle im Chorgesange ein und singen: „Alle gute Gabe kommt oben her von Gott, vom schönen, blauen Himmel herab." Diese immer wiederkehrenden Schlußzeilen gründen sich auf das Bibelwort Jak. 1, 17: Alle gute Gabe und alle vollkommene Gabe kommt von oben herab, von dem Vater des Lichtes —.

II. **Vorlesen, Abfragen und Einlesen des Liedes.**

1. Im Anfang war's auf Erden
nur finster, wüst und leer,
und sollt' was sein und werden,
mußt' es wo anders her.
Alle gute Gabe kam oben her von Gott,
vom schönen, blauen Himmel herab.

2. So ist es hergegangen
im Anfang, als Gott sprach,
und wie sich's angefangen,
so geht's noch diesen Tag.
*) Alle gute Gabe kommt oben her usw.

3. Wir pflügen und wir streuen
den Samen auf das Land,
doch Wachstum und Gedeihen
steht nicht in unsrer Hand.
Alle gute Gabe usw.

4. Der tut mit leisem Wehen
sich mild und heimlich auf
und träufst, wenn wir heimgehen,
Wuchs und Gedeihen drauf.
Alle gute Gabe usw.

5. Der sendet Tau und Regen
und Sonn' und Mondenschein,
der wickelt Gottes Segen
gar zart und künstlich ein;

6. Und bringt ihn dann behende
in unser Feld und Brot.
Es geht durch seine Hände,
kommt aber her von Gott.

7. Was nah' ist und was ferne,
von Gott kommt alles her, —
der Strohhalm und die Sterne,
der Sperling und das Meer.

8. Von ihm sind Büsch' und Blätter
und Korn und Obst von ihm,
von ihm mild Frühlingswetter
und Schnee und Ungestüm.

9. Er, er macht Sonnaufgehen,
er stellt des Mondes Lauf,
er läßt die Winde wehen,
er tut den Himmel auf.

10. Er schenkt uns Vieh und Freude,
er macht uns frisch und rot,
er gibt den Kühen Weide
und unsern Kindern Brot.

11. Darum, so woll'n wir loben
und loben immerdar
den großen Geber oben; —
er ist's, und er ist's gar!
Alle gute Gabe kommt oben her von Gott,
vom schönen, blauen Himmel herab!

III. **Erläuterungsfragen.** In welche biblische Geschichte verweist uns der Anfang des Liedes? Erzähle ihren Anfang! Was sollte aus den

*) Wiederholt sich bei jeder Strophe.

wilden, wüsten Stoffmassen (Chaos) werden? Woher anders mußte Kraft und Weisheit zur Gestaltung der Erde kommen? Wodurch schuf Gott die Stoffe und bildete die Erde? Was „geht so" bis diesen Tag? Welches sind die Hauptgeschäfte des Landmannes? Wie zeigte sich das Wachstum (Wuchs) und das Gedeihen? Warum stehen sie nicht in der Hand (Macht) des Bauern? Wer ist in Str. 4 „der"? Wie tut er sich heimlich auf? Was träuft, trieft, tröpfelt? Wovon gehen die Landleute heim? Wie ist der Segen Gottes zart und künstlich in den Himmel wie das Kind in die Windel gewickelt? Weil der Segen Gottes durch die „Hände des Himmels" geht, durch ihn vermittelt wird. Was ist der Himmel nur? Wie bringt der Himmel den Segen behende (geschwind) in das Feld und in das Brot? Welche geringen und welche großen Dinge hat Gott erschaffen? Wann gibt's Büsche und Blätter, Korn und Obst, Frühlingswetter, Schnee und Ungestüm? Wann und wie tut Gott den Himmel auf? Was hat das „Vieh" mit der „Freude" zu tun? Wovon sind frische, rote Backen ein Zeichen? Was sind wir für die vielen Gaben schuldig? Was ist Gott „ganz und gar"?

IV. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Vom Anfang bis heute, der ganze Jahreslauf. Felder mit Getreide; Weiden mit Vieh; Gärten mit Obst; Wälder mit Bäumen und Büschen; der Himmel mit Sonne, Mond, Sternen, Wolken, Winden; die Dörfer mit fröhlichen Menschen.

2. Gedankengang: Str. 1 und 2. Das Chaos im Anfange und die Schöpfung durch Gottes Wort. Str. 3 und 4. Die Arbeit der Bauern am Lande und Segen und Gedeihen von Gott. Str. 5 und 6. Der Himmel als Vermittler des Segens. Str. 7—9. Die größten und die kleinsten Geschöpfe, das Nützlichste und Zierlichste, Licht, Wind und Wetter sind von ihm. Str. 10. Speise und Trank gibt er allen. Str. 11. Ihn allein sollen wir loben.

3. Eigentümlichkeit in der Form. Das Lied ist eine Ausführung bis ins einzelne von dem angeführten Spruche Jak. 1, 17. Die wiederkehrenden Schlußzeilen heißen Kehrreim oder Refrain.

V. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung und Verwandtes. Tischgebete. „Geh aus, mein Herz, und suche Freud'!" — Ps. 103 und Ps. 104. Sprüche und Lieder, die Gott als Schöpfer und Geber preisen.

2. Rede- und Stilübungen: a) Zähle nach dem Gedicht die Gaben Gottes auf!

b) Zeige, wie Gott in der Schöpfung seine Allmacht, Weisheit und Liebe kundgetan hat!

c) Was macht das Landleben so schön? P.

246. Die Sternseherin Lise.

Matthias Claudius. Bibliothek der deutschen Klassiker. Bd. VIII, S. 209

1. Ich sehe oft um Mitternacht,
wenn ich mein Werk getan,
wenn niemand mehr im Hause wacht,
die Stern' am Himmel an.

2. Sie gehn da, hin und her zerstreut,
wie Lämmer auf der Flur,
in Rudeln auch und aufgereiht
wie Perlen an der Schnur;

3. Und funkeln alle weit und breit
und funkeln rein und schön.
Ich seh' die große Herrlichkeit
und kann mich satt nicht sehn....

4. Dann saget unterm Himmelszelt
mein Herz mir in der Brust:
„Es gibt was Bessres in der Welt
als all' ihr Schmerz und Lust."

5. Ich werf' mich auf mein Lager hin
und liege lange wach
und suche es in meinem Sinn
und sehne mich danach.

I. **Erläuterungsfragen.** Was ist ein Sternseher und was eine Sternseherin? Was ist „Mitternacht"? Worin gleichen die Sterne den Lämmern auf der Flur oder Weide, worin einer Perlenschnur? Welcher Unterschied ist zwischen einem Rudel und einer Reihe? Worin besteht die Herrlichkeit des gestirnten Himmels? Warum wird der Himmel mit einem Zelte verglichen? Was macht uns auf der Erde Schmerz und was Lust und Freude? Wann kann man auf seinem Lager nicht einschlafen? Was ist das „es", das die Seele sucht und wonach sie sich sehnt? Wo ist es zu finden? Wie finden wir es?

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Die Nacht liegt auf der Erde. Eben stößt der Wächter des Dorfes in sein Horn und verkündigt die Mitternachtsstunde. Alle Lichter in den Häusern sind ausgelöscht, die Menschen zu Bett gegangen. Am Himmel funkeln unzählig viel Sterne. Aus dem Fenster einer Bodenkammer schaut ein stilles Angesicht hinauf zu den Sternen, und ein Händepaar faltet sich zum Gebete.

2. Charakteristik der Sternseherin. Die Sternseherin ist eine fleißige Magd, die bis Mitternacht gearbeitet hat. Sie hat ein sinniges Gemüt, denn sie kann sich nicht satt an den Sternen des Himmels sehen. Sie ist ein frommes Mädchen, denn von dem Schmerz und der Lust der Erde erhebt sie das Herz zu Gott. Ihr Herz sagt ihr das Rechte; sie wirft sich ermüdet aufs Lager, liegt lange sinnend wach, sucht und sehnt sich nach dem unvergänglichen Glück im Himmel.

3. Gedankengang: Str. 1. Nach der Arbeit des Tages betrachtet die Sternseherin die Sterne des Himmels. Str. 2. Sie vergleicht sie mit einem Lämmerrudel und einer Perlenschnur. Str. 3. Sie freut sich über die herrliche Lichterpracht. Str. 4. Sie erhebt ihr Herz über Lust und Schmerz der Erde; Str. 5. sinnt, sucht und sehnt sich nach einem unvergänglichen Glücke. — Grundgedanke: Von der Arbeit, dem Schmerz und der Lust der Erde erhebe deine Augen zu den Sternen und deine Sehnsucht zu Gott!

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. „Der Himmel ist ein großes Buch über die göttliche Allmacht und Güte, und stehen viele bewährte Mittel darin gegen den Aberglauben und die Sünde, und die Sterne sind die goldenen Buchstaben in dem Buche. Wer einmal in diesem Buche lesen kann, dem wird hernach die Zeit nimmer lang, wenn er schon bei Nacht allein auf der Straße ist, und wenn ihn die Finsternis verführen will, etwas Böses zu tun, er kann nimmer."
(Hebel.)

2. Rede- und Stilübungen: a) Beschreibe nach dem Gedichte und nach dem, was du sonst weißt, den gestirnten Himmel! b) Nenne

Geschöpfe, die in Rudeln, und solche, die in Reihen ziehen, sitzen oder stehen! c) Was erzählt die biblische Geschichte von Sternsehern? d) Was haben die Astronomen (Sternkundigen)zu tun? e) Warum kann uns der Blick auf den Himmel beruhigen und erheben? P.

247. Teure Eier.

Joh. Peter Hebel. Sämtl. Werke. Karlsruhe 1753. Bd. II, S. 108.

Als zu seiner Zeit ein fremder Fürst nach Frankreich reiste, wurde es ihm unterwegs öd' (leer, hungrig) im Magen, und er ließ sich in einem gemeinen Wirthaus, wo sonst dergleichen Gäste nicht einkehren, drei gesottene Eier geben. Als er damit (nämlich mit dem Essen) fertig war, forderte der Wirt dafür 300 Livres (spr. Liwr = 240 Mark). Der Fürst fragte, ob denn hier die Eier so rar (selten) seien. Der Wirt lächelte und sagte: „Nein, die Eier nicht, aber die großen Herren, die so etwas dafür bezahlen können!" Der Fürst lächelte auch und gab das Geld, und das war gut. Als aber der damalige König von Frankreich von der Sache hörte (sie wurde ihm als ein Spaß erzählt), nahm er's sehr übel, daß ein Wirt in seinem Reiche sich unterstand, solche unverschämten Überforderungen zu machen, und sagte dem Fürsten: „Wenn Sie auf Ihrer Rückreise wieder an dem Wirtshause vorbeifahren, werden Sie sehen, daß Gerechtigkeit in meinem Lande herrscht." Als der Fürst auf seiner Rückreise wieder an dem Wirtshause vorbeifuhr, sah er kein Schild mehr daran, aber die Türen und Fenster waren zugemauert, und — das war auch gut.

I. **Erläuterungsfragen.** Was ist mit „seiner Zeit" gemeint? (Eine gewisse, nicht näher bestimmte.) Wo war der Fürst fremd? Wodurch war die Öde oder Leere im Magen entstanden? Was für Gäste kehrten gewöhnlich in dem gemeinen (gewöhnlichen, Dorf-)Wirtshaus ein? Was bewog den Wirt zu seiner übermäßigen Forderung? (Habgier und die günstige Gelegenheit.) Warum lächelte der Wirt? (Über den erhofften Gewinn und seinen Scherz.) Warum lächelte der Fürst? (Über den Scherz und den Schelm, der die Gelegenheit so benutzte.) Warum war es gut, daß der Fürst das Geld bezahlte? (Man muß sich mit gemeinen Menschen nie herumzanken.) Warum wurde die Sache dem König als „Spaß" erzählt? Was nahm er sehr übel (wurde darüber erzürnt)? (Die Frechheit eines Wirtes, die Überteurung der Gäste.) Was nennt man Überforderungen? Worin besteht die Gerechtigkeit? (Daß jeder nach Verdienst behandelt werde.) Was zeigt das Wirtshausschild an? Wie sind die Wirtsschilder, und was sieht man darauf? Wie war und wozu diente aber der Schild eines Ritters? Was bedeutete die Entfernung des Wirtsschildes? (Das Haus hat die Gastgerechtigkeit verloren.) Was bedeutete das Zumauern der Türen und Fenster? (Niemand soll wieder in das Haus gehen, weil es wie eine Räuberhöhle gefährlich ist.) Was ist wohl aus dem Wirte geworden? Wofür ist er hart bestraft worden? (Für seine Unverschämtheit und Ungerechtigkeit und seinen Betrug, ja Raub an einem Gaste.) Warum war das auch gut? (Es war Gerechtigkeit geübt und ein abschreckendes Beispiel für andere gegeben.)

II. **Aufgaben:** a) Was ist spaßhaft und was bitter-ernst in der Erzählung? b) Wie denkst du dir den Schauplatz der Erzählung? c) Zeige,

daß der Fürst reiselustig, hungrig, friedlich, anständig und gerecht, der Wirt habgierig, unverschämt, witzig, gerecht bestraft, der König erzürnt, gerecht und streng war! d) Welche Stellen der Erzählung handeln 1. von der Einkehr des Fürsten, 2. von der unverschämten Forderung des Wirtes, 3. von der witzigen, aber frechen Begründung der Forderung, 4. von der Bezahlung, 5. von dem Unwillen des Königs, 6. von seinem Versprechen, 7. von der Bestrafung des Wirtes? P.

248. I. Vom Büblein, das überall hat mitgenommen sein wollen.

Fr. Rückert. Gedichte. Frankfurt 1872. S. 57.

1. Denk an![1]) Das Büblein ist einmal
spazieren gegangen im Wiesental;
da wurd's müd' gar sehr
und sagt': „Ich kann nicht mehr;
wenn nur was käme
und mich mitnähme!“[2])

2. Da ist das Bächlein geflossen kommen
und hat 's Büblein mitgenommen;
das Büblein hat sich aufs Bächlein gesetzt
und hat gesagt: „So gefällt mir's jetzt!“

3. Aber was meinst du? Das Bächlein war kalt.
Das hat das Büblein gespürt gar bald;
da hat's gefroren gar sehr;
es sagt': „Ich kann nicht mehr;
wenn nur was käme
und mich mitnähme!“

4. Da ist das Schifflein geschwommen kommen
und hat 's Büblein mitgenommen;
das Büblein hat sich aufs Schifflein gesetzt
und hat gesagt: „Da gefällt mir's jetzt!“

5. Aber siehst du! Das Schifflein war schmal,
das Büblein denkt: Da fall' ich einmal.
Da fürcht't es sich gar sehr;
und sagt: „Ich mag nicht mehr;
wenn nur was käme
und mich mitnähme!“

6. Da ist die Schnecke gekrochen kommen
und hat 's Büblein mitgenommen;
das Büblein hat sich ins Schneckenhäuschen gesetzt
und hat gesagt: „Da gefällt mir's jetzt!“

7. Aber denk! Die Schnecke war kein Gaul,
sie war im Kriechen gar zu faul;
dem Büblein ging's langsam zu sehr;
und sagt': „Ich mag nicht mehr;
wenn nur was käme
und mich mitnähme!“

8. Da ist der Reiter geritten kommen,
und hat 's Büblein mitgenommen;
das Büblein hat sich hinten aufs Pferd gesetzt
und hat gesagt: „So gefällt mir's jetzt!“

9. Aber gib acht! Das ging wie der Wind,
es ging dem Büblein gar zu geschwind;
und hopst drauf hin und her
und schreit: „Ich kann nicht mehr;
wenn nur was käme
und mich mitnähme!"

10. Da ist ein Baum ihm ins Haar gekommen
und hat das Büblein mitgenommen;
er hat's gehängt an einen Ast gar hoch;
dort hängt das Büblein und zappelt noch.[3])

11. Das Kind fragt:
„Ist denn das Büblein gestorben?"
Antwort:
„Nein, es zappelt ja noch!
Morgen gehn wir 'naus und tun's runter."[4])

I. **Vorbereitung.** Dieses Märchen und noch vier andere („Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt". — „Vom Bäumlein, das spazieren ging". — „Der Spielmann". — „Das Männlein in der Gans".) hat Friedrich Rückert „zum Einschläfern fürs Schwesterlein" gedichtet. Die lieblichen Gedichte werden aber auch von anderen Kindern gern gehört und gelesen. Das Schwesterlein, dem diese Märchen erzählt wurden, ist leider frühzeitig schon gestorben.

Unser Gedicht ist so einfach und verständlich, daß nach einem guten Vorlesen nur wenig zu erläutern bleibt.

II. **Erläuterungen.** 1. Denke, wie merkwürdig! Nimm's zu Herzen! 2. Den Wunsch wiederholt das unzufriedene Bürschlein immer wieder. Alles wird es rasch müde: das kalte Wasser des Bächleins, den schmalen Raum des Schiffleins, die langsame Bewegung der Schnecke, den schnellen, hopsenden Ritt auf dem Pferde. Alles wird es schnell überdrüssig, alles tadelt es. 3. Da packt's der Baum mit einem Aste bei den Haaren und hält es zappelnd fest. 4. Wenn wir uns nicht erbarmen und es herunter holen, muß sich's tot zappeln. So geht's den Unzufriedenen, denen nichts recht ist.

III. **Vertiefung.** 1. *Gliederung* des Gedichtes: I. Abschnitt (Str. 1). *Einleitung.* Spazierengehen macht müde. II. Abschnitt (Str. 2—9). *Hauptteil.* Andere Bewegungen haben auch ihr *Unangenehmes*: a) Das Wasser des Baches ist kalt. b) Das schmale Schiff ist gefährlich; denn man kann leicht ins Wasser fallen. c) Die Schnecke kriecht gar zu faul. d) Das Pferd hopst gar zu sehr. III. Abschnitt (Str. 10 u. 11). *Schluß.* Die Strafe und die Erlösung.

2. *Tätigkeiten und Eigenschaften des Bübleins.* Das Büblein geht *spazieren*, wird *müde*, *wünscht* es immer besser zu haben, *findet* bei jeder Bewegung etwas Unangenehmes, es *friert*, es *fürchtet* zu fallen, es geht ihm zu *langsam*, zu *geschwind*, es ist *unzufrieden*, es *schreit*, es *zappelt*.

IV. **Verwertung.** 1. *Lehren für Herz und Leben.* Wer immer etwas Besseres wünscht und mit dem, was er hat, nicht zufrieden ist, der

wird zuletzt bestraft. — Wer gut sitzt, lasse das Rücken. — Zufrieden sein ist Kunst.

2. Rede- und Stilübungen: a) Nachbildung: Das Mädchen spielt mit der Puppe, dann mit dem Balle, dann mit dem Sprungseile, endlich mit dem Hündchen, das das Kind beißt und am Kleide festhält. b) Vergleichung mit dem unten stehenden Gedichte: „Vom Bäumlein, das spazieren ging".

Ähnlichkeiten: Beide Gedichte sind Märchen. Das Büblein sowohl wie auch das Bäumlein wollten es besser haben als früher. Beiden wurde ihr Wunsch gewährt. Beide merkten, daß ihr früherer Zustand besser war als der spätere. Beide mußten viele Unannehmlichkeiten erfahren. Welche? Beide wünschten sich in die alten Verhältnisse zurück. Beiden ging es anfangs gut, später aber mußten sie ihre unvorsichtigen Wünsche bereuen und wurden bestraft. Auf welche Weise? Suche Verschiedenheiten!

II. Vom Bäumlein, das spazieren ging.

Fr. Rückert. Gedichte. Frankfurt 1872. S. 60.

1. Das Bäumlein stand im Wald
in gutem Aufenthalt.
Da standen Busch und Strauch
und andre Bäumlein auch;
die standen dicht und enge,
es war ein recht Gedränge;
das Bäumlein mußt' sich bücken
und sich zusammendrücken.

2. Da hat das Bäumlein gedacht
und mit sich ausgemacht:
„Hier mag ich nicht mehr stehen;
ich will wo anders gehen
und mir ein Örtlein suchen,
wo weder Birk' noch Buchen,
wo weder Tann' noch Eichen
und gar nichts desgleichen;
da will ich allein mich pflanzen
und tanzen."

3. Das Bäumlein, das geht nun fort
und kommt an einen Ort,
in ein Wiesenland,
wo nie ein Bäumlein stand;
da hat sich's hingepflanzt
und hat getanzt.

4. Dem Bäumchen hat's vor allen
an dem Örtlein gefallen;
ein gar schöner Bronnen
kam zum Bäumlein geronnen.
War's dem Bäumlein zu heiß,
kühlt's Brünnlein seinen Schweiß.
Schönes Sonnenlicht
war ihm auch zugericht't.
War's dem Bäumlein zu kalt,
wärmt' die Sonn' es bald.
Auch ein guter Wind
war ihm hold gesinnt;
der half mit seinem Blasen
ihm tanzen auf dem Rasen.

5. Das Bäumlein tanzt' und sprang
den ganzen Sommer lang,
bis es vor lauter Tanz
hat verloren den Kranz.
Der Kranz mit den Blättlein allen
ist ihm vom Kopf gefallen;
die Blättlein lagen umher,
das Bäumlein hat keines mehr.
Die einen lagen im Bronnen,
die andern in der Sonnen,
die andern Blättlein geschwind
flogen umher im Wind.

6. Wie's Herbst nun war und kalt,
da fror's das Bäumlein bald.
Es rief zum Brunnen nieder:
„Gib meine Blättlein mir wieder,
damit ich doch ein Kleid
habe zur Winterszeit!"
Das Brünnlein sprach: „Ich kann eben
die Blättlein dir nicht geben;
ich habe sie alle getrunken,
sie sind in mich versunken."

7. Da kehrte von dem Bronnen
das Bäumlein sich zur Sonnen:
„Gib mir die Blättlein wieder,
es friert mich an die Glieder!"
Die Sonne sprach: „Nun eben
kann ich sie dir nicht geben;
die Blättlein sind längst verbrannt
in meiner heißen Hand."

8. Da sprach das Bäumlein gezum Wind: [schwind
„Gib mir die Blättlein wieder,
sonst fall' ich tot darnieder!"
Der Wind sprach: „Ich eben
kann dir die Blättlein nicht geben;
ich hab' sie über die Hügel
geweht mit meinem Flügel."
Da sprach das Bäumlein ganz still:
„Nun weiß ich, was ich will;
da haußen ist mir's zu kalt,
ich geh' in meinen Wald,
da will ich unter die Hecken
und Bäume mich verstecken."

9. Da macht sich's Bäumlein auf
und kommt in vollem Lauf
zum Wald zurückgelaufen
und will sich stell'n in den Haufen.
's fragt gleich beim ersten Baum:
„Hast du keinen Raum?"
Der sagt: „Ich habe keinen!"
Da fragt das Bäumlein noch einen,
der hat wieder keinen;
da fragt das Bäumlein noch einen,
es fragt von Baum zu Baum,
aber kein einz'ger hat Raum.
Sie standen schon im Sommer
eng' in ihrer Kammer;
jetzt im kalten Winter
stehn sie noch enger dahinter.
Dem Bäumchen kann nichts frommen,
es kann nicht unterkommen.

10. Da geht es traurig weiter
und friert; denn es hat keine Kleider.
Da kommt mittlerweile
ein Mann mit einem Beile,
der reibt die Hände sehr,
tut auch, als ob's ihn frör'.
Da denkt das Bäumlein wacker:
Das ist ein Holzhacker,
der kann den besten Trost
mir geben für meinen Frost.

11. Das Bäumlein spricht schnell
zum Holzhacker: „Gesell,
dich friert's so sehr wie mich
und mich so sehr wie dich.
Vielleicht kannst du mir
helfen und ich dir.
Komm, hau mich um
und trag mich in deine Stub'n,
schür ein Feuer an
und leg mich dran!
So wärmst du mich
und ich dich."

12. Das deucht den Holzhacker nicht schlecht;
er nimmt sein Beil zurecht,
haut's Bäumlein in die Wurzel, —
umfällt's mit Gepurzel.
Nun hackt er's klein und kraus
und trägt das Holz nach Haus
und legt von Zeit zu Zeit
in den Ofen ein Scheit.
Das größte Scheit von allen
ist uns fürs Haus gefallen.
Das soll die Magd uns holen,
so legen wir's auf die Kohlen;
das soll die ganzen Wochen
uns unsre Suppen kochen.
Oder willst du lieber Brei?
Das ist mir einerlei.

W. D.

249. Ein Lied hinterm Ofen zu singen.

Matthias Claudius. Werke. Brest u 1777. Bd. IV, S. 141. (Um Str. 2 und 7 gekürzt.)

I. **Einführung in den Stoff und Zusammenfassung im Gedichte.** Es ist ein harter (strenger) Winter. Alles zittert vor Kälte, reibt sich die steifen Finger, eilt nach getaner Arbeit in die Stube und drängt sich, besonders des Abends, um den warmen Ofen. Draußen ist's finstere Nacht, auf dem Tische aber brennt die traute Lampe. Draußen braust der eisige Wind vorüber, in der Stube aber verbreitet der Ofen eine behagliche Wärme. Den Leuten hinter und neben dem Ofen ist's gar warm und wohl zumute. Sie stimmen ein Winterlied an und vergleichen den Winter mit einem rechten, kernfesten und dauerhaften Manne. Er ist ein r e c h t e r Mann, weil er keine Furcht kennt, k e r n f e s t wie gesundes Eichenholz und von D a u e r, weil er sich nicht leicht verjagen läßt. Sein Fleisch ist das wie Eisen feste, kalte Eis und der gefrorene Erdboden. Er läßt sich in seiner Zerstörungsarbeit nicht irremachen durch S ü ß e s

oder Saures (durch freundliche oder finstere Gesichter, Bitten oder Drohungen). Er macht sich nichts aus Blumen, die in dem warmen Drange (Triebe, Wehen) des Frühlings hervorgesproßt sind, und aus dem Gesange der Vögel, die von der Frühlingswärme wieder zu uns gelockt worden sind und den lieben, warmen Klang ihrer Lieder ertönen lassen. Er haßt alles, was Leib und Seele erwärmt und erfreut. Er freut sich, wenn die Füchse vor übergroßem Froste recht bellen, das Holz im Ofen in der Kälte knittert, Herr und Knecht, also alle im Hause, sich zitternd und die Hände reibend um den Ofen scharen. Er will sich totlachen vor Vergnügen, wenn Stein und Bein (Felsen und Knochen, das Allerhärteste und Widerstandsfähigste) vor Frost zerbrechen, die Eisdecke auf den Gewässern (Teichen und Seen) unter Krachen zerspringt. Das ist Musik, die ihm gefällt. Sein Schloß (Hauptwohnung) von glitzerndem Eis liegt nach der Gegend des Nordpols am Strande (Rande) des Eismeeres, wo das ganze Jahr Schnee und Eis die Erde und das Wasser bedecken. Doch macht er auch Lustreisen in das Schweizerland, wo er sich auf den hohen Alpenbergen in den Gletschern (Schnee- und Eisfeldern) ein Sommerhaus gebaut hat. An diesen beiden Orten führt er gut Regiment, d. h. er regiert unbeschränkt, ganz nach seinem Gefallen. Zu uns kommt er nur auf der Durchreise vom Nordpol nach den Alpen. Aber wenn wir den grausigen Gast kommen sehen, so stehen wir erschrocken still, sehen ihn an und zittern vor Frost.

II. Vorlesen, Abfragen und Einlesen des Gedichtes.

1. Der Winter ist ein rechter Mann,
kernfest und auf die Dauer;
sein Fleisch fühlt sich wie Eisen an
und scheut nicht Süß noch Sauer.

2. Aus Blumen und aus Vogelsang
weiß er sich nichts zu machen,
haßt warmen Drang und warmen Klang
und alle warmen Sachen.

3. Doch wenn die Füchse bellen sehr,
wenn's Holz im Ofen knittert,
und um den Ofen Knecht und Herr
die Hände reibt und zittert;

4. Wenn Stein und Bein vor Frost zerbricht
und Teich und Seen krachen:
das klingt ihm gut, das haßt er nicht,
dann will er tot sich lachen. —

5. Sein Schloß von Eis liegt ganz hinaus
beim Nordpol an dem Strande;
doch hat er auch ein Sommerhaus
im lieben Schweizerlande.

6. Da ist er denn bald dort bald hier,
gut Regiment zu führen.
Und wenn er durchzieht, stehen wir
und sehn ihn an und frieren.

III. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Beschreibe das Winterschloß beim Nordpol, das Sommerhaus in den Alpen und den Aufenthalt des Winters bei uns nach den im Gedichte gegebenen Zügen!

2. Charakteristik. Wie ist der Winter ein rechter Mann, kernfest und dauerhaft, ein Verächter warmer Sachen, schadenfroh, wanderlustig, hart? Was tut er, und was tut er nicht?

3. Gedankengang: Str. 1. Er ist ein eisenfester Mann, Str. 2 haßt alles, was warm ist und warm macht, Str. 3 freut sich über die Frostigen, Str. 4 lacht über die Zerstörungen, Str. 5 hat beim Nordpol

sein Winterschloß, in der Schweiz sein Sommerhaus, Str. 6 kommt zu uns auf dem Durchzuge; sein Anblick erkältet uns bis ins Herz.

4. Eigentümlichkeit. Die Jahreszeit Winter ist als ein Mann behandelt (personifiziert), hat Fleisch und Bein, Eigenschaften und Gewohnheiten, Wohnungen und macht Reisen. Weise die Vergleichspunkte zwischen Mann und Winter nach!

IV. **Verwertung.** Rede- und Stilübungen: a) Beschreibe die Kleidung des Winters! b) Was haben die Bauersleute im Winter draußen und was in der Stube zu tun? c) Welches sind die Freuden des Winters? d) Wo regt sich draußen im Winter noch Leben? e) Führe Winterlieder und Geschichten an, die sich im Winter zugetragen haben! P.

250. Die kluge Versammlung.

Nach Äsop. Vgl. Äsops Leben und Fabeln von K. Simrock. Frankfurt a. M. Gedruckt in diesem Jahre. S 14.

Einst waren die Mäuse in großer Not; denn die Katze fing und tötete alle, die sich sehen ließen. Als nun die Katze eines Tages ausgegangen war, hielten sie eine Versammlung und berieten, wie sie dem Übel Einhalt tun möchten. Aber da war guter Rat teuer; die erfahrensten Mäuse bedachten sich vergeblich. Endlich setzte sich ein junges Mäuschen auf die Hinterfüßchen und sagte: „Ich weiß, wie wir es machen. Wir hängen der Katze eine Schelle um, dann können wir sie schon von weitem kommen hören und schnell in unsere Löcher fliehen.“ Alle Mäuse riefen: „Das ist ein guter Vorschlag, das wollen wir tun,“ und blickten fröhlich umher. Die Freude war aber von kurzer Dauer; denn eine alte Maus erhob sich und sprach: „Ja, wer wird aber der Katze die Schelle umhängen?“ Da riefen alle Mäuse: „Ich nicht! Ich auch nicht!“ Und weil kein Mäuschen verwegen genug war, so blieb es beim alten, und die Katze geht heute noch ohne Schelle.

I. **Vermittlung des Verständnisses durch Fragen.** In welcher Not waren die Mäuse? Warum tötete die Katze alle Mäuse? Woran merkten die Mäuse, daß die Katze ausgegangen war? Wie fanden sie sich zu einer Versammlung zusammen? Wie tut man einer Sache Einhalt? Nenne Beispiele! (Dem Feuer durch Löschen, dem Bach durch einen Damm, dem rollenden Wagen durch Hemmzeug, der Hungersnot durch Verteilung von Speisen usw.) Was nennt man teuer? (Was selten ist und darum viel kostet.) Wie hatten die alten Mäuse ihre Erfahrungen gesammelt? Warum fand ihr Nachdenken kein Mittel der Rettung? (Weil die Katze zu stark, wachsam, listig war.) Warum stellte sich die junge Maus auf die Hinterfüße? (Um sich sehen zu lassen und sich recht wichtig zu machen.) Wie unterscheidet sich die Schelle (hohle Metallhalbkugel zum Schellen) von der Glocke? Was sind Fuß-, Hand- und Maulschellen? Warum klang der Rat gut und hatte den Beifall der Menge? (Weil er den Mäusen eine sichere Rettung versprach. Gerade die geräuschlose Annäherung der Katze ist das Verderben der Mäuse.) Warum war er aber herzlich dumm? (Weil es für die schwachen Mäuse unmöglich war, der starken und gewandten Katze eine Schelle anzuhängen; das vorgeschlagene Mittel beruhte also auf einer unmöglichen, unerfüllbaren Vorbedingung.) Wie zeigt sich die Verwegenheit? (Sie stürzt sich tollkühn in die Gefahr, ja

in das gewisse Verderben, wagt alles und achtet kein Bedenken.) Warum müßte die Versammlung nicht eine kluge, sondern eine törichte genannt werden?

II. **Vertiefung.** 1. Schauplatz. Weil so viele Mäuse beieinander sind, muß sich die Handlung wohl in einer Scheuer oder auf einem großen Speicher zugetragen haben. Strohbündel oder Geräte liegen umher. An den Wänden sind Löcher, aus denen die Mäuse gekommen sind.

2. Personen. Die Katze ist wachsam, stark, raubgierig, erbarmungslos; die Mäuse sind schwach, furchtsam, bedrängt, versammelt, ratlos; die junge Maus ist eitel, vorschnell und dumm, die alte erfahren und spöttisch, die Menge töricht, wankelmütig, verblendet. Beweise diese Charaktereigenschaften aus der Fabel!

3. Gedankengang: I. Die Not der Mäuse. II. Die fruchtlosen Beratungen. III. Der kecke Rat der jungen Maus. IV. Der Beifall der Menge. V. Der Einwand der alten Maus. VI. Die Fruchtlosigkeit der Versammlung.

4. Grundgedanke. Der Ausdruck „Wer will der Katze die Schelle umhängen?" bedeutet: „Wer hat den Mut, einem Mächtigen bittere Wahrheiten zu sagen oder ihm etwas Übles anzutun?"

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Raten ist leichter als Taten. Das beste Mittel bleibt nutzlos, wenn man nicht Mut, Kraft und Geschick hat, es ordentlich anzuwenden.

2. Verwandtes. Was hilft es, daß man viel gelobe? In Taten liegt die beste Probe. „Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht, hat sicher aus Häckerling Gold schon gemacht." Als dem Könige David ein geliebtes Kind gestorben war, hatte kein Diener den Mut, es ihm zu sagen, bis er es aus ihrem Geflüster merkte. „Wer will dem Löwen seinen Raub wehren?" Johannes der Täufer hatte den Mut, dem Könige Herodes und der Herodias die Wahrheit zu sagen.

3. Rede- und Stilübungen: a) Suche Beispiele, in denen jemand mutig den Mächtigen die Wahrheit sagt! (Elia dem Ahab, Nathan dem David, Christus den Hohenpriestern und Schriftgelehrten, Paulus dem Hohenpriester usw.) b) Suche Fabeln, in denen von Mäusen oder Katzen die Rede ist! P.

251. Knabe und Schmetterling.

50 Fabeln für Kinder von Wilh. Hey. Nr. 33.

I. **Einführung in den Stoff und Zusammenfassung im Gedichte.** Draußen am Bache ist eine grüne Wiese. Diese ist im Mai mit bunten Blumen besetzt. Auf dieser Wiese spielen lustig Knaben und Mägdlein. Auf den danebenstehenden Bäumen singen die muntern Vögel ihre lustigen Weisen. Im hellen Sonnenschein schwirren Schmetterlinge umher. Sie haben bunte Flügel. Die Schmetterlinge flattern von einer Blume zur andern. Ein kleiner Knabe hat ihnen lange schon zugeschaut und möchte gern einen Schmetterling haben, um ihn genau zu betrachten. Aber immer fliegen die

Tierchen davon, als wenn sie den Knaben necken wollten. Endlich sieht er einen Schmetterling auf einer gelben Blume sitzen. Das Tierchen scheint müde zu sein. Gewiß will es ausruhen. Ihm naht sich der Knabe und spricht: „Schmetterling, kleines Ding, sage, wovon du lebst, daß du nur stets in Lüften schwebst?" — Der Knabe wundert sich, daß der Schmetterling nicht einmal innehält in seinem Flattern, um zu essen und zu trinken. Er weiß nicht, daß der Falter aus jeder Blume, auf die er sich setzt, Nahrung saugt. Auch weiß er nicht, daß der Sonnenschein für ihn stärkend ist. Darauf spricht der Schmetterling: „Blumenduft, Sonnenschein, das ist die Nahrung mein." Größere Tiere brauchen viel Speise und Trank; der kleine Schmetterling nährt sich von den unsichtbaren Düften der Blumen, trinkt mit seinem feinen Saugrüssel ein Tröpfchen Honigsaft aus dem Kelche der Blume. Die warmen Sonnenstrahlen geben seinem zarten Körper Kraft. Noch sitzt das Tierchen und atmet tief. Da streckt der Knabe sein Händchen aus, um den kleinen Schwärmer zu fangen. Aber husch! flattert er fort in die Luft und setzt sich dann auf eine andere Blume. Eiligst wendet sich der Knabe dorthin, nimmt sein Hütchen und will damit das Tierchen zudecken. Da zittert es, weil ihm angst und bang ist, und spricht bittend: „Lieber Knabe, tu es nicht, laß mich spielen im Sonnenlicht! Störe mir nicht die kurze Freude, wozu mich der liebe Hergott geschaffen hat! Ehe vergeht das Abendrot, lieg' ich doch schon kalt und tot."

Der Schmetterling hat ein sehr kurzes Leben; oft stirbt er am Abende des Tages, an dem er aus der Puppe kroch. Wenn die Sonne untergegangen ist und das Abendrot am Himmel steht, ist auch oft das Ende des Schmetterlings da. Er stirbt. Tote Körper sind kalt; deshalb der Ausdruck „kalt und tot".

II. **Unmittelbare Darbietung.**

Knabe:
Schmetterling,
kleines Ding,
sage, wovon du lebst,
daß du nur stets in Lüften schwebst?

Schmetterling:
Blumenduft,
Sonnenschein,
das ist die Nahrung mein.

Der Knabe, der wollt' ihn fangen,
da bat er mit Zittern und Bangen:
„Lieber Knabe, tu es nicht,
laß mich spielen im Sonnenlicht!
Eh' vergeht das Abendrot,
lieg' ich doch schon kalt und tot."

III. **Vertiefung.** Beschreibe die Wiese! Beschreibe einen Schmetterling. Er entsteht aus der garstigen, häßlichen Raupe, welche die Blätter und Blüten der Bäume, Sträucher und Stauden frißt und oft großen Schaden anrichtet. Darum müssen schon die Raupennester an den Bäumen vertilgt werden. — Vergleichung zwischen Ei, Raupe, Puppe und Schmetterling.

Der Knabe ist wißbegierig. Er ist gütig gegen das bittende Tier. Es wird uns nicht erzählt, daß er es gefangen habe. Er gönnt ihm seine Freiheit und Freude.

IV. **Anwendung.** Schone das Leben der Tiere, wenn dir ihr Tod keinen Nutzen und ihr Fortleben keinen Schaden bringt!

E. Elschner.

252. Der ehrliche Knabe.

Thomas Scherr. Spruchbüchlein für das 2. Schuljahr. Zürich 1867. S. 26.

Arnold fand auf der Straße ein Messer. Er besah es und freute sich darüber; denn das Messer hatte zwei Klingen und ein schönes Heft (schöne Schale). Er ging beiseite und schnitt sich eine Rute aus der Hecke. Da kam ein Mann, der sah den Knaben nicht; er blickte auf den Boden, als ob er etwas suche. Der Knabe aber sah den Mann und dachte: Der hat wohl das Messer verloren. — Und der Knabe ging zum Manne und fragte, was er suche. Ein Messer mit zwei Klingen und einem weißen Hefte, sprach der Mann. Da griff Arnold in die Tasche und gab dem Manne das Messer, das er gefunden hatte. Er dachte daran, daß wir niemals etwas nehmen oder behalten dürfen, was anderen gehört. Der Mann dankte dem Knaben, und der Knabe freute sich, ehrlich gehandelt zu haben.

Die unterrichtliche Behandlung dieses Lesestücks hat sich der Erläuterung der Erzählung: Der Knabe vor dem Apfelkorbe (s. Nr. 90 A) ziemlich ähnlich zu gestalten. Außerdem Vergleichung beider Erzählungen.

I. **Ähnlichkeiten.** 1. In beiden Erzählungen ist von einem Knaben die Rede. 2. Hier wie dort haben die Knaben so gehandelt, daß wir sie als ehrlich bezeichnen müssen. 3. Beide Knaben hatten etwas Annehmbares gefunden, der erste (in Nr. 90) einen Korb mit Äpfeln, der andere ein schönes Messer. 4. Beide Knaben waren zur Zeit des Fundes allein an Ort und Stelle. 5. Beide freuten sich sehr über ihren Fund. 6. Beide schwankten schon in ihrer Ehrlichkeit. Der erste Knabe griff bereits in den Apfelkorb, und der zweite hatte schon das Messer in seine Tasche gesteckt. 7. In beiden Knaben fand ein Kampf statt zwischen ihren fleischlichen Gelüsten und ihrer Vernunft. 8. Dennoch siegte bei beiden Knaben die Ehrlichkeit: der erste Knabe nahm den Apfel nicht, der zweite gab das gefundene Messer freiwillig wieder heraus. 9. Beide freuten sich ihrer Ehrlichkeit.

II. **Unterschiede.** 1. Der Knabe in Erzählung I fand einen Korb mit Äpfeln in einer Stube, in der, wie er meinte, niemand zugegen war, der Knabe in II fand auf der Straße ein Messer, was — wie anzunehmen ist — niemand gesehen hatte.

2. Der Knabe in I ging in sich, hielt ein Selbstgespräch, und der Gedanke an Gott, den Allwissenden, hielt ihn von der Sünde ab. Der Knabe in II dachte nur, daß das gefundene Messer dem herzukommenden Manne gehöre, und daß man gefundene Sachen, die anderen gehören, nicht nehmen und behalten dürfe. Den ersten Knaben hielt demnach der Gedanke an Gott, den zweiten nur sein Pflichtgefühl von der Unehrlichkeit ab.

3. Der ehrliche Knabe in der ersten Erzählung wird zum Dableiben aufgefordert, wegen seiner Ehrlichkeit laut belobt und für diese reichlich belohnt. Von alledem ist bei dem zweiten Knaben keine Rede. Der Mann bedankt sich bei ihm nur.

4. Die Erzählung vom Knaben und Apfelkorbe endigt mit einer guten Lehre, was bei der Erzählung vom Knaben, der ein Messer fand, nicht der Fall ist. R. D.

253. I. Bessere, weil es Zeit ist!

Karl Runkwitz. Kinderschatz. Altenburg 1869. II, S. 107.

I. **Vorbereitung.** Ein treuer und gewissenhafter Knecht, der auf dem Boden des Pferdestalles Häcksel geschnitten hatte, bemerkte dort ein Loch im Dache, durch das der Regen eingedrungen war. Als er mit seiner Arbeit fertig war, ging er hinunter zu seinem Herrn, hoffte ihm einen Dienst zu erzeigen und sagte:

„Hört," sagte Christoph zu seinem Herrn, „auf unserm Dache fehlt ein Ziegel; laßt ihn nachstecken!"[1]) — Aber der liederliche Hausherr[2]) sagte: „Ach was! ein Ziegel mehr oder weniger, das schadet nichts!"

Mit der Zeit aber kam der Wind, troch[3]) durch das Loch im Dache und hob[4]) auch noch andere Ziegel aus. Dann kamen der Regen und der Schnee zum Dache hinein, legten[5]) sich auf den Boden, daß die Balken faulten. Endlich mußte der Zimmermann kommen; denn das Haus war baufällig[6]) geworden.

„Es ist schlimm," sagte der Zimmermann, „aber unter hundert Gulden kann ich euch die Sache nicht wieder herstellen.[7]) Vor ein paar Jahren freilich, als nur der eine Ziegel fehlte, wär's mit sechs Kreuzern abgemacht gewesen."[8])

II. **Vermittlung.** 1. Nachstecken = laßt ihn durch einen neuen Ziegel ersetzen, der an der Stelle des alten eingeschoben wird. 2. liederlicher Hausherr, der allzu leichthin im Haushalt nach Sinn und Tun, also unordentlich war. 3. Der Wind troch, d. h. ging gleich einem Tiere, einer Katze, und blies durchs Loch. 4. und hob aus, d. i. er warf noch andere Ziegel heraus. 5. Schnee und Regen legten sich auf den Boden, d. i. sie fielen hernieder und blieben hier liegen; Balken und Bretter wurden beständig naß und verfaulten endlich. 6. baufällig ist, was einzufallen droht und darum wieder gebaut werden muß, oder was fällt, wenn nicht gebaut wird. 7. wieder herstellen = den Schaden ausbessern. 8. wär's abgemacht — = hätte es gekostet. (1 Kreuzer = 3 Pf.)

III. **Vertiefung.** A. Gedankengang. Ein kleiner Schaden: a) Der Knecht zeigt dem Herrn das Fehlen eines Dachziegels an. b) Er rät ihm, den Ziegel ersetzen zu lassen. c) Der Herr ist liederlich und leichtsinnig und befolgt den Rat nicht; d) er achtet den Schaden viel zu gering.

B. Folgen des kleinen Schadens: a) Der Wind konnte ins Haus eindringen und vergrößerte das Loch. b) Regen und Schnee durchnäßten den Boden. c) Sie verursachten das Faulwerden der Balken und Sparren, und d) das ganze Haus wurde baufällig.

C. Taxe und Abschätzung des Schadens. a) Der ursprüngliche Schaden war durch Einziehung eines Ziegels für 20 Pfennig zu beseitigen, während b) der nunmehrige Schaden nur durch Zimmermann, Maurer, Dachdecker usw. auszubessern war und zwar für den Preis von 100 Gulden

(1 G. = 2 ℳ). c) Der letzte Schaden war demnach tausendmal größer als der erste.

D. Grundgedanke: Aus kleinen Anfängen entstehen oft große Schäden, aus kleinen Ursachen oft große Wirkungen.

IV. **Verwertung.** 1. Mahnung für Verstand und Herz: a) Bessere stets zur rechten Zeit! b) Beseitige sofort kleine Schäden, um große Nachteile zu verhüten! 2. Sprichwort: Vorgetan und nachbedacht, hat manchen in groß Leid gebracht. 3. Anwendung der Lehre auf unser sittliches Verhalten: Aus kleinen Fehlern werden mit der Zeit große Laster. 4. Verwandtes: a) Der Herr und sein Knecht von Fr. Rückert. b) Aus kleinen Sünden erwachsen Laster.

Wer ist das, wen führen sie dort ins Gericht?
Einen Räuber, einen Mörder, einen Böswicht.
Bis dahin zu kommen, das dacht' er wohl nicht,
da er als Knabe zum erstenmal
dem Nachbar ein Händchen voll Kirschen stahl.
(G. Dinter.)

Vergleichung mit der Grimmschen Erzählung:

II. Der Nagel.

Kinder- und Hausmärchen. Gr. Ausg. 2. Aufl. Berlin 1873. S. 635.

Ein Kaufmann hatte auf der Messe gute Geschäfte gemacht, alle Waren verkauft und seine Geldkatze mit Gold und Silber gespickt. Er wollte jetzt heimreisen und vor Einbruch der Nacht zu Hause sein. Er packte also den Mantelsack mit dem Gelde auf sein Pferd und ritt fort. Zu Mittag rastete er in einer Stadt. Als er weiter wollte, führte ihm der Hausknecht das Roß vor, sprach aber: „Herr, am linken Hinterfuße fehlt im Hufeisen ein Nagel."

„Laß ihn fehlen!" erwiderte der Kaufmann, „die sechs Stunden, die ich noch zu machen habe, wird das Eisen wohl festhalten. Ich habe Eile." Nachmittags, als er wieder abgestiegen war und dem Rosse Brot geben ließ, kam der Knecht in die Stube und sagte: „Herr, eurem Pferde fehlt am linken Hinterfuße ein Hufeisen. Soll ich's zum Schmied führen?" „Laß es fehlen!" antwortete der Herr, „die paar Stunden, die noch übrig sind, wird das Pferd wohl aushalten. Ich habe Eile." Er ritt fort, aber nicht lange, so fing das Pferd zu hinken an. Es hinkte nicht lange, so fing es an zu stolpern, und es stolperte nicht lange, so fiel es nieder und brach ein Bein. Der Kaufmann mußte das Pferd liegen lassen, den Mantelsack abschnallen, auf die Schulter nehmen und zu Fuß nach Hause gehen, wo er erst spät in der Nacht anlangte. „An allem Unglück", sprach er zu sich selbst, „ist der verwünschte Nagel schuld." Eile mit Weile!

Ähnlichkeiten. 1. In beiden Erzählungen wird von einem Herrn und einem Knechte berichtet. Zwiegespräch.

2. Hier wie dort macht der Knecht den Herrn auf einen kleinen Schaden aufmerksam.

3. In beiden Fällen achtete der Herr des kleinen Schadens nicht. Beide Herren waren leichtsinnig und fahrlässig.

4. Der kleine Schaden wuchs allgemach zu einem großen Nachteile an: 200 Mark Baukosten, Verlust des Reitpferdes.

5. Es wird von beiden Herren nicht berichtet, daß sie zur Erkenntnis ihrer Schuld und zur Reue über ihre Nachlässigkeit gelangt seien.

Suche Verschiedenheiten! R. D.

254. Auf der Wiese.

Karl Enslin. Lebensfrühling. 3. Aufl. Leipzig 1859. S. 29.

I. **Vorbereitung.** Es ist Frühling geworden, und der rauhe Winter hat endlich das Feld gänzlich geräumt; neckisch ruft ihm der Kuckuck nach. Laue Lüfte umwehen unsere Stirn. Die Sonne lacht am blauen Himmel; die Vöglein jubilieren; Felder und Wiesen grünen und sind mit bunten Blumen ohne Zahl geschmückt. Weiße und buntfarbige Schmetterlinge flattern darüber hin; die Bienen umschwirren summend die bunten Blüten. Die muntern Lämmlein ziehen blökend zur grünen Weide, und eine fröhliche Kinderschar spielt am Rande der Wiese; die Mädchen sitzen und fertigen von der Kettenblume einen Schmuck für Hals und Brust an.

Freudig erregt erhebt sich eine der Gespielinnen; sie blickt auf die bunten Blumen und stimmt ein in das Lied des Dichters, das wir jetzt lesen und hören wollen.

II. **Unmittelbare Darbietung.**

Viel tausend Blumen stehen
im Sonnenglanze hier,
kann sie nicht alle sehen,
wünsch' aber alle mir.

Hätt' ich doch tausend Augen
und Hände ohne Zahl!
Könnt' sie wohl alle brauchen;
die Wiese pflückt' ich kahl.

Möcht' alle Blumen bringen
den lieben Eltern mein,
zu ihnen lustig springen
mit hundert Sträußelein!

Jed' Blümlein freundlich nicket,
als wollt's mit mir nach Haus;
ich habe schon gepflücket
den allerschönsten Strauß.

Fragen nach Inhalt, Wort- und Sachbedeutung. Wieviel Blumen stehen hier? Warum heißt es: „Viel tausend"? Warum kann sie das Kind nicht alle sehen? Welche Blümchen verstecken sich gern? Warum wünscht sich das Kind „tausend Augen" und „Hände ohne Zahl"? Was will es damit tun? Was heißt: „Die Wiese kahl pflücken"? Darf man das tun? Was will es damit nur sagen? Was will es aus den Blumen verfertigen? Welcher Unterschied ist zwischen Sträußlein und Kranz? Wem will das Kind die Blumen bringen? Was will es seinen Eltern damit bereiten? Wem nickt das Blümlein zu? Wie antwortet das Kind darauf?

III. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Ein sinniges Mädchen steht im Monat Juni an einer blumenreichen Wiese und hält ein Selbstgespräch, das der Dichter in die Worte des obigen Liedes gefaßt hat.

2. Gedankengang: Str. 1. Das Kind steht vor der Wiese und erblickt unzählige Blumen, die es alle gern haben (besitzen) möchte. Str. 2. Es wünscht sich viele Augen und Hände, damit es alle Blümchen sehen und pflücken könne, um nach Str. 3 den lieben Eltern zur Freude ein Sträußchen zu bringen; es folgt (Str. 4) seinem Verlangen, und nachdem es den schönsten Strauß gepflückt hat, eilt es beglückt zur Mutter.

3. Sprachliche Schönheiten: Die Wiese hat viel tausend Blumen, aber das Kind nur zwei Augen und zwei Hände. In den Worten

„hätt' ich doch tausend Augen und Hände ohne Zahl" drückt sich so schön das Kindes große Freude an den Blumen und sein herzliches Verlangen nach ihrem Besitz aus. Das freundliche Locken der Blumen: „Jed' Blümlein freundlich nicket, als wollt's mit mir nach Haus."

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Der Frühling bringt allen Geschöpfen Freude, insonderheit auch den Kindern. Gute Kinder erfreuen sich an der Blumenpracht, und wo es erlaubt ist, pflücken sie der Mutter einen Strauß; sie suchen Kettenblumen und schlingen eine Halskette, oder sie winden wohl auch einen Kranz; das tun sie besonders gern am Johannistage. Sie danken dem Schöpfer, der alle diese Pracht zu ihrer Freude und Lust gemacht hat.

2. Anklänge an Bekanntes: Mutter, laß mich gehen hinaus! — „Ich ging im Walde so für mich hin" (von Goethe). — — Wer hat die Blumen nur erdacht? (Nr. 235 B.)

3. Rede- und Stilübung: Beschreibe die Wiese! Die Wiese ist ein großer Grasplatz; sie liegt gewöhnlich in der Nähe eines Baches oder Flusses. (Fluß der Heimat.) Um die Wiese herum stehen viele Bäume: Weiden, Pappeln, Eichen, Ellern u. dgl. Auf der Wiese wachsen unzählige Gräser, Kräuter und Blumen. Die Blumen geben ihr ein buntes Aussehen (Teppich) und machen mir viel Freude. Ich sehe die Dotterblume, die Kettenblume (Löwenzahn), den Wiesensalbei, das Vergißmeinnicht und noch viele andere, deren Namen ich noch nicht kenne. Über die Wiese schreitet der langbeinige Storch in seinem schwarzweißen Kleide, und mit seinem langen Schnabel fängt er Frösche und Schnecken; über meinem Haupte schwebt kreisend der Kiebitz und ruft eintönig seinen Namen. Bunte Schmetterlinge flattern von Blume zu Blume, und dazwischen fliegen summend die Bienchen und Hummeln. Wenn das Gras dicht und lang genug ist, dann wird es abgemäht und getrocknet; das Heu ist für die Pferde, Rinder und Schafe während des Winters unentbehrlich. Nach der Heu- und Grummeternte weiden Rinder- und Schafherden auf der Wiese.

L. Wolf.

235. Der Löwe und der Fuchs.

Wilhelm Gleim. Fabeln. Berlin 1786. S. 20.

Zum Löwen sprach der Fuchs: „Ich muß
dir's endlich nur gestehen, mein Verdruß
hat sonst kein Ende. —
Der Esel spricht von dir nicht gut;
er sagt, was ich an dir zu loben fände,
das wiss' er nicht; dein Heldenmut
sei zweifelhaft, du gäbst ihm keine Proben
von Großmut und Gerechtigkeit,
du würgetest die Unschuld, suchtest Streit;
er könne dich nicht lieben und nicht loben."
Ein Weilchen schwieg der Löwe still,
dann aber sprach er: „Fuchs, er spreche, was er will;
denn was von mir ein Esel spricht,
das acht' ich nicht!"

I. **Vermittlung des Verständnisses durch Fragen.** Welche Eigenschaften werden gewöhnlich dem Löwen beigelegt? (Stark, mutig, großmütig, gerecht, dankbar.) Welche dem Fuchs? (Listig, verschlagen, schadenfroh, lügenhaft.) Welches war der wahre Grund von des Fuchses Anklage? (Er wollte den Löwen ärgern, den Esel ins Unglück stürzen und sich beliebt machen.) Wie soll der Esel die guten Eigenschaften des Löwen angezweifelt haben? Was liebt und lobt man? Was ist das Gegenteil von lieben und loben? (Hassen und tadeln.) Warum schwieg der Löwe eine kleine Weile (kurze Zeit)? Warum verachtet der Löwe die Urteile des Esels? (Weil der Löwe sich seiner Vorzüge bewußt ist, den Esel für zu dumm zu einem richtigen Urteile hält, und weil er dem Fuchs mit seinen Angebereien nicht traut und ihn zurückweisen will.)

II. **Aufgaben.** a) Wann kann man fremde Urteile über uns verachten?

b) Welche Fabeln kennst du vom Esel, welche vom Löwen?

c) Welche biblischen Geschichten erzählen von Verleumdungen?

P.

256. Das Wunderkästchen.

Christoph v. Schmid. Gesamm. Schriften. 3. Aufl. München 1876. Bd. XVI, S. 151.

Eine Hausfrau hatte in ihrer Haushaltung allerlei Unglücksfälle, und ihr Vermögen nahm jährlich ab. Da ging sie in den Wald zu einem alten Einsiedler (der fern von der Welt ein stilles, einsames und frommes Leben führte), erzählte ihm ihre betrübten Umstände und sagte: „Es geht in meinem Hause einmal nicht mit rechten Dingen zu. Wißt ihr kein Mittel, dem übel abzuhelfen?"

Der Einsiedler, ein fröhlicher Greis, hieß sie ein wenig warten, ging in die Nebenkammer seiner Zelle, brachte über eine Weile ein kleines, versiegeltes Kästchen und sprach: „Dieses Kästchen müßt ihr ein Jahr lang dreimal bei Tag und dreimal bei Nacht in Küche, Keller, Stallungen und andern Winkeln des Hauses umhertragen, so wird es besser gehen. Bringt mir aber übers Jahr das Kästlein wieder zurück!"

Die gute Hausmutter setzte in das Kästchen ein großes Vertrauen und trug es fleißig umher. Als sie den nächsten Tag in den Keller ging, wollte der Knecht eben einen Krug Bier heimlich heraustragen. Als sie noch spät bei Nacht in die Küche kam, hatten die Mägde sich einen Eierkuchen gemacht. Als sie die Stallungen durchwanderte, standen die Kühe tief im Kote, und die Pferde hatten anstatt des Hafers nur Heu und waren nicht gestriegelt (d. h. mit einem Blechkamm vom Schmutze gereinigt). So hatte sie alle Tage einen andern Fehler abzustellen.

Nachdem das Jahr herum war, ging sie mit dem Kästchen zum Einsiedler und sagte vergnügt: „Alles geht nun besser. Laßt mir das Kästlein noch ein Jahr, es enthält ein gar treffliches Mittel!"

Da lachte der Einsiedler und sprach: „Das Kästchen kann ich euch nicht lassen, das Mittel aber, das darin verborgen ist, sollt ihr haben." Er öffnete das Kästchen, und sieh! es war nichts darin als ein weißes Blättchen Papier, auf dem geschrieben stand:

„Soll alles wohl im Hause stehn,
so mußt du selber wohl nachsehn."

I. **Vermittlung des Verständnisses durch Fragen.** Warum heißt das Kästchen Wunderkästchen? (Weil es wunderbare Wirkungen hervorbringen sollte.) Welche Unglücksfälle können einen Haushalt treffen?

Welches sind die Glieder eines Hauses? Wo wohnen und was tun Einsiedler? Wie ist ihre Wohnung, Kleidung und Nahrung? Warum waren die Umstände der Frau betrübt oder sprachrichtiger: betrübende? Worin suchte sie die Ursache des Übels? (In Zauberei und Hexerei.) Woher wußte der Einsiedler den Grund des Zurückganges in dem Haushalte? (Er erriet als kluger Mann alles aus den Worten der Frau.) Warum sagte er ihr nicht die Wahrheit, sondern verhüllte sie durch das geheimnisvolle Kästchen? (Weil die Frau abergläubisch war, den natürlichen Zusammenhang nicht begriff und darum auch nicht in diesem Sinne gehandelt haben würde. Wie sie das Unglück in übernatürlichen Ursachen suchte, so glaubte sie auch nur auf diesem Wege Heilung zu finden. Der Einsiedler konnte darauf rechnen, daß sie ein geheimnisvolles Heilmittel pünktlich, ein natürliches aber nachlässig anwenden würde. Auch wollte er sie von ihrem Aberglauben heilen.) Worin bestand das Unglück in ihrem Haushalte? (In der Unordnung, Trägheit, Verschwendung und dem Mangel an Aufsicht.) Wie kamen der Knecht zum Biere und die Mägde zum Eierkuchen? Wohin war der Hafer gekommen? Wie schadet die Unreinlichkeit im Stalle? Wie kam sie das erste und wie das zweite Mal zum Einsiedler und warum? Warum wollte die Frau das Kästchen noch länger behalten, der Einsiedler ihr es aber nicht lassen? Wie hat der Einsiedler das Kästchen geöffnet? Warum kann man das Blättchen Papier ein gutes Rezept nennen? Was wird die Frau jetzt eingesehen haben? (Daß nicht das Kästchen, sondern die fleißige Aufsicht geholfen hat.)

II. **Vertiefung.** 1. Beschreibe den Schauplatz und nimm möglichst viele Momente der Erzählung darin auf! (Ein großer Bauernhof. Die Ställe stehen offen; das Vieh sieht schmutzig und ruppig aus und steht tief im Kote. Eine Magd steckt in einem Winkel Eier weg. Auf der Kellertreppe steht ein Knecht mit einem Bierkruge. Ihm begegnet die Hausfrau mit dem Kästchen unter dem Arme. Nicht weit von dem Hofe sieht man einen Wald, in dem der Einsiedler lebt.)

2. Der kurze Inhalt der Erzählung ist: Eine Frau klagt einem Einsiedler den Rückgang ihres Haushaltes. Er läßt sie bei Tag und Nacht ein versiegeltes Kästchen in alle Räume des Hauses tragen. Sie entdeckt und verbessert dabei allerlei Fehler. Als sie das Kästchen noch länger behalten will, zeigt ihr der Einsiedler, daß es nur einen beschriebenen Zettel mit einer guten Mahnung enthält. — Der Grundgedanke ist im Schlußreim ausgesprochen.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung und Verwandtes. Selber ist der Mann. Mit einem Herren steht es gut, der, was er befohlen, selber tut. Sorgen und wachen sind Herrensachen. Des Herrn Auge macht das Vieh fett. Wie der Herr, so der Knecht. Gut braucht Hut. Wie die Zucht, so die Frucht.

2. Rede- und Stilübungen: a) Wann geht es in einer Wirtschaft vorwärts und wann zurück? b) Welche Räume hat ein Haus, und wie werden sie benutzt? c) Zähle verschiedene Arten von Aberglauben auf!

P.

257. Der Bär und die Bienen.

Gustav Dinter. Gedächtnisübungen zur Nahrung für Verstand und Herz für Kinder von 6—9 Jahren. Neustadt a. d. Orla.

I. **Vorbereitung.** Die Bienen sind nützliche Insekten. Sie liefern uns Honig und Wachs. Man tut deshalb bei uns die Bienenvölker in kleine Häuser aus Holz oder zusammengeflochtenem Stroh, daß sie ihre Waben dahinein bauen und den Honig, den sie aus den Blütenkelchen saugen, darin aufsammeln. Die Männer, welche die Bienen warten und pflegen und ihren Honig und ihr Wachs benutzen, nennt man Imker (von Imme, d. i. Biene) oder auch Bienenväter. In manchen Ländern und Gegenden wohnen aber auch Bienenvölker (Königin = Weiser) in hohlen Bäumen der Wälder und tragen viel Honig ein. In dem Lande Polen gibt es in den großen Wäldern viel solcher Bienenvölker. In diesen Wäldern wohnt auch der zottige Bär. Er nährt sich von Fleisch- und Pflanzenkost. Seine Lieblingsspeise ist Honig. Mit seiner Nase riecht er schon von weitem den Honig, den die fleißigen Bienen in einem hohlen Baum als Wintervorrat zusammengetragen haben. Sie hüten ihren Schatz und verteidigen ihn mit den Stacheln, die sie am Hinterteil ihres Körpers tragen. Der plumpe Bär erklettert den Baum und steckt seine stumpfe Nase in das Flugloch, um mit seinen Lippen die Honigwaben zu fassen. Aber die Bienen sind wachsam. Es entspinnt sich ein erbitterter Kampf zwischen dem großen, aber täppischen Bären und den zahlreichen kleinen, aber gewandten Bienen. Das Gedicht von Gustav Dinter „Der Bär und die Bienen" schildert sehr anschaulich diesen Kampf um den Honig zwischen dem plumpen Räuber und den aufgereizten Besitzern. Hört das Gedicht!

II. **Unmittelbare Darbietung.**

1. In Polen brummt ein wilder Bär:
„Ihr Bienen, gebt mir den Honig her;
ich bin so groß und ihr so klein,
ihr sollt mir wahrhaftig nicht hinderlich sein."

2. Und eh' die Bienen sich's versahn,
so klettert der Bär den Baum hinan.
Er klammert sich fest und brummt und brummt,
das Bienlein summt, das Bienlein summt.

3. „Ihr Bienen, gebt mir den Honig her!"
„„Es wird nichts draus, es wird nichts, Herr Bär!""
Der Bär steckt schon die Nase hinein:
„Weg da, ihr Bienen, der Honig ist mein!"

4. Die Bienlein stechen frisch drauf los:
„„Sind wir gleich klein und du bist groß,
doch soll's deiner Nase gar schlimm ergehn,
läßt du nicht gleich den Bienenstock stehn!""

5. Der Bär wird bös. Es hilft ihm nicht.
Er knurrt und brummt. Das Bienlein sticht.
Wie juckt's ihn auf Zunge, auf Nase und Ohr!
Er muß entlaufen, der arme Tor.

6. Die Bienlein jubelten: „„Summ, summ, summ!""
Der Bär, der knurrte: „Brumm, brumm, brumm!"
Und als er floh, rief's Bienchen ihm zu:
„„Soll's dich nicht jucken, laß andre in Ruh!""

Lesen mit Verteilung der Rollen (Erzähler, Bienen, Bär). Auswendiglernen und Vortrag.

III. **Vertiefung.** 1. Schauplatz. Das Land Polen, im Osten unseres Vaterlandes, hat viele und große Waldungen. Dort hausen noch Bären und Wölfe und machen die Gegenden unsicher. Im Walde stand eine hohle Eiche, die leicht zu erklettern war, und in der sich ein Bienenschwarm befand.

2. Gedankengang. Str. 1. Der Bär verlangt den süßen Honig.

Str. 2. Da er ihn nicht gutwillig bekommt, so will er ihn holen und klettert den Baum hinan.

Str. 3. Wortstreit zwischen Bär und Bienen.

Str. 4. Verteidigung der Bienen und Abweisung des Bären.

Str. 5. Kampf und Sieg.

Str. 6. Jubel der Bienen und Demütigung des Bären.

3. Eigenschaften des Bären: lüstern, herrisch, übermütig, kleinmütig.

Eigenschaften der Bienen: fleißig, ordnungsliebend, reinlich, mutig und kampflustig.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Jedem das Seine! Du sollst nicht stehlen! Gewalt geht nicht vor Recht. Vereinte Kräfte schaffen viel. Einigkeit macht stark. (Rutenbündel des sterbenden Vaters.) Gott hat den kleinsten Tieren Waffen zur Verteidigung gegeben.

Vorgetan und nachbedacht hat manchen in groß Leid gebracht.

Man soll seinen Feind nicht zu gering ansehen. Durch Schaden wird man klug (mancher auch nicht)!

2. Schriftliche und mündliche Übungen. a) Nutzen von Honig und Wachs. b) Das Leben der Bienen im Laufe des Jahres. c) Vergleichung mit der Fabel „Stufenleiter": „Ein Sperling fing auf einem Ast" usw.

E. Elschner.

258. Wassertröpflein.

Aus „Der Kinder Lustfeld".

Tröpflein muß zur Erde fallen, muß das zarte Blümchen letzen, muß mit Quellen weiter wallen, muß das Fischlein auch ergötzen, muß im Bach die Mühlen schlagen, muß im Strom die Schiffe tragen. Und wo wären denn die Meere, wenn nicht erst das Tröpflein wäre?

I. **Einführung in den Stoff und dann Gedichtsvortrag.** Die kleinen, kugelförmigen Wassertropfen fallen beim Regen auf die Erde. Hier letzen (laben und erquicken) sie alle Pflanzen. In die Erde eingedrungen, kommt das Tröpflein mit vielen seiner Brüder als Quelle wieder zutage, wallt (fließt) als Bach weiter, bietet den Fischen im Wasser angenehmen Aufenthalt, treibt die Mühle, indem es entweder von oben auf deren Triebrad fällt (oberschlächtige Mühle) oder bei reichlicher Wassermenge an die Schaufeln schlägt oder stößt und dadurch die Bewegung bewirkt (unterschlächtige Mühle). Bäche und Flüsse bilden den Strom. Im Strome muß es die großen Schiffe und kleinen Kähne tragen. Schließlich gelangt das Tröpfchen mit der ungezählten Schar seiner Brüder zum Meere und

hilft dieses bilden. Wie so aus Kleinem das Große wird, sagt das Gedicht „Wassertröpflein". (Vortrag.)

II. **Vertiefung.** Wie entsteht der Regen? Die Wärme, gespendet von der Sonne, verwandelt das Wasser in Dampf. Dieser steigt seiner größeren Leichtigkeit halber in die Luft auf, schwimmt in dieser und wird als Wolke sichtbar. Wird dem Dampfe durch kalte Luftströme die Wärme entzogen, verwandelt er sich zurück in Wasser, wird dadurch schwerer als die atmosphärische Luft und muß, dem Gesetze der Schwere folgend, zur Erde fallen.

III. **Verwertung.** Mahnung: 1. Achte das Kleine nicht gering! Es ist die Ursache des Großen; das Große setzt sich aus ihm zusammen.

2. Sprichwörter: 1. Viele Bäume machen einen Wald. 2. Viele Federn machen ein Bett. 3. Viele Körner machen einen Haufen. 4. Wer den Heller nicht ehrt, ist des Talers nicht wert.

3. Bedeutung des Kleinen im entgegengesetzten Sinne als Mahnung für den Verschwender: 1. Immer eine Feder auf einmal, macht zuletzt die Henne kahl. 2. Gutschmecke macht Bettelsäcke.

4. Rede- und Stilübungen: Kreislauf des Wassers. Nutzen des Wassers. Verderbliche Wirkungen des Wassers (Wolkenbruch, Überschwemmung, Sturmflut). Fr. Francke.

259. A. Von den schönen Sternen.

Joh. Staub. Kinderbüchlein in 12 Heften. 6. Aufl. St. Gallen. Heft V. S. 136.

1. Vater, sag mir doch geschwind,
was die schönen Sterne sind!

2. Ist's ein Licht, das niemand kennt?
Ist's ein Feuer, das da brennt?

3. Sind die Sterne lauter Gold,
weil sie glänzen lieb und hold?

4. Sind es Himmelsfenster gar,
die da glitzern wunderbar?

5. Hör und merke, liebes Kind,
daß es Gottes Augen sind;

6. sorglich schauen sie herein
in ein jedes Kämmerlein.

7. Gottes Augen sehn bei Nacht
alles, was da schläft und wacht.

I. **Erläuterungsfragen.** Wer fragt, und wer antwortet? Was will das Kind von den Sternen wissen? Was haben sie mit dem Lichte, mit dem Feuer, mit dem Golde, mit den Fenstern, mit den Augen gemein? Warum sind sie das alles aber nicht wirklich? Warum sind sie nicht wirklich Gottes Augen? (Sie sind Himmelskörper wie unsere Erde, Gott aber ist ein Geist ohne Körper. Sie stehen an ihrem bestimmten Orte, Gott aber ist überall und allwissend.) Warum sind sie aber Bilder der göttlichen Allgegenwart und Allwissenheit? (Weil sie immer da sind, immer leuchten, nie erblassen und einschlafen, immer und überall am Himmel, der Wohnung Gottes, stehen.)

B. Das Lied vom Monde.

Heinr. Hoffmann v. Fallersleben. Kinderlieder von Lionel v. Donop. 2. Aufl. Berlin 1878. S. 266.

1. Wer hat die schönsten Schäfchen? Die hat der goldne Mond,
der hinter unsern Bäumen am Himmel drüben wohnt.
2. Er kommt am späten Abend, wann alles schlafen will,
hervor aus seinem Hause zum Himmel leis' und still.
3. Dann weidet er die Schäfchen auf seiner blauen Flur;
denn all' die weißen Sterne sind seine Schäfchen nur.
4. Sie tun sich nichts zuleide, hat eins das andre gern,
und Schwestern sind und Brüder da droben Stern an Stern.
5. Und soll ich dir eins bringen, so darfst du niemals schrein,
mußt freundlich wie die Schäfchen und wie ihr Schäfer sein.

Erläuterungsfragen. Wer spricht, und zu wem wird gesprochen? Womit ist der Mond und womit sind die Sterne verglichen? Warum sind die Sterne die schönsten Schäfchen? Wann kommt der Mond, woher kommt er, wie zieht er über den Himmel, und wohin geht er? Welches ist die blaue Flur? Worin besteht das Weiden nicht, worin aber wohl? Warum sind die Sterne mit Schwestern und Brüdern verglichen? Was meinen die Kinder, daß der Vater wohl mit den Sternchen tun könne? Unter welcher Bedingung sollen sie ein helles, himmlisches Schäfchen erhalten? Warum hat der Vater oder die Mutter dem Kinde das Lied vom Monde gesagt? (Es soll aufmerksam werden, nicht schreien und mit den Geschwistern verträglich sein.)

C. Sonne, Mond und Sterne.

Ernst Moritz Arndt. Gedichte. Vollst. Samml. 2. Aufl.. Berlin 1865. S. 151.

1. Und die Sonne machte den weiten Ritt um die Welt, und die Sterne sprachen: „Wir reiten mit um die Welt." Und die Sonne, sie schalt sie: „Ihr bleibet zu Haus! denn ich brenn' euch die goldnen Augelein aus bei dem feurigen Ritt um die Welt."

2. Und die Sternlein gingen zum lieben Mond in der Nacht, und sie sprachen: „Du, der auf Wolken thront in der Nacht, laß uns wandeln mit dir; denn dein milder Schein, er verbrennt uns nimmer die Augelein!" Und er nahm sie, Gesellen der Nacht.

3. Nun willkommen, Sternlein und lieber Mond, in der Nacht! Ihr verstehet, was still in dem Herzen wohnt in der Nacht. Kommt und zündet die himmlischen Lichter an, daß ich lustig mitschwärmen und spielen kann in den freundlichen Spielen der Nacht!

I. **Erläuterungsfragen.** Die alten Griechen glaubten, daß der Sonnengott auf einem feurigen Wagen mit himmlischen Rossen täglich durch den Himmelsraum um die Erde führe. Welche Ausdrücke im Gedichte erinnern an diesen heidnischen Glauben? Wie brennt die Sonne mit ihrem hellen Lichte den Sternen am Tage wirklich die Augen aus? (Man kann die Sterne am Tage nicht sehen, weil ihr Licht vor dem helleren Sonnenlichte erbleicht.) Warum brennt der milde Mondenschein den Sternen nicht die Äuglein (ihr Licht) aus? Warum heißen Mond und Sterne himmlische Lichter? Ich bin mit meinem Körper an die Erde gebunden;

wie kann ich da mit Mond und Sternen am Himmel umherschwärmen und spielen?

II. **Vergleichung.** 1. Ähnlichkeiten. Alle drei Gedichte zeigen uns den Himmel zur Nachtzeit, reden von den leuchtenden Himmelskörpern, von ihrem Wesen, von ihrer Bewegung und von ihrem Einfluß auf die Menschen. Alle drei personifizieren die Himmelskörper.

2. Verschiedenheiten. A handelt nur von den Sternen, B von Mond und Sternen, C von Sonne, Mond und Sternen. A sagt, was die Sterne sind, B zeigt ihr Verhältnis zum Monde, C zu Sonne und Mond. A nennt die Sterne Gottes Augen, B Schäfchen des Mondes, C Gesellen und Reisebegleiter des Mondes in der Nacht. A zeigt Vater und Kind im Zwiegespräch, B Erzählung und Versprechen von Vater oder Mutter an das Kind, C ein Wechselgespräch zwischen Sonne und Sternen, Mond und Sternen, Kind und Sternen. In A werden die Sterne Lichter, Feuer, Gold, glitzernde Fenster, in B Schäfchen des Mondes, Schwestern und Brüder, in C Wandergesellen des Mondes, verständnisvolle Freunde der Menschen und Spielgenossen unserer Gedanken genannt. In A werden die Sterne als schön, licht, feurig, golden glänzend, glitzernd, in B als schön, folgsam, friedlich, erreichbar, in C als kühn, ausgescholten, bittend, folgsam, leuchtend, schwärmend und spielend geschildert. In A werden wir an die Allwissenheit Gottes, in B an den Frieden des Himmels, in C an den himmlischen Freund und Vertrauten erinnert.

III. **Aufgaben.** a) Was sagen die Dichtungen: „Wo wohnt der liebe Gott" (Nr. 32), „Gottes Auge" (Nr. 31), „Märchen vom Manne im Monde", „die Sterntaler" (Nr. 297) u. a. von Mond und Sternen? b) Wo wird in der biblischen Geschichte von Sonne, Mond und Sternen erzählt? Warum kann ich die Sterne „Lichter", „Fenster", „Feuer", „Schäfchen", „Gesellen des Himmels", „Schwestern und Brüder" und „Gottes Augen" nennen? (Ich kann die Sterne „Lichter" nennen, weil sie gleichsam jeden Abend angezündet werden und die ganze Nacht leuchten. Ich kann sie Fenster nennen, weil sie am Himmelszelte wie erleuchtete Fenster eines Hauses aussehen. Ich kann sie Feuer nennen, weil sie brennen, Licht und Wärme ausstrahlen usw.) P.

260. Das Gewitter.

L. Gittermann. Schreiblesefchüler. 53. Aufl. Magdeburg 1875. S. 93.

I. **Vorbereitung.** Es war ein heißer, schwüler Sommertag, als eine fromme Witwe nebst ihrem einzigen Kinde in ihrem Häuslein vor dem Dorfe sich allein befand. Im Westen türmten sich schwarze Gewitterwolken auf, und schon hörte man von ferne das dumpfe Rollen des Donners. Ein jäher Sturmwind löste die völlige Windstille ab, und in großer Hast zog das Wetter immer näher heran. Da kam das Kind, das draußen gespielt hatte, mit bleichem, ängstlichem Antlitz zur Stube herein und rief: „Ach, liebe Mutter, höre nur, wie's draußen donnert, sieh nur, wie's

blitzt!" Da rief die Mutter ihr Kind zu sich und sprach mit dem Dichter folgende Worte:

II. **Unmittelbare Darbietung.** Vorlesen, noch besser, Vortrag des Gedichtes aus dem Gedächtnisse:

1. Nun falte deine Hände geschwind[1]
und schau zum Himmel auf, mein Kind!
Da zieht herauf ein Wetter schwer,
das schickt der liebe Herrgott her.[2]
Blick nur hinauf und hab Vertrauen[3],
kannst da wohl Gottes Stärke schauen!

2. Da fliegt ein Blitzstrahl, wie so schnell!
und leuchtet an dem Himmel hell;
den schleudert über Stadt und Land
der liebe Gott mit starker Hand[4];
muß stets nach seinem Ziele gehen,
das ihm der Herr hat ausersehen.[5]

3. Nun rollt der Donner, wie so laut!
Daß es dir in der Seele graut,
bebt wohl die Erde unterm Fuß;
das ist vom lieben Gott ein Gruß.[6]
Drin zeigt er seine Macht und Stärke,
daß jedes Kindlein fromm es merke.

4. Nun rauscht der Regen, wie so mild!
und tränkt das durstende Gefild.
Drin zeigt Gott seine Lieb' und Treu',
daß jedes Kind sich drüber freu'.
Schau! wie die Bäume sich bewegen,
wenn durch die Zweige rinnt der Segen.[7]

5. Jetzt fliehn die Wolken, wie so schnell!
Die Sonne strahlt am Himmel hell.
Horch, wie im Wald der Vöglein Chor
ein Danklied schickt zu Gott empor!
Mußt auch nun gleich ein Verslein singen
und Dank dem lieben Vater bringen.[8]

III. **Erläuterungen.** 1) Bete: Gott sei uns gnädig! 2) Sir. 11, 14: Es kommt alles von Gott, Glück und Unglück, Leben und Tod, Armut und Reichtum. 3) Vertrau dem Schutze Gottes! 4) Das Gewitter offenbart Gottes Allmacht und 5) Weisheit. 6) Das Menschenherz soll an ihn erinnert werden. 7) In dem Regen rinnt der Segen auf die Erde und verkündet Gottes Güte, die im Wetter gnädig an uns vorüberging. 8) Das fordert uns wie alle Kreatur zu Lob und Dank auf.

IV. **Verwertung.** 1. Mahnungen: Kind, bei jedem Gewitter bete zu deinem Gott, vertraue deinem himmlischen Vater, ergib dich ihm mit Leib und Seele! Und hat er dich beschützt, so bringe ihm Lob, Preis und Dank von ganzem Herzen dar!

2. Verwandtes: a) Der Landgraf Philipp von Hessen im schweren Gewitter: „Was nennt ihr mich gnädig? Niemand ist gnädig als Gott der Herr, der eben im Wetter gnädig an mir vorüberging." b) (Oberklasse:) Zschokke und A., der Gottesleugner im Gewitter. A. leugnet das Walten Gottes im Gewitter. Zsch. „Frevle nicht, sonst könnte sein Blitz-

strahl dich treffen!" A. „Täte er's doch, so sähe ich, daß er wäre!" Und der Herr fuhr hernieder in seinem Blitze und traf den Gottesleugner und lähmte ihm seine Zunge — nun glaubte er an Gott.

3. Rede- und Stilübungen: a) Das Gedicht enthält eine Ansprache der Mutter an ihr einziges Kind. Gib dieses Gespräch in ungebundener Rede ohne Reim und mit Benutzung der Einleitung wieder, so daß es zu einer Erzählung sich gestaltet! b) Was geschieht alles beim Gewitter?

c) Als Schluß der Unterredung benutze der Lehrer aus Gossels „Botschaft des Heils" (S. 10) die schöne Strophe von Möller:

Wenn die Wolken heimgezogen,
wenn der Donner schlafen geht,
dann der liebe Regenbogen
freundlich an dem Himmel steht.
Schaut doch an die bunte Brücke,
blau und grün und gelb und rot! —
Dahin führt der Weg zum Glücke,
wenn vergangen unsre Not. R. D.

261. I. Der Reiche und der Arme.

Gotthilf Salzmann.

Kunz ging einmal über Land und kam matt[1]) und verdrossen[2]) bei einem Gasthofe an, wo er sich einen Krug Bier und ein Stück schwarzes Brot[3]) geben ließ. Er war dabei unzufrieden, daß er seine Reise zu Fuß machen mußte und dabei nichts Besseres bezahlen konnte.

Kurz darauf kam ein schöner Wagen gerollt, in dem ein reicher Mann saß, der sich ein Stück kalten Braten und eine Flasche Wein reichen ließ, was er in seinem Wagen verzehrte. Kunz sah ihm neidisch[4]) zu und dachte: „Wer es doch auch so hätte!" Der Reiche merkte es und sagte zu ihm: „Hättest du wohl Lust, mit mir zu tauschen?" — „Das versteht sich," antwortete Kunz, ohne sich lange zu bedenken; „steige der Herr nur aus und gebe mir alles, was Er[5]) hat! Ich will Ihm alles geben, was ich habe."

Jetzt befahl der Reiche seinen Bedienten[6]), daß sie ihn aus dem Wagen heben sollten. — Gott, welcher Anblick! Seine Füße waren gelähmt; er konnte nicht stehen, sondern mußte sich von seinen Bedienten so lange halten lassen, bis die Krücken herbeigebracht wurden, auf die er sich stützte. „Nun?" fragte der Reiche, „hast du noch Lust, mit mir zu tauschen?"

„Bei Gott nicht!" gab der erschrockene Kunz zur Antwort. „Ich will lieber Schwarzbrot essen und mein eigener Herr sein als Wein und Braten haben und mich wie ein kleines Kind von andern umherführen lassen. Gott behüte Ihn!" Mit diesen Worten stand er auf und ging fort.[7])

„Hast recht!" rief ihm der Reiche nach. „Könntest du mir deine gesunden Schenkel geben, du solltest meinen Wagen, meine Rappen, mein Geld, alles dafür haben."

„Ein gesunder armer Mann ist glücklicher als ein reicher Krüppel!"[8])

I. Vorlesen mit kurzen Erläuterungen. 1) von der Anstrengung. 2) über seine Armut. 3) Man unterscheidet Schwarzbrot von Roggen- und Weißbrot von Weizenmehl. 4) Der Neid gönnt andern nichts Gutes. 5) Gewöhnliches Anredewort vor hundert Jahren. Wie würde es heißen, wenn der Arme den Reichen mit Ihr oder Sie angeredet hätte? 6) Der Reiche hatte zwei Diener, wohl Kutscher und Leib- oder Kammerdiener. 7) Der Anblick des gelähmten Reichen hatte den Armen von seiner Un-

zufriedenheit geheilt. 8) Krüppel sind gebrechlich, oder verwachsen oder verstümmelt.

II. **Gedankengang.** a) Der gesunde Arme ist unzufrieden, fühlt sich unglücklich. b) Der Anblick eines Reichen macht ihn neidisch und scheelsüchtig und c) erweckt das Verlangen, mit dem Reichen zu tauschen. d) Der hilflose Zustand des unglücklichen Reichen erschüttert den Armen. e) Nochmals fragt der Reiche, ob er Lust zum Tausche habe. f) Der Arme verneint es entschieden. g) Der Reiche will gern alle seine Güter gegen gesunde Glieder hergeben. h) Gesundheit ist das beste Erdengut.

III. **Verwertung.** 1. Mahnung für Herz und Leben: Bei Beurteilung deines Geschicks, das dir aus Gottes Vaterhand zuteil geworden, blicke allewege unter dich! Hier wirst du immer noch viel Unglücklichere und Elendere, als du bist, finden.

2. Sprichwörter: a) Gesundheit ist der größte Reichtum. b) Der Gesunde weiß nicht, wie reich er ist. c) Ein gesunder Armer ist glücklicher als ein reicher Krüppel.

3. Sprüche der Heiligen Schrift. Sirach 30, 14—16: Es ist besser, einer sei arm und dabei frisch und gesund, denn reich und ungesund. Gesund und frisch sein ist besser denn Geld, und ein gesunder Leib ist besser denn groß Gut. Es ist kein Reichtum zu vergleichen einem gesunden Leibe und keine Freude des Herzens Freude gleich. Sir. 37, 30: Mein Kind, prüfe, was deinem Leibe gesund ist, und siehe, was ihm ungesund ist, das gib ihm nicht!

4. Sinnsprüche. Ein frohes Herz, gesundes Blut ist besser als viel Geld und Gut!

5. Rede- und Stilübungen: Der Reiche und der Arme. (Eine Vergleichung.) Der Mann vor der Tür des Wirtshauses war arm, mußte zu Fuß gehen, konnte zur Stillung seines Hungers sich nur Schwarzbrot kaufen. Er war von der anstrengenden Reise ermattet und verdrossen und überhaupt mit seinem Schicksal unzufrieden. Beim Anblick des reichen Mannes war er neidisch und mißgünstig gegen diesen. Und er war doch frisch und gesund und sein eigener Herr. Der Mann im Wagen war vornehm, hochangesehen und reich; er hatte eine prächtige Kutsche, in welcher er täglich fahren konnte. Braten und Wein und andere kostbare Speisen waren seine tägliche Nahrung, und er hatte Bedienten zu seiner Bequemlichkeit bei sich. Aber er hatte ein unheilbares Leiden; er war gelähmt und daher krank. Er mußte an Krücken gehen und sonst sich halten und führen lassen wie ein kleines Kind. Bei allem Reichtum war er unglücklich und nicht sein eigener Herr.

II. Der Trost im Unglücke.

Krummacher nach Liebeskind und Herder. Erlesene morgenländische Erzählungen. Berlin 1875. S. 164.

Ein armer Derwisch[1]) wallfahrtete[2]) barfuß nach Mekka[3]), weil er nicht so viel hatte, daß er seine Füße bekleiden konnte. Der heiße Sand[4]), über den er ging, brannte sie wund; er klagte über die Härte seines Schicksals[5])

und nannte die Vorsehung ungerecht[6]), weil sie ihm nicht einmal so viel geschenkt hatte, als sie den Tieren des Feldes gebe.[7]) Als er endlich die Stadt Kufa erreicht hatte, sah er an der Tür der großen Moschee[8]) einen armen Mann sitzen, dem beide Füße abgehauen waren. Dieser Anblick machte ihn klug.[9]) „Meine Klagen über die Vorsehung waren verwegen", sprach er bei sich selbst. „Womit habe ich es verdient, daß ich glücklicher bin als dieser Elende, der wie ein Wurm der Erde von einem Orte zum anderen kriechen muß?" Er ging in die Moschee, kniete nieder, bereuete seine Ungeduld und setzte seine Wanderung zufrieden fort. Der Weg machte in wenigen Tagen seine Füße hart, und er kam nach Mekka, ohne zu wissen, daß er mit nackten Füßen über heißen Sand gewandert sei.

I. **Erläuterungen.** 1. Ein mohammedanischer Mönch 2. pilgerte nach dem Geburtsorte des Propheten Mohammed. 3. Mekka und Medina sind die heiligen Städte und Wallfahrtsorte der Mohammedaner. 4. Der heiße Wüstensand bereitete ihm Schmerzen. 5. Er klagte über sein hartes Geschick. 6. Er murrte wider Gott und meisterte dessen Regierung. 7. Dickhäuter, Wiederkäuer und Einhufer (Schwein, Kuh, Pferd) haben Hornschuhe an den Füßen. 8. Tempel der Mohammedaner. 9. brachte ihn zur Einsicht und machte ihn zufrieden.

II. **Vergleichung.** Ähnlichkeiten. 1. In beiden Erzählungen wird uns von einem armen Menschen berichtet, der zu Fuß wandern muß. 2. Hier wie dort werden die unzufriedenen Wanderer durch den Anblick eines anderen, viel unglücklicheren Menschen, als sie sind, belehrt und bekehrt. 3. Beide fühlen sich durch den Anblick beschämt und nunmehr glücklich. 4. Kunz sowohl als der Derwisch halten ein Selbstgespräch, in welchem sie zur Erkenntnis ihres Glücks und der ihnen verliehenen Güter gekommen sind.

III. Der Reichtum.

Jäger. Kinderfreund von Preuß und Vetter. Königsberg 1869. S. 27.

Ein armer Jüngling kam einst mit seinem früheren Lehrer zusammen und klagte ihm bitter, wie es ihm so übel erginge, wie es dieser und jener seiner ehemaligen Schulgenossen weit besser hätte; sie wären reich begütert, er dagegen litte Mangel an allem. „Bist du denn wirklich so arm?" sprach der Lehrer, „du stehst ja in voller Gesundheit vor mir. Diese Hand," fuhr er fort, indem er seine Rechte ergriff, „kräftig und geschickt zur Arbeit, würdest du sie wohl um tausend Taler dir abnehmen lassen?" „Bewahre mich Gott!" sprach der Jüngling, „wie könnte mir das einfallen!" „Und deine Augen," fuhr der Lehrer fort, „die so frisch in Gottes schöne Welt hineinschauen, um wieviel Geld würdest du sie wohl hingeben? Und dein Gehör, durch das der Gesang der Vögel, die Stimme deiner Freunde zu dir dringt, würdest du es wohl um die Schätze eines Königs vertauschen?" „Gewiß nicht!" antwortete der Jüngling. „Nun denn," versetzte der Lehrer, „so klage nicht, daß du arm bist; du hast Güter, die alles Geld überwiegen."

Eigentümliches im Vergleich zu den beiden vorigen Erzählungen. Der arme Jüngling wird nicht durch den Anblick eines Unglücklichen von selbst zur Erkenntnis der Grundlosigkeit seiner Unzufriedenheit und seines Murrens mit seinem Geschick gebracht, sondern durch die Betrachtung seiner vollen Gesundheit, seiner starken und geschickten

Hand, seiner klaren Augen und seines guten Gehörs bringt ihm sein früherer Lehrer die Überzeugung bei, daß er nicht arm ist, sondern hohe Güter besitzt, die alles Geld, allen Reichtum weit überwiegen. R. D.

262. Wiegenlied. (Im Herbst.)

R. Reinick. Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch. Bielefeld und Leipzig 1878. S. 41.

I. **Vorbereitung und Vorlesen.** Eine Mutter sitzt abends an der Wiege ihres Kindes, schaukelt diese mit dem Fuße, klopft leise und taktmäßig mit der Hand auf die Decke und singt mit leiser Stimme das folgende Wiegen- oder Schlaflied. Die drei Schlußzeilen mit ihrem Summ- und Säusellaute wiederholen sich bei jeder Strophe. Die gleichmäßige Bewegung und die gleichartigen Laute wirken einschläfernd.

1. Sonne hat sich müd' gelaufen, spricht: „Nun laß' ich's sein!"
geht zu Bett und schließt die Augen und schläft ruhig ein.
Sum, sum, sum!
Mein Kindchen macht es ebenso,
mein Kindchen ist nicht dumm!

2. Bäumchen, das noch eben rauschte, spricht: „Was soll das sein?
Will die Sonne nicht mehr scheinen, schlaf' ich ruhig ein!"
Sum, sum, sum usw.

3. Vogel, der im Baum gesungen, spricht: „Was soll das sein?
Will das Bäumchen nicht mehr rauschen, schlaf' ich ruhig ein!"
Sum, sum, sum usw.

4. Häschen spitzt die langen Ohren, spricht: „Was soll das sein?
Hör' ich keinen Vogel singen, schlaf' ich ruhig ein!"
Sum, sum, sum usw.

5. Jäger höret auf zu blasen, spricht: „Was soll das sein?
Seh' ich keinen Hasen laufen, schlaf' ich ruhig ein!"
Sum, sum, sum usw.

6. Kommt der Mond und guckt herunter, spricht: „Was soll das sein?
Kein Jäger lauscht? Kein Häschen springt?
Kein Vogel singt? Kein Bäumchen rauscht?
Kein Sonnenschein? Und's Kind allein sollt' wach noch sein?"
Nein, nein, nein!
Lieb' Kindchen macht die Augen zu,
Lieb' Kindchen schläft schon ein.

II. **Erläuterungsfragen.** Wie hat sich die Sonne müde gelaufen? Was will sie sein lassen? Wohin geht sie zu Bett? Wie macht sie die Augen zu? Was soll das „sum, sum, sum" bedeuten? Was soll das Kindchen „ebenso" machen? Wann ist das Kindchen „nicht dumm"? Warum unterläßt das Bäumchen sein Rauschen? Wie entstand das Rauschen? Warum hört der Vogel auf zu singen? Was hat er mit dem Bäumchen zu tun? Warum spitzt der Hase die Ohren? Warum will er sich nach dem Vogel richten? Was bedeutet das Blasen des Jägers? Wann kann er zu Bette gehen? Nach wem guckt der Mond herunter? Wo und wie findet er Jäger, Häschen, Vogel, Bäumchen und Sonne? Was soll das Kind von allen lernen?

III. **Vertiefung.** 1. Gedankengang. Str. 1: Die Sonne geht unter, Str. 2: das Bäumchen hört auf zu rauschen, Str. 3: der Vogel zu singen, Str. 4: das Häschen zu laufen und die Ohren zu spitzen, Str. 5: der Jäger zu blasen. Str. 6: Der Mond bemerkt das alles und rät dem Kinde, es ebenso zu machen und einzuschlafen. Grundgedanke: Alles ist am Abend müde und geht zur Ruh'; eins macht's dem anderen nach. Willst du allein munter bleiben, Kindchen? Nein, du folgst ihrem Beispiele und schläfst ein!

2. Schönheiten. Sonne, Bäumchen, Vogel, Häschen und Mond denken, reden und handeln wie Menschen. Eine Strophe greift in die andere wie die Glieder in einer Kette. Die Sprache ist kindlich und lieblich. Das Summen der Mutter ist glücklich nachgeahmt. Die öfteren Wiederholungen der gleichen Klänge sind den gleichmäßigen Schwingungen der Wiege angepaßt und wirken mit einschläfernd.

IV. **Vergleichung** mit Liliencrons „Wiegenlied"!

1. Vor der Türe schläft der Baum,
durch den Garten zieht ein Traum.
Langsam schwimmt der Mondeskahn,
und im Schlafe kräht der Hahn.
Schlaf, mein Hänschen, schlaf!

2. Schlaf, mein Hans! In später Stund'
küß' ich deinen roten Mund.
Streck dein kleines, dickes Bein,
steht noch nicht auf Weg und Stein.
Schlaf, mein Hänschen, schlaf!

3. Schlaf, mein Hans! Es kommt die Zeit,
Regen rauscht, es stürmt und schneit,
lebst in atemloser Hast,
hättest gerne Schlaf und Rast.
Schlaf, mein Hänschen, schlaf!

4. Vor der Türe schläft der Baum;
durch den Garten zieht ein Traum.
Langsam schwimmt der Mondeskahn,
und im Schlafe kräht der Hahn.
Schlaf, mein Hänschen, schlaf!

1. Ähnlichkeiten: Beide Gedichte sind Wiegenlieder, mit denen die Mutter singend an der Wiege die Kinder einschläfert. Die gleichmäßig wiegende Bewegung, der Rhythmus und der wiederholte Kehrreim, der Hinweis auf die müden Schläfer in der Natur und die Mahnung, ihrem Beispiel zu folgen, wirken einschläfernd.

2. Verschiedenheiten: Liliencron verweist auf den schlafenden Baum vor der Tür, auf den träumenden Garten, auf den langsam am Himmel hinschwimmenden Mondeskahn und auf den im Schlafe krähenden Hahn. Reinick weist hin auf die müde Sonne, das nicht mehr rauschende Bäumchen, den verstummten Vogel, das einschlafende Häschen, den heimkehrenden Jäger und den neugierigen Mond, der Sonne, Bäumchen, Vogel, Häschen und Jäger schlafen sieht. Liliencron mahnt noch zum Einschlafen durch den Gutenachtkuß, durch den Blick auf das sichere Bettchen und auf das künftige stürmische und rastlose Leben und Treiben. Reinick läßt die Schläfer ihren Entschluß einzuschlafen aussprechen und wiederholt den Kehrreim: „Sum, sum, sum! Mein Kindchen macht es ebenso, mein Kindchen ist nicht dumm" in jeder Strophe, wie Liliencron sein „Schlaf, mein Hänschen, schlaf!" Bei der letzten Wiederholung schläft das Kind ein. P.

263. Gottes treue Hand.

Wilh. Hey. Noch 50 Fabeln für Kinder. Anhang. S. 5.

I. **Einführung in den Stoff.** Habt ihr schon das Meer gesehen? Da geht das Wasser so weit, daß man das Ende nicht erschauen kann. In weiter Ferne scheint es mit dem Himmel zusammenzufließen. Und dieses Wasser ist so tief, daß man an vielen Stellen keinen Grund findet, wenn man auch ein noch so langes Seil hinabläßt. Wie die Erde von allerlei Tieren belebt ist, so hat auch das Meer viele, viele Bewohner. Das sind die munteren Fische, die schwimmen hin und her, auf und nieder; bald kommen sie an die sonnige Oberfläche, bald gehen sie hinab in den dunkeln Grund; da sind große Fische und kleine, schlanke und breite, dunkelfarbige und helle, die alle freuen sich ihres Lebens. Und wenn die Luft ruhig ist und die Sonne scheint hell und klar, da spiegelt sich der ganze Himmel im Meere wider, und da ist es eine Freude, im sicheren Schiffe über den blanken Spiegel zu fahren; aber wenn sich der Himmel verfinstert, schwere, düstere Wolken heraufziehen und heftige Stürme kommen, da wird auch das Meer unruhig, das Wasser schlägt Wellen, die haushoch gehen, die glatte Fläche ist verschwunden, die Wogen stürzen auf und nieder und schlagen weißen Schaum, und das Schiff gerät in große Not wie das Schifflein im Galiläischen Meere, in dem unser Heiland mit seinen Jüngern sich befand. Und dann kommt über die Menschen Angst und Furcht.

Aber der liebe Gott, der auch das Meer geschaffen hat und alles, was darin ist, ist größer und mächtiger als der Sturm und das Meer. Und der treue Gott verläßt die Seinen nicht. Wie er für die Fischlein sorgt, so sorgt er auch für die Menschen; wie er die Fischlein nährt, so gibt er auch den Menschen ihre Nahrung, wie er die Fischlein auf und ab führt, so leitet er auch die Menschen wunderbar; denn alles regiert er mit seiner treuen Hand. Und auch in dem größten Sturme leitet uns Gott sicher: der Sturm hört auf, das Meer wird ruhig, der Himmel ist wieder hell, das Wasser klar, und das Schifflein fährt ans Land. Das hat der liebe Gott getan.

II. **Unmittelbare Darbietung.** Wir wollen darüber ein kleines Gedicht hören.

1. Das Meer ist tief, das Meer ist weit,
doch gehet Gottes Herrlichkeit
noch tiefer als des Meeres Grund,
noch weiter als das Erdenrund.

2. So viele Fischlein wohnen drin,
der Herr sieht freundlich auf sie hin,
reicht allen ihre Speise dar,
führt ab und auf sie wunderbar.

3. So hoch die wilden Wogen gehn,
wenn er gebeut, sie stille stehn;
da führet seine treue Hand
das Schifflein hin ins fernste Land.

III. **Gedankengang.** a) Das Meer ist ein Bild und Gleichnis von Gottes Wesen. Gottes Wesen ist unerforschlicher und unergründlicher als das Meer, reicht weiter als das Erdenrund, ist unendlich, ist mächtiger und gewaltiger als die haushohen Wellen. Die Herrlichkeit des Allmächtigen geht über alle irdische Größe. b) Das Meer ist ein Hinweis auf Gottes treue Führung. Er sorgt für die stummen Fischlein, gibt ihnen Nahrung und Freude. Wieviel reicher bedenkt er die Menschenkinder mit Nah-

rung, Kleidung und Freuden! Wie treulich lenkt er unsere Geschicke! Wunderbar sind seine Wege; lauter Segen ist sein Tun. (Beispiele.) c) Das Meer ist ein Bild des Menschenlebens. Die wilden Wogen sind Kummer und Not, Angst und Furcht. Das Schifflein ist das Menschenherz, das hin und her getrieben wird und nur in Gott Ruhe finden kann. Das ferne Land ist die ewige Heimat droben, der wir unter Gottes treuer, starker Lenkung zusteuern.

IV. **Verwertung.** 1. Das Gedicht befestigt den Glauben an Gott und seine treue Führung. Es zeigt Gottes Herrlichkeit, Gottes Freundlichkeit und Gottes Liebe und Treue in der Beschützung und Führung des Menschenschicksals. Nenne Geschichten aus der Heiligen Schrift, aus denen wir Gottes treue Hand erkennen! Welche Sprüche reden von Gottes Herrlichkeit?

2. Vergleiche das Leben der Menschen mit einem Schiffe und seiner Fahrt!

3. Für gereiftere Schüler Vergleich mit dem Schillerschen Distichon:

In den Ozean schifft mit tausend Masten der Jüngling;
still auf gerettetem Boot kehrt in den Hafen der Greis.

L. W. Seyffarth.

264. Die freche Gesellschaft.

R. Reinick. Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch. Bielefeld und Leipzig 1873. S. 119.

I. **Vorbereitung.** Die Kinder wohlhabender Eltern aus einer großen Stadt wohnten mit ihnen im Sommer vor der Stadt in einem schönen Landhause, das von einem großen, prächtigen Garten (Park) umgeben war. An einem schönen Sommernachmittage hatten sie ihre besten Freunde (Freundinnen) zum Geburtstage eingeladen. Da wurde denn nicht im Zimmer, sondern draußen im Garten gespeist und getrunken, und zwar heute zum Geburtstage Schokolade mit Kuchen und allerlei süßem Backwerk. Als sie nun völlig gesättigt waren und ein jeder überdies von seinem Getränk und Essen noch etwas übriggelassen hatte, gingen sie in den herrlichen Gartenanlagen, die namentlich aus schönen Wiesen, aus englischem Gesträuch und dichtem Gebüsch bestanden, spazieren. Was sie nun, als sie nach einer Weile wieder zurückkehrten, an ihrem Tische vorfanden, das erzählt uns folgendes lustige Gedicht des Dichters Reinick.

(Vorlesen zunächst bis zur Zeile: „Ja, ihr meint, 's wär nicht zu glauben?" und wie ein Rätsel zu behandeln, dann Lesen bis zum Schluß.)

Wir Kinder hatten im Garten gesessen,
hatten getrunken dort und gegessen,
gingen spazieren[1]) drauf durch die Büsche,
kamen zurück und — ei, der Tausend!
eine Gesellschaft fanden wir schmausend,
trinkend und jubelnd an unserm Tische!
— 's waren Leut' ganz anders als wir,
hatten so ihre eigne Manier[2]):
schön in Kleidern mit Federn geziert,
taten sie doch ganz ungeniert[3]),
standen frech auf Tisch und Bank,
schrieen gewaltig mit lautem Zank,
konnten das Kratzen und Beißen nicht lassen,
stiegen zuletzt gar in Teller und Tassen.
Ja, ihr meint, 's wär nicht zu glauben?

Gut, so hört die Namen an:
Jungfer Ent' und Fräulein Tauben,
Madam[4]) Huhn, Herr Spatz, Herr Hahn
nebst Familie waren da;
aber kaum, daß man uns sah,
flogen sie alle in Saus und Braus
wie der Wind zum Garten hinaus,
und aus war es mit dem Schmaus.

1) Instwandeln. 2) Art und Weise, Lebensart. 3) zwanglos. 4) Frau.

II. **Rede- und Stilübungen.** 1) Merke ähnliche Redensarten wie Saus und Braus! — gang und gäbe — Sang und Klang — Sing und Sang — über Stock und Stein — durch dick und dünn — frank und frei — mit Ach und Krach — mit Sack und Pack — Rock und Stock — kreuz und quer — wie Kraut und Rüben — mit Stumpf und Stiel. 2) Wie zeigten sich die Gäste frech (allzu frei, unverschämt)? R. D.

265. Der Mensch und die Haustiere.

Franz Wiedemann. Samenkörner für Kinderherzen. 9. Aufl. Dresden 1875. S. 74.

Kommt, ihre Tiere, 'mal all' heran
und sagt: Was habt ihr mir Gutes getan?
Der Hund spricht: „Ich bewache dein Haus."
Die Katze schreit: „Ich fange die Maus."
Das Pferdchen wiehert: „Ich ziehe den Wagen dir."
Die Kuh brummt: „Milch und Butter kommt von mir."
Die Ziege meckert: „Mein Käse schmeckt gut."
Das Schwein grunzt: „Ich geb' dir mein Fleisch und Blut."
Das Schäfchen blökt: „Ich schaffe dir Wolle und Zeug."
Das Gänschen schnattert: „Ich stopfe dein Bettchen weich."
Die Henne gackert: „Ich bringe dir Eier herzu."
Das Täubchen girrt: „Meine Kinder brätest du."

„„So, Kinder, seid ihr unsre Herrn;
Drum habt uns lieb, wir geben's euch gern!""

I. **Gliederung des Inhalts.** 1. Aufforderung des Menschen oder des Kindes an die Tiere, zu ihm einmal heranzukommen. 2. Frage: Was habt ihr mir für eine Wohltat erwiesen oder: Was für einen Nutzen bringt ihr mir? 3. Jedes einzelne Haustier gibt das Gute, die Wohltat an, welche es den Menschen erzeigt. 4. Zugeständnis der Tiere, daß der Mensch (das Kind) ihr Herr ist. 5. Bitte der Tiere an die Kinder: Habt uns lieb! Seid uns gut! Quält uns nicht! 6. Versprechen: Wir geben alles, was wir haben, euch gern.

II. **Rede- und Stilübungen.** 1. Zähle alle die Wohltaten auf, welche die hier genannten Tiere den Menschen erweisen! 2. Nenne außer den hier aufgeführten Tieren noch sechs andere und sage von ihnen aus, welchen Nutzen sie dem Menschen gewähren! (Ochse, Jagdhund, Schwan, Ente, Biene und Seidenraupe.) 3. Verwandtes: a) Pferd, Kuh, Schaf und Hund. Fabel von Hektor Zollikofer (Nr. 71.) b) Keinem Würmlein tu ein Leid! (Nr. 12.) c) Aus der Schöpfungsgeschichte. R. D.

266. Einer Schildwache lächerlicher Irrtum.

Nach Joh. Peter Hebel. Sämtl. Werke. Karlsruhe 1853. Bd. II, S. 83.

Ein gewisser Soldat auf der Schildwache (oder dem Wachtposten) muß die Betrachtung über das Weltgebäude im Kalender nie gelesen haben. Auf

und ab und ab und auf schritt er in der Mitternacht und betrachtete zur Abwechselung die benachbarten Häuser und die Türme im Mondschein des letzten Viertels, unter anderen auch den Sternturm (die Sternwarte), auf dem die Sternseher (Astronomen) sich aufhalten und achthaben, was bei Nacht am Himmel geschieht, damit sie's wissen. Auf einmal streckt einer von den Sternsehern ein Fernrohr (durch welches man ferne Dinge näher und größer sieht) heraus, ein Perspektiv, und schaut nach einem Sternlein hinaus. Der Soldat dachte: „Was will jetzt der da oben mit seinem Blasrohr?" Denn er sah das Perspektiv für ein Blasrohr an. Als er ihm eine Zeitlang unbeweglich zugeschaut hatte, dachte er: „Der zielt aber lange!" Endlich schoß ein Stern, wie man's nennt. (Diese sogenannten Sternschnuppen sind keine fallenden Sterne, sondern feurige Naturerscheinungen, über die ihr in der Oberklasse unterrichtet werden sollt.) Da geriet der Soldat in Verwunderung und Staunen. „Heiden Galle (potztausend)," sagte er überlaut, „der kann's!" Nämlich er meinte, der Sternseher habe nach einem Sterne gezielt und ihn vom Himmel heruntergeschossen, wie man einen Sperling vom Dache schießt. „Der hat sein Teil," sagte er, „der kommt nimmer." Also gibt es nicht nur Leute, die da meinen, daß die Sterne schießen, sondern einer hat sogar gemeint, daß sie können geschossen werden von den Sternsehern.

Aufgaben. 1. Was ist eine Schildwache? Wo wird sie aufgestellt und wann? Was hat sie zu tun? Warum ist ihre Beschäftigung sehr langweilig? 2. Welche Veränderungen (Phasen) seiner Gestalt zeigt der Mond? (Der unsichtbare Neumond, das erste Viertel wie der Anfangsbogen eines Z (Zu), der Vollmond und das letzte Viertel wie der erste Bogen vom geschriebenen A (Ab). 3. Was sieht die Schildwache auf einem erhöhten Posten während der Mitternacht? 4. Wozu dienen die Fernrohre und Vergrößerungsgläser? 5. Wie ist ein Blasrohr, wie und wozu gebraucht man es? 6. Was beobachten und berechnen die Astronomen oder Sternseher, und was haben sie mit dem Kalender (Zeitweiser) zu tun? 7. Was sind „schießende Sterne" oder Sternschnuppen? 8. Worin bestand der spaßhafte oder lächerliche Irrtum der Schildwache? (Er hielt die Sternwarte für einen Schießturm, den Astronomen für einen geschickten Sternschützen, das Fernrohr für ein Blasrohr oder Schießgewehr, die Sternschnuppen für herabgeschossene Sterne.) 9. Erzähle von anderen lächerlichen Irrtümern! (Z. B. Der Wolf und der Mensch von Jakob und Wilhelm Grimm: Der abgedankte Soldat ist ein Mensch gewesen, das Kind will einer werden, und der Jäger mit der Doppelflinte ist einer. Die Flinte nennt der Wolf einen Stock, in den der Jäger zweimal unter Blitz und Donner geblasen, das Bleischrot einen Hagel, der ihm ins Gesicht geflogen und ihn entsetzlich gekitzelt, den Hirschfänger eine blanke Rippe, die er aus dem Leibe gezogen und ihm um die Nase geschlagen habe.) P.

267. Seltsamer Spazierritt.

Joh. Peter Hebel. Sämtl. Werke in 3 Bdn. Karlsruhe 1853. Bd. II. S. 60.

Ein Mann reitet auf einem Esel nach Haus und läßt seinen Buben zu Fuß nebenher laufen. Kommt ein Wanderer und sagt: „Das ist nicht recht, Vater, daß ihr reitet und laßt euren Sohn laufen; ihr habt stärkere Glieder." Da stieg der Vater vom Esel herab und ließ den Sohn reiten. Kommt wieder ein Wandersmann und sagt: „Das ist nicht recht, Bursche, daß du reitest und

läſſeſt deinen Vater zu Fuß gehen; du haſt jüngere Beine." Da ſaßen beide auf und ritten eine Strecke. Kommt ein dritter Wandersmann und ſagt: „Was iſt das für Unverſtand, zwei Kerle auf einem ſchwachen Tiere! Sollte man nicht einen Stock nehmen und euch beide hinabjagen?" Da ſtiegen beide ab und gingen ſelbdritt zu Fuß, rechts und links der Vater und Sohn und in der Mitte der Eſel. Kommt ein vierter Wandersmann und ſagt: „Ihr ſeid kurioſe (wunderliche) Geſellen. Iſt's nicht genug, wenn zwei zu Fuß gehen? Geht's nicht leichter, wenn einer von euch reitet?" Da band der Vater dem Eſel die vorderen Beine zuſammen, und der Sohn band ihm die hinteren Beine zuſammen, zogen einen ſtarken Baumpfahl durch, der an der Straße ſtand, und trugen den Eſel auf der Achſel heim. — So weit kann's kommen, wenn man es allen Leuten will recht machen.

I. **Erläuterungsfragen.** Nenne andere Ausdrücke für „Bube"! Woher kommen Vater und Sohn wohl? Was tadelt ein jeder der vier Wanderer? (1. Bequemlichkeit des Vaters, 2. Unkindlichkeit des Sohnes, 3. Unverſtand und Tierquälerei beider, 4. Wunderlichkeit beider.) (Wie heißt „Wandersmann" in der Mehrzahl?) Welchen Grund gibt jeder an? Was heißt ſelbdritt, ſelbander? (Selbſt und ein anderer, die beiden ſelbſt und ein Dritter.) Wie kam der Pfahl an die Straße, und warum heißt er Baumpfahl? Was für Pfähle gibt es noch? (Zaunpfahl Grenzpfahl, Laternenpfahl uſw.) Warum wurden dem Eſel die Beine zuſammengeſchnürt? Mit welchen Tieren macht man es wohl ſo? Worin liegt die ſpaßhafte Übertreibung? Warum iſt das Tragen des Eſels am Baumpfahl undenkbar? Wie würde ein fünfter Wanderer bei dem Anblick geſagt haben? (Die beiden Menſchen haben den Verſtand verloren uſw.) Welcher vernünftige Ausweg würde den Tadlern den Mund geſchloſſen haben? (Vater und Sohn gehen und reiten abwechſelnd ein Stück.)

II. **Vergleichung** mit Chr. von Schmids: „Der Müller und ſein Sohn". Die Erzählung iſt bei Hebel und Schmid ganz dieſelbe, nur von letzterem mehr ausgeſchmückt. Vater und Bube ſind hier der Müller und ſein Sohn. Sie reiten nicht nach Hauſe, ſondern treiben den Eſel auf den Markt, um ihn dort zu verkaufen. In der Erzählung von Chr. von Schmid läuft zuerſt der Eſel leer, dann reitet der Sohn, hierauf der Vater, zuletzt reiten beide. Die fünfte Möglichkeit, den Eſel mit zuſammengebundenen Füßen auf der Stange zu tragen, führen ſie nicht aus, ſondern der Vater deutet ſie nur als letztes Mittel an, um es den Leuten recht zu machen. Der erſte Begegnende iſt ein Mann zu Pferde, der zweite ein Fuhrmann mit einem Laſtwagen, der dritte eine Bäuerin mit einem Korbe voll Obſt auf dem Kopfe, der vierte ein Schäfer, der ſeine Herde am Wege hütet. Der Reiter ſagt lachend: „Ihr ſeid nicht geſcheit" (nicht klug, wißt nicht zu unterſcheiden)! Der Fuhrmann ſchilt laut den Sohn, er ſollte ſich ſchämen. Die Bäuerin nennt den Vater unbarmherzig, weil er den Sohn im tiefen Sande nachwaten laſſe. Der Schäfer ſchilt beide laut Tierquäler. Zuletzt gibt Chr. von Schmid den Rat: „Such deine Sachen wohl und gut zu machen, und laß die Tadler ſchimpfen oder lachen!" P.

268. Gruß aus der Heimat.

Volkslied (Hochdeutsch).

I. **Vorbereitung und Vortrag.** Eine arme Waise*) zog mit ihrem Stiefvater weit fort von der Heimat in ein fernes Land. Bruder und Schwester aber blieben daheim. Obgleich es ihr erträglich ging, fühlte sie sich hier doch ganz verlassen und fremd. Es verstrich Jahr um Jahr, und wenn der Winter kam, tröstete sie ihr Stiefvater, daß sie zum nächsten Sommer wieder in die Heimat zurückkehren würden, was jedoch niemals in Erfüllung ging. So waren bereits zehn Jahre vergangen, und die Waise war zur Jungfrau (zum Jüngling) herangereift, da erfaßte sie ein heftiges Sehnen nach der Heimat, das Heimweh. An einem wonnigen Sommerabend saß sie allein vor der Laube ihres Gartens und sang folgendes Lied:

1. Kommt ein Vogel geflogen,
   setzt sich nieder auf mein'n Fuß,
   hat ein Briefchen im Schnabel
   mit'm freundlichen Gruß.

2. Ach! so fern ist die Heimat.
   In der Fremde bin ich hier;
   und es fraget kein Hündlein
   und kein Kätzlein nach mir.

3. Hab' mich allweil vertröstet
   auf die sommerliche Zeit,
   und der Sommer ist gekommen,
   und ich bin noch so weit.

4. Liebes Vöglein, flieg weiter,
   bring gar herzinnigen Gruß!
   Ach! ich kann dich nicht begleiten,
   weil ich hier bleiben muß.

II. **Vertiefung.** 1. Lagebild: Eine Laube im Garten. Ein Mädchen sitzt darin. Ein Vöglein, vielleicht eine Nachtigall, kommt geflogen, setzt sich zu Füßen des Mägdleins und singt ein Lied, wie es die Waise einst in der Heimat gehört hat. Da ist's dem Mägdlein, als ob der Vogel in seinem Schnäbelchen einen Brief mit Grüßen und Nachrichten aus der Heimat gebracht hätte.

2. Gliederung. a) Der Vogel kommt als Bote aus der Heimat. b) Sie liegt so weit fort, und das Mägdlein ist einsam und allein in der Fremde. c) Es hat gehofft und sich auf den Sommer vertröstet, aber vergeblich war sein Hoffen auf eine Heimkehr. d) Nun sendet es durch den geflügelten Boten herzinnige Grüße in die Heimat, muß aber selbst in der Fremde bleiben.

3. Schönheiten. Der Vogel als rascher Bote. Das Lied als Brief. Der volkstümliche Ausdruck: „Weder Hund noch Katze kümmert sich um mich." Der innige Klang des Heimwehs in dem ganzen Liede. Die liebewarme Heimat und die kalte Fremde in ihrem Gegensatze.

III. **Verwertung.** Gib die Gründe an, warum es in der Heimat schöner ist als anderswo! Benutze dazu die Gedanken, welche in folgendem Gedichte ausgesprochen sind!

1. In der Heimat ist es schön,
   auf der Berge lichten Höhn,
   auf den schroffen Felsenpfaden,
   auf der Fluren grünen Saaten,
   wo die Herden weidend gehn:
   in der Heimat ist es schön!

*) In Knabenschulen erzähle der Lehrer: ein armer Knabe, in Töchterschulen: ein armes Mädchen; die Zugehörigkeit der Schüler erhöht das Interesse der Erzählung.

2. In der Heimat ist es schön!
Wo die Lüfte sanfter wehn,
wo des Baches Silberwelle
murmelnd hüpft von Stell' zu Stelle,
wo der Eltern Häuser stehn:
in der Heimat ist es schön!

3. In der Heimat ist es schön,
wo ich euch zuerst gesehn,
wo mein Herz euch hat gefunden,
ewig sich mit euch verbunden,
dort werd' ich euch wiedersehn:
in der Heimat ist es schön!

(Von dem Liederkomponisten Karl Zöllner zuerst veröffentlicht, von Th. Vallien für Kinder verändert. Liederschatz für Schule und Haus. Brandenburg. 10. Aufl. 1871. S. 210.)

R. D.

269. I. Einkehr.

Ludwig Uhland. Werke. Stuttgart 1863. I, 97.

1. Bei einem Wirte wundermild,
da war ich jüngst zu Gaste;
ein goldner Apfel war sein Schild
an einem langen Aste.

2. Es war der gute Apfelbaum,
bei dem ich eingekehret;
mit süßer Kost und frischem Schaum
hat er mich wohl genähret.

3. Es kamen in sein grünes Haus
viel leichtbeschwingte Gäste;
sie sprangen frei und hielten Schmaus
und sangen auf das beste.

4. Ich fand ein Bett zu süßer Ruh'
auf weichen, grünen Matten;
der Wirt, er deckte selbst mich zu
mit seinem kühlen Schatten.

5. Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit;
da schüttelt er den Wipfel.
Gesegnet sei er allezeit
von der Wurzel bis zum Gipfel!

I. **Vorbereitung und dann Vortrag.** Die Landstraße führt an einer Obstanpflanzung vorüber. Unter den Bäumen zeichnet sich ein stolzer Apfelbaum aus. Hoch steigt der Stamm in die Höhe. Weit breitet er die Äste aus. Goldgelbe Äpfel hängen an allen Zweigen. Dichtes Laub verwehrt den Strahlen der Herbstsonne den Durchgang. In dem Wipfel des Baumes hüpfen und fliegen allerlei Vögel umher, suchen ihre Nahrung oder singen. Ab und zu streicht ein frischer Luftzug durch die Krone des Baumes, rüttelt an Zweigen und Blättern und wirft reife Äpfel herab. Unter dem Baume hat sich ein Wanderbursche auf den weichen Rasen gelagert. Der Stock liegt neben ihm, und der Kopf ruht auf dem Felleisen. Er hat seinen Hunger und Durst mit saftigen Äpfeln gestillt, hat den Vögeln zugeschaut und zugehört und ist darüber eingeschlafen. Neu gestärkt erhebt er sich und setzt seine Wanderschaft fort. Einem Freunde erzählt er später von seiner Einkehr bei dem guten Wirte in dem folgenden Gedichte. (Vortrag.)

II. **Vertiefung.** 1. Inhalt der einzelnen Strophen. Str. 1. Ein Wanderer kehrte bei dem Wirte zum „Goldenen Apfel" ein. Str. 2. Der Wirt war der Apfelbaum, welcher den Wanderer „wohl genähret" hat. Str. 3. Der Apfelbaum bewirtet viele leichtbeschwingte, singende Gäste. Str. 4. Auch eine Ruhestätte findet der Wanderer bei dem Wirte. Str. 5. Da der Wirt keine Bezahlung verlangt, segnet ihn der Wanderer.

2. Der Apfelbaum als Wirt. Er bewirtet Gäste. Durch ein Schild ladet er sie ein. Mit Speise und Trank stillt er ihnen Hunger und Durst. Durch Spiel und Gesang der Vögel unterhält er sie. Er gibt ihnen ein Bett und deckt sie zu. Er wird nach der Schuldigkeit gefragt. Er unterscheidet sich aber wesentlich als „wundermilder" Wirt von anderen Wirten.

Sein Schild ist nicht angenagelt, nicht bemalt und nicht beschrieben, sondern ein langer Ast mit einem goldgelben Apfel. Nicht mit Fleisch und Brot, Bier und Wein, sondern mit dem Fleisch und Schaum der Äpfel speist und tränkt er die Gäste. Das Konzert geben nicht Musiker, sondern Vögel. Sein Bett ist nicht von Federn, sondern von weichem Rasen, die Decke nicht von Wolle, sondern nur kühler Schatten. Er fordert keine Bezahlung, sondern begnügt sich mit einem Segenswunsche.

III. **Verwertung.** Rede- und Stilübungen: 1. Der Apfelbaum, ein guter Wirt. 2. Wie gibt er Speise, Trank, Unterhaltung, Ruheplatz? 3. Wann ist der Baum an der Wurzel, am Stamme, am Wipfel, an Blättern, Blüten und Früchten gesegnet?

4. Vergleiche das Gedicht mit dem folgenden!

II. Frühlingsmahl.

W. Müller. Gedichte. Leipzig 1868. I, 87.

1. Wer hat die weißen Tücher
gebreitet über das Land?
die weißen, duftenden Tücher
mit ihrem grünen Rand?

2. und hat darüber gezogen
das hohe, blaue Zelt,
darunter den bunten Teppich
gelagert über das Feld?

3. Er ist es selbst gewesen,
der gute, reiche Wirt
des Himmels und der Erden,
der nimmer ärmer wird.

4. Er hat gedeckt die Tische
in seinem weiten Saal
und ruft, was lebet und webet,
zum großen Frühlingsmahl.

5. Wie strömt's aus allen Blüten
herab von Strauch und Baum!
Und jede Blüt' ein Becher
voll süßer Düfte Schaum.

6. Hört ihr des Wirtes Stimme?
Heran, was kriegt und fliegt,
was geht und steht auf Erden,
was unter den Wogen sich wiegt!

7. Und du, mein Himmelspilger,
hier trinke trunken dich,
und sinke selig nieder
aufs Knie und denk an mich!

Worin ähneln sich beide Gedichte? Worin unterscheiden sie sich? W. D.

270. Die Biene.

Georg Christian Dieffenbach. Kinderlieder. 2. Aufl. Mainz. S. 31.

I. **Vorbereitung.** Ein Lehrer in einer größeren Stadt machte an einem schönen Sommertage mit den Schülern seiner Klasse einen Ausflug nach dem nächsten Dorfe. Unterwegs sprach er mit ihnen über alles, was die Natur eben zur Besprechung darbot, über die Pflanzen, Tiere und Gesteine, die sie bei ihrem Gange wahrnahmen. Als sie nun an das erste Gehöft im Dorfe kamen, erblickten sie in dem Garten ein bunt bemaltes, kleines Häuslein, das von Tausenden von Bienen umschwärmt wurde. Da riefen die Kinder alle wie aus einem Munde: „Was ist das dort, Herr Lehrer?" Der aber sprach: „Tretet alle her zu mir, ich will es euch erklären!"

II. **Unmittelbare Darbietung.** Vortrag des Gedichtes durch den Lehrer.

Da steht das kleine Bienenhaus, die Bienen ziehen ein und aus, die kleinen, muntern Leute.[1]) Sie fliegen nach den Blumen hin und suchen süßen Honig drin mit rechter Lust und Freude.[2])

Schmeckt's ihnen gut, so summen sie, ist's Blümlein leer, so brummen sie und fliegen fort im Jagen[3]); und haben sie sich satt geleckt, dann wird noch Honig eingesteckt, soviel sie können tragen.[4])

Sie schleppen ihn zu ihrem Haus und packen ihn dort eilig aus und ruhen eine Weile[5]); dann putzen von den Flügelein den Staub sie ab gar fein und rein und fliegen fort in Eile.[6])

So geht es wohl den ganzen Tag, bis kühl der Abend kommen mag, es sind gar fleiß'ge Leute; und ist ihr Haus auch nur von Stroh, so sind sie dennoch immer froh und summen stets voll Freude.[7])

Sie machen kleine Fäßlein sich von weißem Wachs fein säuberlich, die sie voll Honig tragen[8]); und kommt der rauhe Winter dann, so zapfen sie die Fäßlein an und trinken mit Behagen.[9])

Doch wenn der Winter kaum vergeht, die Frühlingsluft erst linde weht und Veilchen blühen wieder, — da kommt aus seinem kleinen Haus das Bienchen auch geschwind heraus, fliegt emsig auf und nieder.[10])

III. **Erläuterungen.** 1. Jedes Bienenvolk, bestehend aus Königin, Arbeitsbienen und Drohnen, lebt für sich abgesondert in einem hohlen Raume, Bienenstock genannt: Korb, Stülpe, Walze, Dzierzonkasten usw. und zieht bei günstigem Wetter täglich und stündlich aus und ein. 2. Der Bienen Hauptarbeit ist, aus jedem Blümchen, jeder Blüte den süßen Pflanzensaft, Honig genannt, auszusaugen und den Blumenstaub, zu kleinen Kügelchen geformt, an ihren Hinterfüßen heim in ihre Wohnung zu tragen. 3. In Eile von einer Blüte zur anderen. 4. Die Bienen saugen nicht nur so viel Honig ein, als sie zu ihrer Sättigung brauchen, sondern soviel sie immerhin nur einzusaugen vermögen, um ihn heim in ihre Wohnung zu tragen. Die ausziehenden Bienen sind schmächtig, die heimkehrenden viel größer und dicker. 5. In ihren Stock heimgekehrt, speien die Bienen den eingesammelten Honig in die leeren Honigzellen aus, 6. putzen und säubern mit Zunge und Füßen ihre Flügel und den ganzen Körper von Blumenstaub und Honig rein und fein ab und fliegen sofort wieder eiligst auf Tracht aus. 7. Jede einzelne Biene fliegt daher des Tages, je nachdem sie fern oder nah den Honig findet, 20—40 mal aus. An einem honigreichen Sommertage trägt ein starkes Bienenvolk nicht selten 10—12 Pfund Honig ein. Ob auch der Bienenkorb nur von Stroh oder ihr Kasten von Holz ist, so herrscht doch in einem gesunden Bienenvolke (auch Bien genannt) immer Freude und Lebenslust. 8. Je mehr der Honigvorrat und die Stärke des Bienenvolkes wächst, um so mehr bauen sich die Bienen nun Zellen von weißem Wachs. Die Wachswaben (Tafeln) sind auf beiden Seiten mit sechseckigen Zellen, die der Regel nach eine wagerechte Richtung haben, versehen. Wie bereitet die Biene das Wachs? Jedes Tier, das viel Nahrung zu sich nimmt und gemästet wird, wird fett, im Bienenkörper erzeugen sich nun zwar bei reichlichem Honiggenusse ebenfalls kleine Teilchen Fett. Diese aber werden sofort wieder durch die hinteren Bauchringe der Biene in Form von feinen, winzigen Blättchen abgesondert und von ihr zu Wachs geknetet, wobei Rüssel, Zunge und Vorderfüße die Hauptrolle spielen, und endlich zum Zellenbau verwendet. Hier sind Wunder über Wunder. Anfangs ist das Wachs der Bienen schneeweiß. Durch die Ausdünstung der Bienen und des Honigs wird es gar bald schön

gelb und endlich durch das Ausbrüten der Bienenlarven in den Zellen, sowie durch erhöhte Temperaturgrade braun und brauner und zuletzt fast schwarz. Die Zellen haben einen doppelten Zweck; sie dienen einesteils zur Erbrütung der jungen Bienen: Ei, Made, Nymphe, Biene (vollständiges Insekt), anderenteils zur Honigaufbewahrung. Die Zellen werden möglichst vollgefüllt und dann mit einem feinen Wachsüberzug verdeckelt, d. i. luftdicht verschlossen. Die Bienen tragen und speichern instinktiv die Honigvorräte stets im oberen Teile ihrer Wohnung auf. 9. Im Winter zieht sich nun das Bienenvolk, einen dichtgedrängten Klumpen bildend, von unten nach oben, wo eben die Honigvorräte aufgestapelt sind. Nun werden die Wachsdeckelchen gelöst, und die Bienen genießen den lautersten Honig. Drei, vier, ja selbst fünf Monate müssen die Bienen bei uns in Norddeutschland in ihren Wohnungen verbleiben, ohne ein einzigesmal ausfliegen zu können. 10. Kommt dann der erste warme Frühlingstag, so kommen die Bienen aus sämtlichen Stöcken heraus, spielen in großen Scharen vor, fliegen aus, um sich zu entleeren — was von der Biene im gesunden Zustande niemals im Stocke geschieht —, um Wasser und Blumenstaub einzutragen. Beim ersten Vorspiel der Bienen im Frühjahre sind mehr Bienen vor der Bienenhütte als an einem warmen Sommertage. Daher auch das starke Gesumme und Gebraus.

NB. Die Erläuterungen sind nach dem neueren Standpunkte der Naturgeschichte der Biene, wie er durch Dzierzon begründet ist, gegeben, und zwar in ziemlich ausführlicher Weise, um einmal den immer noch häufig im Unterricht vorkommenden falschen Ansichten über die Bienen zu begegnen und anderenteils den Lehrern auf den verschiedenen Unterrichtsstufen genügendes Material zur Besprechung der hier erwähnten Punkte über die Bienen herbeizuschaffen, wovon dann ein jeder nach dem Bedürfnisse seiner Klasse sich auswählen möge. R. D.

271. Der Tannenbaum.

Ernst Gebhard Salomo Anschütz. Gesangbuch für Schulen. Köln 1850. S. 39.

1. O Tannenbaum, o Tannenbaum,
wie treu sind deine Blätter!
Du grünst nicht nur zur Sommerszeit,
nein, auch im Winter, wenn es schneit.

2. O Tannenbaum, o Tannenbaum,
du tust mir sehr gefallen!
Wie oft hat schon zur Weihnachtszeit
ein Baum von dir mich hocherfreut!

3. O Tannenbaum, o Tannenbaum,
dein Kleid will das mich lehren:
Die Hoffnung und Beständigkeit
gibt Trost und Kraft zu jeder Zeit.

I. **Erläuterungsfragen.** Warum sind die Blätter der Tanne treu oder ausdauernd? Wie heißen sie? Wie unterscheiden sie sich von den Laubblättern? Warum bleibt die Tanne auch im Winter grün? Wie sind die übrigen Bäume und die Erde um diese Zeit? Wie sagen wir meist statt „Du tust mir gefallen“? Warum gefällt uns die Tanne besonders zu Weihnachten? Wodurch ist der Weihnachtsbaum so schön?

Welches ist das Kleid der Tanne? Wie zeigt sich die Hoffnung in der Trübsal und die Beständigkeit in der Arbeit und in der Versuchung? Was tröstet uns im Unglück, und was gibt uns Kraft in der Arbeit und bei Versuchungen (Lockungen) zur Sünde?

II. **Gedankengang.** Str. 1. Die immergrünen Tannennadeln sind ein Bild der Treue. Str. 2. Der Weihnachtsbaum ist eine Quelle der Freude. Str. 3. Die Tanne ist ein Bild der Hoffnung und Beständigkeit. — Grundgedanke: Von der Tanne kann der Mensch Trost und Kraft in Trübsal lernen.

III. **Verwertung.** 1. Verwandtes. „Im Walde steht ein Tannenbaum mit Nadeln spitz und fein." — Die vergoldeten Nüsse am Weihnachtsbaume. — Tanne und Birke. — Der Wanderer in der Sägemühle: „Die bahnte lange Wege durch einen Tannenbaum." — Sprichwörtliche Redensart: Er ist wie eine Tanne gewachsen.

2. Rede- und Stilübung: Die Tanne soll den Inhalt des Liedes sprechen! P.

272. Der Pilger.

Christoph v. Schmid. Gesammelte Schriften. Bd. 16. 2. Aufl. München 1876. S. 227.

In einem schönen Schlosse (mit festen Mauern umgeben), von dem schon längst kein Stein auf dem andern geblieben ist (das also zerstört und zur Ruine geworden ist), lebte einst ein sehr reicher Ritter (adeliger Streiter zu Pferd). Er verwandte sehr viel Geld darauf, sein Schloß prächtig auszuzieren; den Armen aber tat er wenig Gutes.

Da kam einmal ein armer Pilger (der nach heiligen Stätten wandert oder wallfahrtet) in das Schloß und bat um Nachtherberge. Der Ritter wies ihn trotzig ab und sprach: „Dieses Schloß ist kein Gasthaus." Der Pilger sagte: „Erlaubt mir nur drei Fragen, so will ich weitergehen." Der Ritter sprach: „Auf diese Bedingung hin mögt Ihr immer fragen; ich will Euch gern antworten." Der Pilger fragte ihn nun: „Wer wohnte doch wohl vor Euch in diesem Schlosse?" — „Mein Vater!" sprach der Ritter. Der Pilger fragte weiter: „Wer wohnte vor Eurem Vater da?" — „Mein Großvater!" antwortete der Ritter. „Und wer wird wohl nach Euch darin wohnen?" fragte der Pilger weiter. Der Ritter sagte: „So Gott will, mein Sohn." „Nun," sprach der Pilger, „wenn jeder nur eine Zeit in diesem Schlosse wohnt und immer einer dem anderen Platz macht, was seid ihr denn anders hier als Gäste (vorübergehende Besucher)? Dieses Schloß ist also wirklich ein Gasthaus. Verwendet daher nicht so viel, dieses Haus so prächtig auszuschmücken, das Euch nur kurze Zeit beherbergt; tut lieber den Armen Gutes, so bauet Ihr Euch eine bleibende Wohnung im Himmel!" Der Ritter nahm diese Worte zu Herzen, behielt den Pilger über Nacht und wurde von dieser Zeit an wohltätiger gegen die Armen.

Die Herrlichkeit der Welt vergeht,
nur, was wir Gutes tun, besteht.

I. **Erläuterungsfragen.** Nenne bekannte und berühmte Schlösser! Wie unterscheidet sich ein Schloß von einem Palast und wie von anderen Wohnhäusern? Was ist eine Ruine? Wodurch wurden Schlösser zu Ruinen? Was hatten die Ritter zu tun? Wie kann ein Schloß ausgeschmückt werden? Wie hilft man den Armen? Nenne heilige Stätten, nach denen Pilger oder Wallfahrer zogen! Was findet man in einem Gasthause?

Nenne andere Namen dafür! Unter welcher Bedingung wollte der Ritter antworten? Warum wollte er den Pilger nicht beherbergen? Wie bewies der Pilger, daß das Schloß ein Gasthaus wäre? Auf welche Weise machte ein Besitzer dem anderen Platz? Woran erinnerte also der Pilger den Ritter? Warum machte das einen tiefen Eindruck auf den Ritter? Wann nimmt man etwas zu Herzen? Welche Früchte trug die Zurechtweisung?

II. **Vertiefung.** 1. Schauplatz. Wo lag das Schloß, womit war es umgeben, wie gelangte man hinein, woraus bestand es, und welche Ausschmückungen hatte es?

2. Personen. Beweise, daß der Ritter reich, prunkliebend, hartherzig, trotzig, zum Antworten willig, betroffen und bekehrt, der Pilger arm, fromm, gelassen, mutig und klug war! Führe die Tätigkeiten des Ritters und des Pilgers auf!

3. Gedankengang: a) Der reiche Schloßherr schmückt das Schloß aus, ist aber unbarmherzig gegen die Armen. b) Er verweigert einem Pilger die Nachtherberge, weil das Schloß kein Gasthaus sei. c) Er beantwortet ihm aber drei Fragen. d) Aus seinen Antworten beweist ihm der Pilger, daß das Schloß ein Gasthaus sei, da es seine Besitzer nur kurze Zeit beherberge. e) Der Ritter folgt der Mahnung des Pilgers und wird wohltätig.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Reichtum und Pracht schließen oft das Herz zu. — Seid gastfrei ohne Murren! — Alle Herrlichkeit der Erde währt nur kurze Zeit und vergeht bald. — Erbarmet euch des Armen, so werdet ihr einen Schatz im Himmel haben!

2. Verwandtes. Der reiche Mann und der arme Lazarus. — Die Frau zu Sunem nahm den Propheten Elisa gastlich auf und richtete ihm eine eigene Kammer ein. — Die Wallfahrten ins Gelobte Land und die Kreuzzüge. — Der barmherzige Samariter führte den Verwundeten in die Herberge und pflegte sein. — Jesus spricht Matth. 25, 40: „Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan."

3. Rede- und Stilübungen: a) Erzähle aus der biblischen Geschichte Beispiele von Gastfreundschaft! b) Von welchen Pilgerfahrten erzählt die biblische Geschichte? c) Welches sind die Werke der christlichen Barmherzigkeit? (Wir sollen Hungrige speisen, Durstige tränken, Nackende kleiden, Obdachlose beherbergen, Kranke pflegen, Witwen und Waisen sowie Gefangene besuchen und Tote begraben.) P.

273. Wiegenlied.

Noch 50 Fabeln für Kinder von Wilh. Hey. Anhang. S. 9. (Gekürzt.)

I. **Vorbereitung und Darbietung.** Die Kinder werden an daheim erinnert. Ihr habt zu Hause ein kleines Brüderchen oder Schwesterchen. Erzähle mir von ihnen! Es wird gebadet, gefüttert, gefahren, getragen; es lacht, ißt, trinkt, schreit. Warum? Es hat Hunger, Zahnschmerzen,

es ist müde. Wie beruhigt die Mutter das kleine Kind? . . . Heute hat die Mutter keine Zeit, das kleine Kind zu nehmen, sie wäscht. Wer muß nun das Brüderchen behalten? „Die größere Schwester." Die Schwester spielt mit dem kleinen Bruder; sie zeigt ihm Klapper, Ball, Puppe — um ihn fröhlich zu stimmen; hilft aber oft nichts. Sie legt ihn ins Bett. Was tut nun die Schwester, damit er bald einschläft. Weißt du es? Hast du das Liedchen schon gehört?

Nun merkt auf! ich will es euch vorlesen:

Brüderlein, du in der Wiege,
stille liege, stille liege!
Will dir auch ein Liedchen singen,
das soll bald in Schlaf dich bringen.

Englein schweben dann ganz leise
um dein Bettchen her im Kreise,
küssen leis dir Mund und Hände,
lieben, herzen dich ohn' Ende.

Und im lieben Himmel wendet
Gott, der Herr, der sie gesendet,
gar kein Auge von euch allen,
hat so recht sein Wohlgefallen.

II. **Vermittlung des Verständnisses.** Wo schläft euer kleiner Bruder? (Bett, Korb, Wagen.) Wohin legt die Schwester den kleinen Bruder? (Wiege.) Eine Abbildung zeigen, „Erstes Schulbuch" v. Dietlein, S. 16, oder sie anzeichnen. Was kann mit der Wiege geschehen? Wohin wird sich die Schwester setzen? Was will sie mit der Wiege machen? Was soll dadurch geschehen? Nun sprecht das Wiegenlied zusammen nach, wie ich es euch zeilenweise vorspreche! Kennst du ein anderes Wiegenlied? Nenne es mir! Sing es mir vor!

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Im Garten stehn zwei Schaf,
ein schwarzes und ein weißes,
und wenn das Kind nicht schlafen will,
so kommt das schwarze und beißt es.
(Volkslied.)

Sage jetzt, was du von der Schwester hörtest! Inhalt: Die Schwester will dem Brüderchen ein Wiegenlied singen, damit es recht schnell einschläft.

Wer wird dann zu dem Kindchen kommen? Woher kommen sie? Wie kommen sie hierher? (Abbildung: Engel.) Was machen sie um das Bett her? Was machen sie mit dem Kindchen? Wie muß wohl ein Kind sein, das von den Engeln geliebt und geherzt wird? Oft glaubt man zu sehen, daß die Engel mit dem Kindchen spielen. Was macht nämlich das Kind oft im Schlafe? Wie sagt man, wenn das Kind im Schlafe lacht? Sage, was du von den Engeln im Wiegenliede hörtest! Inhalt: Die Engel küssen und herzen die schlafenden Kinder*).

Wer schickt die Engel an das Bett? Wie lange bleiben sie wohl da? Was kann nicht mit dem Kindchen geschehen, wenn die Engel am Bett stehen? Was tun die Engel mit dem Kindchen? Wie nennen wir den schützenden Engel? Warum beschützt Gott die Kinder? (Kinder lieb.) Was für Kinder aber sind dies nur? Sage, was du von Gott hörtest! Inhalt: Gott im Himmel hat an den frommen Kindern sein Wohlgefallen.

*) Die gekürzten Verse lauten: „Daß sie dir die Bäcklein kühlen und im Traume mit dir spielen, zeigen dir gar schöne Sachen, lassen dich so fröhlich lachen."

III. **Verwertung.** 1. a) Vorsatz. Was wirst du dir vornehmen, damit Gott seine Engel dir auch sendet und an dir sein Wohlgefallen hat? Warum? b) Grundgedanke: Gott und die Engel haben nur an frommen Kindern Wohlgefallen.

2. Wie ruft dir dein Schutzengel zu, wenn du nicht gebetet hast? Wer nicht am Morgen betet, ist arm den ganzen Tag usw. (S. Nr. 10!)

3. Weißt du, wieviel Sternlein stehen? Str. 3. Gott, der Herr, hat an allen seine Lust, sein Wohlgefallen usw. (S. Nr. 296!)

4. Bete, daß dir Gott seine Engel senden möge, dich zu beschützen!

Abends, wenn ich schlafen geh',
laß deine Engel bei mir stehn:
zwei zu meiner Rechten,
zwei zu meiner Linken,
zwei zu meinen Häupten,
zwei zu meinen Füßen,
zwei, die mich decken,
zwei, die mich wecken,
zwei, die mich weihen ein
in das himmlische Paradies hinein.

5. Sprechübungen. a) Gib an, was in dem Wiegenliede die Engel tun! Sie schweben leise, stehen im Kreise, küssen, lieben, herzen, beschützen.

b) Was das Kind tut! Weint, schläft usw.

c) Was Gott, der Herr, tut! Sendet, wendet, hat sein Wohlgefallen usw. M. D.

274. Der große Birnbaum.

Christoph v. Schmid. Gesammelte Schriften. Originalausgabe von letzter Hand. 16. Bd. 3. Aufl. München 1876. S. 22.

I. **Vorbereitung.** Es war ein sonniger, warmer Herbstnachmittag, da saß ein Greis, ein schlichter Handwerker, der nur ein kleines Häuschen mit einem Vorgarten besaß, im Schatten eines großen Obstbaumes. Um ihn her spielten seine Enkel und baten ihn, doch einige Birnen für sie vom Baume zu schütteln. Der Großvater ergriff eine bereitstehende lange Stange, oben mit einem Haken versehen, und tat, wie die Kinder gebeten. Die aber lasen die goldgelben Birnen emsig auf, ließen sich's gut schmecken, konnten die süßen Früchte nicht genug loben und fragten den Großvater: „Wie ist denn wohl dieser große Birnbaum hierher gekommen?" Da erzählte der Großvater.

II. **Unmittelbare Darbietung.** Der Lehrer trägt die Geschichte mit Hinweglassung der ersten vier Zeilen vor und beginnt mit den Worten: Vor mehr als fünfzig Jahren usw.

Der alte Rupert saß im Schatten des großen Birnbaumes vor seinem Hause. Seine Enkel aßen von den Birnen und konnten die süßen Früchte nicht genug loben. Da sagte der Großvater: „Ich muß euch doch erzählen, wie der Baum hierher kam."

Vor mehr als fünfzig Jahren stand ich einmal hier, wo damals ein leerer Raum war und wo jetzt der Baum steht, und klagte dem reichen Nachbar meine Armut. „Ach"! sagte ich, „ich würde gern zufrieden sein, wenn ich mein Vermögen nur auf hundert Taler bringen könnte." Der Nachbar, der ein kluger Mann war, sprach: „Das kannst du leicht, wenn du es recht anzufangen weißt. Sieh! hier auf dem Plätzchen, wo du stehst, sind mehr als hundert Taler in dem Boden versteckt. Mache nur, daß du sie herausbringst!"

Ich war damals noch ein unverständiger junger Mensch und grub in der folgenden Nacht ein großes Loch in den Boden, fand aber zu meinem

Verdrusse keinen einzigen Taler. Als der Nachbar am andern Morgen das Loch sah, lachte er, daß er sich beide Seiten hielt, und sagte: „O du einfältiger Mensch, so war es nicht gemeint! Ich will dir aber einen jungen Birnstamm schenken, den setze in das Loch, das du gemacht hast, und nach einigen Jahren werden die Taler schon zum Vorscheine kommen."

Ich setzte den jungen Stamm in die Erde. Er wuchs und wurde der große, herrliche Baum, den ihr hier vor Augen seht. Die köstlichen Früchte, die er nun seit vielen Jahren her getragen hat, brachten mir schon weit mehr als hundert Taler ein, und noch immer ist er ein Kapital, das reichliche Zinsen trägt. Ich habe deshalb das Leibsprüchlein des klugen Nachbars nicht vergessen; merkt es euch auch:

„Den sichersten Gewinn
bringt Fleiß und guter Sinn."

III. **Vertiefung.** Gliederung des Inhaltes: a) Der Großvater ruht aus. b) Die Enkel laben sich am Obst. c) Der Greis erzählt die Geschichte des Birnbaums. d) Er klagt als Jüngling dem Nachbar seine Armut. e) Der Nachbar gibt ihm einen guten Rat. f) Rupert mißversteht ihn und handelt töricht. g) Der Nachbar lacht ihn aus und schenkt ihm einen Baum. h) Rupert pflanzt den Baum. i) Er trägt seit vielen Jahren die köstlichsten Früchte. k) Der Großvater mahnt die Enkel zum Fleiße und zu verständigem Sinne.

IV. **Verwertung.** 1. Mahnung: „Im kleinsten Raum pflanz' einen Baum und pflege sein, er bringt dir's ein!" (Bädeckers Obstbaumzucht.) „Ein Baum, wenn er gesetzt oder veredelt wird, kostet nichts oder nur wenig; wenn er aber groß ist, so ist er ein Kapital für die Kinder und trägt dankbare Zinsen." (J. P. Hebel.)

2. Rede- und Stilübungen: 1. Beschreibung der Birne. 2. Beschreibung der Veredelung des Obstbaumes. 3. Weise nach, wie der Obstbaum ein beträchtliches Kapital war, das reichliche Zinsen trug! 4. (Für die Oberklasse.) Über den Nutzen der Obstbaumzucht. Einleitung: Annehmlichkeit und verschiedene Verwendung des Obstes. Nutzen. Schon das Heranwachsen der kleinen veredelten Bäume, mehr noch die Fülle der herrlichen weißen und rötlichen Blüten, am meisten aber der Wohlgeschmack der saftreichen und gewürzigen Früchte erfreuen des Menschen Herz. Mannigfache Verwendung der einzelnen Obstarten: Kirschen, Pflaumen, Birnen, Äpfel, Nüsse, Pfirsiche, Aprikosen usw. Die Einträglichkeit der Obstbäume im einzelnen, im allgemeinen. Noch immer liegen fast in jedem Dorfe große Plätze brach da, die durch gute Obstbaumpflanzungen und deren Ertrag später die ganzen Gemeindesteuern decken könnten. Nutzen endlich der Obstbaumschulen, die auf geeignetem Boden eine hohe Rente geben.

R. D.

275. Das seltsame Rezept.

Joh. Peter Hebel. Sämtliche Werke. Karlsruhe 1853. 2 Bd. S. 96

Es ist sonst kein großer Spaß (kein Vergnügen) dabei, wenn man ein Rezept (d. h. eine ärztliche Vorschrift zur Zubereitung der Arznei) in die Apotheke (d. h. Heilmittelladen) tragen muß; aber vor langen Jahren war es doch einmal ein Spaß. Da hielt ein Mann von einem entlegenen Hofe (d. h.

von einem einzeln liegenden Bauerngute) eines Tages mit einem Wagen und zwei Stieren (Zugochsen) vor der Stadtapotheke still, lud sorgsam eine große, tannene Stubentür ab und trug sie hinein. Der Apotheker machte große Augen (vor Verwunderung) und sagte: „Was wollt ihr da, guter Freund, mit eurer Stubentüre?" Dem sagte der Mann, der Doktor (Arzt) sei bei seiner kranken Frau gewesen und hab' ihr wollen ein Tränklein (Arznei) verordnen, so sei in dem ganzen Haus keine Feder, keine Tinte und kein Papier gewesen, nur eine Kreide. Da habe der Herr Doktor das Rezept an die Stubentür geschrieben, und nun solle der Herr Apotheker so gut sein und das Tränklein kochen.

Item (ebenso, nun), wenn es nur gut getan hat. Wohl dem, der sich in der Not zu helfen weiß!

I. **Erläuterungsfragen.** Warum war das Rezept seltsam oder sonderbar? Wie sehen sonst ärztliche Rezepte aus? Was hat der Arzt und was der Apotheker bei Krankheiten zu tun? Wie wußte sich der Doktor und wie der Bauer zu helfen? Warum lud der Bauer die Tür sorgsam (vorsichtig) ab? Warum machte der Apotheker große Augen? In welcher Form werden die Heilmittel den Kranken gegeben? Wie kam's, daß im ganzen Hause weder Feder, noch Papier, noch Tinte war, wohl aber ein Stückchen Kreide? Wann wird man sagen können: Die Arznei oder Medizin hat gut getan (geholfen)? Was bedeutet das lateinische Wort item (ingleichen, ferner) hier? (Die Hauptsache bleibt, daß das Tränklein hilft.)

II. **Vertiefung.** 1. Schauplatz. Der Marktplatz einer Stadt, an dem eine Apotheke liegt. Man erkennt sie an dem Schilde (Löwen-, Mohren-, Schwanen- und andere Apotheken). Vor der Tür hält ein Wagen, an den zwei Ochsen gespannt sind. Ein Bauersmann ladet vorsichtig eine Tür von Tannenholz ab. Der Apotheker sieht neugierig und verwundert durch das Ladenfenster.

2. Personen. Zeige, daß der Bauer kein Freund vom Lesen und Schreiben, gewissenhaft, sorgfältig, aber etwas einfältig, der Apotheker verwundert und erheitert, der Doktor rasch entschlossen und spaßhaft ist!

3. Gedankengang. Die Bäuerin auf einem einsamen Hofe ist krank. Der Arzt will ein Rezept schreiben, findet aber nichts zum Schreiben als ein Stückchen Kreide. Er schreibt damit das Rezept an die Stubentür. Der Bauer fährt die Tür auf einem zweispännigen Wagen in die Stadt und bittet den Apotheker, das vorgeschriebene Heilmittel zu kochen.

4. Eigentümlichkeit. Die kleine Erzählung ist ein Spaß oder Scherz zum Lachen (zur Erheiterung). Das Ergötzliche liegt in den Gegensätzen: Das Rezept ist gewöhnlich ein kleiner Papierstreifen, hier eine große Tür. Es wird sonst mit Tinte geschrieben, hier mit Kreide. Es wird sonst in der Tasche zur Apotheke gebracht, hier mit einem Ochsenwagen. Spaßhaft ist auch der Mangel an allem Schreibzeug im Bauernhause, der rasche Entschluß des Doktors, der Ernst und die Gewissenhaftigkeit des Bauern und seine treuherzige Erzählung. P.

276. Gute Nacht.

Von Karl Gerok.

1. Rings ist Ruh';
schlaf auch du,
tu getrost die Augen zu!

2. Schleuß die Tür,
Riegel für,
daß kein Schelm das Haus durchspür'!

3. Brunnenrohr
rauscht am Tor,
singt ein Schlaflied dir ins Ohr.

4. Wächters Mund
ruft die Stund';
wachsam folgt der treue Hund.

5. Sternelein
hüten dein,
blicken dir aufs Bett herein.

6. Engelwacht
nimmt bei Nacht
Gottes Kinder wohl in acht.

7. Gott im Licht
schlummert nicht,
uns bewacht sein Angesicht.

I. **Erläuterungsfragen.** Was ist mit „rings" gemeint? Wie zeigt sich die Ruhe? Woran sieht man, daß ein Mensch schläft? Warum soll die Tür geschlossen und ein Riegel vorgeschoben werden? Wofür steht die alte Form „schleuß"? Wofür steht „Riegel für"? Welche Schelme sind gemeint? Wie durchspüren sie zuweilen das Haus? Was für ein Brunnen steht vor dem Tor, und was für einer ist es nicht? Wodurch entsteht das Schlaflied? Was hat der Nachtwächter zu tun? Warum begleitet ihn ein Hund? Wie können die Sterne „hüten" und „blicken"? Wer hält in der Nacht Wache oder Wacht? Wer nur wird in acht genommen und bleibt behütet? Warum kann uns Gott allein bewachen? Wie bewacht uns sein „Angesicht"?

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Eine Straße bei Nacht. Alles ist still und schläft. Die Türen sind zugeschlossen und zugeriegelt. Vor dem Tore rauscht ein Fließ- oder Laufbrunnen. Der Wächter schreitet mit seinem Hunde durch die Straßen. Die Sterne blinken am Himmel. Im Himmel wacht das Auge Gottes über seine Menschenkinder.

2. Gedankengang. Str. 1. Alles schließt die Augen zum Schlummer. Str. 2. Das Haus wird durch Schloß und Riegel vor Dieben geschützt. Str. 3. Der Brunnen rauscht das Schlummerlied. Str. 4. Der Wächter und sein Hund durchschreiten die Straßen. Str. 5. Die Sterne flimmern in die Schlafkammern. Str. 6. Die Engel bewachen Gottes Kinder. Str. 7. Gott schläft nicht und beschirmt uns.

3. Eigentümlichkeit. Die Verse sind kurz und haben dreimal denselben Endreim. P.

277. Der Kanarienvogel.

Wilh. Hey. 50 Fabeln für Kinder. Gotha o. J. S. 20.

I. **Vorbereitung.** Ein Vater hielt eine große Hecke von Kanarienvögeln. Seinen Kindern schenkte er davon ein schwefelgelbes Vöglein. Sie hatten große Freude daran. Der Vogel sang fast so schön wie eine Nachtigall und war so zahm, daß er sich auf den Ruf der Kinder auf deren Finger, Kopf oder Schultern setzte. Oft flog er im Zimmer umher

und suchte sich auf den Dielen alle Semmel- und Brotkrümchen zusammen. Die Kinder hatten sich so an das Tier gewöhnt, daß sein Bauer des Morgens ihr erster und des Abends ihr letzter Gang war. Aber eines Tages saß das Vöglein still und traurig da, und als die Kinder am anderen Morgen aus ihren Bettlein aufstanden und zu seinem Bauer kamen, da lag das arme Ding auf dem Rücken und war tot. Die Kinder sprachen betrübt:

II. **Unmittelbare Darbietung.** (Die Schüler sprechen die erste Zeile im Chor. Vier Schüler treten hervor und sprechen jeder eine Klage aus. Den Schluß erzählt der Lehrer selbst.)

„Vögelchen, ach! da liegst du tot,
suchst dir nie wieder ein Krümchen Brot usw.
(Die Fabel ist allgemein bekannt.)

III. **Erläuterungsfragen.** Woran erkannten die Kinder, daß das Vöglein tot, d. h. kein Leben mehr in ihm war? Was fressen die Kanarienvögel außer Brotkrümchen noch am liebsten? Rübsen, Hanfsamen, frisches Kreuzkraut und Zucker. Wodurch haben wohl die kleinen Mädchen dem Vöglein bei seinen Lebzeiten ihre Liebe bewiesen? (Sie haben ihm täglich sein Futter und frisches Wasser gereicht. Sie haben oft den Bauer gereinigt, mit weißem, feinem Sande bestreut und sein Futter- und Trinkgläschen rein ausgewaschen.) Wodurch haben die Kinder dem Vöglein nach seinem Tode ihre Liebe bewiesen? (Trauer, Begräbnis, Pflanzen des Rosenstrauchs, Besuch des Grabes und Erinnerung und freundliches Gedenken an den Vogel.)

IV. **Rede- und Stilübungen.** 1. Gib ausführlich an, was die Kinder am Grabe von dem Vöglein gesagt haben! Erstes Kind: Wißt ihr noch, wenn wir das Türchen seines Käfigs aufmachten, wie es dann schnell herauskam, auf dem Fußboden umherhüpfte und die Brotkrümchen aufsuchte? Zweites Kind bis viertes Kind nach dem Texte. Wißt ihr noch usw. 2. Vergleiche den Tod und das Begräbnis des Vöglein mit dem Tode und Begräbnis eines Kindleins! Das Vöglein stirbt im Käfig — Kind im Bettlein; Vöglein wird begraben bloß und nackt — Kindlein im Sarge, mit Blumen und Kränzen, in weißen Kleidern; Vöglein in dem Blumengarten — Kind in dem Garten Gottes auf dem Gottesacker; Vöglein ganz still — Kind mit Gebet und mit Gesang; das Vöglein verwandelt sich höchstens in ein Röslein — das Kind in einen Engel Gottes; es ist unsterblich und lebt in Ewigkeit fort. R. D.

278. Jung Bäumchen.

Friedrich Güll. Kinderheimat in Liedern. Gütersloh 1875. S. 82.

I. **Vorbereitung und Vorlesen.** Der Gärtner hatte im Frühling ein junges Bäumchen im Garten gepflanzt. Gern kommt der Sturm oder starke Wind mit seinen Stößen, die dem Sprunge eines wilden Tieres gleichen, und reißt junge Bäumchen aus oder knickt (bricht) sie um. Um dies zu verhüten, hatte der Gärtner einen starken Pfahl neben dem

Bäumchen in die Erde geschlagen und das Stämmchen mit Weidenschleifen (gedrehten Weidenruten) fest angebunden, so daß es wie an den Pfahl geklammert war. Darüber klagte und jammerte das Bäumchen den ganzen Sommer hindurch; denn die Weidenschleifen schneiden etwas in die Rinde (kneifen oder kneipen, drücken, schmerzen und quälen). Im Herbst endlich hat der Gärtner dem dummen Dinge den Willen getan und hat es losgebunden — zu seinem Unglück!

1. Jung Bäumchen war geklammert
an einen Pfahl,
darüber hat gejammert
es manches Mal:
„O weh, die Weidenschleifen,
wie die mich immer kneifen,
das ist mir eine rechte Qual!"

2. Der Gärtner hat das junge
gebunden los,
da kam der Sturm im Sprunge
mit Schritten groß.
Ein jedes Blättlein pflückt er,
und ab das Bäumlein knickt er. —
Nun ist der Jammer erst recht groß.

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Ein Garten im Herbste. Der Sturm rüttelt und biegt die Bäume. Ein Pfahl mit aufgelöster Weidenschleife, daneben ein geknicktes Bäumchen. Die Blätter sind abgerissen und fliegen umher.

2. Gedankengang. Str. 1. Das Bäumchen beklagt die strenge Zucht; Str. 2. gerät ohne Zucht ins Unglück. 3. Grundgedanke: Zucht bringt Frucht, Eigensinn nie Gewinn.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung und Verwandtes. Wenn es den Kindern nicht nach dem Kopfe geht, so weinen, schreien und klagen sie. Tut man ihnen den Willen, so sind sie still, aber sie gewöhnen sich an Eigensinn und Zuchtlosigkeit und kommen ins Unglück und Verderben. — Wie man sich gewöhnt, so hat man sich. — Was ein Häkchen werden will, krümmt sich beizeiten. Vorgetan und nachbedacht hat manchen in groß Leid gebracht. — Je lieber das Kind, desto schärfer die Rute. — Wen der Herr lieb hat, den züchtiget er; er stäupet aber einen jeglichen Sohn, den er aufnimmt. — Wer sein Kind lieb hat, der hält es stets unter der Rute. Beuge ihm den Hals, weil es noch jung ist; bleue ihm den Rücken, weil es noch klein ist, auf daß es nicht halsstarrig und dir ungehorsam werde! Sir. 30, 1. 12.

2. Rede- und Stilübungen: a) Das geknickte Bäumchen soll sein Schicksal erzählen! b) Suche Beispiele aus der Bibel und Geschichte von strenger Kinderzucht! c) Wende das vom Bäumchen Erzählte auf einen Knaben an, der nicht lernen wollte! (Ein Knabe mußte in die Schule gehen, um etwas Tüchtiges zu lernen. Das gefiel ihm aber gar nicht; er jammerte oft darüber und sprach: „Ich hasse die alte Schule, und das Lernen ist mir eine wahre Qual!" Die Eltern waren nachgiebig, ließen ihn oft die Schule versäumen und seine Arbeiten nicht machen. Der Knabe blieb unwissend und wurde roh, eigensinnig und wild. Er war im späteren Leben nirgends zu brauchen, verfiel von einer Sünde in die andere und kam zuletzt in das Gefängnis. Da bejammerte er seine Torheit und Blindheit.) P.

279. Abendlied eines Bauern.

Matthias Claudius. Sämtl. Werke. Wandsbeck 1877. II, S. 17. (Mit Hinweglassung von Str. 4—8 und mit einer Wortveränderung.)

I. **Vorbereitung.** Es war in den heißen Tagen des Sommers, als ein Bauersmann, dessen Felder, Wiesen und Gärten rings um den Bauernhof lagen, sehr spät von der Erntearbeit heimkehrte. Es war einer jener Abende, an dem, als die Sonne unterging, bereits der Vollmond am Himmel stand. Die Bäuerin hatte noch im Garten und Hof zu schaffen, da kam der Vater aus dem Wohnhause und trat zu ihr. Was er dabei zu ihr und den Kindern gesprochen, das hat Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote, uns in einem hübschen Gedichte erzählt: (Gutbetontes Vorlesen des Gedichtes.)

1. Das schöne, große Taggestirne
vollendet seinen Lauf[1]);
komm, wisch den Schweiß mir von der Stirne[2]),
lieb Weib, und dann tisch auf![3])

2. Kannst hier nur auf der Erde decken[4]),
hier unterm Apfelbaum;
da pflegt es abends gut zu schmecken[5])
und ist am besten Raum.

3. Und rufe flugs die kleinen Gäste;
denn hör, mich hungert sehr!
Bring auch den Kleinsten aus dem Neste,[6])
wenn er nicht schläft, mit her!

4. Es leuchtet*) uns bei unserm Mahle
der Mond so silberrein[7])
und guckt von oben in die Schale
und tut den Segen h'nein.[8]) —

5. Nun Kinder, esset! Eßt mit Freuden,
und Gott gesegn' es euch![9])
Sieh, Mond, ich bin wohl zu beneiden,
bin glücklich und bin reich![10])

II. **Erläuterungen.** 1. Die Sonne geht unter. 2. Ich habe mir's bei der Arbeit sauer werden lassen. 3. Ich habe Hunger; bring das Abendessen! 4. Auf dem Rasen unter dem Apfelbaum. 5. In freier Luft nach des Tages Last. 6. Bring schnell die Kinder, auch den Kleinsten, der schon im Bette liegt! 7. Das silberweiße Mondlicht spiegelt sich in der Schüssel und gießt 8. als Bote Gottes gleichsam Segen hinein. 9. Lasse es wohlbekommen. 10. Weil ich zufrieden bin. Die Anrede an den Mond ist ein Dank, der Gott im Himmel dargebracht wird.

III. **Kernfragen.** a) Was ist aus der Bitte des Bauern an sein liebes Weib: „Komm, wisch den Schweiß mir von der Stirne!" zu folgern? aa) Daß sie vielleicht eben ein Taschentuch zur Hand hatte, bb) daß er mit ihr innig vertraut war und mit ihr so recht in Frieden und Eintracht lebte und auch, cc) daß er sich den Tag über rechtschaffen geplagt hatte. b) Warum schmeckt es uns im Freien weit besser als im dunstigen Zimmer? c) Welche Gesinnung des Bauern spricht aus den beiden Bitten an

*) Im Original: Es präsidiert.

sein Weib in Strophe 3? (Daß er ein fürsorglicher und liebevoller Vater war.) d) Was beweist der Wunsch des Bauern beim Beginne der Abendmahlzeit? (Daß er ein frommer, gottesfürchtiger Mann war.) e) Was meint der Bauer, der nur ein kleines Gütchen und keine Knechte und Mägde hatte, mit dem Ausdruck: „und bin reich"? (Ich bin gesund und frisch, habe, was zur Leibesnahrung und Notdurft gehört, besitze einen zufriedenen Sinn, ein treues, liebes Weib und liebe, brave Kinder.)

IV. **Rede- und Stilübungen.** 1. Gliedere den Inhalt des Gedichtes! 2. Charakterisiere den Bauer! 3. Beweise, daß er einen warmen Familiensinn hatte! 4. Zeichne ein Gemälde: „Die Abendmahlzeit unter dem Apfelbaume"! R. D.

280. Kinderlied von den grünen Sommervögeln.

Fr. Rückert. Gedichte. Auswahl des Verfassers. 1. Aufl. Frankfurt a. M. 1841. S. 510.

1. Es kamen grüne Vögelein
geflogen her vom Himmel
und setzten sich im Sonnenschein
in fröhlichem Gewimmel
all' an des Baumes Äste
und saßen da so feste,
als ob sie angewachsen sei'n.

2. Sie schaukelten in Lüften lau
auf ihren schwanken Zweigen;
sie aßen Licht und tranken Tau
und wollten auch nicht schweigen;
sie sangen leise, leise
auf ihre stille Weise
von Sonnenschein und Himmelsblau.

3. Wenn Wetternacht auf Wolken saß,
so schwirrten sie erschrocken;
sie wurden von dem Regen naß
und wurden wieder trocken.
Die Tropfen rannen nieder
vom grünenden Gefieder,
und desto grüner wurde das.

4. Da kam am Tag der scharfe Strahl,
ihr grünes Kleid zu sengen,
und nächtlich kam der Frost einmal,
mit Reif es zu besprengen.
Die armen Vöglein froren,
ihr Frohsinn war verloren,
ihr grünes Kleid war bunt und fahl.

5. Da trat ein starker Mann zum Baum
und hob ihn an zu schütteln,
vom obern bis zum untern Raum
mit Schauer zu durchrütteln;
die bunten Vöglein girrten
und auseinander schwirrten;
wohin sie flogen, weiß man kaum.

I. **Fragen zur Vermittlung des Verständnisses.** Wer ist mit den grünen Sommervögeln gemeint? Warum heißen die Blätter Vögel, grün, Sommervögel? Warum scheint es bei mildem Frühlingswetter, als ob sie vom Himmel herabgeflogen wären? Wie entsteht das Gewimmel? (Viele drängen sich bunt durcheinander.) Warum saßen sie fest? Wie unterscheiden sich die Zweige von den Ästen? Warum heißen die Zweige schwank (biegsam), die Lüfte lau (weder kalt noch heiß, mildwarm)? Wie schaukeln oder wiegen sich die Blätter? (Im Luftzuge heben und senken sie sich mit den dünnen, biegsamen Zweigen.) Wovon leben die Blätter, und wie essen und trinken sie? (Der Sonnenschein erzeugt die Körnchen des Blattgrüns; durch feine Öffnungen saugen sie den Tau ein.) Wie entsteht der Tau? (Die Wasserdünste der Luft verwandeln sich abends an den kalten Blättern in feine Tröpfchen.) Wie singen sie? (Im Luftzuge reiben sie sich aneinander und drehen sich auf ihren Stielen, wodurch leise Töne entstehen.) Warum wird das Ge-

witter Wetternacht genannt? (Die schwarzen Wolken verdecken Sonne und Himmelsblau und verwandeln den Tag fast in Nacht.) Wovon schwirren sie erschrocken, d. h. schwingen sich zitternd hin und her? (Von den Windstößen, den schweren Regentropfen und den Donnerschlägen.) Wodurch wird das grünende Gefieder (Blattkleid) immer grüner? (Der Regen wäscht den Staub ab und erfrischt das Blatt.) Wie werden die Blätter, wenn sie am Tage der scharfe oder heiße (Sonnen-)Strahl versengt (knitternd auf der Oberfläche verbrennt)? (Rötlich oder gelblich.) Wie besprengt, d. h. betupft oder betröpfelt der Frost (die Kälte) das Blatt mit Reif? (Die Tautröpfchen gefrieren zu zarten Schneesternchen.) Wie sehen die Blätter im Herbste aus? (Bunt, d. h. grün, rot, gelb — oder fahl, falb, d. h. bleich, gelblichgrau.) Wie heißt der starke Mann, der den Baum rüttelt und schüttelt, d. h. rasch hin und her bewegt? Wie wird die rasche, heftige Erschütterung noch genannt? (Schauer.) Wovon schauern wir? (Frost, Furcht.) Warum heißen die Vögelein jetzt bunt? Wie entsteht ihr Girren oder leises Seufzen? (Durch das Abbrechen der Stiele, das Reiben aneinander und das Sausen im Winde.) Wohin sind sie geschwirrt? (In den Weg, die Hecken, Gräben, auf anderes Laub, die angrenzenden Felder, über Stock und Stein.)

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Wir werden in den Wald geführt und sehen das Leben der Blätter vom Frühlinge bis zum Herbst. Frühlingsbild: Kahle Bäume, schwellende Knospen, blauer Himmel, Sonnenschein, milde Lüfte, plötzlich im bunten Gewimmel hervorquellende Blätter, schwankende Zweige, schwingende und singende Blätter, zarter Tau darauf. Sommerbild: Dunkle Wolken am Himmel, zuckende Blitze, rollender Donner, rinnende Regentropfen, grünende, erfrischte Laubkronen. Herbstbild: Scharfe Sonnenstralen am Tage, starke Fröste des Nachts, früh Reif auf den Blättern, ihre bunte, fahle Farbe, heftige Stürme, durchschüttelte Bäume, auseinanderfliegende Blätter.

2. Charakteristik. Die Blätter sind mit Vögeln verglichen. Sie kommen geflogen, setzen sich auf den Bäumen nieder, schaukeln sich, essen und trinken, singen, schwirren umher, trocknen das nasse Gefieder, frieren, werden traurig, verfärben sich, girren, schwirren auseinander, fliegen fort wie Zugvögel.

3. Gedankengang: Str. 1. Die Ankunft der sonderbaren Vögel. Str. 2. Ihr tägliches Leben. Str. 3. Ihre Angst beim Gewitter und das erfrischende Bad. Str. 4. Die Abnahme ihrer Kraft und Schönheit. Str. 5. Ihr Lebensende.

4. Eigentümliche Schönheiten. Von den leblosen Blättern wird wie von den lebendigen Vögeln geredet. Kein Ausdruck verrät, daß der Dichter nur bildlich spricht und keine wirklichen Vögel meint. — Schöne Ausdrücke: „Fröhliches Gewimmel" für das bunte Durcheinander voll Lebenslust; Licht essen und Tau trinken; „Wetternacht sitzt auf Wolken" wie ein König des Schreckens auf feurigem Wagen; die grüne, meist behaarte Blatthaut heißt „Gefieder", das Säuseln des Laubes „Sin-

gen, Schaukeln, Schwirren, Girren"; der Reif ist auf die Blätter gesprengt; der Wind ist ein starker Mann. — Viele Ausdrücke ahmen Laute und Bewegungen nach: laue Lüfte, schwanke Zweige, tranken Tau, sangen leise, stille Weise, Tropfen rinnen nieder, scharfer Strahl, rütteln und schütteln, girren und schwirren. — Gegensätze: fliegen — sitzen fest; essen Licht — trinken Tau; singen — schwingen; Sonnenschein — Himmelsblau; naß — trocken; grün — bunt und fahl; am Tage — nächtlich; Strahl — Frost; Tau — Reif; oberer Raum — unterer; girren — schwirren.

III. **Verwertung.** 1. Rede- und Stilübungen: a) Was haben die Blätter mit den Vögeln gemein? (Sie kommen aus Knospen wie die Vögel aus Eiern, bestehen aus zwei gleichen Hälften, sitzen auf Bäumen, der Blattnerv gleicht dem Rückgrat, der Stil den Beinen, die Spitze dem Schnabel, die Blatthälften den Flügeln, der grüne behaarte Überzug dem Gefieder; sie fliegen her und hin; singen, werden naß und trocken, verändern ihre Farbe wie sich mausernde Vögel, werden im Herbst traurig, girren, schwirren und fliegen fort.) b) Wie unterscheiden sie sich von den wirklichen Vögeln? (Kommen aus Knospen, fliegen nicht herbei, sind angewachsen, grün, schmal und dünn, haben einen Stiel statt der Füße usw.) c) Erzähle kurz das Leben der Blätter im Sommer! (Die Blätter quellen aus den Knospen. Mit dem Stiel sind sie angewachsen. Sie haben eine grüne Farbe. Mit den Zweigen wiegen sie sich. Wenn sie sich im Luftzuge reiben, entsteht ein leiser Laut usw.) d) Gib den Inhalt der einzelnen Strophen in kurzen Sätzen an! (Die Blätter kommen wie Vögel geflogen und sitzen an den Ästen fest usw.) e) Was für Vögel erwähnt die biblische Geschichte? f) Wo kommt das Laub in Gedichten vor?

2. Vergleiche mit Strophe 3 Gustav Falkes „Großes Scheuerfest"!

1. Der Himmel hat die ganze Nacht
viel Wasser ausgegossen;
auch schwang der Sturm mit aller Macht
den Besen unverdrossen.
Seht nur, wie alles blitzt und lacht!
Das nenn' ich gründlich rein gemacht!

2. Doch gäb' es in der blanken Welt
noch nasse Schuh und Socken,
wär' nicht Frau Sonne schon bestellt,
die macht nun alles trocken.
Seht nur, wie sich die Alte müht
und rot in schönem Eifer glüht!

Ein Feiertag naht. Da muß das Haus gründlich gesäubert und schön geschmückt werden. Mit dem Besen wird gekehrt, mit Wasser und Schrubber gescheuert, mit Lappen abgetrocknet. Blitzeblank lachen Treppen, Flure und Stubenböden den Sonntagsgast an. Sie helfen die Feiertagsstimmung erhöhen. Ein solches großes Scheuerfest hält auch die Natur bei einem großen Regen. Der Regen ist das Scheuerwasser, der Sturm der Scheuerbesen, die Sonne die Trocknerin, ihr roter Strahlenglanz ein Zeichen ihres Eifers. Das große Scheuerfest verjüngt und verschönt die Natur und erhöht unsere Freude an ihr. P.

281. Der Fuchs und die Katze.

Jakob und Wilh. Grimm. Kinder- und Hausmärchen. Gr. Ausg. 11. Aufl. Berlin 1873. S. 301.

Es trug sich zu, daß die Katze in einem Walde dem Herrn Fuchse begegnete, und weil sie dachte, er ist gescheit und wohlerfahren und gilt viel in der Welt, so sprach sie ihm freundlich zu: „Guten Tag, lieber Herr Fuchs, wie geht's, wie steht's? Wie schlagt ihr euch durch in dieser teuern Zeit?" Der Fuchs, alles Hochmuts voll, betrachtete die Katze vom Kopfe bis zu den Füßen und wußte lange nicht, ob er eine Antwort geben sollte. Endlich sprach er: „„O du armseliger Bartputzer, du buntscheckiger Narr, du Hungerleider und Mäusejäger, was kommt dir in den Sinn? Du unterstehst dich zu fragen, wie mir's gehe? Was hast du gelernt? Wieviel Künste verstehst du?" " „Ich verstehe nur eine einzige," antwortete bescheidentlich die Katze. „„Was ist das für eine Kunst?" " fragte der Fuchs. „Wenn die Hunde hinter mir her sind, so kann ich auf einen Baum springen und mich retten." „„Ist das alles?"" sagte der Fuchs. „„Ich bin Herr über hundert Künste und habe überdies noch einen Sack voll Listen. Du jammerst mich, komm mit mir! ich will dich lehren, wie man den Hunden entgeht.""

Indem kam ein Jäger mit vier Hunden daher. Die Katze sprang behend auf einen Baum und setzte sich in den Gipfel, wo Äste und Laubwerk sie völlig verbargen. „Bindet den Sack auf, Herr Fuchs, bindet den Sack auf!" rief ihm die Katze zu. Aber die Hunde hatten ihn schon gepackt und hielten ihn fest. „Ei, Herr Fuchs," rief die Katze, „ihr bleibt mit euren hundert Künsten stecken. Hättet ihr heraufkriechen können wie ich, so wär's nicht um euer Leben geschehen."

I. **Vermittlung.** Fuchs und Katze werden sprechend und handelnd zu unserer Belehrung vorgeführt (Fabel). Der Fuchs wird von der Katze dargestellt als gescheit (klug), wohlerfahren (weil er viel gesehen, gehört, gelernt und erlebt hat) und in der Welt angesehen. „Wie geht's, wie steht's?" ist eine Redensart, um sich nach jemandes Befinden zu erkundigen. Durchschlagen in teurer Zeit = mit Mühe und unter Sorge leben in einer Zeit, wo die Bedürfnisse viel Geld kosten. Der Fuchs zeigt sich voll Hochmut und Stolz. Armseliger Bartputzer (die Katze putzt sich oft mit den Pfoten den Bart) = du hast eine wenig lohnende Beschäftigung. Buntscheckiger Narr = einfältiges Geschöpf mit einem vielfarbigen Kleide (dreifarbige Katzen), wie es ehemals die Hofnarren der Reichen trugen und jetzt die Narren auf Maskenbällen anlegen. Hungerleider = einer, der infolge ungenügender Nahrung ein dürftiges Aussehen zeigt, der an den Folgen ungestillten Hungers leidet. Mäusejäger nennt er die Katze mit Recht; denn sie fängt ja Mäuse. Du unterstehst dich, zu fragen = du wagst es, du bist so unverschämt, mich zu fragen. Wieviel Künste verstehst du? = was kannst du? Bescheidentlich = bescheiden. Retten = der Gefahr entgehen, der Not entfliehen, nicht umkommen. Herr über hundert Künste = sehr viel verstehen, können. Ein Sack voll Listen = eine große Menge List, viel Schlauheit. Du jammerst = du dauerst mich, du tust mir sehr leid. Behend = flink, schnell. Gipfel = Wipfel, oberster Teil des Baumes. Verbergen = unsichtbar machen. Steckenbleiben = nicht weiter können. Heraufkriechen = heraufspringen, klettern. So wäre es nicht um euer Leben geschehen = ihr müßtet nicht sterben, ihr behieltet das Leben.

II. **Vertiefung**: a) Hauptgedanke ist: Hochmut tut selten gut; Hochmut kommt vor dem Falle.

b) Kennzeichne nach der Fabel das Wesen des Hochmütigen! Der Hochmütige

1. hält sich für weit klüger als andere;
2. schätzt andere gering und erhebt sich weit über sie;
3. weiß nicht, ob er mit ihnen reden, ihnen antworten soll;
4. wenn er es dennoch tut, geschieht es in unschönen Worten, welche gern die Schwächen des Nächsten in bezug auf Beschäftigung, Kleidung und Ernährung zum Gegenstand nehmen;
5. bezeichnet die vertrauliche Annäherung als Anmaßung;
6. zeigt sich prahlerisch; er stellt seine wirklichen oder vermeintlichen Vorzüge in das hellste Licht und glaubt, er könne aller Welt Lehrmeister sein;
7. entpuppt sich in der Not als leerer Schlauch; da lassen ihn seine Künste im Stiche, er kommt in der Not um.

c) Kennzeichne den Bescheidenen nach dem Verhalten der Katze! Der Bescheidene

1. denkt von seinem Nächsten gut, hält ihn für klug, achtet seine Stellung in der Welt;
2. ist freundlich gegen andere, grüßt sie, ist teilnehmend;
3. hält sich nicht für klug, sondern denkt von Gescheiten zu lernen; er denkt von seinen Vorzügen nicht hoch und prahlt nicht mit ihnen;
4. er kommt in der Welt und auch in der Not gut durch.

III. **Verwertung.** Lebensregel: Sei nie hochmütig, sondern bescheiden!

a) Sprichwörter: 1. Hochmut kommt vor dem Falle. 2. Übermut tut selten gut. 3. Torheit und Stolz wachsen auf einem Holz. 4. Kluge Hühner gehen auch in die Nesseln. 5. Lerne was, so kannst du was!

b) Sprichwörtliche Redensarten: 1. Das Hasenpanier ergreifen. 2. Jemand über die Achsel ansehen. 3. Zwischen Hammer und Amboß kommen (der Fuchs zwischen Hunden und Jägern).

c) Freidank: „Gott erhöhet alle Güte und erniedert Hochgemüte."

Fr. Franke.

282. Bergmannslied.

Karl Simrock. Deutsche Volkslieder. S. Rochholz, Liederfibel. Stuttgart 3. Aufl. S. 197

1. Ein Bergmann ist eine edle Zier
allhier auf dieser Welt,
er bringt das Silber und Gold herfür,
wie es dem König gefällt.
Mit Schlegel und Eisen,
damit müssen wir es weisen.
Glück auf! Es kommt alles vom Bergmann her.

2. Der König könnte keine Krone nicht tragen,
er könnte nicht fahren im silbernen Wagen,
Silber, Gold und Edelgestein,
das würde in seiner Krone nicht sein.

3. Der Zimmermann könnte keine Häuser nicht bauen,
wenn keine Bergleut' wär'n;
das Beil und auch das Winkeleisen
muß den rechten Weg dem Zimmermann weisen.

4. Der Hufschmied könnte keine Pferde beschlagen,
wenn keine Bergleut' wär'n;
die Zang' und auch das Eisen,
damit muß er's beweisen.

5. Der Schneider könnte keine Kleider nicht machen,
wenn keine Bergleut' wär'n;
Nadel, Schere und Bügeleisen
muß dem Schneider den rechten Weg weisen.

6. Man könnte das liebe Körnlein nicht schneiden,
das liebe, liebe Körnelein,
das liebe Körnlein nicht mahlen zu Brot,
vor Hunger müßte man sterben tot;
wenn's nur an Eisen gebricht,
so muß der Bergmann machen Schicht.
Glück auf! Es kommt alles vom Bergmann her!

I. **Vorbereitung und Vermittlung.** Im Mittelalter, als noch die Innungen und Zünfte blühten und die Zunftgenossen, vom Altmeister zur Lade gerufen, öfters Zusammenkünfte hielten; als hierbei noch die Meistersinger florierten und jeder Stand den seinigen als den wichtigsten und schönsten pries: da existierte über jedes Handwerk ein Lob- und Preislied. Manche dieser Lieder sind im Laufe der Jahrhunderte verloren gegangen, andere haben sich von Mund zu Munde bis auf den heutigen Tag erhalten. Hier ist deren eins: das Bergmannslied. Es preist den Beruf des Bergmanns als den wichtigsten und unentbehrlichsten, weil er allen Handwerkern die Stoffe und Werkzeuge zu ihrer Arbeit liefert. Er fährt in den Bergwerken hinab in die Tiefen der Erde, schlägt mit Schlegel und Haue die Erze los und fördert Gold, Silber, Eisen, Edelsteine usw. ans Licht. Mit „Glück auf!" fährt er ein im Bergwerke. Mit Glück auf! „macht er Schicht", d. h. endet seine Arbeitszeit.

Hört nun, wie der Bergmann im Liede als Zierde der menschlichen Gesellschaft gepriesen und „erwiesen" wird.

II. **Verwertung.** 1. Mahnung. a) Verachte keinen Stand und keinen Beruf der Menschen, denn er ist fürs Ganze notwendig! b) Achte jeden Arbeiter, der fleißig und gewissenhaft ist! c) Weise nach, daß zwei Verneinungen hier nicht bejahen!

2. Verwandtes. a) Der Streit der zehn Finger. b) Die Riesentochter und der Bauersmann. c) Der Magen und die Glieder.

3. Rede- und Stilübungen. 1. Nenne andere Berufsarten der Menschen und weise nach, daß sie des Bergmannes nicht entraten können! Angabe des Grundes! 2. Beschreibe ein Bergwerk! 3. Das Leben des Bergmannes. (Eine Schilderung.) 4. Der Bergmannsgruß: „Glück auf!" Nachweis, wie bedeutungsvoll er ist. R. D.

283. Mach's ebenso!

Karl Enslin. Lebensfrühling. 3. Aufl. Leipzig 1859. S. 182.

I. **Vorbereitung.** Ein Vater ging mit seinem zehnjährigen Sohne an einem schönen Maientage hinaus in Wald und Flur, und beide freuten sich der herrlichen Natur. Da sprach der Vater: „Sieh, lieber Sohn, wir wollen uns nicht allein über die Natur freuen, sondern es ihr auch nachtun, in vielen Stücken ihr nachahmen; denn die Natur will uns in vielen Dingen ein Vorbild und eine Lehrmeisterin sein." Der Knabe aber sprach: „Das verstehe ich nicht, lieber Vater, wie die Natur mir ein Vorbild und eine Lehrmeisterin sein soll." — „Nun wohl," entgegnete der Vater, „so will ich dir es an einzelnen Werken der Natur zeigen. Höre einmal das folgende schöne Gedicht!"

II. **Unmittelbare Darbietung.** (Vorlesen des Gedichtes durch den Lehrer mit guter und richtiger Betonung.)

1. Die Sonne blickt mit hellem Schein
so freundlich in die Welt hinein.[1])
„Mach's ebenso!
Sei heiter und froh!"

2. Der Baum streckt seine Äste vor,
zur Höhe strebt er kühn empor.[2])
„Mach's wie der Baum
im sonnigen Raum!"

3. Die Quelle springt und rieselt fort,
zieht rasch und leicht von Ort zu Ort.[3])
„Mach's wie der Quell
und rege dich schnell!"

4. Der Vogel singt sein Liedlein hell,
freut sich an Sonne, Baum und [Quell.[4])
„Mach's ebenso!
Sei rüstig und froh!"[5])

III. **Erläuterungen.** 1. Die Sonne ist als Person, ihr Schein als Freundlichkeit und Liebe betrachtet. 2. Der Trieb zum Wachsen in sonnige Höhen ist das Wesen des Baumes. 3. Rastlose Bewegung des Wassers ist Wesen und Leben der Quelle. 4. Freudige, dankbare Lebenslust atmet des Vogels Gesang. 5. Mach's ebenso: Rüste dich zu dankbarer, froher, zufriedener Lebensbetätigung!

IV. **Vertiefung.** A. Grundgedanke. (Für die Oberklasse.) Die Natur in ihrem Wirken, unser Vorbild und unsere Lehrmeisterin:

1. Die Sonne: in ihrer segenspendenden Darreichung von Licht und Wärme und in ihrem Wohltun, ihrer Milde und Freundlichkeit;

2. der Baum: in seinem steten Wachstum und Ausstrecken der Zweige nach allen Seiten hin und in seinem unabweichbaren Streben in gerader Linie nach oben, nach dem Himmel;

3. die Quelle: in ihrer Reinheit, in ihrem innern Drange nach Bewegung und Wirksamkeit und ihrer unaufhörlichen Tätigkeit bis zum Ausflusse in den Strom oder ins Meer;

4. der Vogel: in seinem dem Schöpfer Lob und Dank verkündenden Gesange, in seiner Fröhlichkeit und Zufriedenheit.

B. Erweiterung der gegebenen Gedanken. Worin sollen wir der Natur als einer Lehrmeisterin nachahmen? 1. Der Sonne: a) Verbreite wie sie um dich Licht und Wärme! Licht, indem du selbst deinen Geist ausbildest und erhellest, um später andere zu erleuchten; Wärme, indem du Liebe und Wohltun um dich her verbreitest, die Nackenden bekleidest, die Hungrigen und Durstigen speisest und tränkest

und den Frierenden Herberge und Feuerung darreichest. b) Begegne allen Menschen mit Milde und Freundlichkeit, mit Wohlwollen und Leutseligkeit!

2. dem Baume: a) Wachse stetig wie der Baum, wachse wie an Alter und an Körper, so auch an Geist, an Erkenntnis und Weisheit, an rechter sittlicher Freiheit und an Zufriedenheit und gutem Gewissen! b) Suche nach allen Seiten hin deine Tätigkeit und Wirksamkeit zu verbreiten, d. i. Gutes zu stiften! c) Strebe unverrückt deinem Ziele zu nach oben, nach dem Himmel, nach allem Guten, Edlen, Hohen, Schönen!

3. der Quelle: a) Halte rein die Quelle aller deiner Gesinnungen und Handlungen: das Herz! b) Sei rastlos tätig und wirksam, sei rege und fleißig bis ans Ende = bis zum Austritt aus diesem Leben, bis zum Tode!

4. dem Vogel: a) Singe wie er deinem Schöpfer täglich Lob, Preis und Dank! b) Freue dich wie er an den Werken der Schöpfung, sei wohlgemut, fröhlich und zufrieden! R. D.

284. Warum liebst du deine Mutter so sehr?

R. Reinick. Abc-Buch für große und kleine Kinder. 4. Aufl. Leipzig 1876. S. 63. (Gekürzt.)

I. **Aufbau des Gedichtes.** Die Mutter sitzt im Stübchen am Fenster und trägt auf dem Schoße ihr 3—4jähriges Töchterlein. Das hat seine Ärmchen um den Hals der lieben Mutter geschlungen; es drückt sein Köpfchen an ihre Wange und küßt es. Da öffnet sich die Stubentür, und der heimkehrende Vater tritt herein; auch ihm lächelt das Kindlein entgegen. Er breitet seine Arme gegen das Kind aus, aber aufs neue umfaßt es die Mutter, herzet und liebkoset sie und will sie nicht lassen. Da spricht der Vater: „Kindlein, o sprich! Warum liebst du dein Mütterchen doch so inniglich?“ (so herzlich). Sprecht: Kindlein usw. — Fragend sieht das Töchterchen nach dem Vater, als wollte es mit dem Dichter sprechen: „„Das weißt du nicht? — Weil's mich hegt und pflegt (schützt, bewacht, wäscht, ankleidet, versorgt), auf den Armen mich trägt.““ Sprecht: Weil's usw. — Das Kindlein war vor einiger Zeit schwer erkrankt. Es lag in seinem Bettchen in der Fieberhitze, konnte nicht laufen und spielen, nicht rufen und schlafen. Da setzte sich die treue, gute Mutter zu ihm, wehrte ihm die garstigen Fliegen ab, gab ihm heilsame Arznei und erzählte ihm vom Monde und seinen Schäfchen, von den Englein und vom lieben Gott. Sie wachte Tag und Nacht am Bett ihres Lieblings; denn der Vater hatte dazu nicht Zeit, er mußte seinem Berufe und Geschäfte nachgehen.

Mit Gottes Hilfe war es wieder genesen; die Mutter brachte ihm Milch und Semmel, zog ihm die Kleider an und nahm es auf ihren Arm; sie drückte es voll Freude an ihr liebendes Herz, küßte die bleichen Wangen, daß sie bald wieder frisch und rot wurden.

Es spricht: „„Wacht, wenn ich bin krank, gibt mir Speis' und Trank, gibt mir Kleider und Schuh' und viel Küsse dazu.““ Sprecht: Wacht usw. — Der Vater, die Großmutter und andere haben das Kindlein auch

liebevoll gepflegt und gewartet; sobald es aber die Mutter erblickt, da jauchzet es laut auf, da streckt es die Händchen nach ihr aus und flüchtet sich auf ihren Schoß; denn nur hier meint es sich geborgen, weil es die treue Mutterliebe fühlt und ahnt. Darum spricht es weiter: „„Und ist mir so gut, wie's kein andrer tut; drum lieb' ich's so sehr, kann gar nicht sagen, wie sehr, wie sehr!"" Sprecht: Und ist mir so gut usw.

II. **Unmittelbare Darbietung.** Vorsprechen und lernen:

„Kindlein, o sprich! Warum liebst du dein Mütterlein doch so inniglich?"
Und das Kindlein spricht: „„Das weißt du nicht? —
Weil's mich hegt und pflegt, auf den Armen mich trägt,
wacht, wenn ich bin krank, gibt mir Speis' und Trank,
gibt mir Kleider und Schuh' und viel Küsse dazu,
und ist mir so gut, wie's kein andrer tut;
drum lieb' ich's so sehr, kann gar nicht sagen, wie sehr, wie sehr!""

III. **Verwertung.** 1. Rede- und Stilübungen: a) Was tut die gute Mutter? b) Was tut ein gutes Kind? c) Erzähle von dem Spiele der kleinen Kinder! d) Sprich von dem kranken Kindlein! e) Gib den Inhalt des Gedichtes an! f) Was lernst du aus ihm?

2. Ein Gegenstück. Erzählung vom Undanke der Kinder. Ein Vater hatte sechs Kinder, Söhne und Töchter; er hoffte im Alter auf ihre Liebe und Dankbarkeit, weil auch er sie treulich geliebt und versorgt hatte. Er schenkte ihnen alle seine Habe, aber lieblos und mit Undank verstieß ihn eins nach dem andern, so daß er vor Kummer starb. Welcher Gegensatz!

3. Verwandtes: a) „Großvater und Enkel" von Grimm. (Nr. 59.)

b) „Scherz und Ernst" von Güll. Das Kind kann dem Schneider die Kleider, dem Schuhmacher die Schuhe und dem Bäcker die Wecken bezahlen; aber wie steht es mit der Mutter? Ihr soll es Mühen und Sorgen vergelten; doch mit Geld läßt sich treue Mutterliebe nicht abfinden; sie kann nur durch wahre, dankbare Kindesliebe bis zum Grabe vergolten werden. (Nr. 160.)

c) Joseph ließ seinen Vater nach Ägypten kommen, stellte ihn vor Pharao und versorgte ihn.

d) Was fordert das vierte Gebot? L. Wolf.

285. Die heilige Nacht.

Volkslied aus dem Zillertale, gedichtet vom Pfarrer Joseph Mohr im Salzburgischen 1820. Melodie vom Kantor Franz Gruber son.

1. Stille Nacht! Heilige Nacht!
Alles schläft. Einsam wacht
nur das traute, hochheilige Paar.
Holder Knabe im lockigen Haar,
schlaf in himmlischer Ruh'!

2. Stille Nacht! Heilige Nacht!
Hirten erst kund gemacht
durch der Engel Halleluja,
tönt es laut von fern und nah:
„Christ, der Retter, ist da!"

3. Stille Nacht! Heilige Nacht!
Gottes Sohn, o, wie lacht
Lieb' aus deinem göttlichen Mund,
*) da uns schlägt die rettende Stund',
Christ, in deiner Geburt!

(NB. Für das Bedürfnis der einklassigen Volksschule bearbeitet.)

*) „Da" ist kein bloßes zusammenstellendes Bindewort wie „und", sondern steht an der Spitze eines Nebensatzes und gibt außerdem den Grund an, warum das Christkind im Schlafe lächelt. (Prof. Schäfer.)

I. **Vorbemerkungen und Vorbereitung.** Das Gedicht will ungemein vorsichtig angefaßt und zart behandelt sein. Eine falsche Behandlung kann geradezu das Wesen des Gedichtes zerstören und seine Wirkung illusorisch machen. Das Gedicht ist hochpoetisch und verlangt eine Behandlung, die von gleichem Geiste getragen ist.

Die Vorbereitung ist meist schon durch die Behandlung der zugrundeliegenden Tatsache im biblischen Geschichtsunterrichte gegeben. Der Lehrer dürfte also nur darauf zurückweisen. Am besten aber erzählt er die Geschichte von der Geburt Christi noch einmal, indem er sich dabei an das Bibelwort anschließt; denn die Tatsache, die uns über das irdische Leben hinausführt, ist dementsprechend in der Heiligen Schrift auch mit poetischer Verklärung dargestellt.

An diese epische Darstellung schließt sich nun die Lyrik unseres Gedichtes aufs ungezwungenste an; es gibt in verklärter Gestalt den Eindruck wieder, den die Heilstatsache der Geburt des Welterlösers auf das Gemüt hervorbringt.

II. **Unmittelbare Darbietung.** Für das Vorlesen dieses Gedichtes durch den Lehrer müssen wir ebenfalls einige Andeutungen geben. Das Gedicht ist keine epische Darstellung, wenn ihm auch eine geschichtliche Tatsache zugrunde liegt, sondern ein lyrischer Erguß, und zwar eines in den geheimnisvollen Tiefen ergriffenen, aber nicht stürmisch bewegten, sondern innig beseelten Herzens. Es ist getragen von himmlischer Ruh' und haucht göttlichen Frieden aus. Diese Grundstimmung muß den Vorleser beherrschen und ihm die rechte Weihe und den passenden Ton geben. Aber nur kein gekünsteltes Pathos!

Weiter ist auf die formelle Fassung des Gedichtes zu achten. Je tiefer das Gemüt bewegt ist, desto schneller gehen die Gedanken. Diese treten dann nicht in stetiger Entwickelung, sondern in überspringender Folge auf, so daß nur die Hauptgedanken hervortreten. Dies ist auch bei unserem Gedichte der Fall: in kurzen, gehaltvollen Sätzen wird die Tatsache dargestellt; dem Leser oder Hörer bleibt die Ausfüllung der Zwischenräume überlassen. Dabei läßt der Dichter nur die Gefühle anklingen, und diese sollen, wie eine angeschlagene Saite, ausklingen. Wir finden ähnliche Erscheinungen häufig in der Volkspoesie. Für den Vortragenden entspringt daraus die Verpflichtung, der Phantasie und dem Gefühle Zeit zu lassen, um die Zwischenräume auszufüllen. Solch ein Gedicht verlangt längere Pausen zwischen den einzelnen Gedanken, daher langsamen und ruhigen Vortrag. Selbstverständlich ist das Gedicht kurz vor Weihnachten zu behandeln.

III. **Vertiefung.** Die heilige Nacht, in der der Heiland geboren wurde, stimmt die gläubige Seele zur Andacht und Anbetung, und so ergießt sich hier ihr inneres Leben in einen erhabenen Hymnus.

Die grundlegende Tatsache wird mit wenigen, aber kräftigen Strichen gezeichnet; es wird sogar mit Worten gekargt, damit ja kein überflüssiges den gewaltigen Eindruck der Tatsache abschwäche. Die Sprache ist markig, und doch spricht sich darin ein sinniges Gemüt, ein tiefes Gefühl aus.

Die erste Strophe führt uns das glückselige Elternpaar vor mit dem friedlich schlummernden Kindlein; in der zweiten sehen wir die armen Hirten herzueilen und hören den Lobgesang der Engel, in den die ganze Schöpfung jubelnd mit einstimmt: „Heute ist uns der Heiland geboren!" Die dritte enthüllt uns das Geheimnis der göttlichen Liebe in den zwei Worten: „Gottes Sohn!" Für die verlorene Welt hat die Stunde der Erlösung geschlagen, die Stunde der Rückkehr in die ewige Heimat, das himmlische Vaterhaus.

Dies Gefühl wird noch verstärkt durch die Gegensätze: Alles schläft — das Elternpaar wacht; die Nacht, wo alles Leben ruht — das ewige Leben im neugeborenen Kindlein; das schlummernde Kind — die freudig bewegten Eltern; die armen Hirten — die Engel des Himmels; die Stille der Nacht — der Jubelruf der ganzen Schöpfung; wir, die verlorene Menschheit — die rettende Stunde schlägt. L. W. Seyffarth.

286. I. Mein Lämmchen.

Heinr. Hoffmann v. Fallersleben. 50 neue Kinderlieder. Mannheim 1845. Nr. 12. S. 17.

1. Ich hab' ein Lämmchen, weiß wie Schnee,
das geht auf grüner Weide;
das ist so fromm, das ist so gut,
tut keinem was zuleide.

2. Es suchet sich die Blümchen aus,
die gelben und die weißen,
den Quendel und den Thymian,
und wie die Kräuter heißen.

3. Und wenn's genug gefressen hat
und will nicht weiter grasen,
so lagert sich's am Erlenstrauch
wohl auf dem kühlen Rasen.

4. Und wenn der Hirt nach Hause treibt,
kommt auch mein Lämmchen wieder,
dann hüpft es in den Stall hinein
und blökt und legt sich nieder.

5. Dem Lämmchen bin ich gar zu gut,
dem Lämmchen auf der Weide,
und wer ihm was zuleide tut,
tut mir auch was zuleide.

I. **Erläuterungsfragen.** Wie ist das Lämmchen (das Junge des Schafes) gekleidet? Wann geht es auf die Weide und wann in den Stall? Nenne Tiere, die anderen was zuleide tun! Nenne gelbe und weiße Blümchen auf dem Rasen! (Löwenzahn und Gänseblümchen.) Nenne außer dem würzigen, rotblühenden Quendel oder dem Thymian noch andere Kräuter! (Ehrenpreis, Fünffingerkraut, Frauenmantel usw.) Wie ist die Lagerstätte am Erlengebüsch? Wann treibt der Hirte (Schäfer) nach Hause, und wer hilft ihm dabei? Nenne Stimmen der verschiedenen Tiere! Warum legt sich das Lämmchen nieder? Wie zeige ich dem Lämmchen, daß ich ihm gut bin, es lieb habe? Was kann jemand dem Lämmchen zuleide tun?

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Im Frühling und Sommer. Grüner Rasen mit gelben und weißen Blüten und würzigen Kräutern. Ein Bach, an dem dunkle Erlenbüsche stehen. Hirt, Hund und Herde. Nicht weit davon das Dorf. Die Tür des Schafstalles steht offen.

2. Gedankengang: Str. 1. Beschreibung des Lämmchens. Str. 2. Seine Nahrung. Str. 3. Seine Ruhe. Str. 4. Seine Heimkehr. Str. 5. Die Liebe des Kindes. Drücke den Inhalt der einzelnen Strophen in kurzen

Sätzen aus! (1. Das Lämmchen wird beschrieben. 2. Es geht auf die Weide. 3. Es ruht am Erlenbusch. 4. Es kommt abends heim in den Stall. 5. Das Kind liebt das Schäfchen sehr.)

III. **Verwertung.** Aufgaben: a) Das Lämmchen soll abends dem Kinde erzählen, wie es ihm den Tag über ergangen ist! (Diesen Morgen bin ich mit der Herde auf die Weide gegangen. Auf dem Rasen suchte ich mir weiße und gelbe Blümchen aus, rupfte sie ab und fraß sie usw. b) Suche noch andere Beispiele, wo Menschen freundlich gegen Tiere gewesen sind! (Minna fütterte die armen Vögel im Winter. Der gute Landmann nahm den Vogel am Fenster in die Stube. Die Leute gaben dem Raben, diesem schwarzen Bettelmanne, im Winter Knochen und andere Tischabfälle. Der Knabe am Vogelnest nahm die Jungen nicht aus usw.)

Vergleiche:

II. Das Lämmchen.

Von Friedrich Justin Bertuch.

1. Ein junges Lämmchen, weiß wie Schnee,
ging einst mit auf die Weide,
mutwillig sprang es in den Klee
mit ausgelassner Freude.

2. Hopp, hopp! ging's über Stock und Stein
mit unvorsicht'gen Sprüngen.
„Kind," ruft die Mutter, „Kind, halt ein!
Es möchte dir mißlingen."

3. Allein das Lämmchen hüpfte fort,
bergauf, bergab in Freuden;
doch endlich mußt's am Hügel dort
für seinen Leichtsinn leiden.

4. Am Hügel lag ein großer Stein,
den wollt' es überspringen.
Sieh da, es springt und bricht ein Bein.
Aus war nun Lust und Springen.

5. Ihr lieben, muntern Kinder, schreibt
es tief in eure Herzen:
Die Freuden, die man übertreibt,
verwandeln sich in Schmerzen.

1. Ort und Zeit. Beide Gedichte führen uns zur Sommerzeit hinaus auf eine Schafweide. Das erste Lämmchen bleibt auf der Weide, das andere springt in den Klee. Das erste ruht am Erlenstrauche, das andere springt bergauf, bergab und liegt endlich mit zerbrochenem Beine neben einem großen Steine auf dem Hügel. Das erste zieht abends heim und ruht im Stalle, das zweite muß heimgetragen werden und kann vor Schmerzen nicht schlafen.

2. Personen. Beide Lämmchen sind schneeweiß, fröhlich und geliebt, gehen auf die Weide, grasen und lassen sich's gut schmecken. Das erste ist fromm und gut, das zweite mutwillig und ausgelassen, das erste folgsam, das zweite ungehorsam, das erste vorsichtig, das zweite unvorsichtig, das erste belohnt, das zweite bestraft. Das erste tut keinem was zuleide, das zweite kränkt seine Mutter und macht sich unglücklich; das erste sucht Blumen und Kräuter, das zweite Klee; das erste ruht, als es satt und müde war, das zweite springt wild umher; das erste zieht abends nach Hause, hüpft in den Stall, blökt vor Freude und legt sich nieder, das zweite wird heimgetragen, in den Stall gelegt, wimmert vor Schmerz und kann nicht aufstehen.

3. Gedankengang: Str. 1 beschreibt das Lämmchen. Str. 2 zeigt das erste Lämmchen grasend, das zweite toll umherspringend, Str. 3 das erste ruhend, das zweite auf den Hügel kletternd, Str. 4 das erste heimziehend, das zweite mit gebrochenem Bein neben dem Steine liegend, Str. 5 das erste als Vorbild, das zweite als Warnung für die Kinder.

4. Nutzanwendung. Beide Gedichte ermuntern die Kinder zur Freude in der Natur; das erste mahnt zu Sanftmut, Gehorsam und Ordnung, das zweite warnt vor Leichtsinn, Wildheit und Ungehorsam.

P.

287. Kind und Ochse.

Wilh. Hey. 50 Fabeln für Kinder. Gotha. Nr. 15.

Kind: Ei, Ochse, worüber denkst du nach,
daß du da liegst fast den ganzen Tag
und machst so gar ein gelehrt' Gesicht?
Ochse: Hab Dank für die Ehre! So schlimm ist's nicht.
Die Gelehrsamkeit, die muß ich dir schenken;
ich halte vom Kauen mehr als vom Denken.
Und als er noch gekaut eine Weile,
er hatte nicht eben die größte Eile,
da spannten sie vor den Wagen ihn,
ein schweres Fuder sollt' er ziehn.
Das tat er auch ganz wohlgemut;
das Denken konnt' er nicht so gut.

I. **Erläuterungsfragen.** Warum richtet der Knabe an den Ochsen die Frage: Worüber denkst du nach? (Weil es ihm schien, als ob der Ochse nachsinne.) Woraus schloß dies der Knabe? (Weil der Ochse so vor sich hinsah und dabei die Augen halb geschlossen hatte.) Welche Frage richtete er daher weiter an den Ochsen? „Und machst so gar" usw. Welche Antwort gab der Ochse? Wie war die Antwort des Ochsen? (Ablehnend, aber artig und höflich.) Was teilt der Ochse dem Knaben zu, und was beansprucht er für sich? (Das Nachdenken und die Gelehrsamkeit für den Knaben, das Kauen für sich.) Warum hat der Ochse noch eine Weile fortgekaut, so er doch nicht dabei gefressen hat? (Wiederkäuer!) Welche Eigenschaft wird durch die Worte angedeutet: „Er hatte nicht eben die größte Eile"? (Seine Langsamkeit und Trägheit.) Was für ein Ochse ist er nach den folgenden zwei Zeilen gewesen? (Ein Zugochse.) Wie unterscheidet sich das Ziehen des Ochsen von dem des Pferdes? (Er zieht schwere Lasten, geht aber dabei langsamer.) Und wie vollbrachte er es? (Gern und gut, wohlgemut.) Wie heißt das Schlußurteil des kleinen Gedichtes?

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Ein schöner Herbsttag entweder in dem Ochsenstalle oder auf der Weide einer nahen Wiese am Hause des Landmannes. Der Ochse lag wiederkäuend da, und das Kind des Landmannes kam dicht zu ihm heran.

2. Gliederung des Inhaltes:

a) Fragen des Kindes, gestützt auf falsche Voraussetzung.

b) Die ehrliche und unumwundene Antwort des Ochsen.

c) Das Verhalten des Ochsen und die Aufforderung an ihn.
d) Die Lösung der Aufgabe und das Endurteil über den Ochsen.

III. **Verwertung.** 1. Lehren: a) Verlange von niemand mehr, als er seiner Natur nach vermag! b) Urteile nicht nach dem äußeren Scheine! c) Quäle nie die Tiere, die dir so treue Dienste leisten! d) Du sollst dem Ochsen, der da drischet, nicht das Maul verbinden. e) Jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert.

2. Rede- und Stilübungen. a) Vergleiche den ziehenden Ochsen mit dem ziehenden Pferde! b) Gib an, womit und woran der Ochse und womit und woran das Pferd zieht! (Mit dem Kopfe an dem Joche oder dem Stirnholze, auch Kopfholz genannt, und das Pferd mit der Brust und den Schultern am Kummet oder auch am Sielzeug.) c) Beschreibe, wie ein Ochse und wie ein Pferd an den Lastwagen gespannt wird! R. D.

288. Der Hamster und die Ameisen.

Gotthold Ephraim Lessing. Werke. Berlin (Hempel). S. 196.

I. **Vorbereitung.** Viele Tiere des Waldes und des Feldes, namentlich alle, die während des kalten und harten Winters in die Erde oder in ihre Höhlen sich zurückziehen, sammeln während des Sommers und Herbstes sich Vorräte an Lebensmitteln, damit sie in der kalten Jahreszeit, in welcher sie nicht auf Nahrung ausgehen können, nicht Hunger leiden und verderben. So sammelt die Biene oft drei-, viermal mehr Honig, als sie für sich braucht; die Eichhörnchen legen wahre Magazine von Eckern und Nüssen an; der Dachs frißt im Herbste so viel, daß er fett genug wird, um den Winter über von seinem eigenen Fette zehren zu können; der Hamster schleppt an Getreidekörnern aller Art so viel zusammen, daß er ein ganzes Jahr davon leben könnte. Nur die Ameisen sammeln nicht mehr, als sie notdürftig zu ihrem Lebensunterhalte gebrauchen. Ein Hamster nun, dessen Höhle mit den Gängen der Ameise in der Erde zusammenstieß, richtete einstmals folgende Frage an die Ameisen, woraus das nachstehende Zwiegespräch sich ergab:

II. **Unmittelbare Darbietung.** (Gutes Vorlesen der Fabel.)

„Ihr armseligen Ameisen," sagte ein Hamster, „verlohnt es sich der Mühe, daß ihr den ganzen Sommer arbeitet, um ein so weniges einzusammeln? Wenn ihr meinen Vorrat sehen solltet!" — „Höre," antwortete eine Ameise, „wenn er größer ist, als du ihn brauchst, so ist es schon recht, daß die Menschen dir nachgraben, deine Scheuern ausleeren und dich deinen räuberischen Geiz mit dem Leben büßen lassen."

III. **Vertiefung.** 1. Tätigkeiten und Eigenschaften: a) Des Hamsters. Er höhnte die Ameisen, erhob sich über sie und prahlte mit seinem Reichtum. Er war stolz, hochmütig, habsüchtig und geizig. b) Der Ameisen. Sie waren sparsam, bescheiden und genügsam. Sie tadelten den Hamster und erachteten seine Beraubung und seine Todesstrafe für völlig gerecht. 2. Grundgedanke. Die Menschen sollen zwar nach Geld und Gut streben, um in der Zeit der Not einen Sparpfennig zu haben, aber sie sollen nimmer habsüchtig und geizig sein. 3. Sprich-

wörter: Spare in der Zeit, so hast du in der Not! Geiz ist die Wurzel alles Übels. Habsucht und Geldgier sind ein Krebsschaden, der immer weiter um sich frißt. R. D.

289. Der Wald und der junge Bauer.

Nach Camerarius. Aug. Gottl. Meißner. Fabeln. Wien 1813. S. 237.

Der Besitzer eines Bauerngutes hatte unter anderm (Besitz) einen ziemlich großen Busch (= Wald), der ihm bei weitem nicht so viel Nutzen trug, als ein gleich großes Stück Ackerfeld gebracht haben würde. Er trug daher seinem ältesten Sohne auf, die Bäume abzuhauen und auszurotten. Der Jüngling ging; doch als er die ganze, weite Strecke Landes übersah, dachte er unwillig: „Dies ist eine Arbeit, mit der ich lebenslang nicht fertig werden kann." Unmutig warf er sich unter einen Baum und brachte diesen und den folgenden Tag mit Murren, Schlafen und Nichtstun zu.

So fand ihn der Vater und sah bald, worin er gefehlt. Statt auf den Ungehorsam zu schmälen (schelten), wie der Sohn schon vermutet hatte, sagte er selbst: „Du hast recht, diese Mühe ist für einen einzigen Menschen allzu groß. Aber was meinst du? Getraust du dich wohl, jenen Winkel (jene Ecke oder Strecke) von ungefähr zwanzig Schritten ins Geviert (ein Viereck, das auf jeder der vier Seiten 20 Schritte lang ist) ohne Gehilfen zu säubern (von Bäumen, Büschen und Wurzeln sauber und rein zu machen)?"

Der Jüngling war willig dazu, griff das Werk sogleich an und ward nach acht oder zehn Tagen damit fertig.

„Wie, wenn du es noch mit jenem Stücke, das nicht größer sein wird, auch versuchtest?" fragte der Vater abermals und fand gleiche Bereitwilligkeit, gleichen Erfolg. So ging es noch sechs- oder siebenmal, und ehe der Sommer verflossen war, — lag der Wald darnieder.

I. **Vermittlung des Verständnisses durch Fragen.** Was für Wald gibt es? (Busch- oder Niederwald, der nur aus Gesträuch, Hochwald, der nur aus Bäumen, gemischter Wald, der aus Büschen und Bäumen, Laubwald, der aus Laubbäumen, Nadelwald, der aus Nadelbäumen besteht.) Worin besteht der Besitz eines wohlhabenden Bauern? (Wohn- und Wirtschaftsgebäude, Gärten, Ackerfeld, Wiesen, Wald.) Warum nützt ein gleich großes Stück Land mehr als Ackerfeld denn als Wald? Welche Landstrecken sind meist Wald? (Steinige, unfruchtbare, hochgelegene.) Wie und wann verwandelt man Wald in Ackerfeld? Warum hatte der Sohn nicht den Mut, die Arbeit anzufangen? Warum schalt der Vater nicht? Was kann uns den Mut und die Lust zu einer Arbeit nehmen? (Die Größe, Schwere, Erfolglosigkeit.) Warum getraute sich der Sohn, die kleinere Strecke urbar oder anbaufähig zu machen? (Er übersah die Arbeit, konnte sie mit seiner Kraft messen und durfte in kurzer Zeit auf einen Erfolg hoffen.) Was heißt: der Vater fand mit dem zweiten Stücke „gleiche Bereitwilligkeit, gleichen Erfolg"?

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Ein Wald, aus Bäumen und Gebüsch bestehend, im Sommer. Felder grenzen daran. In geringer Entfernung sieht man einen Bauernhof mit seinen Gebäuden und Gärten. Am Waldrande steht ein junger Mann mit der Axt, daneben sein Vater, der mit dem Finger ein Stück Wald zeigt und abgrenzt. Eine Anzahl Bäume sind umgehauen. Es liegen da Haufen von Wellen, Scheitklaftern und Wurzelstöcken.

2. Personen. Der Vater ist ein guter Landwirt, denn er verwertet den Boden auf die nützlichste Weise. Er überschätzt die Einsicht des Sohnes, da er ihm eine scheinbar zu große Arbeit aufträgt, erkennt aber klug seinen Fehler, erbittert den Sohn nicht durch Vorwürfe, sondern macht ihm Mut durch Teilung der Arbeit. Der Sohn ist kurzsichtig und unerfahren, denn er sagt sich nicht, daß jedes Ganze aus Teilen besteht, und daß Geduld alle Schwierigkeiten überwindet. Er ist mißvergnügt über die große Arbeit, unzufrieden mit dem Vater, ohne Mut und Kraft, eine schwere, weitaussehende Arbeit anzufangen, aber er ist willig, voll Lust und Eifer, als er die Arbeit übersehen und ihr Ende absehen kann.

3. Gedankengang: I. Der Auftrag des Vaters. II. Die Mutlosigkeit des Jünglings. III. Die Einsicht des Vaters. IV. Der Arbeitserfolg des Sohnes. Grundgedanke: Teile und herrsche! (Divide et impera!)

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung und Verwandtes. Steter Tropfen höhlt den Stein. Geduld überwindet alles. Geh Schritt für Schritt, Erfolg geht mit! Lust und Liebe zu einem Dinge macht alle Mühe und Arbeit geringe. Klein zu klein, so baut der Vogel das Nestchen sein. (Petit à petit, l'oiseau fait son nid.) Rom ist nicht in einem Tage erbaut worden. Mit der Zeit pflückt man Rosen. — Der griechische Redner Demosthenes hat durch die größte Ausdauer alle Hindernisse (Stottern, schwache Stimme, Zucken mit den Schultern) überwunden und sich zu einem der größten Redner aller Zeiten ausgebildet.

2. Rede- und Stilübungen: a) Suche Beispiele von Ausdauer in der Arbeit, wo eine kleine Kraft nach und nach eine große Wirkung ausübt! b) Wie verwertet der Bauer den Grund und Boden? c) Nachbildung: Ein Knabe soll ein langes Gedicht auswendig lernen. Er weint und fängt gar nicht an. Der Lehrer gibt ihm täglich bloß eine Strophe auf usw. P.

290. Dieb und Hund.

Wilh. Hey. Noch 50 Fabeln. Gotha o. J. Nr. 30

I. **Aufbau der Fabel.** Es ist Nacht. Auf einem Bauernhofe schreitet der Hund als treuer Wächter auf und ab. Horch! Da nähern sich leise Schritte der Mauer, die den Hof einfaßt, und es klettert jemand an der Mauer in die Höhe. Der Hund stutzt, steht still, horcht und schaut scharf nach der Stelle, von wo das Geräusch kam. Plötzlich erscheint auf der Mauer ein Mann, der in den Hof steigen, in das Haus einbrechen und stehlen will. Der treue Hund hat in dem fremden Manne gleich einen Dieb erkannt und fängt wütend an zu bellen. Der Dieb will den Hund beruhigen und gibt ihm die besten, schönsten Worte. Wie wird er sagen? „Sei still, liebes Hündchen! Belle doch nicht so! Ich will dir ja kein Leid tun!" Ja, aus der Tasche zieht der Dieb eine schöne Bratwurst und hält sie dem Hunde hin. Wie wird er dazu sagen? „Ich will dir

diese schöne Bratwurst geben. Wenn du gescheit (klug) bist, so lässest du sie dir schmecken und bellst nicht mehr."

Wir wollen die Lockung des Diebes so lernen: „Still, Hündchen, still und sei gescheit! Bell nicht! Ich tu' dir ja kein Leid, will dir eine schöne Bratwurst geben."

Was wird der Hund auf die Lockung tun? „Er wird nicht folgen, die Bratwurst nicht nehmen." Zu seinem Glück; denn der Dieb hat sie gewiß erst vergiftet, um den Hund zu töten und ihn so zum Schweigen zu bringen. Wie wird der Hund kurz antworten: „Nein! Mit nichten!" Was tut er weiter? „Er bellt fort." Denn was hat er sehr wohl gesehen und erkannt? „Daß der Mann auf dem Hofe stehlen will." Welchen Zweck hatte das Schöntun (Schmeicheln) des Diebes? „Den Hund zum Schweigen zu bringen."

Wir lernen die Antwort des Hundes so: „Mit nichten! Darum bell' ich eben. Ich seh's, du willst nur stehlen hier, darum tust du so schön mit mir."

Was tut der treue Hund weiter? „Er bellte." Wie wohl? „Recht laut, mit Macht; so sehr er konnte." In der Nacht ist alles still; welche Wirkung hatte da das Bellen? „Man hörte es weithin."

Lernt: „Der Hund, der treue, bellte mit Macht, das hörte man weithin durch die Nacht."

Was geschah im Hause drinnen? „Die Leute wachten auf." Was zündeten sie an? „Ein Licht." Was merkte da der böse Dieb? „Daß er nicht stehlen konnte." Was tat er? „Er lief oder schlich fort, von hinnen."

Lernt: „Es erwachten die Leute im Hause drinnen. Da schlich sich der böse Dieb von hinnen."

Der Hund war so wachsam und treu; was wird der Dieb nicht wieder versuchen? „Wiederzukommen, in dem Hause zu stehlen." Warum? „Er fürchtete sich vor dem Hunde." Alles war nun wieder ruhig und sicher; was konnte da der gute Hund auch tun? „Er konnte sich still in seine Hütte niederlegen."

Lernt: „Und fürchtete sich und kam nicht wieder; still legte der gute Hund sich nieder."

II. Zusammenhängender Vortrag.

Dieb: Still, Hündchen, still und sei gescheit!
Bell nicht! Ich tu' dir ja kein Leid,
will dir eine Bratwurst geben.

Hund: Mit nichten! Darum bell' ich eben.
Ich seh's, du willst nur stehlen hier,
darum tust du so schön mit mir.

Der Hund, der treue, bellte mit Macht,
das hörte man weithin durch die Nacht.
Es erwachten die Leut' im Hause drinnen;
da schlich sich der böse Dieb von hinnen
und fürchtete sich und kam nicht wieder.
Still legte der gute Hund sich nieder.

P.

291. Die Schuhe.

Christoph v. Schmid. Kurze Erzählungen. München 1872. S. 101.

Der arme Meinrad hütete die Ziegen. Sein Lohn war aber so gering, daß er sich nicht einmal Schuhe anschaffen konnte. Es fror ihn sehr an den Füßen; denn es war bereits spät im Herbste und das Wetter sehr naß und kalt.

Da kam ein Mann aus dem Gebüsche, der wegen Diebstahl schon ein paarmal in das Zuchthaus gesperrt worden war, und sagte: „Mein Handwerk ist ziemlich einträglich. Geh zu mir in den Dienst, so laß' ich dir neue Schuhe machen! Dann darfst du dich nicht mehr so quälen und nicht mehr im Kote barfuß gehen." Allein der Knabe antwortete: „Nein! Ich will lieber barfuß gehen und ehrlich bleiben, als mir durch Unrecht das reichlichste Auskommen erwerben; denn es ist doch besser, sich die Füße mit Kot beschmutzen, als mit den Händen Böses tun und die Seele mit schlechten Taten beflecken."

Arm, doch ehrlich und gerecht,
das ist mehr als reich — und schlecht.

I. **Erläuterungsfragen.** Warum heißt Meinrad arm? Warum sucht er sich nicht einen einträglicheren Dienst? Wodurch wird das Wetter im Spätherbst (November) naß und kalt? Warum werden Diebe ins Zuchthaus gebracht? Was machte den Mann schon verdächtig? Was wußte Meinrad von ihm? Welches ist das Handwerk des Mannes? Warum war es einträglicher (trägt oder bringt mehr ein)? Wozu wollte der Mann den Knaben verleiten? Mit welchen drei Versprechungen lockte er ihn? (Schuhe — bequeme Arbeit — mehr Lohn.) Wozu wollte der Dieb den Knaben gebrauchen? Warum kann Gott das Verborgene ans Licht bringen? Wie hat der Mann erfahren, daß Gott das Böse straft? Welche doppelte Beschmutzung (Verunreinigung) gibt es? Welches ist die geringere?

II.. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Es ist im Spätherbst, das Wetter nebelig und kalt. Am Rande eines Waldes weidet ein Knabe eine Ziegenherde. Er muß viel laufen und wehren, um die lustigen, eigensinnigen Tiere zusammenzuhalten. Der Knabe ist ärmlich gekleidet und geht barfuß. Aus dem halb entblätterten Gebüsche tritt ein Mann von verdächtigem Aussehen. Er fängt mit dem kleinen Ziegenhirten ein Gespräch an.

2. Gedankengang: I. Meinrads armselige Lage. II. Die Lockung des Diebes. III. Die Abweisung des Versuchers. — Grundgedanke: Ehrlich währt am längsten. Besser arm in Ehren als reich in Schande.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Das Glück steckt nicht in schönen Kleidern und Schuhen, in Bequemlichkeit und gutem Einkommen, sondern in der Zufriedenheit und in einem guten Gewissen. — Unrecht Gut gedeihet nicht. — Unrecht schlägt seinen eigenen Herrn. — Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen. — Wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht!

2. Verwandtes. Joseph ließ sich lieber in das Gefängnis werfen, als daß er in eine Sünde gewilligt hätte. — Der alte Eleasar starb lieber einen qualvollen Tod, als daß er das väterliche Gesetz übertreten

hätte. — Jesus widerstand der dreifachen Lockung des Satans. — Die ersten Menschen erlagen der Versuchung, fielen in Sünde und Elend.

3. Rede- und Stilübungen: a) Meinrad erzählte den Vorgang seiner Mutter. b) Ein wohlhabender Mann hat von der Ehrlichkeit und Armut Meinrads gehört, schickt ihm ein Paar Schuhe und bietet ihm einen guten Dienst an. (Briefform.) P.

292. I. Die Schildkröte und der Adler.

Nach Äsop. Von Aug. Gottl. Meißner Sämtl. Werke. 6. Bd. Fabeln. Wien 1813. S. 164.

Die Schildkröte kam auf den sonderbaren Einfall[1]), den Flug erlernen zu wollen, und bat sich vom Adler Unterricht darin aus. Vergebens stellte dieser ihr vor, daß ein solcher Vorsatz widersinnig sei[2]), und daß ihr jedes Erfordernis dazu gebreche.[3]) Je mehr er Schwierigkeiten machte, je hartnäckiger bestand sie darauf[4]), es wenigstens einmal zu versuchen.

Endlich, ihres Ungestümes müde[5]), — nachdem er ihr wirklich alles gezeigt, was sich nur zeigen ließ, aber sie auch nochmals gewarnt hatte, das Unmögliche nicht zu wagen — führte er sie einst mit sich in die Luft[6]) und ließ sie fallen[7]), als er ungefähr die Höhe eines Turmes erreicht hatte.

Der Erfolg bestätigte seine Vorhersage; die Unglückliche zerschmetterte, als sie herab zur Erde kam.[8])

Strebe nie nach Dingen, welche die Natur dir verweigerte! Bemühungen dieser Art sind sträfliche Eitelkeit, die stets zur Schmach — ja nicht selten zum Verderben führt.

I. **Vermittlung.** 1. Ein Einfall ist ein plötzlich in unserem Geiste aufsteigender Gedanke, hier ein Begehren, ein Entschluß, das Fliegen erlernen zu wollen. 2. Ein Vorsatz ist widersinnig, wenn seine Ausführung nach den Gesetzen der Natur rein unmöglich ist und 3. jede Vorbedingung zu seiner Verwirklichung uns gebricht = fehlt und mangelt. 4. Beharrlicher Widerstand erzeugt erhöhtes, leidenschaftliches Begehren. 5. Endlich dem fortwährenden Drängen nachgebend, ergriff der Adler mit seinen Klauen die Schildkröte, 6. flog mit ihr zur Höhe, 7. ließ sie aus seinen Klauen los, 8. und die Unglückliche zerbarst beim Niederschlagen auf den harten Erdboden.

II. **Vergleichung:**

II. Die Schildkröte und der Adler.

Äsops und anderer weisen Meister Fabelschatz von Karl Wild. Stuttgart 1868. S. 80.

(In vielen Lesebüchern kommt die Fabel in dieser Lesart vor:)

Eine Schildkröte war mit ihrem Stande gar nicht mehr zufrieden; daß sie immer auf der Erde umherkriechen mußte, kam ihr gar zu niedrig vor, und sie wollte gerne höher hinaus. Da ging sie zu einem Adler und bat ihn, er möchte sie doch auch das Fliegen lehren. Der Adler widerriet ihr solches Begehren mit den Worten: „Das kommt mit deiner Natur und deinem ganzen Bau nicht überein."

Aber die Schildkröte ließ nicht ab, ihn zu bitten, und sagte: „Ich will gewiß recht aufmerksam und gelehrig sein."

Darauf nahm sie der Adler zwischen seine Klauen und flog mit ihr in die Höhe. Als er hoch in der Luft war, sprach er: „Nun schicke dich an zum

Fliegen; du hast schon an mir gesehen, wie man es machen muß!" Er ließ die Schildkröte los, diese aber fiel aus beträchtlicher Höhe herab auf einen Felsen, zerschellte und mußte unter großen Schmerzen sterben.

a) In beiden Fabeln wird von der Schildkröte, einem plumpen und schwerfälligen Tiere, erzählt, daß sie fliegen lernen wollte; M. = Meißner gibt als Triebfeder zu diesem Vorsatze nur einen sonderbaren Einfall, einen zufälligen Wunsch an; W. = Wild hingegen nennt als Beweggrund zu diesem Entschlusse die Unzufriedenheit mit dem niederen Stande und mit dem steten, langsamen Umherkriechen auf der Erde. b) In beiden Fabeln wird gesagt, daß die Schildkröte einen Adler, den König der Vögel, gebeten habe, sie das Fliegen zu lehren, und daß der Adler nicht sogleich auf ihren Wunsch eingegangen sei. c) Bei M. stellt ihr der Adler vor, wie widersinnig ihr Vorsatz sei, und daß ihr jedes Erfordernis dazu fehle. Bei W. widerrät er ihr solch Begehren und sagt: „Das kommt mit deiner Natur und deinem ganzen Bau nicht überein." d) In beiden Fabeln wird hervorgehoben, daß die Schildkröte so lange den Adler durch ihr Bitten bestürmt habe, bis er ihren Wunsch erfüllte. Mit welchen Worten drückt dies M. und mit welchen W. aus? e) M. erzählt, daß der Adler ihr alles gezeigt und sie nochmals gewarnt habe. W. erwähnt hiervon nichts. f) M. sagt, daß der Adler sie mit in die Luft bis zur Höhe eines Turmes genommen habe. W. bestimmt die Höhe nicht genauer. Dagegen läßt er oben in der Luft den Adler mit der Schildkröte sprechen, was bei M. nicht der Fall ist. g) M. sagt: „er ließ sie fallen", W.: „er ließ sie los". Bei M. fällt sie überhaupt nur zur Erde und zerschmettert, bei W. auf einen Felsen, wo sie zerschellt und unter großen Schmerzen stirbt. h) M. fügt der Fabel am Schlusse eine Lehre hinzu, W. aber nicht.

III. **Verwertung.** Was sollen wir aus dieser Fabel lernen? a) Wir sollen mit unserem Stande und unserem Schicksalslose zufrieden sein. b) Wir sollen keinen Stand und namentlich nicht den Arbeiterstand für gering erachten, c) sondern erwägen, daß ein jeglicher Stand in seiner Art löblich und notwendig ist. d) Wir sollen nicht zu hoch hinaus wollen, nicht stolz und hochmütig sein. e) Wir sollen erwägen: Wer zu hoch steigen will, der fällt desto tiefer und härter. f) Wir sollen nicht nach Dingen streben, die zu erreichen uns nach den Gesetzen der Natur unmöglich ist. g) Wer es dennoch tut, verfällt in sträflichen Hochmut, der stets zu Schmach und Schande und nicht selten ins Verderben führt. h) Hochmut kommt vor dem Falle. R. D.

293. Von den Engeln.

Rud. Löwenstein. Kindergarten. 2. Aufl. Berlin. S. 5.

1. Nun laß dir erzählen, mein liebes Kind, wie schön die guten Engel sind! Sie sind so hell von Angesicht wie Erd' und Himmel im Frühlingslicht; sie haben Augen gar blau und klar und ewige Blumen im goldigen Haar, und ihre raschen Flügelein, die sind von silbernem Mondenschein. Bei Tag und Nacht schweben die Engel in solcher Pracht.

2. Nun laß dir erzählen, mein liebes Kind, wie die Englein fliegen leis und lind! So leis, als der Schnee vom Himmel fällt, so leis, als der Mond zieht über die Welt, so leis, als der Keim aus der Erde sprießt, so leis, als der Duft durch die Lüfte fließt, so leis, als vom Baume weht das Blatt, so leis, als das Licht über Land und Stadt: so leis und lind fliegen die Englein, mein liebes Kind.

3. Nun laß dir erzählen, mein liebes Kind, wozu die guten Engel sind! Wo ein Armer betet in seiner Not, da bringen sie in das Haus ihm Brot; wo beim kranken Kinde die Mutter wacht, da nehmen des Kindleins sie in acht; und wo in Gefahren ein Guter schwebt, wo jemand weinet, jemand bebt, dahin geschwind gehen die Englein, mein liebes Kind.

4. Und willst du, mein Kind, die Englein sehn, das kann auf der Erde wohl nicht geschehn; doch wenn du hier lebst fromm und rein, wird stets ein Engel um dich sein, und wenn dereinst dein Auge bricht, du nicht mehr erwachest zum Tageslicht, dann wirst du ihn schauen, er winkt dir still, dann folg' ihm, wohin er dich führen will. Im Himmelsschein wirst du dann selber ein Engel sein.

Vorbemerkung. Diese liebliche Dichtung muß mit einem pietätvollen und kindlich gläubigen Herzen behandelt werden. Um ihren zarten Duft nicht mit ungeschickter Hand abzustreifen, erläutere man nur die dunklen Stellen, wie z. B. ewige, d. i. unverwelkliche Blumen; goldiges Haar, nicht Haar von Gold, sondern wie Gold glänzendes Haar. Um den Widerspruch zwischen Str. 1 und 4 zu beseitigen, ändere man ein wenig die Überschriften der beiden Strophen. Die Disposition der Dichtung ist klar und durchsichtig:

I. Wie sich die Menschen das Aussehen und die Gestalt der Engel denken und ausmalen. (Die fünf einzelnen Punkte ergeben sich aus dem Texte.)

II. Wie leis und lind die Englein fliegen. (An diesen zarten und so tiefpoetischen Worten, die Antwort auf die aufgeworfene Frage geben, deutle der Lehrer gar nicht herum. Er begnüge sich damit, die Antworten einzeln mit richtiger Betonung und mit ungekünsteltem Gefühle von den Schülern nachlesen zu lassen. Beim Vorlesen mache er durch markiertes Sprechen auf die vorhandene Alliteration aufmerksam: „so leis, als vom Baume weht das Blatt, so leis, als das Licht über Land und Stadt" usw.)

III. Welches ihr Zweck und ihre Bestimmung ist. (Antwort a—d ergibt sich aus dem Texte.) Der Lehrer lasse die Schüler den Erfahrungssatz finden: Gott bedient sich auf Erden oft guter Menschen, die in seinem Auftrage Engelsdienste verrichten müssen.

IV. Was gute Kinder von den Englein zu erwarten haben: a) Sie sind hier auf Erden unsichtbar, b) aber wenn du fromm bist, sind sie um dich Tag und Nacht usw. c) Schluß. d) Bestätigung in der Heiligen Schrift: Ps. 34,8. Der Engel des Herrn lagert sich um die her, so ihn fürchten, und hilft ihnen aus. Ebr. 1,14. Sind sie nicht allzumal dienstbare Geister, ausgesandt zum Dienste um derer willen, die ererben sollen die Seligkeit? Ps. 91, 11 und 12. Er hat seinen

Engeln befohlen über dir, daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen; daß sie dich auf den Händen tragen und du deinen Fuß nicht an einen Stein stößest. R. D.

294. Der Bock und der Fuchs.

Nach Äsop. Karl Wild. Äsops und anderer weisen Meister Fabelschatz. Stuttgart 1868. S. 75.

Ein Bock und ein Fuchs hatten einmal großen Durst. Da kamen sie an einen Brunnen, aber das Wasser war tief, und sie mußten, um trinken zu können, hinabsteigen. Als sie den Durst gelöscht hatten, sagte der Bock: „Wie kommen wir nun wieder hinaus?" Der Fuchs besann sich nicht lange, sondern sagte: „Stelle dich auf die hintern Füße und halte dich mit den vordern an die Mauer! Ich steige dann über deinen Rücken hinaus, und wenn ich draußen bin, will ich dir auch hinaushelfen." Der Bock tat also; aber als der Fuchs glücklich draußen war, sprang er vor Freude umher, ohne sich weiter um den Bock zu kümmern. Dieser erinnerte ihn an sein Versprechen, aber der Fuchs sagte: „Mein Freund, hättest du so viel Verstand als Haare im Barte, so hättest du bedacht, wie du herauskommen magst, ehe du hineingestiegen bist."

Mit diesen Worten ging er lachend fort als ein Schalk und Wortbrüchiger.

I. **Erläuterungsfragen.** Was muß das für ein Brunnen gewesen sein? (Ein völlig offener, ohne Brüstung und von geringer Tiefe.) Drücke den Satz: „Das Wasser war tief" richtiger aus! (Das Wasser stand zu tief.) Was mußten sie daher tun? Woran dachte der Bock nun erst, als er seinen Durst gelöscht hatte? (An das Wiederherauskommen.) Wer hatte sich das schon vorher überlegt? Welchen Rat gab der Fuchs dem Bocke? Und welches Versprechen? Was tat der Bock mit der Forderung und was mit dem Versprechen des Fuchses? Was aber tat der Fuchs, als er sich mit Hilfe des Bockes gerettet hatte? Und wie handelte er, als ihn der arme, im Brunnen sitzende Bock an sein Versprechen erinnerte?

II. **Mahnung.** 1. Man soll dem Versprechen eines Fuchses, das ist eines schlauen und listigen Menschen, nicht glauben und Vertrauen schenken. 2. Man soll bei allen Unternehmungen bedenken, wie man sich wieder daraus zurückziehen kann. 3. Bei allem, was du tust, bedenke das Ende! 4. Vorgetan und nachbedacht hat manchen in groß Leid gebracht. 5. Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um. R. D.

295. Das Pferd und der Esel.

J. Wilh. Ludwig Gleim. Werke. Hildburghausen. B. H. S. 89.

Einst trug auf seinem schmalen Rücken
ein Esel eine schwere Last,
die fähig war, ihn tot zu drücken.
Ein ledig Pferd ging neben ihm. „Du hast
auf deinem Rücken nichts," sprach das geplagte Tier,
„hilf, liebes Pferdchen, hilf, ich bitte dich, hilf mir!"
„Was? helfen?" sagt' der grobe Gaul,
„du bist der rechte Gast, du bist ein wenig faul.
Trag zu!" — „Ich sterbe, liebes Pferd.
Die Last erdrückt mich, rette mich!
Die Hälfte wär' ein Spiel für dich."
„Ich kann nicht!" sprach das Pferd.

Kurz, unter dem zu schweren Sack
erlag der Esel. Sack und Pack
schmiß man dem groben Rappen auf,
des Esels Haut noch obendrauf.

I. **Erläuterungsfragen.** Wie drückt man mit anderen Worten aus: a) schmaler Rücken? b) „die fähig war"? c) ein ledig Pferd? d) das geplagte Tier? (überladene.) e) grober Gaul? f) der rechte Gast? g) ein wenig faul? h) ein Spiel für dich? Wie hätte das Pferd anstatt „Ich kann nicht" eigentlich sagen müssen? („Ich will nicht.") Was heißt „erlag der Esel"? Was versteht man unter „Sack und Pack"? Wähle einen edleren Ausdruck für „man schmiß auf"! Welche Farbe hat ein Rappe? Nenne andere Pferde nach der ihnen eigenen Färbung! (Schimmel, Fuchs, Brauner, Falbe, Schecke usw.)

II. **Mahnung.** Hilf anderen ihre Last mittragen, damit du sie endlich nicht ganz und allein zu tragen hast! Sei gegen jedermann hilfreich und gut!

III. **Rede- und Stilübungen.** a) Vergleiche die Tätigkeiten und Eigenschaften des Esels mit denen des Pferdes! Das Pferd war ledig, während der Esel schwer beladen war. Der Esel bat herzlich und dringend. Das Pferd lehnte seine Beihilfe herzlos ab. Der Esel war höflich, das Pferd grob. Der Esel war zum Sterben müde und bat noch einmal. Das Pferd hatte für seine herzliche Bitte nur Hohn und Spott. Der Esel erlag und starb unter seiner Last. Nun mußte das Pferd die Last allein tragen und die abgezogene Eselshaut noch dazu.

b) Der Gärtner und der Großgrundbesitzer. Eine Nachbildung. Ein Gärtner, der nur ein Grundstück von wenigen Morgen besaß, das durch den Strom, an dem es lag, sehr gefährdet war, bat seinen Nachbar, der neben ihm stromab 100 Hektar Land und Wiese besaß, um seine Beihilfe, um einen Schutzdamm (Buhne) gegen das Reißen des Stromes am Ufer zu bauen. Grobe, abschlägige Antwort. Das Hochwasser kommt, nimmt die wenigen Morgen des Gärtners mit hinweg, reißt aber auch die Wiesen des Gutsbesitzers mit fort und versandet noch obendrein seine Äcker. R. D.

296. Gott der Herr.

Wilh. Hey. Noch 50 Fabeln für Kinder. Gotha. Anhang. S. 16.

I. **Vorbereitung und Vorlesen.** Eine böse Seuche kam einst in das Land und tötete, wie der Würgengel in Ägyptenland, viele Leute. So starben auch einem armen Mädchen Vater und Mutter, und es war nun ganz allein in der Welt. Traurig stand es am Grabe der lieben Eltern. Ach, wie einsam, verlassen und unglücklich fühlte sich die arme Waise! Sie weinte und klagte: „Niemand kennt mich; niemand will etwas von mir wissen; niemand bekümmert sich um mich. O läge ich nur im Grabe bei meinen Eltern!" Da nahete sich eine fromme Frau, der das einzige Töchterlein gestorben war, der armen Waise, faßte sie an der Hand und sprach: „Weine nicht mehr! Du bist nicht mehr allein und verlassen.

Ich will hinfort deine Mutter sein. Sieh nach oben, wo jetzt deine Eltern und mein liebes Kind sind! Da wohnt Gott der Herr. Er weiß und ordnet alles und vergißt keins seiner Geschöpfe. Er hat mir befohlen in meinem Herzen, daß ich mich über dich erbarmen soll. Kennst du nicht das schöne Gedicht von seiner Fürsorge für alle?"

1. Weißt du, wieviel Sterne stehen an dem blauen Himmelszelt?
Weißt du, wieviel Wolken gehen weithin über alle Welt?
Gott der Herr hat sie gezählet, daß ihm auch nicht eines fehlet
an der ganzen großen Zahl.

2. Weißt du, wieviel Mücklein spielen in der hellen Sonnenglut?
Wieviel Fischlein auch sich kühlen in der hellen Wasserflut?
Gott der Herr rief sie mit Namen, daß sie all' ins Leben kamen,
daß sie nun so fröhlich sind.

3. Weißt du, wieviel Kinder frühe stehn aus ihrem Bettlein auf,
daß sie ohne Sorg' und Mühe fröhlich sind im Tageslauf?
Gott im Himmel hat an allen seine Lust, sein Wohlgefallen,
kennt auch dich und hat dich lieb.

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Ein Friedhof an einem Sommerabend. Das Abendrot verglüht im Westen. Der blaue Himmel liegt wie ein Zelt über der Erde. Leichte Wolken ziehen über ihn hin. Ein Stern nach dem anderen taucht auf. Ein Bach fließt am Friedhofe vorüber. Lustig hüpfen die Fische aus der Flut in die Höhe. Mückenschwärme spielen über dem Wasser in der Luft. Im Dorfe tönt die Abendglocke und ruft die Kinder in ihre Bettchen.

2. Gott ist allwissend; denn er kennt alle seine Geschöpfe mit Namen, hat sie gezählet, und keins kann ohne sein Wissen und seinen Willen fehlen. Er ist allmächtig, denn er hat sie alle geschaffen und sorgt für alle. Er ist gütig und liebevoll, denn er erbarmt sich über alle Kinder, gibt ihnen Speise und Freude und behütet sie.

3. Gedankengang. Str. 1. Gott der Herr hat die Sterne und Wolken am Himmel gezählet. Str. 2. Er hat die Mücken in der Luft und die Fischlein im Wasser geschaffen und macht sie fröhlich. Str. 3. Er kennt alle Kinder, auch dich, liebt, versorgt und beschützt sie. — Gott sind alle seine Werke bewußt von der Welt her. Er macht fröhlich, was da webet, beide, des Morgens und des Abends.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung und Verwandtes. Vertrau auf Gott und laß ihn walten; er kann und wird dich wohl erhalten! — Befiehl du deine Wege —: „Der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden, wo dein Fuß ruhen kann." — Kauft man nicht zwei Sperlinge um einen Pfennig? Doch fällt derselben keiner auf die Erde ohne euren Vater. Nun aber sind eure Haare auf dem Haupte alle gezählt.

2. Rede- und Stilübungen: a) Wie zeigen Mücken, Fische und Kinder ihre Fröhlichkeit? b) Welche Sorgen und Mühen können Kinder im Laufe eines Tages haben? c) Warum heißt der Himmel „Zelt", der Sonnenschein „Glut", das Wasser „Flut", die Stunden des Tages „Tageslauf", Gottes Lust „Wohlgefallen"? P.

297. Die Sterntaler.

Brüder Grimm. Kinder- und Hausmärchen. 11. Aufl. Gr. Ausgabe. Berlin 1875. S. 555.

Es war einmal ein kleines Mädchen, dem war Vater und Mutter gestorben, und es war so arm, daß es kein Kämmerchen mehr hatte, darin zu wohnen, und kein Bettchen mehr, darin zu schlafen, und endlich gar nichts mehr als die Kleider auf dem Leibe und ein Stückchen Brot in der Hand, das ihm ein mitleidiges Herz geschenkt hatte. Es war aber gut und fromm. Und weil es so von aller Welt verlassen war, ging es im Vertrauen auf den lieben Gott hinaus ins Feld. Da begegnete ihm ein armer Mann, der sprach: „Ach, gib mir etwas zu essen, ich bin so hungrig!" Es reichte ihm das ganze Stückchen Brot und sagte: „Gott segne dir's!" und ging weiter. Da kam ein Kind, das jammerte und sprach: „Es friert mich so an meinem Kopfe, schenke mir etwas, womit ich ihn bedecken kann!" Da tat es seine Mütze ab und gab sie ihm. Und als es noch eine Weile gegangen war, kam wieder ein Kind und hatte kein Leibchen an und fror, da gab es ihm seins, und noch weiter, da bat eins um ein Röcklein, das gab es auch von sich hin. Endlich gelangte es in einen Wald, und es war schon dunkel geworden, da kam noch eins und bat um ein Hemdlein, und das fromme Mädchen dachte: „Es ist dunkle Nacht, da sieht dich niemand, du kannst wohl dein Hemd weggeben," und zog das Hemd ab und gab es auch noch hin. Und wie es so stand und gar nichts mehr hatte, fielen auf einmal die Sterne vom Himmel und waren lauter blanke Taler; und ob es gleich sein Hemdlein weggegeben, so hatte es ein neues an, und das war vom allerfeinsten Linnen. Da sammelte es sich die Taler hinein und war reich für sein Lebtag.

I. **Darbietung und Vertiefung.** 1. Gliederung des Inhaltes. a) Die Armut und Verlassenheit des Mädchens. b) Seine Herzensgüte und Frömmigkeit. c) Sein unbegrenztes Vertrauen auf Gott. d) Seine selbstlose, alles opfernde Liebe gegen Notleidende. e) Der himmlische Lohn für sein Erbarmen, seine Gutherzigkeit und seine werktätige Liebe.

2. Eigenschaften und Tätigkeiten des Mädchens. Das Mädchen war sehr arm, denn es hatte keine Wohnung, kein Obdach und kein nächtliches Lager mehr. Es besaß nur noch das Allernotwendigste, die Kleider, die es eben trug, und ein Stück Brot, vom Mitleid ihm gereicht. Das Mädchen war von aller Welt verlassen, war eine Waise, denn Vater und Mutter waren ihm gestorben. Es fühlte sich aber nicht unglücklich, es klagte und murrte nicht, denn es war gut und fromm und hatte ein unbegrenztes Gottvertrauen. Es war aber auch barmherzig und hilfreich gegen Notleidende, die noch ärmer als es selbst waren. Es gibt sein ganzes Brot dem armen Manne, seine Kleider: die warme Mütze, das Jäckchen, das Röckchen und endlich sogar das Hemdlein noch ärmeren Kindern, als es selbst war. Es gibt schnell, willig und gern. Es denkt dabei gar nicht an sich selbst, an seine Armut und Not, sondern nur an die seiner Nächsten. Und als es endlich sein Letztes, sein Hemdlein, hingeben soll, da läßt es sich hierzu nicht von der Kälte, die es nun selbst erleiden muß, bestimmen, sondern allein von seiner Schamhaftigkeit, die nun gegenstandslos geworden, da es völlig dunkel und Nacht ist, so daß es sich nun nicht zu schämen braucht. Das Mädchen empfängt sogleich den himmlischen wunderbaren Lohn für seine opferfreudige Güte: Sterne fallen vom Himmel und werden zu großen Silbertalern, und es empfängt ein neues,

langes und feines Hemdlein, in dem es seinen erhaltenen Reichtum bergen kann.

3. Grundgedanke. Die selbstlose, alles aufopfernde Liebe findet am Throne Gottes reichen himmlischen Lohn. Wahre Liebe rechnet nicht, sie hilft, sie gibt alles dahin.

II. **Verwertung.** 1. Verwandtes. Als unser Herr und Heiland alles für seine Mitmenschen dahingegeben hatte: seine Gottheit, seine Herrlichkeit, seine Familie, seine Freiheit, seine Kleider, um welche die Kriegsknechte das Los geworfen hatten, da gab er auch noch sein Blut und sein Leben dahin.

2. Mahnung. Nehmt euch ein Beispiel daran! — Gehet hin und tuet desgleichen!

3. Schriftworte. Jes. 58, 7. Brich dem Hungrigen dein Brot, und die, so im Elend sind, führe in dein Haus! So du einen nackend siehest, so kleide ihn und entziehe dich nicht von deinem Fleisch. 1. Korinther 13, 5 und 7. Die Liebe suchet nicht das Ihre, sie läßt sich nicht erbittern. — Sie verträgt alles, sie glaubet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles.

4. Vergleichung mit dem L. Bechsteinschen Märchen. „Das Kätzchen und die Stricknadeln" (Märchenbuch, 29. Aufl. Leipzig 1874. S. 250):

„Es war einmal eine arme Frau, die ging in den Wald, um Holz zu lesen" usw. R. D.

298. Wandersmann und Lerche.

Wilh. Hey. 50 Fabeln für Kinder. Gotha. S. 18.

I. **Vermittlung.** 1. Vorbesprechung: a) Der Wandersmann (Reisende, Fußgänger) tritt morgens, wenn kaum die Sonne aufgegangen ist, seine weite Reise an. Sein Weg führt ihn an Fluren und Feldern vorbei, und während seiner Reise hat er Zeit, so manches Merkwürdige in Feld und Wald zu sehen. Was wohl? Ist er ein frommer Wandersmann, so tritt er seine Reise nicht an, ohne daß er zu dem lieben Gott gebetet hat.

b) Die Lerche (zuvor nur eine kurze Beschreibung) ist auch schon frühmorgens munter. In der Nacht hatte sie sich im Getreidefelde versteckt und geruht; aber sobald die Sonne an den Himmel kommt, fliegt sie aus dem Felde auf, begrüßt die Morgensonne mit ihrem fröhlichen Lobgesange und schwingt sich senkrecht in die Höhe, so daß das Auge sie kaum noch sehen kann.

2. Aufbau des Gedichtes: a) Ein Wandersmann befindet sich frühmorgens, während die Sonne aufgeht, auf dem Wege am Felde. Die Lerche ist auch schon da und steigt (fliegt) jubelnd in die Höhe. Beide fangen ein Gespräch zusammen an. Der Wandersmann beginnt: „Lerche, wie früh schon fliegest du jauchzend (mit hellem, munterem Gesange) der Morgensonne (der Sonne, wenn sie aufgeht) zu?" Die Lerche gibt den Grund ihres Singens und Aufsteigens an. Sie will dem lieben Gott mit ihrem Gesange dafür danken, daß er ihr Leben und Nah-

rung gegeben hat. Das ist von alters her (seit langer Zeit, jeden Tag) ihr Brauch (ihre Gewohnheit), und sie fragt den Wandersmann, ob es denn nicht sein Brauch auch sei, dem lieben Gott täglich Lob und Dank zu sagen. Die Lerche wartete die Antwort des Wandersmannes nicht ab. Sie stieg immer höher in die Luft und ließ schmetternd ihren Gesang erschallen. Der Wandersmann aber schritt munter seines Weges weiter.

b) Während die Lerche nun so jubelnd ihr Morgenlied anstimmte und der Wandersmann seinen Weg fortsetzte, da war es so froh, so hell den Zwei'n im lieben, klaren Sonnenschein. (Das unpersönliche „es" ist hier durch Beispiele deutlich zu machen, z. B. es war ihnen angst, bange usw.) Den Zwei'n (den beiden) war es so froh (sie freuten sich so sehr); es war ihnen hell (es kam ihnen alles viel schöner und klarer vor), weil die liebe, helle Sonne schien, und weil sie Gott ihren Dank dargebracht hatten.

c) Aber auch der liebe Gott im Himmel sah mit Wohlgefallen auf die beiden und hörte ihr Loben und Danken gar gern.

II. **Unmittelbare Darbietung.**

W. Lerche, wie früh schon fliegest du
jauchzend der Morgensonne zu?
L. Will dem lieben Gott mit Singen
Dank für Leben und Nahrung bringen;
das ist von alters her mein Brauch;
Wandersmann, deiner doch wohl auch?

Und wie so laut in der Luft sie sang,
und wie er schritt mit munterm Gang,
war es so froh, so hell den Zwei'n
im lieben, klaren Sonnenschein,
und Gott der Herr im Himmel droben
hörte gar gern ihr Danken und Loben.

III. **Verwertung.** a) Auf welche Weise sollen fromme Kinder dem lieben Gotte danken? — Welchen Segen bringt das Morgengebet? Welchen Gefahren geht das Kind entgegen, das überhaupt nicht betet? („Sein Engel bleibt zurücke.") Schöne Morgenlieder oder passende Sprüche. „Wach auf, mein Herz, und singe dem Schöpfer aller Dinge, dem Geber aller Güter, dem frommen Menschenhüter!" — „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank" usw. — „Lobe den Herrn, meine Seele" usw. „Danket dem Herrn, denn er ist freundlich!" usw. — „Sei dankbar wie das Huhn, das trinkend zum Himmel emporblickt!" — b) Wofür dankte die Lerche? („Sehet die Vögel unter dem Himmel an!" usw. Matth. 6, 26.) — „Aller Augen warten auf dich" (Ps. 145, 15). — c) Auch die Menschen haben dem lieben Gott zu danken, aber nicht bloß für Speise und Trank. Wofür noch mehr? L. Dosch.

299. Die verirrten Kinder.

Georg Scherer. Illustriertes Kinderbuch. 2. Bd. 2. Aufl. Leipzig 1877. S. 87.

I. **Vorbereitung.** Zwei Mädchen gingen an einem Sonntagnachmittage in ein benachbartes Dorf, um ihre Frau Patin dort zu besuchen. Der Weg führte erst durch Feld, dann durch Wald und zuletzt wieder durch

Feld. Sie glaubten ihn genau zu kennen. Bei der Frau Patin gefiel es ihnen sehr gut. Sie fanden dort andere Mädchen, mit denen sie bis zum Abend spielten. Die Sonne war schon untergegangen, als sie sich auf den Heimweg machten. Als sie den Wald erreichten, war es schon ganz düster unter den Bäumen. Der bleiche Mond am Himmel verbarg sich hinter den Wolken. Sie kamen von dem richtigen Wege oder Pfade ab und verirrten sich in der Dunkelheit. Davon handelt das folgende Gedicht:

1. Sie gingen nach Haus, es war schon spat;
die Armen verloren im Dunkel den Pfad.
Sie irrten so lange, sie waren so müd',
Rotkehlchen sang ihnen das Abendlied,
und bei des Mondes bleichem Schein,
da sanken sie hin und schliefen ein.
2. Doch zu den Schläfern im weichen Gras
gesellten sich Täubchen, Reh' und Has';
und auf die Schläfer unter dem Baum,
da senkte sich nieder ein süßer Traum;
und über die Schläfer in düstrer Nacht,
da hielt ein heiliges Auge Wacht.
3. Du lieber Gott, wir bitten dich,
hilf allen Kindern gnädiglich!
Und wo dich eines nicht versteht
und von dir in die Irre geht,
da sende deine Boten aus
und führ's zurück ins Vaterhaus!

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Der Wald in einer Frühlingsnacht. Unter den Bäumen ist's dunkel; am Himmel verbirgt sich der blasse Mond hinter den Wolken. Auf dem Grase unter einem Baume sitzen zwei schlafende Mädchen. Auf dem Busche sitzt ein Rotkehlchen und singt, auf dem Baume eine wilde Taube und girrt. Aus dem Dickicht kommen ein Reh und ein Hase behutsam näher.

2. Gedankengang. Str. 1. Die Kinder verirren sich in der Nacht und schlafen ein. Str. 2. Sie werden von den Bewohnern des Waldes und von einem schönen Traume besucht. Str. 3. Wir bitten Gott, daß er alle verirrten Kinder ins Vaterhaus zurückführen wolle.

3. Grundgedanke. Wenn unser Fuß oder unser Herz sich vom rechten Wege verirrt, so kann uns nur Gott beschützen und wieder zurückführen.

4. Schönheiten. Manches in dem Gedicht muß zwischen den Zeilen gelesen werden. Die Rettung der Kinder wird nicht erzählt, sondern nur durch die „Macht eines heiligen Auges" angedeutet. Die letzte Strophe ist doppelsinnig, indem sie von dem Verirren im gewöhnlichen Sinne hinüberspielt auf die Verirrungen der Herzen, die Gottes Wort und Gebot nicht verstehen und befolgen; die Rettung der verirrten Kinder im Walde ist ein Bild der Rettung verlorner Kinder durch die göttliche Gnade.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Öffne deine Augen und sieh' auf deinen Weg! Laß dich durch keine Lust zu einer Pflichtvergessenheit verlocken! In aller Not vertrau auf Gott! Bete zu ihm in allen Anliegen! Gott helfe allen Verirrten!

2. Verwandtes. Gar wohlgemut und guter Ding zu Wald ein Knab' und Mägdlein ging. — Die Rettung: Zwei Mädchen hatten im Winter ihre Patin im Nachbardorfe mit ihren Spinnrädern besucht. Auf dem Heimwege verirrten sie sich im Walde beim Schneegestöber. Sie sanken nieder, und über ihnen baute der Schnee auf den Spindeln eine warme Höhle für die Kinder. An einer Spindel hatten sie ein Tüchlein befestigt, das den Rettern den Weg zu den eingeschneiten Kindern zeigte. — Der verlorne Sohn kehrte zurück in das Vaterhaus. — Der Stern zeigte den Weisen aus dem Morgenlande — die Wolken- und Feuersäule den Israeliten den Weg. — Ps. 91, 11, 12. Er hat seinen Engel befohlen über dir, daß sie dich behüten auf deinen Wegen.

3. Rede- und Stilübungen. a) Lies in der ersten Strophe das Fehlende zwischen den Zeilen! (Zwei Mädchen waren bei ihrer Patin im Nachbardorfe zum Besuch gewesen. Als sie nach Hause gingen, war es schon spat oder spät am Abende. Weil es im Walde dunkel war und die Kinder nicht scharf auf den Weg sahen, so verloren sie den rechten Pfad und gingen auf einem falschen immer tiefer in den Wald hinein. Zuletzt waren die Füße müde vom Gehen, die Augen trübe vom Weinen und das Herz so schwer von der Angst. Sie setzten sich nieder und wollten ein wenig ausruhen, aber der Gesang des Rotkehlchens, der bleiche Schein des Mondes und ihre Müdigkeit wiegten sie in Schlaf.) b) Zeige an dem Gleichnis vom verlornen Schaf das Verirren, das Suchen und Wiederfinden! c) Erzähle von Menschen, die sich von Gott verirrt hatten, die aber durch seine Gnade wiedergefunden und gerettet worden sind!

Vergleiche: „Kinder im Schnee" von Heinrich Seidel.

1. Ein Winterabend still und kalt. —
Drei Kinder wandern durch den Wald.
2. Sie gingen schon oft den Weg allein;
heut flimmert der Mond mit irrem Schein.
3. Der Pfad, der sonst so kurz nach Haus,
heut mündet er nimmer zum Wald hinaus.
4. Die kleinen Beinchen schreiten voran,
da ragt empor der finstre Tann.
5. Sie laufen zurück und hin und her;
sie finden im Schnee den Weg nicht mehr.
6. Es weinen die Kleinen; wohl irrten sie weit;
kalt ist die Nacht und Schlafenszeit.
7. Sieh dort unter Wurzeln ein trocknes Hohl;
da bettet das Schwesterlein beide wohl,
8. trägt Moos und Laub zu ihrer Ruh'
und deckt mit dem eignen Tüchlein sie zu.
9. Die Nacht ist kalt, vom Mond erhellt; —
es funkeln die Sterne am Himmelszelt.
10. Man hat sie gesucht mit Rufen und Schrein;
man hat sie gefunden beim Morgenschein.
11. Die beiden Kleinen, sie schlafen fest,
aneinander geschmiegt im warmen Nest.

12. Den Arm gerafft voll Laub und Moos,
so fand man die andre bewegungslos.
13. So lag sie im Schnee, — die Wangen rot,
die hatte geküßt der eisige Tod.

In beiden Gedichten verirren sich Kinder bei Nacht im Mondenschein und schlafen endlich im Walde ein. Im ersten Gedichte ist's Sommer, im zweiten kalter Winter. Im ersten hält Gottes Auge heilige Wacht, gibt den Kindern auf dem Grase unter einem Baume im Schlafe süße Träume und läßt sie gerettet werden. Im zweiten rettet die ältere Schwester die beiden jüngeren Geschwister, indem sie dieselben in einer Höhlung in Moos und Laub bettet und mit ihrem Tuche zudeckt. Sie selbst sinkt bei dem Rettungswerke in den Schnee und wird vom eisigen Froste getötet. Die Retter finden am Morgen die beiden Kleinen schlafend, die Schwester aber erstarrt und tot. Doch ihr Opfertod ist wie der süße Kuß einer Mutter gewesen; er hat sie geweckt für eine bessere, himmlische Heimat.

P.

300. Eichhorn und Wind.

Wilh. Hey. 50 Fabeln für Kinder. Gotha. Nr. 5.

E. Huhu! wie bläst du kalt, Herr Wind!
Mein Türchen stopf' ich zu geschwind
und tu' mir ein andres auf da drüben.
W. Ich blase auch dort ganz nach Belieben.
E. So mach' ich jenes wieder zu
und rufe vergnügt: Bleib draußen du!

Der Wind, der machte ein bös Gesicht,
das Eichhorn sah es eben nicht.
Der Wind, der schüttelte an dem Baum,
das Eichhorn drinnen merkt' es kaum,
es ließ ihm draußen seinen Lauf
und knackte sich ein Nüßchen auf.

1. **Vorbereitung und Aufbau des Gedichtes.** Es ist Herbst. Der brausende Sturm raubt den Bäumen die letzten Blätter. Der Vögel muntrer Chor ist verstummt. Die Zugvögel haben ihre Wohnung in südlichen Ländern aufgeschlagen. — Winterschlaf vieler Tiere. — Auch das Eichhörnchen ist vorbereitet auf das Eintreten der rauhen Jahreszeit. — In der Freude und im Überflusse des Sommers gedachte es der bösen Winterzeit. In hohlen Bäumen hat es seine warme, mit mehreren Öffnungen versehene Wohnung und seine geräumigen Speicher angelegt und mit allerlei Vorräten angefüllt; es guckt nun ungeduldig durch eine Öffnung aus seinem Nestchen heraus, neugierig nach dem Wetter ausspähend, ob es vielleicht noch eine lustige Galoppade durch das Geäst der Bäume machen könne. Aber von Norden her braust der Sturmwind durch die entblätterten Bäume, ein roher, grober Bursche, bläht sich und bläst die Backen auf und will ohne weiteres zur Tür hinein. Das Eichhörnchen schauert vor Kälte zusammen, es ruft:

„Huhu, wie bläst du kalt, Herr Wind!"

schlüpft zurück in sein trautes, warmes Heim, stopft das dem Sturme

zugewendete Zugloch mit Moos schleunigst zu und öffnet auf der entgegengesetzten Seite ein Türlein. Wohlgemut rollt es sich wie ein Kätzchen zusammen und lacht den darob erzürnten Sturmwind aus, indem es ihm aus seinem sichern Verstecke durch die neu geöffnete Tür schalkhaft zuruft:

„Mein Türchen — drüben."

Der Wind ist ja aber nicht gebunden, immer nach einer Richtung zu strömen; bald bläst — weht er vernehmbar durch sein schauerliches Geheul — von Norden, bald von Süden.

Das Eichhörnchen ist deshalb bis jetzt für ihn nicht unerreichbar. Der Wind springt nach der entgegengesetzten Seite um und ruft dann frohlockend dem Eichhörnchen, durch die zuletzt geöffnete Tür in dessen Wohnung eindringend, zu: Da siehe,

„Ich blase auch dort ganz nach Belieben," — wie es mir gefällt. —

Was wird das Eichhörnchen tun, um dem frechen Eindringling zu wehren? — Antwort des Eichhörnchens? — Mit den Worten des Gedichtes:

„So mache ich — draußen du."

Das Eichhörnchen ist vergnügt. Warum? — Der Sturm kann seinen bösen Vorsatz nicht ausführen; darum — verdrießlich und ärgerlich — macht ein böses Gesicht; der Himmel — trübe, finster, regnerisch. Das vermag aber keinen übeln Eindruck auf das Eichhörnchen zu machen; denn es sieht nicht, was draußen vorgeht. Warum nicht?

„Der Wind, der — eben nicht."

Nun sucht er mit Gewalt, wie ein grimmiger Kriegsherr, die Wohnung des Eichhörnchens zu erstürmen und zu zerstören. Was tut er? Warum ist all sein Wüten umsonst? Der Stamm ist stark und kräftig, widersteht dem Toben des Wüterichs, daß es das Eichhörnchen kaum merkt.

„Der Wind, der schüttelte — kaum."

Das Eichhörnchen bleibt ruhig in seinem hochgelegenen, trauten Heim, unbekümmert um den rauhen Gesellen, läßt ihn toben, solange er Lust hat. Warum braucht es nicht zu hungern?

„Es ließ ihm — Nüßchen auf."

II. **Vertiefung.** Das Eichhörnchen schützt sich beizeiten vor dem Grimm der kommenden Herbst- und Winterzeit. Es sorgt in der Fülle des Sommers für eine schützende Wohnung = ist *vorsichtig*; sammelt Vorrat an Lebensmitteln = ist *sparsam*; verschließt alle Eingänge seiner Wohnung = ist *fürsorglich* und *unverdrossen*. Der liebe Gott aber schickt ihm ein warmes Winterkleid. — Dem Toben und Wüten des Sturmes setzt es *Gleichmut* und *Schalkheit* entgegen; *scherzt* und *neckt*, ist *fröhlich* und *guten Mutes*, denn — seine Wohnung ist geschützt vor Sturm und Wetter; — sein angesammelter Vorrat an Nüssen, Bucheckern, Obst und Tannenzapfen schützt vor Mangel und Hunger.

III. **Verwertung.** 1. *Nutzanwendung.* Vorsicht ist die Mutter der Weisheit. — Junges Blut, spar dein Gut! Armut im Alter sehr

wehe tut. — Spare in der Zeit, so hast du in der Not! — Schicke dich in die Zeit! — Joseph vor Pharao.

2. Gegenstücke. a) Grille und Ameise. Die Ameise sorgt für den Winter. Die Grille denkt nicht daran, zirpt den ganzen Tag. Der Winter kommt, kein Vorrat, muß darben und endlich verhungern. — b) Das junge Pferd. — Hat keine Lust zur Arbeit, reißt sich vom Wagen los, läuft in den Wald hinaus, freut sich sorglos seiner Freiheit, lebt im Sommer im Überfluß. Der Winter tritt ein, der Sturm entblättert die Bäume; die Felder sind leer von Früchten, der Schnee bedeckt die Fluren. Nirgends Futter, nirgends ein Obdach. Die Reue — kommt zu spät; — es muß vor Frost und Hunger sterben.

Robert Wernecke.

301. Der Zaunkönig.

Joachim Heinrich Campe. Fabeln und Erzählungen. Hamburg 1874. S. 31.

Es wollten einst die Vögelein
beherrscht von einem König sein[1])
und luden alle, groß und klein,
zum königlichen Wettflug ein[2]);
und alle schwangen sich empor,
doch allen tat's der Adler vor.[3])
Schon huldigt ihm der Vögel Chor,
als plötzlich unter ihm hervor
der allerkleinste Vogel flog
und ihn ums Königtum betrog.[4])
Es hatte nämlich dieser Kleine
sich zwischen seine großen Beine,
von ihm und allen unentdeckt[5]),
bis dahin listig sich versteckt
und flog nun kecklich jetzt hervor,
tat's sonder Müh' dem Adler vor
und wollte selbst nun König sein.[6])
Er ward's, allein zu seiner Schande;
denn alle Vögel, groß und klein,
verhöhnten ihn im ganzen Lande.
Wohin er flog, da flog die Schmach
dem kleinen König spottend nach.[7])
Da fühlte seine Majestät,
wie schlecht erlogne Würde steht[8]),
und wohnt seitdem, um vor der Spötter Necken
geschützt zu sein, in Zäunen und in Hecken.[9])

I. **Erläuterungen.** 1. Sie beschlossen, einen König zu wählen, der sie regieren sollte. 2. Der beste Flieger sollte als der Geschickteste und Würdigste König werden. 3. Der Adler flog am höchsten und sollte König sein. 4. Da machte ihm der kleinste Vogel den Rang streitig, indem er noch höher flog. 5. Er hatte sich nämlich zwischen den Beinen des Adlers im Gefieder emportragen lassen und flog nun mit frischen Kräften noch höher. 6. Als Sieger im Wettfluge beanspruchte er nun die Königswürde. 7. Sie wurde ihm zugesprochen, aber zu seiner Schmach, denn die Vögel überhäuften den listigen Betrüger mit Spott und Hohn. 8. Die Majestät (königliche Herrlichkeit) fühlte die Schmach und dankte ab. 9. Der entthronte König rettete sich vor den Schmähungen in die Zäune, ins Versteck, denn Lug und Trug scheuen das Licht der Öffentlichkeit. Seitdem heißt er Zaunkönig.

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung des Inhalts: a) Die Vögel fassen den Beschluß, einen König zu wählen. b) Der Sieger in einem Wettfliegen soll König werden. c) Der kleine Zaunschlüpfer siegt durch eine List. d) Die Vögel, als Untertanen, überhäufen den Betrüger mit Spott und Hohn, Schmach und Schande. e) Er verzichtet auf die Königswürde und flüchtet als Zaunkönig in sein früheres Reich.

2. Kernfragen. a) Was ist unter königlichem Wettflug zu verstehen? (Ein Wettfliegen zur Erlangung der Königswürde.) b) Was heißt dem Könige huldigen? (Ihn zum König ausrufen und ihm Gehorsam und Treue schwören.) c) Welcher Unterschied ist zwischen den Wörtern Königreich und Königtum? (Königreich — das Land, das der König beherrscht; Königtum — die königliche Würde, z. B. Preußen erhob sich unter Friedrich III. 1701 zum Königtum.) d) Warum konnte der Zaunschlüpfer leicht über den Adler siegen? e) Warum konnte eigentlich der Zaunschlüpfer nicht der Sieger sein? Worin bestand seine Untreue? f) Warum gereichte der Sieg dem Zaunkönige zum Verdruß, zum Unglück?

3. Grundgedanke. Unrecht Gut gedeihet nicht. Durch List und Betrug erworbene Würde wird oft zur schwersten Bürde. Irdische Güter und Würden erscheinen dem, der sie entbehrt, als das höchste Glück; endlich errungen, gereichen sie ihrem Erstreber zum Unglück und Unheil.

4. Verwandtes. Jakob und das Recht der Erstgeburt. Absalom. Der falsche Waldemar. Napoleon I. und Napoleon III. usw. R. D.

302. Schmetterlingslied.

Karl Enslin. Lebensfrühling. 3. Aufl. Leipzig 1859. S. 115.

I. **Vorbereitung und Vortrag.** An einem warmen, sonnigen Julitage flog ein schöner Schmetterling hin zur weißen Lilie, um deren köstlichen Duft zu atmen und aus ihrem Kelche Nektar zu schlürfen. Die Lilie aber fragte ihn: „Wer bist du denn eigentlich, daß du nichts weiter zu tun hast, als nur immer umherzufliegen?“ Da erzählte der Schmetterling der Lilie seine ganze Lebensgeschichte. Ein Lehrer und Dichter, Karl Enslin, hat diese in schöne Verse gefaßt und ein liebliches Gedicht daraus gemacht. Hört es an!

1. In den Lüften so lau[1]),
unterm Himmel so blau[2]),
über blühender Au'
mich zu schaukeln[3]) —
welche Wonne für mich![4])
O wie glücklich bin ich,
daß ich, Lilie, dich
kann umgaukeln![5])

2. Kroch einst schläfrig und matt,
nagte Rinde und Blatt,
und nimmer ward satt
ich als Raupe.[6])
Und ich schlummerte drauf;
doch ich wachte bald auf[7]),
flog zur Sonne hinauf
aus dem Staube.[8])

3. Und verwandelt, befreit
von dem irdischen Kleid,
ohne Sorge und Leid
leb' ich fröhlich[9]),
schlürfe Duft nur und Tau —
über blühender Au,
unterm Himmel so blau
schweb' ich selig![10])

II. **Vermittlung des Verständnisses.** 1. mild warm, im Sommer. 2. in hellem Sonnenschein. 3. über blumengeschmückter Wiese sich wiegend schaukeln. 4. welches Glück! 5. um dich flattern, schweben. 6. Auf die Frage der Lilie „Warst du nicht immer so glücklich?“ erzählt der Schmetterling, wie er eine kriechende, schläfrige, nimmersatte Raupe war. 7. schlief als Puppe in dem selbstgesponnenen Sarge. 8. der Frühling weckte mich. 9. Nicht im Staube kroch ich mehr, sondern flog in den hellen

Sonnenschein hinauf. 10. frei von dem starren Puppenkleide und ohne Sorge um die Raupennahrung, lebe ich froh und glücklich eine kurze Zeit, lebe ein glückliches Blumenleben.

Grundgedanke. Die vier Verwandlungen des Schmetterlings sind vier Stufen zu immer größerer Vollkommenheit: erst Ei, dann Raupe, dann Puppe oder Larve, dann vollkommenes Insekt: Schmetterling.

III. **Verwertung.** Auf der Unterstufe: Einprägung und Vortrag. Auf der Oberstufe: Der Schmetterling, ein bedeutsames Sinnbild auf den Leichensteinen der Menschen. Wie der Tod des Eies, der Raupe und der Puppe ein jedesmaliger Übergang zu größerer Vollkommenheit des Schmetterlings ist, so wird auch unser Tod hier auf Erden nur die Geburt zu einem höheren, himmlischen Leben sein. Bedenke Kind, wenn schon hier auf Erden die Natur durch die Verwandlung von Raupe und Puppe so völlig verschiedene und immer vollkommenere Geschöpfe hervorzubringen vermag, wie viel mehr wird Gott im Himmel unsere Seele zur Vollkommenheit und Gottähnlichkeit erheben können! R. D.

303. Der Fuchs und die Fische.

Moses Mendelssohn. Der Philosoph der Welt von J. J. Engel. Berlin 1860. S. 83.

Der Fuchs ging einst am Ufer des Flusses auf und nieder und sah die Fische bald hier, bald dort sich zusammendrängen. „Was lauft ihr da so ängstlich umher?" fragte der Fuchs. „Die Menschenkinder werfen dort ihre Netze aus," antworteten die Fische, „und wir suchen ihnen zu entkommen." „Wißt ihr was?" erwiderte der Fuchs. „Kommt zu mir aufs Trockne! Wir wollen an einen sichern Ort ziehen, wo euch kein Fischer nachstellen soll." — „Bist du der Fuchs," war ihre Antwort, „den man sonst für das klügste unter den Tieren hält? Du mußt das einfältigste sein, wenn du uns diesen Rat im Ernste erteilest. Sieh! hier ist für uns das Element des Lebens. Weil wir hier unsicher sind, rätst du uns, in das Element des Todes zu fliehen?"

I. **Wortertlärung.** 1. lauft = schwimmt. 2. Menschenkinder = die Fischer. Warum werfen sie ihre Netze aus? 3. zu entkommen = zu entfliehen, entrinnen, entgehen, frei zu werden. 4. aufs Trockene = aufs Land. 5. nachstellen = verfolgen, nach dem Leben trachten. 6. klug = gescheit, einsichtsvoll, weise. 7. einfältig = unwissend, unklug, dumm. 8. Element = sonst Urbestandteil, Anfangsgrund, hier Lebensstoff, Grundbedingung.

II. **Kernfragen.** a) Aus welchem Grunde fragte der Fuchs die Fische? (Nicht aus Teilnahme und Mitleid, sondern aus Eigennutz.) b) Wozu forderte der Fuchs die Fische auf? c) Warum tat er dies abermals? (Er wollte sie nicht retten, sondern sie verderben, um ihrer habhaft zu werden.) d) Was war das Fischen mit Netzen für die Fische? (Ein Übel.) e) Was wäre auch das Verlassen des Wassers und der Aufenthalt auf dem Trockenen für die Fische gewesen? (Ebenfalls ein Übel.) f) Vergleiche die beiden Übel miteinander! (Die Nachstellung der Fischer war das kleinere Übel, denn sie konnten gefangen werden. Der Austritt aus dem Wasser und der Aufenthalt auf dem Lande wäre ein größeres,

ja das schlimmste Übel für die Fische gewesen, denn hier mußten sie alle verderben und sterben.) g) Zwischen zwei Übeln stehend, welches werden wir gewiß stets wählen? (Das kleinere.) h) Drücke dies als eine Lebensregel aus! (Von zwei Übeln wähle stets das kleinere!) i) Wie nennen wir die Gedanken und Empfindungen in unserem Innern, die uns zum Handeln antreiben? (Triebfedern.) k) Welches waren die Triebfedern, die den Fuchs zu seinem Ratgeben veranlaßten? (Verstellung, Eigennutz und Heuchelei.) l) Welche Überschriften könnten wir der Fabel wohl geben? (Von zwei Übeln wähle stets das kleinste! oder: Ehe du den Rat anderer befolgst, prüfe diesen genau! oder: Trau! schau! wem?)

III. **Verwertung in Rede- und Stilübung.** Der Bauer und die Hasen. (Eine Nachbildung.) Ein Bauer wohnte allein im weiten und breiten Felde. Als er an einem kalten Herbsttage aus seinem Gehöft heraustrat, sah er, wie mehrere Hasen ängstlich hin und her liefen. Frage nach dem Grunde. „Siehst du dort nicht die vielen Jäger mit den Hunden?" Rat: „Kommt herein in meine Scheune oder in meine Ställe! da will ich euch an einen Ort bringen, wo euch kein Jäger schießen kann." Einwand der Hasen: „Das Feld ist das Element unserer Freiheit und unseres Lebens; deine Scheune und deine Ställe aber würden unser Gefängnis, unsere Totengrube sein." R. D.

304. Die Suppe.

Christoph v. Schmid. Gesammelte Schriften. Bd. 16. Augsburg 1861. S. 129.

I. **Vorlesen.**

„Die Mittagssuppe ist doch gar zu wenig geschmalzt (im Original: geschmalzen, mit Schmalz oder Fett versetzt); ich kann sie nicht essen!" sagte die kleine Gertrud und legte den Löffel weg. „Nun wohl!" sagte die Mutter, „ich will dir dafür eine bessere Abendsuppe vorsetzen."

Die Mutter ging hierauf in den Krautgarten, grub Erdäpfel (Kartoffeln) heraus, und Gertrud mußte, bis die Sonne unterging, die Erdäpfel auflesen und in Säcke sammeln. Nachdem beide nach Hause gekommen waren, brachte die Mutter endlich die Abendsuppe. Gertrud kostete sie und sagte: „Das ist freilich eine andere Suppe; die schmeckt besser." Sie aß das ganze Schüsselchen voll aus.

Die Mutter aber lächelte und sprach: „Es ist eben die Suppe, die du heute mittag stehen ließest. Jetzt schmeckt sie dir aber besser, weil du den Nachmittag hindurch fleißig gearbeitet hast."

Wer seine Arbeit fleißig tut,
dem schmecket jede Suppe gut!

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Das kleine Ereignis hat sich auf einem Dorfe im Herbste zur Zeit der Kartoffelernte an einem Nachmittage zugetragen. An ein einfaches Bauernhaus stößt ein großer Kraut- und Gemüsegarten. Eine Frau gräbt mit einer mehrzinkigen Gabel die Kartoffeln aus. Ihr Töchterlein liest sie auf in einen Korb und steckt sie dann in die Säcke. Man sieht viele weiße Kartoffeln ausgegraben auf dem schwarzen Boden liegen und einige gefüllte Säcke auf dem Lande stehen.

2. Personen. Das Mädchen heißt Gertrud. Sie ist kürisch oder wählerisch, weil sie die Suppe nicht essen will; gehorsam und fleißig, denn sie hilft der Mutter ohne Murren bei der Arbeit; hungrig, denn sie ißt das ganze Schüsselchen voll aus; kurzsichtig, denn sie merkt nicht, daß die Mittags- und Abendsuppe eine und dieselbe ist; beschämt wegen ihrer Tadelsucht und belehrt über den Wohlgeschmack der Suppe. Die Mutter ist geduldig, denn sie hört den Tadel des Mädchens ruhig an, ja verspricht ihm eine bessere Suppe zum Abendessen; fleißig, denn sie arbeitet bis zum Sonnenuntergange; klug, denn sie hatte gleich erkannt, warum dem Mädchen die Mittagssuppe nicht schmeckte, und wandte das beste Mittel an, um das Kind zu beschämen, vor voreiligen Urteilen zu warnen und über den Grund seiner veränderten Meinung zu belehren.

3. Gedankengang. I. Der Tadel des Mädchens. II. Das Versprechen der Mutter. III. Die gemeinsame Arbeit. IV. Das Lob des Abendessens. V. Die Belehrung und Zurechtweisung des Mädchens durch die Mutter.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung und Verwandtes. Hunger ist der beste Koch. Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen. Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen. Die Kinder Israel nannten in der Wüste das Manna eine „lose Speise". Dem reichen Prasser haben die kostbaren Gerichte nicht so köstlich gemundet wie dem armen Lazarus die Brosamen. Der verlorne Sohn wollte sich mit den Trebern sättigen, die die Säue fraßen.

2. Rede- und Stilübungen. a) Wann schmeckt uns das Essen? (Gute Zubereitung; Hunger nach fleißiger Arbeit; Gesundheit; bei regelmäßigen Mahlzeiten.) b) Beschreibe die Kartoffelernte! (Die erwachsenen Arbeiter gehen mit Gabeln oder Spaten oder Karst und leeren Säcken, die Kinder mit Körben auf den Kartoffelacker. Mit einem dieser Werkzeuge werden die Kartoffelbüsche aus der Erde gehoben und die weißen oder rotblauen Knollen von den Wurzeln abgeschüttelt. Die Kinder lesen die Knollen in ihre Körbe. Sind die Körbe voll, so werden sie in einen Sack ausgeleert. Ist der Sack voll, so wird er zugebunden usw.) c) Nachbildung: Ein Hauptmann tadelt die Speisen, besonders von Kartoffeln, die seine Frau auf den Tisch bringt. Er rühmt die Kochkunst seines Dieners Johann. Eine Kartoffelsuppe besonders, die dieser gekocht, schmecke ihm noch heute gut. Johann wird gerufen und soll das Rezept dazu zum besten geben. Nach einigem Zögern erzählt er: Angestrengte Märsche; zwei Tage nichts gegessen; endlich ein paar Dutzend Kartoffeln gefunden; im Feldkessel gekocht; Wasser aus einer Pfütze, Salpeter als Salz und ein Stückchen Talglicht als Schmalz. d) Erzähle Beispiele, wo Hunger oder Durst Speise und Trank gewürzt haben! P.

305. Lüftlein, Wind und Sturm.

Von Claus Harms.

Lüftlein müssen im Haine säuseln,
müssen im Bächlein die Wellen kräuseln.
— Winde müssen im Walde sausen,
machen die Wellen des Meeres erbrausen,
müssen die Wolken zum Lande jagen,
segelnde Schiffe zum Ziele tragen,
müssen am Hügel die Mühlen treiben
und so die Körner zu Mehl zerreiben.
— Doch plötzlich braust der Sturm daher;
da türmt sich die Welle hoch auf im Meer,
und Schiffe müssen an Klippen zerschellen,
im Walde müssen die Bäume zerspellen,
und alles wanket und knarret und kracht,
— das ist des Sturmwinds zerstörende Macht!

I. **Erläuterungsfragen.** Welche dreifache Luftbewegung zeigt uns das Gedicht? Wie merkt man das Lüftlein? Wovon ist „säuseln und kräuseln" die schwächste und mildeste Form? Welche Haine oder kleine Wäldchen erwähnt die biblische Geschichte? Wie entstehen Wellen? Wie zeigt der Wind die größere Stärke? Welchen Segen bringt er? Was hilft dem Walde das Sausen des Windes? Wie entsteht das Brausen des Meeres? Warum muß der Wind die Wolken vom Meere über das Land treiben? Wie bringt er die Segelschiffe ans Ziel (in den Hafen)? Wie und wo hilft er beim Mahlen des Getreides? Wann wird der Wind zum Sturme? Wie türmt er die Wellen oder Wogen (Wasserberge) des Meeres auf? Was sind Klippen, und wie zerschellen (scheitern und zerbrechen) daran die Schiffe? Was geschieht beim Zerspellen (Zerspalten) der Bäume? Was wanket, was knarret, was kracht? Welche Zerstörungen (Verwüstungen) richtet der Sturm an?

II. **Vergleichung des obigen Gedichtes mit dem Gedicht:**

Wassertröpflein.

Tröpflein muß zur Erde fallen,
muß das zarte Blümchen letzen,
muß in Quellen weiter wallen,
muß das Fischlein auch ergötzen,
muß im Bach die Mühle schlagen,
muß im Strom die Schiffe tragen.
Und wo wären dann die Meere,
wenn nicht erst das Tröpflein wäre?

1. Hauptinhalt und Ähnlichkeiten. Das erste Gedicht zeigt die Steigerung und verschiedenartige Wirkung der Luftbewegung vom Lüftlein bis zum Sturme, das zweite Wachstum und Wirken des Wassers vom Tröpflein bis zum Meere. Das erste enthält also gleichsam den Lebensgang der Luft, das zweite den des Wassers. Beide zeigen die allmähliche Entwickelung und den vielseitigen Segen von Luft und Wasser; Luft und Wasser sind notwendige Lebensbedingungen für Pflanzen und Tiere. Sie schlagen beide Mühlen, tragen oder treiben Schiffe und dienen der Pflanzenwelt.

2. Schauplatz. Luft und Wasser sind überall auf der Erde, die Luft ist besonders über, das Wasser auf und in ihr. Besonders fühlbar

(nutzbar oder verderblich) macht sich die Luft im Walde, auf den Meeren, in den Wolken und bei den Mühlen, das Wasser im Regen, in den Pflanzen, in den Quellen, im Bache, im Strome, auf der Mühle und im Meere.

3. Charakteristik. Das schwache Lüftlein säuselt im Hain und kräuselt das Wasser, das kleine Tröpflein labt die Blumen. Der starke Wind saust, braust, jagt, trägt, treibt. (Was und wo?) Der ansehnliche Bach und Strom ergötzt, schlägt und trägt. (Was und wo?) Der gewaltige Sturm braust, türmt auf, zerschellt, zerspellt, zerstört. (Was und wo?) Segen und Fluch vom Meere soll jeder selbst aufsuchen!

4. Der Gedankengang ist im allgemeinen derselbe. Nur zeigt das erste Gedicht, wie das Übermaß zerstörend und verderblich wirkt, wie dieselbe Kraft aufbaut und zerstört, wie Segen sich in Fluch verwandeln kann, während das zweite nur den Segensgang des Wassers schildert und die Verheerungen, z. B. durch Überschwemmungen, schweigend übergeht. Kreislauf des Wassers. P.

306. Der Tierquäler.

Wilhelm Curtman. Geschichten für Kinder. 5. Aufl. Gießen 1850. S. 27.

I. **Vorbereitung.** Als der schöne Frühling einzog, kehrten die munteren Singvögel wieder zurück. Das liebe Rotschwänzchenpaar, das im vorigen Jahre unter dem Fenster des Landmannes sein Nest in einer Ritze oder Spalte der Mauer gebaut hatte, kam auch zurück und suchte sein Plätzchen auf. Wie gut waren die zutraulichen Vöglein! Wenn die Sonne aufging, saßen sie am Fenster des Landmannes und sangen ihm ein feines Liedchen vor. Also machten sie es auch am Mittag und Abend. Wollten die Fliegen in des Landmanns Stube hinein, dann haschten sie dieselben weg, und kamen kleine Raupen in den Garten an die Blätter der Bäume, dann suchten sie die Schädlinge auf und verzehrten sie. Dabei bauten sie ein Nest in der Ritze, legten Eier hinein und brüteten sie aus. Das machte dem Landmanne große Freude. Aber hört, was geschah! (Lehrer liest vor:)

Schon waren die jungen Rotschwänzchen herangewachsen und beinahe flügge, als der böse Peter einmal die Alten aus der Ritze der Mauer herausfliegen und bald wieder mit Futter hineinfliegen sah. „Aha!" dachte er, „da ist ein Vogelnest, dahin muß ich einmal klettern und nachsehen, was in dem Neste ist." Und sogleich kletterte er an der Mauer hinauf und kam bis an die Ritze, worin das Nestchen stand, und da hörte er die Jungen zwitschern und sah sie die Schnäbel aufsperren, weil sie meinten, ihre Mutter käme. Der böse Peter aber wollte sie aus dem Neste herausreißen und wollte mit ihnen sein Spiel treiben, bis sie tot wären. Es ging aber nicht so, wie er dachte. Das Loch, wo die Vöglein ein- und ausflogen, war so enge, daß er seine Hand nicht leicht hindurchstecken konnte. Nun drückte er zwar so lange, bis er die Hand hindurchgezwängt hatte; als er sie aber drinnen und die armen Vögel gefaßt hatte, konnte er die Hand nicht wieder herausziehen. Er mochte ziehen und zerren, wie er wollte, es half ihm nichts, die Hand stak fest. Zuletzt tat es ihm wehe, und er fürchtete, die Hand werde gar nicht wieder herausgehen. Da fing er erbärmlich an zu schreien, so daß die Leute herbeigelaufen kamen. Die halfen ihm zwar endlich nach vieler Mühe aus dem Loche heraus, aber sie schalten ihn auch, daß er die armen Rotschwänzchen habe stören und quälen wollen, und sagten es seinem Vater; der strafte ihn hart.

II. **Vermittlung.** 1. Die jungen Rotschwänzchen waren beinahe flügge. (Warum flügge?) 2. Was sah der böse Peter? 3. Was dachte er? 4. Was tat er? 5. Was hörte er? 6. Was meinten die kleinen Vögel? 7. Welche Gedanken aber hatte Peter? 8. Was tat er auch? 9. Wie erging es aber dem Buben? 10. Was tat er in seiner Not? (Erkläre: „Erbärmlich schreien"!) 11. Was geschah? (Leute kamen, halfen, schalten und sagten es dem Vater. Was heißt: Sie schalten?) 12. Was tat der Vater?

III. **Vertiefung.** 1. Das liebe Rotschwänzchen. a) Es ist ein zutraulicher Vogel, der sein Nest in der Nähe der menschlichen Wohnungen baut und sich nicht stören läßt; b) ein fleißiger Vogel, da er vom März bis Oktober täglich und schon vor Sonnenaufgang sein Lied ertönen läßt; c) ein nützlicher Vogel, der von Fliegen und anderen schädlichen Insekten sich nährt.

2. Der böse Peter. a) Er freute sich nicht über die zutraulichen Rotschwänzchen, die sich in der Nähe der Menschen ein Nest gebaut hatten. b) Er ergötzte sich nicht an dem Gesange der munteren Tierchen. c) Er fühlte keinen Dank im Herzen für den Nutzen der Rotschwänzchen. d) Er fühlte kein Mitleid mit den Jungen, die ihn anblickten und die Schnäbel aufsperrten, weil sie meinten, die Mutter käme mit Futter. e) Er wollte sie aus dem Neste herausreißen und mit ihnen sein Spiel treiben, bis sie tot wären.

3. Die Strafe des bösen Peter. a) Er konnte die Hand nicht wieder herausziehen, sie stak fest; b) sie tat weh, seine Angst war groß, und er schrie erbärmlich; c) die Leute schalten ihn, daß er die armen Rotschwänzchen habe stören und quälen wollen; d) sie sagten es seinem Vater, der strafte ihn hart.

IV. **Verwertung.** 1. Mahnung. a) Es ist eine Sünde, Tiere zu quälen; sie aber zu schützen, bringt Freude in das Herz. b) Das Böse bleibt nie ungestraft.

2. Rede- und Stilübungen: Nachbildung. Die Fische spielten im Sonnenschein am Ufer. Ein Knabe lockte sie mit Brotkrumen in einen Graben und verschüttete diesen am Uferrande, so daß die Fische gefangen waren. Er will sie herausholen und mit ihnen spielen, bis sie tot sind. Als er danach hascht, beißt ihn ein Hecht so in den Finger, daß er sich nicht wieder freimachen kann. Da schreit der Knabe erbärmlich usw.

Eduard Wiessner.

307. Sommerlied.

R. Reinick. Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch. Bielefeld und Leipzig. S. 137.

1. Dem Sommer, dem bin ich absonderlich gut,
   an alt und an jung so viel Gutes er tut;
2. gibt Guten und Bösen ihr tägliches Brot
   und trocknet viel Tränen und stillt manche Not;
3. und spricht zu den Kindern: „Nun kommt 'mal und seht,
   was zwischen dem Korn ich für euch hingesä't!
4. Die Kornblumen so blau und den klatschroten Mohn,
   die pflückt euch und macht euch ein Kränzel davon!

5. Und wünscht ihr noch recht etwas Lust'ges dazu,
da schick' ich die Schmetterling' auch noch euch zu.
6. Und der Kuckuck soll rufen, die Frösch' sollen schrein.
Nun kommet und spielet und vertraget euch fein!"

Erläuterungsfragen. Wie kannst du statt absonderlich auch noch sagen? Wie gibt der Sommer Guten und Bösen ihr tägliches Brot? (Indem er ihnen in der Ernte Roggen, Weizen, Gerste, Kartoffeln usw. verleiht.) Was macht er dadurch mit den Tränen (den Augen) der Armen? Was mit ihrer Not? Was schenkt der Sommer den Menschen in Garten, Wald und Flur noch außerdem? (Junges Gemüse und Obst aller Art.) Führe das erstere einzeln und namentlich an! (Spargel, Petersilie, Salat, Schoten usw.) Führe auch die Obstarten einzeln auf, die der Sommer uns schenkt! (Kirschen, Erdbeeren, Johannis- und Stachelbeeren, Birnen, Heidelbeeren usw.) Was spricht der Sommer zu den Kindern? Was ist unter Korn zu verstehen? Welche Blumen des Feldes hat der Dichter nicht mit genannt? Wie sagen wir statt „Kränzel"? Was versteht der Dichter unter „recht etwas Lust'ges"? Der Sommer bringt uns auch Vogelgesang. Statt vieler hat der Dichter nur einen Vogel genannt, welchen? Füge die noch fehlenden Vögel des Sommers hinzu! Auch ein Insekt und eine Amphibie führt das Gedicht als Gabe des Sommers mit an, welche? Welche Lehre gibt schließlich der Sommer den Kindern? (Wir sollen kommen.) Wohin wohl? (Ins Freie.) Was sollt ihr tun? (Spielen, täglich im Freien spielen.) Aber was sollt ihr dabei tun? (Uns fein vertragen.) R. D.

308. Der Wald und die Äxte.

David Friedländer. Der Philosoph der Welt von J. J. Engel. Stereot.-Ausg. Berlin 1860. S. 36.

Aus einer Eisenschmiede fuhr ein mit neugehämmerten Äxten beladener Wagen durch den nahe gelegenen Wald. Die Sonne glänzte auf dem Stahle, und die Bäume des Waldes erzitterten ob der Erscheinung. „Wer wird vor ihnen bestehen? Diese Eisen fällen uns alle!" So klagte ihr Angstgeräusch. Aber eine bejahrte Eiche rief ihnen zu: „Fürchtet nichts! Solange keiner von euch diesen Äxten Stiele leiht, kann euch ihre Schärfe nichts schaden."

I. **Zur Erläuterung.** 1. Eisenschmiede = Eisenhammer, wo durch Dampf- oder Wasserkraft zentnerschwere Hämmer in Bewegung gesetzt und große Stücke, z. B. Ambosse, große Hämmer, Glockenklöpfel, Äxte usw. geschmiedet werden. Unterschied von Eisengießerei, — Schmiedeeisen, Gußeisen. 2. **ob** der Erscheinung = über die Erscheinung. („Konrad ragte hervor **ob** allem Volk" = über alles Volk.) 3. Angstgeräusch — undeutliches Angstgeschrei.

II. **Verwertung.** 1. Anwendung auf ähnliche Verhältnisse. a) Aus einer Zeugschmiede kam ein Wagen voll großer, blanker Sägen usw. b) Früher, zur Zeit als man Feuer nur mit Stahl, Stein und Schwamm anmachen konnte, kamen viele Steinsprenger in einen großen Steinbruch, in dem nur Flint- und Feuersteine gebrochen wurden. Da erbebten alle Steinblöcke. Der größte von ihnen aber sagte: „Wenn ihr dem Stahl nicht dienet und stillhaltet usw." 2. Anwendung auf tierische

Verhältnisse. Ein Kammerjäger legte in einen Stall, der ganz von Ratten unterwühlt war, vergifteten Speck. Mittlerweile kam die alte Ratte mit ihren Jungen, und diese klagten usw. Die alte Ratte antwortete: „Wenn ihr eure Neigung nicht dem Specke zuwendet, so kann euch das Gift nichts schaden." 3. *Übertragung auf menschliche Verhältnisse.* Kinder klagen über Selbstschüsse, die der Gärtner in dem Garten hingelegt hat.

III. **Grundgedanke.** Das Gefährliche wird uns nur dann schädlich und verderblich, wenn wir es selbst entfesseln, ihm gleichsam entgegenkommen und hilfreiche Hand bieten. R. D.

309. Die Singvögel.

Christoph v. Schmid. Kurze Erzählungen. München. S. 48.

Ein freundliches Dörflein war von einem ganzen Walde fruchtbarer Bäume umgeben. Die Bäume blühten und dufteten im Frühlinge auf das lieblichste. Auf ihren Ästen und in den Hecken umher sangen und nisteten allerlei muntere Vögel. Im Herbste aber waren alle Zweige reichlich mit Äpfeln, Birnen und Zwetschen beladen.

Da fingen einmal einige böse Buben an, die Nester auszunehmen und zu zerstören. Die Vögel wurden dadurch verscheucht und zogen nach und nach ganz aus der Gegend hinweg. Man hörte in den Gärten und auf der Flur kein Vöglein mehr singen. Alles war ganz still und traurig.

Die schädlichen Raupen aber, die sonst von den Vögeln hinweggefangen wurden, nahmen überhand und fraßen Blätter und Blüten ab. Die Bäume standen kahl da, wie mitten im Winter, und die bösen Buben, die sonst köstliches Obst im Überflusse zu verzehren hatten, bekamen nicht einen Apfel mehr zu essen.

Nimmst du dem Vogel Nest und Ei,
ist's mit Gesang und Obst vorbei.
Laß doch in Ruhe, liebes Kind,
die Tierchen, die unschädlich sind.

I. **Vorbereitung.** Zu den gefährlichsten Feinden der nützlichen und lohnenden Obstbäume gehören die schädlichen Raupen, die in ihrer Gefräßigkeit nicht nur die Blätter der Bäume verzehren, sondern auch die Blüten vernichten, so daß der lieblichste Schmuck der Bäume einer Gegend oft mitten im Sommer wie dürres Besenreis erscheint, und daß kein Apfel den freundlichen Weihnachtsbaum der Kinder schmückt.

Mit der lebhaftesten Freude müssen wir daher auch die unermüdlichen Vertilger dieser gefräßigen Räuber, die lieblichen Singvögel, begrüßen, die sich hauptsächlich von den Raupen ernähren und darum nicht nur unserer Liebe wert, sondern auch unseres Schutzes und unserer Fürsorge würdig sind, da es ohne ihre erfolgreiche Hilfe bald weder Blätter, noch Früchte und Bäume geben würde.

II. **Unmittelbare Darbietung.** Nach erfolgter Vorbereitung ist das Sprachstück gut *vorzulesen*, nach Inhalt, Wort- und Sachbedeutung abzufragen und schließlich *einzulesen*.

Freundliches Dörflein, das auf den Beschauer einen angenehmen Eindruck macht; Lage lieblich, Häuser nett, Straßen reinlich; Gärten.

Nisten = Nester bauen. Zwetschen = Pflaumen. Flur = Feld, im Gegensatz zu Gärten und Wiesen; überhandnehmen = sehr vermehren. Traurig = einen wehmütigen Eindruck verursachend.

III. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Beides nur kurz angedeutet. Ein Dörflein, umgeben von einem Walde fruchtbarer Obstbäume; unten im Tale am Bache Äpfel- und Birnbäume, an den umgebenden, aufsteigenden Höhen Aprikosen, Pflaumen und Kirschen; dazwischen einfache Strohhütten und liebliche Landhäuser für die Hüter und Besitzer der freundlichen Anlagen.

Frühling, Herbst, Winter, nachweisen aus der Erzählung!

2. Personen. a) Die Buben zerstören die Nester, verscheuchen die Vögel, bestrafen sich selbst, sind ungehorsam gegen Eltern, Lehrer und Gesetze; gefühllos gegen Tiere (Keinem Würmlein tu ein Leid), undankbar gegen Gott und schadenbringend ihren Mitmenschen (aus dem Lesestücke nachweisen).

b) Die Singvögel singen und nisten auf den Ästen und in den Hecken; fangen und fressen die schädlichen Raupen; ihre Nester werden ausgenommen und zerstört; sie werden verscheucht und ziehen nach und nach aus der ganzen Gegend hinweg; ihr Gesang wird in den Gärten und auf der Flur nicht mehr gehört; sie können die Raupen nicht mehr vertilgen.

c) Die Bäume umgeben das Dörflein, blühen und duften im Frühlinge auf das lieblichste; auf ihren Ästen singen und nisten allerlei muntere Vögel; im Herbste sind ihre Zweige häufig mit Äpfeln, Birnen und Zwetschen beladen; ihre Blätter und Blüten werden von den Raupen abgefressen; sie stehen kahl da wie mitten im Winter und geben kein Obst.

d) Die Raupen nehmen überhand, sind schädlich, denn sie fressen Blätter und Blüten und berauben uns so des schönen Obstes.

3. Gliederung. a) Das Dörflein vor der Tat der bösen Buben. (Bäume, Vögel.) b) Die Tat der bösen Buben. c) Das Dörflein nach der bösen Tat. (Vögel, Fluren, Raupen, Bäume.) d) Strafe für die Tat.

4. Grundgedanke. Schützet, heget und pfleget die Singvögel! Sie sind nicht nur die fröhlichen Sänger der göttlichen Liebe und Gnade, sondern auch die treuen Beförderer unserer leiblichen Wohlfahrt.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. a) Belehrung über die gesetzlichen Vorschriften zum Schutz der Vögel und ihrer Nester.

b) Ermahnung zur Anlegung von Nistkästen, Futterplätzen usw.; Vogelschutzverein.

c) Was ein Vogelnest wert ist: Eine Schwalbe braucht zu ihrer Nahrung täglich 50, monatlich also 1500 Raupen; eine Familie von nur 5 Schwalben also in einem Monate 7500 Stück. Jede Raupe frißt täglich ihr eigenes Gewicht an Blättern und Blüten; vernichtete sie täglich nur 2 Blüten, so beschützt also die kleine Schwalbenfamilie 450000

Kirschen, Äpfel, Pflaumen, Pfirsiche usw. in der Blüte. Berechnung nach dem Geldwerte.

2. Anklänge an Bekanntes und Verwandtes: „Sperling und Pferd" (Nr. 21); „Vögel vor der Scheune" von Hey (Nr. 150 II). „Die kleine Wohltäterin" von Krummacher (Nr. 42 b). „Gedenket der Vögel im Winter" von Rittershaus (Nr. 13).

3. Vergleichung mit „Knabe und Vogelnest" (Nr. 3). Der Knabe findet zufällig ein Nest, — die bösen Buben suchen die Nester geflissentlich auf. Der Knabe stand behutsam still von fern, — die bösen Buben nehmen sie aus und zerstören sie. Das Vöglein dankt dem Knaben, — die Vögel verlassen die Gegend. Das Vöglein vertilgt die Raupen, — die Raupen fressen Blätter und Blüten. Die Bäume prangen im grünen Schmuck, — die Bäume stehen kahl. Die Bäume tragen wohlschmeckende Früchte, — die bösen Buben bekommen keinen Apfel mehr zu essen, usw.

Th. E. Roeser.

310. Der Sandmann.

Hermann Kletke. Gedichte. Berlin 1875. S. 55.

I. **Vorbereitung.** Karl, ein kleiner, munterer Knabe, fragte einmal seine Mutter: „Mama, wie geht es nur zu, wenn man einschläft? Als du mir gestern abend das schöne Märchen erzähltest, weiß ich noch alles, was du von Dornröschen mir berichtetest, wie sie aber erlöst wurde, habe ich nicht mehr gehört, da war ich auf einmal eingeschlafen. Oft habe ich's mir schon vorgenommen, einmal recht acht zu geben, wie der Schlaf kommt. Ehe ich mich's aber versehen habe, bin ich jedesmal eingeschlafen und weiß nichts, gar nichts davon." „Ja," entgegnete die Mutter, „das weiß kein Mensch. Denn sieh, da kommt ungesehen ein guter Hausgeist zu dir, der Sandmann, der macht, daß du sofort einschläfst. Gestern abend, als er dich so schnell in die Arme des Schlafs geführt hat, da habe ich ihn gefragt, wer er denn eigentlich wäre, was er mache und was er wolle. Da hat er mir folgendes geantwortet:

„Zwei feine Stieflein hab' ich an,
mit wunderweichen Söhlchen dran:
ein Säcklein hab' ich hinten auf,
husch! trippl' ich rasch die Trepp' hinauf.
Und wenn ich in die Stube tret',
die Kinder beten das Abendgebet,
von meinem Sand zwei Körnelein
streu' ich auf ihre Äugelein;
den frommen Kindern soll gar schön
ein froher Traum vorübergehn,
nun risch und rasch mit Sack und Stab
nur wieder jetzt die Trepp' hinab;
ich kann nicht länger müßig stehn,
ich muß noch heut' zu vielen gehn
da nicken sie schon und lachen im Traum,
und öffnete doch mein Säcklein kaum."

II. **Vermittlung.** Was soll das heißen: „Zwei feine Stieflein hab' ich an, mit wunderweichen Söhlchen dran"? (Ich trete so leise auf, daß mich niemand hören kann.) Warum hat der Sandmann nur einen kleinen Sack auf dem Rücken? (Weil schon zwei Körnlein daraus hinreichen, einen einzuschläfern.) Wann kommt denn der Sandmann? (Am liebsten abends, wenn die Kindlein schon im Bette liegen und ihr Abendgebet

sprechen.) Welches Mittel zum Einschläfern wendet der Sandmann an? Warum ist der Sandmann ein guter Hausgeist? Was will er, wie's im Liedchen heißt? („Den frommen Kindern — gehn.") Er hat's aber eilig und muß sogleich wieder fort. Warum denn? (Er muß noch zu allen Kindern heut' abend, um sie einzuschläfern.) Einmal aber wendete er sich doch noch um und sah nach euch Kindern. (Da sprach er lachend und triumphierend: „Da nicken sie usw. — kaum.") R. D.

311. Kind und Zugvögel.

Angeblich von Wilh. Hey.

I. **Aufbau des Gedichtes.** Im Herbste versammeln sich die Schwalben in großen Scharen auf dem Kirchendache, die Störche auf den Wiesen, die Stare auf Pappeln, Weiden und Rohrhalmen. Alle scheinen sich eifrig untereinander zu beraten, hüpfen und fliegen unruhig hin und her. Ein Kind sieht dies, wundert sich und fragt die Vögel; wie denn wohl? „Ihr Vögel, was habt ihr denn vor, wohin wollt ihr?" Die Vögel wissen, daß sie im Winter nicht in der lieben Heimat bleiben können; es wird kalt; das Wasser friert zu, und Schnee bedeckt die Erde, so daß sie kein Futter mehr finden können. Ihr Sinn (Denken) wird nach anderen Ländern, wo sie Wärme und Futter finden, gerichtet sein. Wie werden sie also auf die Frage des Kindes antworten? „Nach wärmeren Ländern."

Lernt nun: K. Ihr Vöglein alle, wohin, wohin? V. Nach wärmeren Ländern steht unser Sinn.

Der Weg dahin ist aber gar weit. Worüber hinweg führt er? „Über Dörfer und Städte, Berge und Täler, Wälder und Felder, Flüsse und Meere." Der Weg führt durch die Luft, und kein Wegweiser steht da; was ist da leicht möglich? „Daß sie sich verirren." Wie wird das Kind die Vögel fragen? „Werdet ihr euch auf dem weiten Wege nicht verirren?"

Lernt: K. So weit über Berg' und Feld und Meer? Verirrt ihr euch nicht gar zu sehr?

Auf wen verlassen sich die Vögel? „Auf den lieben Gott." Was hat er ihnen schon gesagt? „Daß sie vor dem Winter wegziehen sollen." Wie ist er gegen alle Geschöpfe? „Gütig und liebevoll." Und weil er alles kann und weiß? „Allmächtig und allwissend." Wohin wird er sie führen? „Ins warme, ins rechte Land."

Lernt die Antwort der Vögel: Der liebe Gott mit seiner Hand, der führet uns immer ins rechte Land.

Nun brechen sie auf und fliegen fort. Was wird das Kind noch lange tun? „Es wird ihnen weit nachsehen." Was wird es ihnen wünschen? „Glückliche Reise." Warum wird die Reise gewiß glücklich vonstatten gehen? „Weil sie der liebe Gott begleitet." Was für ein Geleit ist das? „Ein gutes, sicheres, das beste."

Lernt: Das Kind sah ihnen nach so weit. „Zieht hin, ihr habt ein gut Geleit!“

Endlich sind die Vögel verschwunden; wohin wird das Kind noch blicken? „Zum Himmel hinauf.“ An wen wird es denken? „An den lieben Gott.“ Das Kind hat im Leben auch viele Wege oder Bahnen zu gehen, auf denen es sich verirren und ins Unglück geraten kann. Wie wird es Gott bitten, wenn es daran denkt? „Führe mich immer auf rechtem Wege (rechter Bahn)!“

Lernt: Es blickte zum Himmel dann hinan: „Herr, führ' auch mich auf rechter Bahn!“

Was tut der liebe Gott mit frommen Gebeten? „Er erhört sie.“ Denn wie ist er? „Gütig, gnädig.“ Was wird er in seiner Gnade mit den Vögeln und mit dem Kinde auf ihrem Wege oder Pfade tun? „Er wird sie bewahren, beschützen, behüten.“

Lernt: Der hört' es gern in seiner Gnade, bewahrte sie beide auf ihrem Pfade.

II. **Zusammenhängender Vortrag und dann Einübung des Gedichtes:**

Kind: Ihr Vögelein alle, wohin, wohin?
Vögel: Nach wärmeren Ländern steht unser Sinn.
Kind: So weit über Berg' und Feld und Meer?
Verirrt ihr euch nicht gar zu sehr?
Vögel: Der liebe Gott mit seiner Hand,
der führet uns immer ins rechte Land.

Das Kind sah ihnen nach so weit:
„Zieht hin, ihr habt ein gut Geleit!“
Es blickte zum Himmel dann hinan:
„Herr, führ' auch mich auf rechter Bahn!“
Der hört' es gern in seiner Gnade,
bewahrte sie beide auf ihrem Pfade.

III. **Rede- und Stilübungen.** 1. Welche Vögel nennt man Zugvögel und warum? 2. Führe Zug- und Standvögel (die im Winter bei uns bleiben und standhalten) an! 3. Warum können die Zugvögel im Winter nicht bei uns bleiben, und warum kommen sie im Frühling wieder? 4. Wie finden sie den Weg hin und zurück? 5. Worin gleicht das Kind den Zugvögeln? (Es hat im Leben viele Wege zu machen, kann sich leicht verirren, hat Gott zum sichern Führer und Begleiter, bleibt dann auf allen Pfaden vor Unglück und Verderben bewahrt.) 6. Verwandle die einzelnen Züge des Gedichtes in ein Bild! P.

312. Gefunden.

Joh. Wolfgang v. Goethe. Sämtl. Werke in 40 Bänden. Stuttgart 1869. 1. Bd. S. 9.

I. **Aufbau des Gedichtes.** a) Ein Kind erzählt seinen Waldspaziergang. Es beginnt:

Ich ging im Walde so für mich hin,

(d. h. allein, in Gedanken vertieft und vor mich hinsehend). Sein Sinn, d. h. seine Absicht war es nicht, etwas Besonderes zu suchen, aber es sah

gleichwohl im Schatten (d. h. da, wo die Bäume und Gebüsche dichter standen und es weniger hell war) ein Blümchen stehen, dessen herrliche Blüten in der Mitte gelb und nach dem Rande zu blau gefärbt waren, und die das Gedicht mit den Worten beschreibt: wie Sterne leuchtend, wie Äuglein schön. — Das sollte heißen: wie flimmernde Sterne glänzten die einzelnen Blüten aus dem Waldesdunkel hervor und blickten das Kind so treuherzig an, wie dies die Augen eines frommen Menschen tun.

Lernt: Wie Sterne leuchtend, wie Äuglein schön.

b) Nun kam dem Kinde rasch der Gedanke, die schönen Blümchen zu brechen (abzupflücken) und mitzunehmen. Aber dieses war darüber betrübt; denn wenn es abgepflückt worden wäre, so wäre es welk geworden (d. h. Stengel, Blätter und Blüten hätten sich schlaff herabgebogen), und mit der Schönheit des Blümchens wäre es aus gewesen.

c) Da sagt es fein, d. h. leise und voll Besorgnis: Soll ich zum Welken (Verwelken und Verderben) gebrochen sein? — In dieser vorwurfsvollen Frage liegt auch schon die Antwort, daß der liebe Gott das Blümchen nicht deshalb so schön hat wachsen lassen, damit es nur abgepflückt werden und in der Hand des Kindes verwelken soll.

Wiederholt die Frage des Blümchens!

d) Auch dem Kinde tut es leid, daß das Blümchen verwelken soll, aber es möchte es doch auch gerne behalten, und darum gräbt es das Kind mit allen Würzlein (warum wohl?) aus und pflanzt es (setzt es in die Erde) in den Garten, der an dem hübschen Hause seiner Eltern liegt. Da aber das Blümchen im Walde im Schatten gestanden hatte, so pflanzt es das Kind auch wieder am stillen Ort (es setzt es an ein schattiges, verborgenes Plätzchen) und nicht in die Mitte des Gartens, wo es in der Sonnenhitze leicht hätte verwelken können.

e) Das Kind hatte eine große Freude daran, und auch dem Blümchen behagte es in dem Garten; denn nun zweigt es immer (wuchs und brachte neue Äste und Zweige hervor) und blüht so fort, d. h. es entfaltete fortwährend so schöne Blüten, wie es im Walde auch gehabt hatte. Dies Erlebnis hat der große Dichter Goethe in dem folgenden Gedichte erzählt.

II. **Unmittelbare Darbietung.**

Ich ging im Walde so für mich hin,
und nichts zu suchen, das war mein Sinn.
Im Schatten sah ich ein Blümchen stehn,
wie Sterne leuchtend, wie Äuglein schön.
Ich wollt' es brechen, da sagt' es fein:
„Soll ich zum Welken gebrochen sein?"
Ich grub's mit all den Würzlein aus,
zum Garten trug ich's am hübschen Haus
und pflanzt' es wieder am stillen Ort;
nun zweigt es immer und blüht so fort.

III. **Vertiefung.** 1. Ort der Handlung. Das Kind geht in den Wald. Wie herrlich ist es darin! Man braucht nicht lange zu fragen,

was man suchen will; der Wald mit seinen hohen, gewaltigen Bäumen und seinem Dämmerlichte zeigt auf Schritt und Tritt Schönes und Wunderbares, das man genießt, ohne danach zu suchen.

2. Gedankengang. Str. 1. Das Kind geht in den Wald ohne die bestimmte Absicht, etwas zu suchen. Str. 2. Es findet aber ein schönes Blümchen. Str. 3. Es will dieses abbrechen, doch das Blümchen bittet um Schonung. Str. 4. Das Kind gräbt es samt den Wurzeln aus und pflanzt es in den Hausgarten. Str. 5. Hier gedeiht das Blümchen gut und bringt neue Zweige und Blüten.

3. Eigentümlichkeiten in der Form. Die beiden Personen — Kind und Blümchen — werden redend eingeführt, und dadurch wird die Erzählung sehr lebendig und anschaulich. Jede Strophe bildet für sich einen neuen Gedanken, der jedesmal mit kurzen Sätzen und wenigen, aber sehr treffenden Worten ausgedrückt ist, so daß sich dadurch eine leichte Übersicht über das inhaltreiche Gedicht gewinnen läßt.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. a) Mahnung: Störe durch deinen Genuß nicht das Glück und das Leben deiner Mitgeschöpfe!

b) Man lernt nicht bloß in der Schule. Das Kind hat auch auf seinem Gange in dem Walde gelernt:

aa) Es lernt da so manchen Spruch aus der Schule verstehen. „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel" usw.

bb) Es lernt Barmherzigkeit mit den Notleidenden, denn es hört auf die Bitte des Blümchens. „Seid barmherzig, wie euer Vater im Himmel barmherzig ist!" (Warnung vor jeder mutwilligen Zerstörung.)

cc) Es lernt sich freuen an den Werken der Natur, ohne dabei jemand Schaden zuzufügen. (Selbstsucht sowie Gleichgültigkeit gegen des Nächsten Wohl und Wehe oder gar Schadenfreude ist ein häßlicher Fehler.)

dd) Es lernt den sorgsamen, frommen Sinn für alles Schöne und Edle.

Dem Blümchen selbst können wir darum den Namen „Wunderhold" geben, und wer es bewahrt in einem feinen, guten Herzen, dem wird es jederzeit die schönsten Blüten und Früchte bringen.

2. Anklänge an Verwandtes und Bekanntes. Vergleiche „Knabe und Vogelnest" von W. Hey (Nr. 3.)! Wie lautet die Bitte der Vogelmutter und wie die des Blümchens? Wie benahm sich der Knabe an dem Neste und wie das Kind vor dem Blümchen? Wie heißt das Gefühl, von dem beide bewegt wurden?

3. Kernfragen. In welcher Absicht ging das Kind in den Wald? Wie beschreibt es das Blümchen? Was hatte es anfangs mit ihm für eine Absicht? Warum führte es seine Absicht nicht aus? Wie lautete die Bitte des Blümchens, und was wollte es damit sagen? Wo finden wir den Garten, wo das Blümchen Wunderhold gepflegt werden muß, und was ist seine tägliche Nahrung? „Mit Sorgen und mit Grämen und mit selbsteigner Pein läßt Gott" usw. Was gefällt dir besonders an dem Kinde

und was an dem Blümchen? Das Kind folgt nicht seiner Begierde aus Selbstsucht und Mutwillen, um das Blümchen zu brechen, sondern hat Mitleid mit ihm. „Sichselbstbekämpfen ist der allerschwerste Krieg; Sichselbstbesiegen ist der allerschönste Sieg.“ Das Blümchen, obgleich seiner Schönheit sich bewußt, steht bescheiden im Schatten und erfährt deshalb auch an sich das Wort: „Wer sich selbst erniedrigt, soll“ usw. Wahre Tugend und edler Sinn stellt sich nicht zur Schau vor aller Welt, um bewundert zu werden, sondern wird immer nur in der Stille gepflegt und zur Blüte gebracht. L. Dosch.

313. Der Bauer und sein Sohn.

Julius Sturm. Gedichte. 4. Aufl. Leipzig 1873. S. 44.

I. **Vorbereitung.** Ein Landmann ging am Sonntagmorgen eines schönen Sommertages mit seinem Söhnlein hinaus auf seinen Acker, um zu sehen, wie die Früchte des Feldes ständen. Das Korn hatte bereits Ähren, war mannshoch und wallte und wogte wie ein Meer, und zwischen den Ähren blühten in Hülle und Fülle blaue Kornblumen (Zyanen), feuerroter Mohn (Klatschrosen) und lilafarbene Raden. Während nun der Vater das Getreide mit kundigem Auge betrachtete, hatte der Sohn, in der Furche entlang wandelnd, einen großen Blumenstrauß sich gepflückt. Was ein jeder der beiden hierbei gedacht, empfunden und gesagt hat, das hat der Pfarrer Julius Sturm, ein echter Kinderliederdichter, in folgendem Liedchen ausgesprochen:

1. Der Bauer steht vor seinem Feld
und zieht die Stirne kraus in Falten:
„Ich hab' den Acker wohl bestellt,
auf reine Aussaat streng gehalten;
nun seh' mir eins das Unkraut an!
Das hat der böse Feind getan.“

2. Da kommt sein Knabe hochbeglückt,
mit bunten Blüten reich beladen;
im Felde hat er sie gepflückt,
Kornblumen sind es, Mohn und Raden.
Er jauchzt: „Sieh, Vater, nur die Pracht!
Die hat der liebe Gott gemacht.“

II. **Vermittlung und Vertiefung.** Welche sinnverwandten Ausdrücke kannst du für Bauer, welche für Feld setzen? Welche Gefühle bewegten das Herz des Bauern, daß er die Stirne kraus in Falten zog? (Ärger und Mißfallen.) Welche fünf Punkte gehören zur guten Bestellung des Ackers? (Reichlich düngen, tief pflügen, tüchtig walzen, fein eggen und reinen, guten Samen darauf säen.) Setze für „eins“ ein anderes Wort! Welche Pflanzen meint der Bauer, wenn er hier von Unkraut spricht? Wie heißt der böse Feind in der Heiligen Schrift? Welche Gefühle veranlaßten den Bauer zu seinem Urteil: „Das hat der böse Feind getan“? (Mißmut und Eigennutz.) Was den Vater mißmutig machte, wie machte dies den Knaben? Was trug er in seinen Händen? Woher hatte er die Blumen? Was machte er laut, während der Vater still sich ärgerte? (Er jauchzte.) Welches Urteil fällte er? Welche Gefühle durchzogen das Herz des Knaben und veranlaßten ihn zu seinem Urteil? (Innige Freude an der Natur, Liebe zu den Blumen und Wohlgefallen am Bunten und Schönen.) Welchem Urteile stimmt ihr,

liebe Kinder, zu? — Ort und Zeit der Handlung. **Tätigkeiten** a) des Bauern, b) seines Sohnes.

III. **Verwertung.** 1. Mahnung. Urteile nicht aus Mißmut und Eigennutz! Urteile aber auch nicht bloß nach dem äußern Schein!

2. Verwandtes. Der Schulrat G. Dinter läßt in einem kleinen Gedichte einen älteren Bauernknaben einen vermittelnden Gedanken aussprechen:

„Wie schön die blauen Blumen
im grünen Kornfeld blühn!
Doch säh's mein Vater lieber,
das ganze Feld wär' grün." R. D.

Vergleiche Martin Greifs „Vor der Ernte"!

1. Nun störet die Ähren im Felde
ein leiser Hauch;
wenn eine sich beugt, so bebet
die andre auch.

2. Es ist, als ahnten sie alle
der Sichel Schnitt —
die Blumen und fremden Halme
erzittern mit.

Die Ähren des Feldes bilden eine Gemeinschaft wie die Tropfen des Meeres. Alle teilen dasselbe Schicksal. Ein Hauch geht durch die Ährenflut, so daß alle sich beugen und beben, dann steigen und sich heben. Sie reifen der Ernte entgegen und neigen sich tiefer, als ob sie den baldigen Schnitt der scharfen Sichel ahnten. Mit ihnen beugen sich und beben die Blumen und fremden Halme, die in die Gemeinschaft eingeschlossen sind. Die Gemeinschaft bringt gleiche Pflichten und gleiches Geschick. Der einzelne kann und darf sich nicht ausschließen. Jul. Sturms Gedicht zeigt uns das Feld als Blütengemeinschaft, Greifs als Erntegemeinschaft.

P.

314. Der beste Wein.

Aus: Der Schneider von Burgund. Festkalender von Pocci und von Görres. München und Wien. 8. Heft. Nr. 6. (Gekürzt.)

1. Der beste Wein für Kinder
der weiße ist's fürwahr,
der aus der Felsenquelle
so lustig fließt und klar.

2. Er fließt durch grüne Auen,
ihn trinken Hirsch und Reh
und Lerch' und Nachtigallen;
er macht den Kopf nicht weh.

3. Und ist er gut für Kinder
der klare, weiße Wein,
mich dünkt, er muß nicht minder
auch gut für Große sein.

4. Schon mancher hat's erfahren,
wie seine Feindschaft tut;
er mußt' es teuer büßen
mit Ehre, Gut und Blut.

I. **Erläuterung.** In dem kleinen Liedchen ist alles klar, nur der Ausdruck „Wie seine Feindschaft tut" ist dahin zu erklären: wer ein Feind und Hasser des Wassers als Getränk ist und an dessen Stelle Bier, Wein oder Branntwein zu seinem täglichen Trunk erkoren hat, der wird es oftmals teuer büßen müssen, indem er, dem Trunke ergeben, sich den größten Schaden bereitet an Ehre, Gesundheit, Gut und Leben.

II. **Aufgabe.** Gib den Segen des Wassers im allgemeinen an! Benutze dabei das Gedicht „Das Wasser" von Wolfram von Eschenbach!

Vom Wasser kommt der Bäume Saft,
befeuchtend gibt das Wasser Kraft
aller Kreatur der Welt.
Vom Wasser wird das Aug' erhellt,
Wasser wäscht manche Seele rein,
daß kein Engel mag lichter sein.

Die drei letzten Zeilen sind dem Schüler vorher zu erklären.

R. D.

315. Beim Aussäen des Samens.

Von Christoph v. Schmid.

I. **Vorbereitung.** Ein Kind hat von seinem Vater ein Plätzchen im großen Garten zugewiesen bekommen, um sich ein Blumengärtchen anzulegen. Nun hat es mit einem kleinen Spaten oder Grabscheit den Boden umgegraben, ihn mit dem Rechen zart geharkt und dann das Ganze in Beetchen abgeteilt. Auch Blumensamen hat ihm der Vater gegeben. Den säet es nun in die Erde und spricht dabei zu dem Körnlein:

1. Sink, o Körnlein, denn hinab, sink ins stille, kühle Grab, in das Bett von Erde! Erde streu' ich auf dich her, bis, mein Körnlein, ich nichts mehr von dir sehen werde.

2. Wüßtest du, was ich da tu', hättest Sprache du dazu, ach, du sprächst mit Beben: „Nie seh' ich die Sonne mehr, in dem Dunkel um mich her endet alles Leben!"

3. Aber, Körnlein, habe Mut! Sieh, du liegst da sanft und gut, hast bald ausgeschlafen! Blickst dann aus dem Grab hervor, blühst als Blume schön empor, bist ganz neu geschaffen.

4. Ich auch sinke einst hinab so wie du ins kühle Grab, mich auch deckt die Erde; aber herrlicher noch ruft aus der stillen, düstern Gruft mich des Schöpfers: „Werde!"

II. **Vertiefung.** 1. Beschreibe das Gärtchen des Kindes im Frühjahr!

2. Zeige, wie das Körnlein scheinbar *tot* ist, aber nur *schläft*, wie es *hinabsinkt*, *begraben* wird, im Dunkel *liegt*, bald *ausschläft*, aus dem Grabe *blickt*, als Blume *aufblüht* und *neugeschaffen* ist!

3. Str. 1. Das Körnlein sinkt ins Erdenbettchen. Str. 2. Hätte es Bewußtsein, würde es vor dem Dunkel zittern und beben. Str. 3. Das Kind tröstet es mit dem baldigen Wiedererwachen. Str. 4. Das Kind denkt an sein eigenes Begräbnis und seine einstige herrlichere Auferstehung.

III. **Verwertung.** 1. Auch wir müssen wie alle Samenkörner in die Erde gesenkt werden, hoffen aber so gewiß auf eine schöne Auferstehung durch das göttliche Schöpferwort: „Es werde!" wie die Körnlein zu neuem Leben aufkeimen.

2. Am Anfang schuf Gott die Erde durch sein allmächtiges „Werde!" Jeden Frühling ruft er dies Werde in die Natur. Am jüngsten Tage wird er durch sein „Werde" die Toten erwecken. — Der Tod ist der Bruder des Schlafes. „Weinet nicht, das Mägdlein ist nicht tot, sie schläft nur!" „Es wird gesäet in Schwachheit und wird auferstehen in Kraft!"

3. Vergleiche mit dem vorstehenden Gedicht „Das Samenkorn" von W. Hey! (50 Fabeln. Gotha. Anhang. S. 9.)

Wer merkt's am Samenkorn so klein,
daß drin ein Leben könnte sein?
Kaum hab ich's in das Land gesteckt,
da ist auch seine Kraft erweckt,
da dringt es aus der Erde vor,
da steigt es in die Luft empor,
da treibt's und wächst und grünt und blüht:
da lobt den Schöpfer, wer es sieht.

a) Wo findet sich in dem ersten Gedichte das „kleine Samenkorn", das „Leben drin", das „Stecken ins Land", die „erweckte Kraft", das „Vordringen aus der Erde", das „Treiben, Wachsen, Grünen und Blühen", das „Lob des Schöpfers"? b) Was hat das erste Gedicht ganz allein? P.

316. Die Schwalben.

Nach Adelbert v. Chamisso. Werke. Berlin 1856. XV. III. (Gekürzt.) S. 337.

I. **Vorbereitung.** Unter den Sims (Bretterrand) eines Daches hatte ein Schwalbenpaar sein Nest gebaut, die Tochter des Hauses aber stundenlang der fleißigen und geschickten Arbeit der beiden Tierchen zugesehen. So war das Nest fertig gemauert und wie ein Kleinod (wie ein wertvoller Schatz) behütet worden. Was aber dann weiter geschah, konnte das Kind nicht alles mehr sehen, denn es wurde krank, lag tagelang im Bette und mußte viel Schmerzen leiden. Nur zuweilen hörte es die Schwalben vor dem Fenster zwitschern, als ob sie ihm etwas erzählen wollten; aber es klang so betrübt und undeutlich wie die Rede eines Menschen, der in der Freude oder Trauer viele Wörter verschluckt. Endlich wurde das Mädchen wieder gesund. Zum ersten Male öffnet es heute wieder das Fenster, um die milde Frühlingsluft zu atmen und nach seinen lieben Schwalben zu sehen. Aber was muß es sehen? Das ist ja der alte Schwalbenhaushalt nicht mehr! Voll Freude ruft das Kind die Mutter herbei und sagt ihr (in dem folgenden Gedichte), was es von den Schwalben sieht und weiß.

II. **Gutes Vorlesen des Gedichtes.**

1. Mutter, Mutter! unsre Schwalben,
sieh doch selber, Mutter, sieh!
Junge haben sie bekommen,
und die Alten füttern sie.

2. Als die lieben, kleinen Schwalben
wundervoll ihr Nest gebaut,
hab' ich stundenlang am Fenster
heimlich sinnend zugeschaut;

3. Und wie erst sie eingerichtet
und bewohnt das kleine Haus,
haben sie nach mir geschauet
gar verständig klug hinaus.

4. Ja, es schien, sie hätten gerne
manches heimlich mir erzählt,
und es habe sie betrübet,
was zur Rede noch gefehlt.

5. Eins ums andre, wie ein Kleinod,
hielten sie ihr Haus in Hut;
sieh doch, wie die kleinen Köpfchen
streckt hervor die junge Brut!

6. Und die Alten, eins ums andre,
bringen ihnen Nahrung dar;
o wie köstlich ist zu schauen
so ein liebes Schwalbenpaar!

7. Mutter, weißt du noch, wie neulich
krank im Bett ich lag und litt?
Pflegtest mich so süß, und abends
brachte Vater mir was mit.

Erläuterungsfragen. Warum sagt das Kind „unsere Schwalben"? Woher sind die jungen Schwalben gekommen? Warum heißen sie „Brut"? Woraus haben die Schwalben das Nest gebaut? Wie schaute das Kind „heimlich" zu? Wann fehlt noch etwas an der „Rede"? Welches waren die Kleinode der Schwalben? Warum strecken sie die Köpfchen aus dem Flugloche? Was machen die Schwalben „eine um die andere" oder abwechselnd? Woraus besteht die Schwalbennahrung? Wo und wie finden sie diese? Was litt das kranke Kind? Wie pflegte die Mutter ihr Kind? Was brachte wohl der Vater mit? Worin gleichen die Schwalben den Eltern?

III. **Vertiefung.** 1. Schauplatz. Es ist im Monat Mai. Unter dem Dache eines schönen Hauses ist über dem Fenster auf einem Brettchen ein Schwalbennest. Aus dem Flugloche gucken die Köpfchen der jungen Schwalben. Die Alten fliegen ab und zu und bringen ihren Kindern Futter. Am Fenster steht ein Mädchen mit leuchtenden Augen. Es wendet sich um und winkt die Mutter herbei.

2. Gedankengang. Das Mädchen ruft die Mutter herbei und zeigt die jungen Schwalben (Str. 1), erzählt, wie die Alten das Nest gebaut (Str. 2) und es bewohnt haben (Str. 3), wie sie mit dem Kinde geplaudert (Str. 4), das Haus gehütet und die Jungen ausgebrütet (Str. 5), sie gefüttert haben (Str. 6), vergleicht damit die liebevolle Pflege des kranken Kindes durch die Eltern (Str. 7).

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Gott sorgt für alle seine Geschöpfe, gibt ihnen Speise und Freude, Obdach und Pflege. — Die Natur ist ein Spiegel des Menschenlebens.

2. Verwandtes. Es ist kein Mäuschen so jung und klein — (Nr. 45). Ps. 84, 4. Der Vogel hat ein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest, da sie ihre Jungen hegen. — Dem alten Tobias fiel der Kot der Schwalben aus ihrem Neste also heiß in die Augen, daß er davon blind ward. — Schwalbenlied: „Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm, waren Kisten und Kasten schwer. Als ich wiederkam, als ich wiederkam, war alles leer." Sprichwort: Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer.

3. Rede- und Stilübungen. a) Wie bauen die Schwalben ihr Nest? b) Wie ätzen oder füttern sie ihre Jungen? c) Worin gleicht das kranke Mädchen den kleinen Schwalben? (Beide lagen hilflos auf dem Lager und schauten sehnsüchtig zum Fenster hinaus; aber aus dem Hause konnten und durften sie nicht, weil sie zu schwach waren. Beide werden von den Eltern gepflegt und mit Speise und Trank versorgt. Beide werden bald ins Freie können, sich dann freuen und den guten Eltern dankbar sein.)

In der oben gegebenen Fassung findet sich das Gedicht in einigen Lesebüchern. Ursprünglich heißen Str. 5—7 (in den „Lebensliedern und -bildern"):

5. Also hab' ich, liebe Schwalben,
unverdrossen euch belauscht,
und ihr habt mit euren Rätseln
wunderseltsam mich berauscht;

6. Jetzt erst, jetzt hat das Geheimnis,
das ihr meintet, sich enthüllt,
eure heimlich süße Hoffnung
hat sich freudig euch erfüllt.
7. Sieh doch hin! Die beiden Alten
bringen ihnen Nahrung dar.
Gibt es Süßeres auf Erden
als ein solches Schwalbenpaar?

Zur Erläuterung. Des Schwalbenpaares Nestbau, die Hoffnung auf, die Freude über und die Sorge für seine Jungen sind ein zarter Spiegel der Elternhoffnung, Elternfreude und Elternsorge. Durch das Mädchenherz zittert wie ein heiliger Rausch die Ahnung künftigen Mutterglückes. Bei einer schulmäßigen Behandlung des Gedichtes in der ursprünglichen Form muß natürlich diese tiefe Beziehung der Dichtung verschwiegen werden.

Warum lauscht das Mädchen unverdrossen, d. h. ohne Verdruß, solange es auch dauerte? Von welchem Rätsel, d. i. etwas zum Erraten, zwitschern die Schwalben? (Was wohl aus den Eiern kommen wird.) Wodurch wird das Mädchen gar eigentümlich entzückt, gleichsam berauscht? (Daß die Schwalben heimlich von ihren Hoffnungen zwitschern.) Welche süße (beglückende) Hoffnung haben die Schwalben? (Daß aus jedem Ei ein junges Schwälbchen kommen wird.) Warum ist das noch ein Geheimnis? (Die Eierschalen verhüllen oder verbergen die Jungen.) Wann hat sich die schöne Hoffnung erfüllt? Wie zeigen die alten Schwalben ihre Fürsorge für ihre Kinder? (Daß die Alten ihre Jungen füttern und sie mit ihrem Gefieder warm zudecken.) P.

317. Die Erdschwämme oder Pilze.

Christoph v. Schmid. Kurze Erzählungen. München 1872. S. 36.

Die Mutter schickte einst die kleine Katharina in den Wald, Schwämme (oder Pilze) zu suchen, weil sie der Vater sehr gern aß. „Mutter," rief das Mädchen, als es zurückkam, „diesmal hab' ich recht schöne gefunden! Da, siehe nur!" sagte es und öffnete das Körbchen; „sie sind alle schön rot wie Scharlach und wie mit weißen Perlen besetzt. Es gab wohl noch von jenen braunen und unansehnlichen, von denen du neulich brachtest; sie waren mir aber zu schlecht, und ich ließ sie stehen." — „O du einfältiges, törichtes Kind!" rief die erschrockene Mutter. „Diese schönen Schwämme sind trotz Scharlach und Perlen lauter giftige Fliegenschwämme, und wer davon ißt, muß sterben. Jene braunen aber, die man Brätlinge nennt, und die du verschmähtest, gehören ungeachtet ihres schlechten Aussehens unter die besten. — So, liebes Kind, ist es noch mit vielen Dingen in der Welt. Es gibt Tugenden, die wenig Aufsehen machen, und glänzende Fehler, die der Tor bewundert. Ja, der betrügerische Schein des Bösen kann uns leicht zur Sünde verführen."

Die Sünde, die uns Lust verspricht,
ist süßes Gift — o trau ihr nicht!

I. **Vermittlung.** Die Schüler sind zuvörderst kurz über die Schwämme oder Pilze zu belehren, über die eßbaren sowie auch über die giftigen. Kann ihnen der Fliegenpilz und der Brätling nicht in natura vorgezeigt werden, so muß es in einer guten Nachbildung von papier maché, wie sie jetzt existieren, oder zur Not in einer getreuen, farbigen Abbildung

geschehen. Im übrigen ist in dieser Erzählung alles klar, und es bedarf keiner besonderen Worterklärung.

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Sie fand statt in den Sommermonaten im Daheim eines Walddorfes, wohin die kleine Tochter von 10—12 Jahren zu ihrer Mutter zurückgekehrt war.

2. Gliederung des Inhaltes. a) Die Mutter sendet die Tochter mit dem Auftrage, Pilze zu sammeln, in den Wald. b) Die Rückkehr der Tochter und ihr Jubel über den schönen Fund. c) Der Tadel der erschrockenen Mutter. d) Die Mutter belehrt ihre törichte Tochter. e) Lehre des Dichters.

3. Grundgedanke. Der Schein trügt.

III. **Verwertung.** 1. Mahnung. a) Traue nicht dem äußeren Scheine! b) Suche das wahre Wesen und den wahren Wert der Dinge zu ergründen!

2. Rede- und Stilübungen. a) Nenne unscheinbare, aber überaus nützliche Pflanzen (Gräser, Getreidearten, Kartoffeln, Rüben usw.), unscheinbare, aber wohlriechende Blumen (Veilchen, Reseda usw.), schöne, aber giftige Pflanzen (Kellerhals, roter Fingerhut usw.)! b) Übertragung auf menschliche Verhältnisse: Nicht immer sind die reichen und geputzten Menschen auch die besten, sondern oft schlichte Arbeiter im Leinenkittel: Bürgers braver Mann, Sennes Kanadier, Goethes Johanna Sebus. Für Mädchenschulen: Nicht die Schönheit verleiht dem Weibe den wahren Wert, sondern ein keusches, edles Herz, ein liebevolles Gemüt, Fleiß, Reinlichkeit und Ordnungsliebe. c) Verwandtes aus der Heiligen Schrift: Schöngetünchte Gräber, aber inwendig Moder und Gebein. Menschen in Schafskleidern, aber inwendig reißende Wölfe. Der Pharisäer und Zöllner. d) Nenne Tugenden, die wenig Aufsehen machen! Die Ehrlichkeit, die Wahrheitsliebe, die Berufstreue, die Reinlichkeit, die Ordnungsliebe; (nach der Heiligen Schrift:) das andächtige Beten im stillen Kämmerlein, das Geben mit der rechten Hand, von dem die linke nichts weiß. e) Nenne glänzende Fehler, die der Tor bewundert! Die Putz- und Modesucht, die Schwelgerei und Wollust, das Glücksspiel, die Verschwendung, die Prahl- und Ruhmsucht. R. D.

318. Täubchen.

Wilh. Hey. 50 Fabeln Gotha. Nr. 19.

Kind: Täubchen, du auf dem Dache dort,
sage, was girrst du in einem fort,
wendest das Köpfchen so her und hin?

Täubchen: Weil ich so gar zu fröhlich bin,
weil mich vom Himmel der Schöpfer mein
wärmt mit dem lieben Sonnenschein.

Droben das Täubchen girrte so,
unten der Knabe spielte froh,
mochte am lieben Sonnenschein
jedes sich recht von Herzen freun.
Und vom Himmel der Schöpfer sah
gerne die Lust der beiden da.

I. **Vorbereitung und Aufbau des Gedichtes.** Max hat seine Schularbeiten für den anderen Tag vollendet. Er tritt hinaus in den sauber gefegten Hof. Der Himmel ist klar und hell. Die Sonne sendet ihre warmen Strahlen freundlich hernieder auf die Erde. — Noch unentschlossen, was er beginnen soll, vernimmt er ein ununterbrochenes „Gurr, gurr" von der Höhe eines Daches herab. Er richtet die Augen hinauf. Wen erblickt er? (Die Taube ruft: gurr, gurr, — sie girrt.) Was tut die Taube mit ihrem Köpfchen, wenn sie girrt? Wer verwundert sich darüber? Was möchte er wohl gern erfahren? Welche Frage richtet er darum an das Täubchen?

„Täubchen, du auf — fort und fort?"

Frage des Lehrers: Wie ist dir zumute, wenn du beim munteren Spiel lachst und singst? Was gibt nun wohl das Täubchen durch das Girren und Wenden des Köpfchens zu erkennen? Welche Antwort gibt die Taube deshalb dem danach fragenden Knaben?

„Weil ich so gar zu fröhlich bin."

Max aber war heute noch gar nicht so fröhlich gestimmt und wundert sich gewiß über den Frohsinn des Täubchens. Welche Frage wird er wohl gleich an die Antwort des Täubchens knüpfen? — Diese Frage erwartete auch das Täubchen und fügt deshalb, ehe der Knabe sie ausspricht, die betreffende Antwort hinzu. — Das Täubchen wendete das Köpfchen von allen Seiten nach oben, erblickt über sich den klaren, blauen Himmel und an ihm die alles erleuchtende, erwärmende Sonne; Hof und Garten prangen im glänzenden Sonnenlicht. Der liebe Gott aber ist der Schöpfer dieser Herrlichkeit. — Dies alles erzählt das Täubchen dem Knaben: Lernt!

„Weil mich — Sonnenschein."

Dieses Lob- und Dankgebet der Taube erinnert den Knaben an seine unterlassene Pflicht, ein Gleiches zu tun. Er schämt sich über seine Undankbarkeit, stimmt mit ein in die Dankesworte der Taube. Auge und Herz sind ihm geöffnet. Die Folge davon ist Frohsinn und Munterkeit; fröhliches Spiel! Lernt!

„Droben das Täubchen — von Herzen freun."

Kein Mensch sah und hörte das fromme Zwiegespräch, beobachtete das fröhliche Spiel der beiden. Und dennoch waren sie nicht allein. Der liebe Gott sah ihr Spiel und ihre Lust und hatte an den beiden sein Wohlgefallen. Sprecht!

„Und vom Himmel — beiden da."

II. **Nutzanwendung** für Herz und Leben: Groß sind die Werke des Herrn usw. — Freue dich, Jüngling, in deiner Jugend! — Sehet die Vögel unter dem Himmel an! — Gott im Himmel hat an allen seine Lust, sein Wohlgefallen, kennt auch dich und hat dich lieb. — Was sie uns verkündet nun, nehmen wir zu Herzen: wir auch wollen lustig sein, lustig wie die Vögelein usw. — Danket dem Herrn; denn usw. —

Der Knabe betrachtet mit offenen Sinnen das Tun und Treiben der Taube, ist empfänglich für die Belehrung der Taube, folgt ihrer Aufforderung und findet sich reichlich belohnt. — Folgt seinem Beispiel! Was lernen wir von der Taube? Die Taube erkannte die große Liebe des Schöpfers in seinen Gaben, freut sich ihrer und ist uns ein Vorbild, wie wir Gott durch rechten Genuß der empfangenen Wohltaten loben und danken sollen. Robert Wernecke.

319. Sommerabendlied im Freien.

Georg Karl Claudius. Liederschatz für Schule und Haus von Th. Ballien. Brandenburg 1861. S. 40.

I. **Vorbereitung.** Der Tag mit seiner Hitze, seinem Lärm und seiner Arbeit ist vergangen. Wie haben sich alle nach dem stillen, kühlen Abend gesehnt! Nun sitzen in der Laube des Gartens Vater, Mutter und Kinder. Um das Haus liegt ihre kleine Flur, ihr Feld. Die Sonne ist hinter den Bergen untergegangen, aber ihr Nachglanz, die Abendröte, liegt auf dem Tale (ist gleichsam als rötlicher Schleier herabgestiegen, herabgesunken). Erst strahlten die Berghäupter noch im Sonnenfeuer; aber allmählich wird der Glanz immer bleicher, bis der letzte Strahl und Schein verschwunden ist. Mit dem Verschwinden der Sonne ist es angenehm kühl im Tale geworden. Die Arbeit der Landleute hat aufgehört, und alles schweigt. Nur aus den Zweigen der Büsche und Bäume schwingt sich das Abendlied (der Nachtgesang) der Vögel, die einen vielstimmigen Sängerchor bilden, zum Himmel, zu Gott, empor. Da stimmen auch die Kinder in der Laube ein Abendlied an, preisen die Schönheit in der Natur und laden den Abend ein, noch oft als lieber Gast zu ihnen zu kommen. Hört nun ihr Sommerabendlied, das sie im Freien gesungen haben!

II. **Vorlesen und Einlesen des Gedichtes.**

1. Komm, stiller Abend, nieder
auf unsre kleine Flur;
dir tönen unsre Lieder:
wie schön bist du, Natur!

2. *) Die Abendröte steiget
herab ins kühle Tal,
und allgemach erbleichet
der Sonne letzter Strahl.

3. Allüberall herrscht Schweigen;
nur singt der Vögel Chor
noch aus den dunklen Zweigen
den Nachtgesang empor.

4. Komm oft noch, Abend, wieder
auf unsre kleine Flur!
Dir tönen unsre Lieder:
wie schön bist du, Natur!

III. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Nach der Vorbereitung zu beschreiben!

2. Charakteristik. Zeige, daß der Abend still, schön, kühl, beglänzt von der Abendröte, verschönt durch Gesang und eingeladen zum Wiederkommen ist!

3. Gedankengang: Str. 1. Der Abend ist eingeladen zum Kom-

*) Ursprünglich (als „Hirten-Abendlied") hieß diese Strophe: „Schon steigt die Abendröte — hinab ins kühle Tal, — schon glänzt auf unsrer Flöte — der Sonne letzter Strahl."

men, Str. 2. beglänzt von dem Abendrot, Str. 3 verschönt durch den Nachtgesang der Vögel, Str. 4 eingeladen zum öfteren Wiederkommen.

Grundgedanke. Wie ist ein schöner Abend für Leib und Seele so labend!

IV. **Verwertung.** 1. *Nutzanwendung.* Freue dich der schönen Natur! Genieße nach der Arbeit die Ruhe, nach dem Lärm die Stille, nach der Glut die Kühle! Lerne von den Vögeln, wie man Gott loben soll!

2. *Verwandtes.* *Abendlieder* und *Abendgebete*: Müde bin ich, geh' zur Ruh —. Der Mond ist aufgegangen, die goldnen Sterne prangen am Himmel hell und klar; — usw. Sprichwörter, die den Abend erwähnen: Man soll den Tag nicht vor dem Abende loben usw. *Biblische Geschichten*, die vom Abend handeln. Sündenfall: Am Abend ging der Herr im Garten. — Am Abend kam Joseph von Arimathia und begrub den Leichnam Jesu. — Die Jünger auf dem Wege nach Emmaus sprachen: „Herr, bleibe bei uns; denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneigt!" — usw.

3. *Rede- und Stilübungen.* a) Vergleiche den *Tag* mit dem *stillen, ruh-* und *friedevollen, kühlen*, vom *Gesang verschönten* und vom *Abendrot beglänzten Abend*! b) Vergleiche das „Abendlied" mit der „*Abendfreude*" von Fritz v. Ludwig!

1. Willkommen, o seliger Abend,
dem Herzen, das froh dich genießt!
Du bist so erquickend und labend,
drum sei mir auch herzlich gegrüßt!

2. In deiner erfreulichen Kühle
vergißt man die Leiden der Zeit,
vergißt man des Mittages Schwüle
und ist nur zum Danken bereit.

P.

320. I. Vom wohlgefälligen Wandel.

Fr. Rückert. Erbauliches und Beschauliches. Berlin. 2. Bd. S. 69.

(Für die Bedürfnisse der einklassigen Volksschule.)

Mensch, wenn ich ein Wohlgefallen haben soll an deinem Wallen, so gebeut den Gliedern allen: deinem Auge, daß es spähe Gutes fern und in der Nähe und nicht auf das Böse sehe; deinem Ohre, daß es höre weisen Rat und fromme Lehre lieber als der Torheit Chöre; deiner Zunge, daß sie bringe Dankesopfer und lobsinge, nicht von Eitelkeit erklinge; deinen Händen, daß sie spenden, das Erworbne nicht verschwenden, es zu Gottes Preis anwenden; deinen Füßen, daß sie gern gehen zu dem Haus des Herrn und dem Haus der Weltlust fern! So gebeut den Gliedern allen, Mensch, wenn ich an deinem Wallen haben soll ein Wohlgefallen!

I. **Vorbereitung.** Von dem 12jährigen Jesu heißt es (Luk. 2, 25): Jesus nahm zu an Alter, Weisheit und Gnade *bei Gott* und den Menschen. So soll auch eines jeden frommen Christenkindes Bemühen darauf gerichtet sein, Gott zu gefallen in seinem Sinn und Wort und Wandel. Darum lehrt uns auch Dr. Martin Luther in dem Morgensegen beten: „Du wollest mich diesen Tag auch behüten vor Sünd' und allem Übel, daß dir all mein Tun und Leben gefalle;" und in dem schönen

Morgenliede von Gellert singen wir in Str. 7: „und lehre du mich selber tun nach deinem Wohlgefallen!"

Wie aber wird ein Kind „dem Herrn zu gefallen" leben? Darauf gibt uns das kleine vorstehende Gedicht eine schöne, poetische Antwort. (Vorlesen!)

II. **Vermittlung und Vertiefung.**

Wie der liebe Gott in der Heiligen Schrift oft zu den Menschen redet, so stellt uns der Dichter in diesem Gedichte Gott auch dar, als ob er selbst zu uns spräche und uns selbst den Weg zeigte, ihm zu gefallen.

Wandel und Wallen = ganzes Leben.

Soll dein Tun dem Herrn wohlgefallen, so gebeut = so befiehl mit heiligem Ernste, deinen Gliedern = allen deinen Gliedmaßen und Sinnen:

1. Deinem Auge, daß es spähe, mit Ernst, Fleiß und Aufmerksamkeit wahrnehme, Gutes, a) was gut ist. Es ist dir gesagt, Mensch usw.; b) wer Gutes tut, sei es Freund oder Feind, Glaubensgenosse, Landsmann oder nicht; c) wo Gutes geschieht, fern und in der Nähe, — und laß dir dies alles zum Vorbilde dienen, daß du dem Guten nachstrebst; daß es aber nicht auf das Böse sehe, kein Wohlgefallen daran finde, noch weniger es nachahme.

2. Deinem Ohre, daß es höre, daß es mit Fleiß achte auf weisen, klugen, verständigen Rat; suche diesen aber nicht bei der Torheit Chören, d. h. bei deinen unerfahrenen, oft törichten Altersgenossen oder schlechten Leuten, sondern bei verständigen und frommen Leuten, und laß es dich nicht befremden, wenn dir der Rat zuweilen nicht zusagen sollte! Rehabeam; fromme Lehre, wo? von wem? — Es fällt kein Meister vom Himmel. Niemand sage, daß er zum Lernen zu alt ist. Gute Lehren soll man üben, nicht bloß hören. Seid aber Täter des Wortes!

3. Deiner Zunge, deinem Munde, als dem Werkzeuge der Sprache des redenden Geistes und Herzens, daß sie nie vergesse, Gott Dank zu sagen für alles das Gute, das er dir täglich, reichlich und unverdient erweist. 1. Art. 2. Gebot. Wo aber die rechte Stellung des Herzens zu Gott ist, da merkt man es auch im Verhalten der Zunge gegen den Nächsten: nicht fälschlich belügen, — sondern; 8. und 2. Gebot. Wer leben will und gute Tage sehen —. Nicht von Eitelkeit erklinge, d. h. nicht in törichter Weise von seinem eingebildeten Werte und seinen vermeintlichen guten Taten rede. Pharisäer und Zöllner. Lasset kein faul Geschwätz usw.

4. Deinen Händen, all deinem Tun. a) Sei fleißig und arbeitsam! Im Schweiße deines Angesichts. — Gehe hin zur Ameise! — Wer nicht arbeiten will. — Zur Arbeit, nicht zum Müßiggang. — Bin ich gleich noch jung. — Unsere Arbeit beruht auf göttlichem Befehle. b) Sei sparsam! Joh. 6, 12. Jesus. Spare in der Zeit, so hast du in der Not! Junges Blut, spar dein Gut! Armut im Alter wehe tut. Zu Gottes Preis anwenden. c) Sei auch wohltätig! Wer den

Armen gibt, der leihet Gott. Wohlzutun und mitzuteilen. — Zehr-, Spar-, Notpfennig. Geiz ist die Wurzel alles Übels.

5. Deinen Füßen, bildliche Bezeichnung auch für unser Tun: Hände mehr äußere Tatgemeinschaft, Füße innere Herzensgemeinschaft, die sich vorzugsweise offenbart in der fleißigen Teilnahme an den schönen Gottesdiensten des Herrn; gern, 3. Gebot, aus innerem Herzensdrang, nicht Gewohnheit, nicht Heuchelei, nicht Eitelkeit usw.; und dem Haus der Weltlust fern, d. h. weile aber nicht, wo man unsittliche, unzüchtige, unpatriotische Reden und ein sündliches Leben führt! Schlechte Beispiele verderben gute Sitten. Wohl dem, — der nicht sitzet, da die Spötter sitzen.

Grundgedanke: Wenn unser Tun und Lassen, unser Wollen und Bemühen, unser ganzes äußeres und inneres Wesen so auf Gott gerichtet ist, dann wird es ihm auch wohlgefallen.

III. **Vergleiche:**

II. Das Kindesherz.

Hermann Kletke. Kinderlieder. Berlin 1846 S. 7.

Ein Kinderherz soll sein wie die Lilie so rein a, wie der Tau so klar b, wie der Spiegel so wahr c, wie der Quell so frisch d, wie die Vöglein im Gebüsch so froh e, ja so, als flög' es mit den Engeln gleich zu Gottes Thron ins Himmelreich f.

Vermittlung und Vertiefung. a) Die Lilie ist in ihrer Zartheit und Reinheit das Sinnbild der Unschuld; so soll auch das Kindesherz ein Herz voll Unschuld sein, in dem also nichts wohnet, was Gottes heiliger Liebe mißfällig sein könnte. Ein reines Herz, Herr, schaff in mir! Ich bin klein, mein Herz ist rein, soll niemand drin wohnen denn Jesus allein!

b) Der Tau fällt vom Himmel auf die Blume; er ist so klar und rein, daß man ihn bis auf den Grund durchschauen kann, ohne etwas Unreines darin zu finden; so soll auch in deinem Herzen nichts sein, was sich vor dem hellsehenden Auge Gottes oder vor frommer Menschen Augen verbergen müßte.

c) Ein guter Spiegel zeigt ein treues, wahres Bild; so sollen auch die Äußerungen deines Herzens ein getreuer, wahrer Ausdruck dessen sein, was dein Herz empfindet und begehrt, darum keine Heuchelei, keine Lüge.

d) Ein frischer Quell erquickt und stärkt den Durstigen, er wirkt Gutes; so soll auch dein Herz stets zu jeder guten Tat bereit sein.

e) Die Vöglein sind ein Bild der Gott wohlgefälligen Fröhlichkeit und Sorglosigkeit; sie hüpfen, singen und springen, ohne jemand ein Leid zuzufügen; so soll auch das Kindesherz froh und heiter sein, soll singen und spielen zu seiner und anderer Freude. Fröhlich in Ehren soll niemand wehren. Kinderspiele: Spielet nur immer in guter Ruh'! spielet nur immer in Frieden! Frisch, fromm, fröhlich, frei!

f) Wenn das Kindesherz so ist, so gleicht es den Engeln Gottes und ist würdig, mit ihnen vor Gottes Thron in das Himmelreich einzugehen.

Th. E. Roeser.

321. Schwan.

Wilh. Hey. 50 Fabeln für Kinder. Gotha. Nr. 9.

„Höre du, Knabe, am Ufer da,
komm meinen Kindern nicht zu nah'!
Du, laß das böse Werfen nun!
Ich mag sonst niemandem übel tun;
doch nun lauf schnell! sonst sollst du sagen,
wie derb ich kann mit den Flügeln schlagen."

Der Knabe sprang geschwind davon,
er fürchtete sich vor dem bösen Lohn.
Der Schwan lief ihm nach ein kleines Stück,
kam schnell dann zu seinen Kindern zurück;
er mochte sich lieber an ihnen freun,
als jagen so hinter jenem drein.

I. **Aufbau des Gedichtes.** Lange Zeit war der Schwanenteich nur von zwei Schwänen bewohnt gewesen, als plötzlich eines schönen Tages diese Schwäne mit drei jungen — darum kleinen, grau gefiederten Schwänchen — ihren Kindern — friedlich und wohlgemut darauf umherschwammen. — Schwanenfamilie. — Ein Knabe, darüber verwundert, näherte sich dem Ufer und suchte die kleinen, lieblichen Schwimmvögel an sich zu locken, um einen davon wohl gar zu fangen und mit nach Hause zu nehmen. Darum zuerst die Bitte des alten Schwanes:

„Höre du, Knabe — nicht zu nah!"

Der Knabe aber, welcher seine böse Absicht vereitelt sieht, — die kleinen Schwäne haben sich auf den warnenden Zuruf des Schwans vom Ufer entfernt — hat kein Erbarmen, läßt die Bitte unbeachtet, sucht vielmehr die jungen Schwäne zu necken; er wirft — aber nicht wie gute Kinder tun, ihnen Brotstückchen zu, — sondern mit Steinen nach ihnen; er hat Böses im Sinn — böses Werfen — hat Schadenfreude, wenn sie erschreckt und ängstlich vor den Steinwürfen sich zu retten suchen; will ihnen ein Leid zufügen. Die geängstigten jungen Schwäne verstecken sich hinter ihre Mutter und suchen Schutz in ihrer Nähe und unter ihren Flügeln. — Der andere alte Schwan, ihr Führer und Beschützer, wird zornig, untersagt, verbietet ihm sehr ernst das böse Werfen:

„Du, laß das böse Werfen nun!"

und schwimmt herzhaft auf den Knaben los. Warum? — Gute Kinder fürchten sich nicht vor den Schwänen; denn — es ist wahr, was der Schwan von sich behauptet:

„Ich mag sonst (ohne Ursache) niemandem (auch keinem Kinde) übel (ein Leid) tun."

Warum will er aber diesen Knaben züchtigen? — Nochmals fordert er ihn auf, sich schnell zu entfernen, warnt ihn:

„Doch nun lauf schnell" —

Was würde sonst geschehen? Was verdient ein ungezogenes Kind? Strafe — die Rute. — Der Schwan hat auch eine Rute (die Flügel) für den ungezogenen Buben. — Darum:

„Sonst sollst du sagen (und klagen, wenn du erst gemerkt hast), wie derb (gewaltig, so daß es weh tut, schmerzt) ich kann mit den Flügeln schlagen."

Denn große Vögel, wie auch die Gänse, können mit ihren großen, starken Flügeln ein Kind leicht zu Boden schlagen; besonders mutig sind sie bei Verteidigung ihrer Jungen. Der ungezogene Knabe weiß aber schon, wie Schläge schmecken, und sprang geschwinde davon — entfloh — aus Furcht vor dem bösen Lohne — vor der wohlverdienten Strafe. — Der Schwan lief ihm nach (damit der Knabe merkte, daß es ihm Ernst sei mit der ausgesprochenen Drohung und er — der Knabe — nicht zurückkehre) ein kleines Stück; denn: 1. der Schwan ist wohl ein sehr geschickter Schwimmer, aber „schlechter Fußgänger"; 2. wollte er sich gern überzeugen, ob seine Kinder unverletzt geblieben wären, und 3. um die geängstigten Kleinen zu beruhigen, kam er schnell zu seinen Kindern zurück (in die Mitte des Teiches).

„Der Schwan lief ihm nach — zurück."

Daß er diese unversehrt, gesund und munter — und folgsam — wiederfand, verursachte ihm größere Freude, als wenn er den ungezogenen Buben noch weiter verfolgt und bestraft hätte.

„Er mochte sich lieber — jenem drein."

II. **Verwertung.** Mahnung an die Kinder: „Laß doch in Ruhe, liebes Kind, die Tierchen, die unschädlich sind!" Gerade diese Beobachtung am Teiche ist so recht dem Leben entnommen. Wie oft üben böse Buben, wenn sie glauben, ungesehen von den Leuten zu sein, ähnliche Streiche an Schwänen, Gänsen und Enten durch Steinwürfe aus; und sie haben ihre Schadenfreude über die Angst der wehrlosen Tiere, wenn sie sich vor solchen Angriffen auf der freien Fläche des Teiches nirgends schützen können. Sowohl als Beispiel zur Warnung wie auch der Ermunterung zur Liebe gegen Gottes Geschöpfe wird diese Fabel ihren moralischen Einfluß nicht verfehlen. Der ganze Vorgang in der Fabel ist ebenso einfach wie wahr und klar.

Robert Wernecke.

322. Der Schütz.

Friedrich v. Schiller. Sämtl. Werke. Stuttgart und Tübingen 1838. 4. Bd. S. 36.

1. Mit dem Pfeil, dem Bogen
durch Gebirg und Tal
kommt der Schütz gezogen
früh im Morgenstrahl.

2. Wie im Reich der Lüfte
König ist der Weih[a],
durch Gebirg und Klüfte[b]
herrscht der Schütze frei.

3. Ihm gehört das Weite[c],
was sein Pfeil erreicht;
das ist seine Beute,[d]
was da kreucht und fleugt.[e]

I. **Vorbereitung.** Ehe das Pulver erfunden wurde und Schußwaffen in Gebrauch kamen, gingen die Jäger mit Bogen und Pfeil auf die Jagd. Wie ein solcher Jäger im großen Alpengebirge sein Weidwerk pries, das hören wir aus einem kleinen Jägerliede, welches der große Dichter Schiller in sein Schauspiel „Wilhelm Tell" eingeflochten hat. Hört es!

II. **Erläuterungen.** a) Die Weihe, eine Falkenart, der scharfsichtigste, schnellste und sicherste Raubvogel. Wer gilt sonst als König unter den

Vögeln? b) Natürliche Felsspalten, die den Jägern damals bei der Unsicherheit ihrer Waffen als Hinterhalt und Anstandsort dienten. c) Was im Bereiche der Schußweite lag. d) Jagdbeute. e) Kreucht, veraltet für kriecht, eigentlich, was da läuft und springt: Hirsche, Rehe, Gemsen, Steinböcke, Füchse, Hasen usw., und fleugt, veraltet den fliegt: Auerhähne und Fasanen, wilde Gänse und Enten, Hasel- und Rebhühner usw.

III. **Gedankengang.** a) Der mit seinem Jagdzeug ausgerüstete Jäger oder Schütze zieht schon vor Aufgang der Sonne aus dem Tale hinauf ins Gebirge. b) Wie die Weihe die weiten Lüfte, so beherrscht er das Gebirge, sein Jagdrevier, sein Herrschergebiet. c) So weit seine Waffen tragen, reicht sein Jagdgebiet, und durch sein scharfes, sicheres Auge, durch seinen starken Arm und seine feste Hand fallen ihm die Tiere des Waldes und Feldes sowie die der Lüfte zur Beute.

IV. **Auswendiglernen und Singen** des Liedes. R. D.

323. Die Fliege und die Biene.

Christian August Tiedge. Drei Bücher deutscher Dichtung von Dr. Bernhardt. 5. Aufl. Halle 1871. S. 119.

Zur Biene sprach die Fliege:
„Geliebte Biene, sprich!
Was machst du, daß man dich
auf keinem deiner Züge[1])
verfolgt[2]) und jagt, wie mich?
Vor jeder Hand muß ich
mein kleines[3]) Leben hüten;
du schwingst dich frei empor,
holst ungestraft aus Blüten
den Honigseim[4]) hervor.
Mir, streck' ich meinen Rüssel
nach eines Armen Brot,
nach eines Reichen Schüssel,
mir droht sogleich der Tod.
Ich glaube, könnt' ich stechen
und mich so scharf[5]) wie du
an meinen Feinden rächen,
man ließe mich in Ruh'."
„„Du irrst"", versetzt die Biene,
„„„was noch weit sichrer mich
in Schutz nimmt[6]), ist, daß ich
durch Fleiß den Menschen diene.""

I. **Zum Verständnis.** 1. Ausflüge. 2. verscheucht und — tötet. 3. unbedeutend oder auch kurz. 4. Blumensaft. 5. empfindlich, schmerzhaft. 6. Wohl schützt mich der Giftstachel gegen lose Knaben und andere Feinde, mehr aber mein Fleiß im Dienste des Menschen, mit dem ich ihm Honig und Wachs und damit großen Nutzen bringe.

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung des Inhaltes. Die Dichtung ist eine Fabel und enthält ein Zwiegespräch zwischen Fliege und Biene.

Die Fliege fragt, warum die Biene nicht ebenso wie sie verfolgt werde, preist das Glück des Bienenlebens, beklagt die eigene Bedrängnis und glaubt sich geborgen, wenn sie einen Stachel wie die Biene hätte.

Die Biene antwortet, daß ihre Sicherheit weniger in dem Giftstachel als in ihrem nutzbringenden Fleiße zu suchen sei.

2. Kernfragen. a) Wie verfolgen die Menschen die Fliege? aa) Sie jagen sie aus Zimmer, Kammer und Küche mit grünen Reisern, Handtüchern usw. hinaus, bb) sie vergiften sie, cc) sie fangen sie an Leimstöcken oder in Fliegenfängern und dd) schlagen sie mit der Fliegenklatsche tot.

b) Wodurch machen sich die Fliegen dem Menschen unangenehm und bringen ihm Schaden? aa) Sie benaschen alle Speisen und Getränke der Menschen: das Brot, den Zucker, die Milch, das Bier. bb) Sie verunreinigen alles: Zimmer, Möbel, Gardinen, Bilder, Bücher usw. cc) Sie stören uns durch ihr fortwährendes Summen und durch ihr Umherkriechen auf Gesicht und Händen, ja sie verbreiten Seuchenstoffe. dd) Die Stechfliegen belästigen uns durch ihre empfindlichen Stiche. Zuweilen kann ein Fliegenstich selbst Gesundheit und Leben des Menschen gefährden.

III. **Stil- und Redeübung.** Welche Unterschiede finden zwischen Bienen und Fliegen statt? 1. Die Bienen sind größer als die Fliegen. 2. Die Bienen leben in besonderen hohlen Räumen, Bienenstöcke genannt, in steter Gemeinschaft; die Fliegen hingegen in den Zimmern, Kammern, in Küchen und Ställen der Menschen, einzeln umherfliegend. 3. Die Bienen leben in streng geordneten Kolonien, haben eine Königin, und in ihrem Staate herrscht die größte Ordnung und Reinlichkeit. Von alledem ist bei den Fliegen nichts zu finden. 4. Die Bienen suchen ihre Nahrung in der freien Natur, aus den Kelchen der Blumen, wobei sie zugleich zur Befruchtung der Pflanzen beitragen und den Menschen Honig und Wachs geben, also Nutzen schaffen. Die Fliegen hingegen benaschen die menschlichen Nahrungsmittel, Speise sowohl als Trank, wodurch sie zugleich sich überaus lästig erweisen und mannigfachen Schaden bringen. 5. Die Bienen sind zu allen Zeiten emsig, fleißig und tätig, wohingegen die Fliegen ein müßiges und träges Schlaraffenleben führen. 6. Die Bienen werden von den Menschen sorglich gepflegt, hochgeachtet und geliebt, die Fliegen hingegen gehaßt, verfolgt und getötet. 7. Die Bienen leben auch im Winter in ihren Stöcken fort und zehren von ihrem aufgespeicherten Honig; die Fliegen hingegen sterben beim Beginne des Winters ab, und die Jungen kommen erst wieder im Frühling aus ihren Larven hervor. 8. Die Bienen verteidigen sich mit ihrem Giftstachel, während die Stubenfliegen nur mit ihrem Saugrüssel alles belecken. 9. Die Bienen teilen sich durch Schwärme und bilden neue Kolonien, die Fliegen nicht. R. D.

324. Die beiden Ziegen.

Preuß und Vetter. Preuß. Kinderfreund. 80. Aufl. Königsberg 1871. S. 22.

Zwei Ziegen begegneten sich auf einem schmalen Stege, der über einen tiefen, reißenden Waldstrom führte; die eine wollte herüber, die andere hinüber. „Geh mir aus dem Wege!“ sagte die eine. „Das wäre mir schön!“ rief die andere. „Geh du zurück und laß mich hinüber! Ich war zuerst auf der Brücke.“ „Was fällt dir ein?“ versetzte die erste. „Ich bin so viel älter als du und sollte dir weichen? Nimmermehr!“ Beide bestanden immer hartnäckiger darauf, daß sie einander nicht nachgeben wollten. Jede wollte zuerst hinüber, und so kam es vom Zanke zum Streite und zu Tätlichkeiten. Sie hielten ihre Hörner vorwärts und rannten zornig gegeneinander. Von dem heftigen Stoße verloren aber beide das Gleichgewicht; sie stürzten miteinander über den schmalen Steg hinab in den reißenden Waldstrom, aus dem sie sich nur mit großer Anstrengung ans Ufer retteten. — So geht's den Eigensinnigen und Hartnäckigen.

I. **Fragen zur Vermittlung des Verständnisses.** Wie entsteht eine Begegnung? (Wenn zwei aus verschiedenen Richtungen zusammentreffen.) Woher kam und wohin wollte wohl jede der beiden Ziegen? (Aus dem Dorfe in den Wald, aus dem Walde ins Dorf.) Wie unterscheidet sich der Steg (ein schmales, starkes Brett zum Übergange über ein Wasser oder eine Tiefe) von der Brücke? (Letztere ist größer, fester, von Holz und Steinen gebaut, hat Brückenköpfe, Pfeiler, Bogen, Geländer.) Wann heißt ein fließendes Gewässer Strom, Waldstrom, tief, reißend? Aus welchem Grunde wollte keine der beiden Ziegen zurückgehen? (Zuerst auf der Brücke — älter.) Was muß man sich bei „Das wäre mir schön!" „Was fällt dir ein?" „Nimmermehr!" noch hinzudenken? Wen nennt man „hartnäckig"? (Wer gleichsam einen harten Nacken hat, unbeugsam ist, nicht nachgibt.) Wie unterscheiden sich Zank, Streit und Tätlichkeiten? (Zank = heftiger Streit mit Worten; Streit = mit Worten oder Taten entgegen sein; Tätlichkeiten = von Tat und tun abgeleitet.) Wie kämpfen Ziegen miteinander? Woher kam der Zorn? (Von dem Widerstande und den beleidigenden Reden.) Wodurch wurde der Sturz ins Wasser herbeigeführt? (Steg schmal; im Zorn achten sie nicht auf ihre Füße; der Stoß schleudert sie etwas seitwärts.) Wie gelang ihre Rettung? (Sie konnten schwimmen; das Ufer hatte einige niedrige Stellen.) Warum mußten sie sich dabei sehr anstrengen? (Das rasche, wilde Wasser riß sie fort; sie waren naß und erschöpft und konnten nur mit Mühe das steile Ufer erklettern.) Worin bestand die Strafe für ihren Eigensinn? (Der Eigensinnige oder Eigenwillige besteht auf seinem eigenen Kopfe oder Willen und gibt vernünftigem Zureden nicht nach.)

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Im Walde zur guten Jahreszeit. Ein Strom fließt schäumend und brausend zwischen felsigen Ufern dahin. Die Wipfel der Bäume spiegeln sich im Wasser. Ein breiter Baumstamm ist als Steg von einem Ufer auf das andere gelegt. Zwei Ziegen stehen mit geduckten Köpfen und gegeneinander eingelegten Hörnern darauf.

2. Charakter der Ziegen. Beweise, daß sie wanderlustig, kühn, rechthaberisch, hartnäckig und eigensinnig, unvorsichtig und bestraft sind!

3. Gedankengang. I. Die Begegnung. II. Der Streit. III. Der Kampf. IV. Die Strafe.

4. Grundgedanke. Eigensinn und Hartnäckigkeit führen zu Schaden und Unglück.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung und Verwandtes. Wer nicht hören will, muß fühlen. Durch Schaden wird man klug. Ein magerer Vergleich ist besser als ein fetter Prozeß. Zerbrich den Kopf dir nicht zu sehr, zerbrich den Willen, das ist mehr! — Selig sind die Friedfertigen. Abrahams Friedfertigkeit. Pharaos Verstocktheit und Bestrafung im Roten Meere.

2. Rede- und Stilübungen. a) Eine Ziege soll das Erlebnis erzählen. b) Beispiele aus der biblischen Geschichte und dem Lesebuche, wo der Eigensinn und die Hartnäckigkeit bestraft worden sind. c) Beispiele von Nachgiebigkeit. d) Die beiden Fuhrleute. (Eine Nachbildung.)

P.

325. Der Esel, die Schlange, die Nachteule, die Feldmaus und die Sonne.

J. G. Willamow. Dialogische Fabeln. Berlin 1791. S. 93.

Der Esel: O Sonne, scheine nicht so heiß![1]
Ich werde noch vor Mattigkeit und Schweiß[2]
bei meiner Arbeit unterliegen.[3]

Die Schlange: Dank sei dir, Zeus[4], für deinen Sonnenschein!
Es liegt darin sich mit Vergnügen.[5]

Die Nachteule: Du mußt wohl ausgelassen sein[6]
mit deinem mir verhaßten Lichte[7],
o Sonne, schone mein Gesichte![8]
Ich sitze hier mit allem Fleiß verhüllt[9]
in meiner Wohnung tiefsten Gründen[10],
und doch hat sie dein Strahl erfüllt[11];
ich werde noch erblinden.[12]

Die Feldmaus: O sei mir lange so geneigt[13],
wohltät'ger Sonnenschein! Es reifen meine Ähren.[14]

Die Sonne: Schweigt, Unverständ'ge, schweigt!
Ich werde mich an euch nicht kehren.[15]

I. **Worterklärung durch Synonyme** (sinnverwandte Wörter). 1. Spende nicht zu große Wärme. 2. Vor Erschöpfung und Erhitzung. 3. Beim Tragen so schwerer Lasten umkommen. 4. Zeus war der oberste Gott der Griechen, der Vater der Götter und Helden. Die Fabel führt uns in die vorchristliche Zeit und nach Griechenland. Die Dichter liebten es bis in unser Jahrhundert hinein, die Götter Griechenlands und Roms in ihren Dichtungen handelnd und redend einzuführen. 5. Mit Freude und Lust sich lagern und strecken. 6. Sehr lustig, wild, toll. 7. Den Eulen und allen Nachtvögeln und Nachttieren ist das Sonnenlicht zuwider, indem es sie blendet. 8. Mein Augenlicht, meine Augen. 9. Versteckt, gegen das Licht geschützt. 10. Dunkelsten Winkeln. 11. Doch vom Sonnenschein erhellet. 12. Blind werden, das Augenlicht verlieren. 13. So zugetan wie jetzt. 14. Die Tiere in der Fabel betrachten die Früchte des Feldes als ihr Eigentum; der Swinegel redet von seinen Steckrüben, der Hase von seinem Kohl, der Spatz von seinen Süßkirschen und hier die Maus von ihren Ähren. 15. Seid still! ihr Toren, verstummt! Ich kann und werde mich nimmermehr nach euren selbstsüchtigen Wünschen richten, sondern lediglich nach eigenem Ermessen handeln, wie es dem Wohle des Ganzen dient.

II. **Mahnung.** Tadle nicht das göttliche Walten in der Natur! Was Gott tut, das ist wohlgetan.

R. D.

326. Lenzes Ankunft.

Friedrich Karl von Erlach. Die Volkslieder der Deutschen. Mannheim 1834. 1 Bd. S. 112.

I. **Vorbereitung und Vorlesen.** Im Winter mußten die kleinen Kinder meistens in der Stube bleiben, weil es draußen sehr kalt war und tiefer Schnee auf der Erde lag. Da erzählte ihnen die Mutter vom Lenz oder Frühling: „Seid nur noch ein Weilchen still und wartet, bald kommt der Lenz! Das ist ein schöner Jüngling. Im Haar trägt er Blumen und um das Haupt einen Kranz von grünen Blättern. Sein Hauch oder Odem ist milde, warme Luft; seine Augen sind Sonnenschein; seine Stimme ist vielstimmiger Gesang; sein Weg ist mit grünen Teppichen belegt und mit Blumen gestickt. Wenn er kommt, da machen wir Fenster und Türen auf, gehen hinaus und freuen uns." Nun haben die Kleinen viel vom Lenz gesprochen und sich auf sein Kommen (seine Ankunft) gefreut. Eines Tages fragen sie die Mutter: „Kommt denn der liebe Lenz nicht bald?" Da lächelt die Mutter und antwortet ihnen mit dem folgenden Gedichte:

1. Der Lenz ist angekommen! Habt ihr es nicht vernommen?
   Es sagen's euch die Blümelein; es singen's euch die Vögelein:
   „Der Lenz ist angekommen!"
2. Ihr seht es an den Feldern, ihr seht es an den Wäldern.
   Der Kuckuck ruft, der Finke schlägt. Es jubelt, was sich froh bewegt:
   „Der Lenz ist angekommen!"
3. Hier Blümlein auf der Heide, dort Schäflein auf der Weide.
   Ach, seht doch, wie sich alles freut! Es hat die Welt sich schön erneut.
   „Der Lenz ist angekommen!"

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Die verjüngte oder erneute Welt im Frühling. Die Wälder grünen, und der Kuckuck ruft, die Vögel singen im Gebüsch, und besonders der Fink auf dem Aste schlägt laut und freudig. Auf den Rasenplätzen (der Heide) blühen die Blumen und weiden die Schafe. Die Menschen freuen sich mit den Vögeln und Lämmern um die Wette.

2. Gedankengang. Str. 1. Vögel und Blumen melden die Ankunft des Lenzes. Str. 2. Felder und Wälder, Kuckuck und Fink bezeugen seine Ankunft. Str. 3. Die Freude der Blumen, Schäflein und Menschen bekundet die Erneuerung der Welt durch die Ankunft des Lenzes. — Grundgedanke. Der Lenz ist angekommen, hat die Welt erneut und alles froh gestimmt.

III. **Verwertung durch Rede- und Stilübungen.** a) Führe verwandte Frühlingsgedichte an! b) Wie zeigen Vögel, Blumen, Felder, Wälder, Kuckuck, Fink, Schäflein und Mensch ihre Freude im Lenz? c) Was von der Welt (Erde) hat sich im Frühling erneut? P.

327. Das Kirschlied.

Friedr. Adolf Krummacher. Der Sonntag. Essen 1828 S. 112.

1. Wie prangt der Kirschbaum hoch und schön
   und neigt die vollen Äste!
   Er scheint uns freundlich anzusehn
   als seine lieben Gäste.

2. Wie glänzt und schwanket voll und rund
   die Kirsch' an allen Zweigen,
   als wollte sie zu unserm Mund
   von selbst hinab sich neigen!

3. Seht ihre Bäckchen, rot und schön,
versteckt im Laube blinken
und, wenn die Sommerlüftchen wehn,
vom Baum uns freundlich winken!

4. Wir aber stehn umher im Kreis
mit freudevollen Blicken;
hernieder schwebt das volle Reis,
wir jauchzen, haschen, pflücken.

5. Wie lieblich, o wie kühl und frisch,
zerschmilzt die Kirsch' im Munde!
Dank dir, Natur! du deckst den Tisch
uns stets zur rechten Stunde.

I. **Vermittlung des Verständnisses durch Fragen.** Womit prangt der Kirschbaum? Wie entsteht das Wiegen? Was haben Gäste vom Gastgeber zu erwarten? Welches wäre das freundliche Gesicht des Kirschbaumes? Wie sind die Kirschen geformt? Woraus kann man schließen, daß sie sich zu unserem Munde neigen wollen? Welche Farben hat die Kirsche? Wie entsteht ihr „Blinken"? Wann reifen sie und winken uns zum Genuß heran? Warum strahlt Freude aus unseren Blicken? Wer schließt einen Kreis um den Baum? Warum heißt das Reis oder der Zweig voll? Wodurch entsteht sein Niederschweben? Wie geschieht das Jauchzen, das Haschen und das Pflücken? Warum ist die Kirsche kühl, frisch und zerschmilzt im Munde? Woraus besteht sie? Warum bringen wir Gott unseren Dank dar? Was heißt: „Du deckst den Tisch zur rechten Stunde"?

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Das Gedicht führt uns in den Garten zur Sommerszeit. Ein hoher, schöner Kirschbaum ist mit reifen Kirschen beladen, so daß die Zweige herabhängen und sich hin und her wiegen. Die roten Kirschen blicken aus dem grünen Laube hervor. Die ganze Familie bildet einen Kreis um den Baum. Der Vater ist hinaufgestiegen und biegt die Äste so weit herunter, daß alle die Kirschen erreichen, pflücken und essen können. Großer Jubel herrscht unter den Kindern.

2. Str. 1. Der beladene Kirschbaum ladet uns als Gäste ein. Str. 2. Er nähert die Kirschen unserem Munde. Str. 3. Sie locken und winken reif aus dem grünen Laube. Str. 4. Wir scharen uns um den Baum und pflücken die Kirschen. Str. 5. Wir essen sie und danken Gott dafür.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Gott gibt uns täglich Speise und Freude. Wir sollen seine Gaben mit Danksagung empfangen.

2. Verwandtes. Siehe Nr. 269: „Der gute Wirt" von Ludw. Uhland!

3. Rede- und Stilübungen. a) Was gibt uns Gott in den verschiedenen Jahreszeiten zum täglichen Brote für Zukost? b) Das Kind soll erzählen, wie es sich satt an Kirschen gegessen hat! P.

328. Märchen von der Unke.[1])

Gebrüder Grimm. Kinder- und Hausmärchen. Kl. Ausg. 21. Aufl. Berlin 1875. S. 156.

Es war einmal ein kleines Kind, dem gab seine Mutter jeden Nachmittag ein Schüsselchen mit Milch und Weckbrocken[2]), und das Kind setzte sich damit hinaus auf den Hof. Wenn es aber anfing zu essen, so kam die Hausunke[3]) aus einer Mauerritze hervorgekrochen, senkte ihr Köpfchen in die Milch und

aß mit. Das Kind hatte seine Freude dran, und wenn es mit seinem Schüsselchen dasaß und die Unke kam nicht gleich herbei, so rief es ihr zu:

„Unke, Unke, komm geschwind,
komm herbei, du kleines Ding!
Sollst dein Bröckchen haben,
an der Milch dich laben."

Da kam die Unke gelaufen und ließ es sich gut schmecken. Sie zeigte sich auch dankbar; denn sie brachte dem Kinde aus ihrem heimlichen Schatze allerlei schöne Dinge, glänzende Steine, Perlen und goldene Spielsachen. Die Unke trank aber nur Milch und ließ die Brocken liegen. Da nahm das Kind einmal das Löffelchen, schlug ihr damit sanft auf den Kopf und sagte: „Ding, iß auch Brocken!"[4] Die Mutter, die in der Küche stand, hörte, daß das Kind mit jemand sprach, und als sie sah, daß es mit seinem Löffelchen nach einer Unke schlug, so lief sie mit einem Scheit Holz[5] heraus und tötete das gute Tier. Von der Zeit an ging eine Veränderung mit dem Kinde vor. Es war, solange die Unke mit ihm gegessen hatte, groß und stark geworden; jetzt aber verlor es seine schönen, roten Backen und magerte ab. Nicht lange, so fing der Totenvogel[6] an, in der Nacht zu schreien, und das Rotkehlchen sammelte Zweiglein und Blätter, und bald hernach lag das Kind auf der Bahre.[7]

I. **Erläuterungen.** 1. Unken sind Lurche, ähnlich den Fröschen. Aus seichten Gewässern lassen sie an warmen Sommerabenden den eintönigen Ruf „Unk, Unk" erschallen. 2. Weckbrocken = Brocken von der Wecke, d. i. Semmel oder Kuchen. 3. In früherer Zeit bestand der Glaube, daß jede Familie eine Hausunke habe, die namentlich ein Schutzgeist für die kleinen Kinder sei; sie hätte eine heimliche Schatzkammer, aus der sie die Kinder beschenke. 4. Das sanfte Tippen auf den Kopf war gut gemeint. Zum Brockenessen wurde auch das Kind von den Eltern gemahnt. 5. Gespaltenes großes Stück Holz. 6. Das Käuzchen, der Aberglaube meinte, sein Ruf „Kommit" bedeutete den Tod eines Angehörigen. 7. Das Kind starb im Frühling, nachdem Käuzchen und Rotkehlchen seinen Tod angekündigt hatten.

II. **Vertiefung.** 1. Zeit der Handlung. Den ganzen Sommer über war das Kind beim Spielen mit der Hausunke gesund und stark geworden; im Herbst erschlug die Mutter die Unke; im Winter magerte das Kind ab und siechte hin, und das Leichenhuhn, das Käuzchen, rief sein „Kommit"; im Frühling endlich starb das Kind, nachdem längere Zeit vorher das nächtliche Käuzchen und kürzere Zeit vorher das mitleidige Rotkehlchen seinen Tod angekündigt hatten.

2. Kernfragen. a) Beweise, daß das Kindlein der Hausunke sehr zugetan war! (Wenn die Unke nicht gleich herbeikam usw.) b) Beweise, daß die Hausunke gegen die Güte des Kindes erkenntlich war! c) Was veranlaßte die Mutter zu der Härte gegen die Unke? (Sie sah, daß ihr Kind nach der Unke schlug, und meinte, diese habe ihm Übels getan.) d) Was war also die Triebfeder zu dieser ihrer Handlung? (Zu große Liebe gegen ihr Kind.) e) Wie macht zu große Liebe? (Sie macht blind.) f) Was hätte sonst die Mutter sehen müssen? (Daß die Unke der Schutzgeist ihres Kindes war, und daß das Kind der Unke nicht zürnte.) g) Wo-

von, meint das Märchen, sei sowohl die Gesundheit wie das Hinsiechen und Sterben des Kindes abhängig gewesen? (Die Güte gegen die Unke brachte dem Kinde Gedeihen, ihre Tötung aber das Hinsiechen.) R. D.

329. Abendlied.

Luise Hensel. Geistlicher Blumenstrauß von Diepenbrock. 2. Aufl. Sulzbach 1852. S. 416.

I. **Vorbereitung.** An einem schönen Sommerabende saßen Vater, Mutter und Kind daheim im trauten Stübchen. Sie hatten bereits Abendbrot gegessen und erzählten sich untereinander von alle dem, was sie heute erlebt hatten. Die Dämmerung war eingetreten, und der Vollmond schien zum Fenster herein und erleuchtete mild das dunkel werdende Stübchen. Zwar hörte das Kind noch auf die Worte der Eltern, allein es nickte auch oft dazu und sprach darauf: „Ich bin müde. Gute Nacht, lieber Vater! Gute Nacht, liebe Mutter!" Da brachte die Mutter das Kind in die Schlafkammer, zog es aus und legte es in sein Bett, und nun sagte das Kind: „Liebe Mutter, sag mir doch noch einmal das schöne Gebet vor, das du gestern abend mit mir betetest." Das Kind kniete in seinem Bettchen, Mutter und Kind falteten ihre Hände; die Mutter sprach vor, und das Kind sprach nach:

1. Müde bin ich, geh' zur Ruh,
schließe beide Äuglein zu[1]).
Vater, laß die Augen dein
über meinem Bette sein![2])

2. Hab' ich Unrecht heut getan[3]),
sieh es, lieber Gott, nicht an![4])
Deine Gnad' und Jesu Blut
macht ja allen Schaden gut.[5])

3. Alle, die mir sind verwandt,
Gott, laß ruhn in deiner Hand![6])
Alle Menschen, groß und klein,
sollen dir befohlen sein.[7])

4. Kranken Herzen sende Ruh'[8]),
nasse Augen schließe zu![9])
Laß den Mond am Himmel stehn
und die stille Welt besehn![10])

1. Sie fallen vor Müdigkeit zu. 2. Der himmlische Vater wolle mich in der Nacht bewachen. 3. Habe ich deine Gebote nicht gehalten, 4. so vergib mir meine Sünden. 5. Mein Heiland hat am Kreuze sein Blut auch für mich vergossen und meinen Seelenschaden geheilt. 6. Im Schutze Gottes sollen Vater, Mutter, Geschwister und andere Verwandte schlafen. 7. Sie sollen deinem Schutze anvertraut sein. 8. Besonders die Kranken, Betrübten und Unglücklichen. 9. Alle, die über einen Schmerz oder ein Unglück weinen, sollen Ruhe und Trost im Schlafe finden. 10. Der Mond ist das Auge der Nacht und ein Bild von Gottes Liebe, die schützend und segnend über die Erde wacht.

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung des Inhaltes. Das müde Kind betet a) um Schutz in der Nacht, b) um Vergebung seiner Sünden, c) um Beschirmung seiner Lieben und d) um Frieden für alle Leidenden.

2. Kernfragen. a) Woran spürst du, daß du müde wirst? (Die Kräfte nehmen ab, die Muskeln werden schlaff, die Augen fallen zu, und das Bewußtsein schwindet.) b) Womit ist der Schlaf zu vergleichen? (Mit dem Tode; Unterschied!) c) Wer tut Unrecht oder Sünde? d) Nenne Menschen aus der biblischen Geschichte, die Sünde getan haben, und was für eine Sünde! e) Erkläre, was heißt: Ich befehle meinen Leib und

Geist in deine Hände? Was des Heilandes Wort am Kreuze: „Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände"? Was der Bibelspruch: „Befiehl dem Herrn deine Wege"? f) Welche Menschen sind leiblich krank, welche geistig krank? g) Worüber vergießen die Menschen Tränen? „Wer nie sein Brot mit Tränen aß, wer nie die kummervollen Nächte auf seinem Bette weinend saß, der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte." Was gibt es daher für Tränen? (Tränen des Schmerzes, der Reue, des Kummers und der Sorge, des Mitleids und der Rührung, aber auch der Freude, Freudentränen.) h) Schildere die „stille Welt" in der Nacht! (Nun ruhen alle Wälder usw.)

III. **Vergleiche**: „Am Abend" von Friedr. Güll!

1. O Gott, nun möcht' ich legen
den müden Leib zur Ruh';
so gib mir deinen Segen
und Frieden auch dazu!

2. Du hast am frühen Morgen
schon meiner treu gedacht;
nun bin ich ohne Sorgen
auch in der dunkeln Nacht.

3. Behüte all' die Meinen
vor Herzeleid und Not,
und laß uns wieder scheinen
dein helles Morgenrot!

4. Die müden Glieder wanken
und sehnen sich zur Ruh';
in Loben und in Danken
gehn mir die Augen zu.

Welche Gedanken haben beide Gedichte gemeinschaftlich? R. D.

330. Mein Vaterland.

Julius Sturm. Das Buch für meine Kinder. Leipzig 1877. S. 145.

I. **Vorbereitung.** Die Deutschen haben einen großen Drang nach der Fremde und nach der Ferne. Man findet daher auch in allen Erdteilen und deren Ländern viele Deutsche. Die meisten Deutschen wandern nach Amerika aus. Trotz diesem Drange, in die Fremde und in die Ferne zu gehen, sind die Deutschen doch auch andererseits von einer unauslöschlichen Heimats- und Vaterlandsliebe beseelt. Viele Ausgewanderte kehren daher in späteren Jahren, namentlich wenn sie in der Ferne ein auskömmliches Vermögen sich erworben haben, wieder in die Heimat zurück. So kehrte auch einst ein Landmann aus Amerika heim. Von Bremen über Köln fuhr er den Rheinstrom hinauf bis Mainz. Auf dem Dampfboote erzählte er vieles aus der Fremde; „aber alles", sagte er, „ist gering gegen mein liebes Vaterland und meine schöne Heimat". Der Dichter Julius Sturm hat das Lob des heimgekehrten Auswanderers in Worte gefaßt:

II. **Unmittelbare Darbietung.** Vortrag des Gedichtes durch den Lehrer.

1. Dem Land, wo meine Wiege stand,
ist doch kein andres gleich;
es ist mein liebes Vaterland
und heißt — das Deutsche Reich.

2. Wie lieblich sind hier Berg und Tal,
die Wälder wie so schön!
Wie lockend auch im Sonnenstrahl
die rebumkränzten Höhn!

3. An Städten rauscht vorbei der Strom,
trägt reicher Kaufherrn Gut,
und freundlich spiegelt Burg und Dom
sich in der blauen Flut.

4. Mein Kaiser aber thront als Held
in tapfrer Heldenschar
und führt in seinem Wappenfeld
den sieggewohnten Aar.

5. Drum, fragt man mich nach meinem Land,
breunt mir das Herz sogleich,
und stolz dem Frager zugewandt,
ruf' ich: „Das Deutsche Reich!"

III. **Verwertung.** Rede- und Stilübung: Drücke mit anderen Worten aus: 1. „Wo meine Wiege stand"; 2. „ist doch kein andres gleich"; 3. „die rebumkränzten Höhn"; 4. „in blauer Flut spiegelt sich Burg und Dom"; 5. „er führt in seinem Wappenfelde den sieggewohnten Aar", und 6. „brennt mir das Herz sogleich"! Worauf gründet sich die wahre Vaterlandsliebe nach unserem Gedichte? Darauf, a) daß ich hier geboren bin, mein Vater und meine Mutter hier lebten und ich meine Kindheitsjahre hier verlebte. (Wo dir Gottes Sonne usw., E. M. Arndt.) b) Daß es so herrliche Berge und liebliche, fruchtbare Täler hat. c) Besonders aber darauf, daß wir prächtige Wälder haben. Mag der Urwald der Tropengegenden farbenreicher und großartiger sein, schöner, lieblicher und traulicher ist aber doch der deutsche Wald. d) Darauf, daß unsere Weinberge am Rhein und an der Mosel und an vielen anderen Orten in ihrer Art einzig sind. Man hat den deutschen Weinbau in Amerika, Afrika und Australien, dazu auch deutsche Reben eingeführt, allein der deutsche Wein, der Rheinwein, steht unübertroffen da. e) Ein Vorzug sind auch die altertümlichen Städte mit ihren historischen Erinnerungen, ihren prächtigen Domen (Münstern und Kathedralen), ihren Schlössern und Häusern, die den Städten anderer Erdteile völlig unbekannt sind, sowie auch die alten Burgen und Ruinen. f) Vor allem aber ist es unser Kaiser nebst seinen würdigen Vorgängern, die Heldenschar. (Nenne Helden aus dem 7jährigen, aus dem 30jährigen, aus dem Befreiungskriege und aus dem Deutsch-Französischen Kriege!) R. D.

331. Parabel.

(Salomo und der Säemann.)

Fr. Rückert. Gedichte. Frankfurt a. M. 1872. S. 111.

1. Im Feld der König Salomon
schlägt unterm Himmel auf den Thron;
da sieht er einen Sämann schreiten,
der Körner wirft nach allen Seiten.

2. „Was machst du da?" der König spricht,
„der Boden hier trägt Ernte nicht;
laß ab vom törichten Beginnen!
Du wirst die Aussaat nicht gewinnen."

3. Der Sämann, seinen Arm gesenkt,
unschlüssig steht er still und denkt;
dann fährt er fort, ihn rüstig hebend,
dem weisen König Antwort gebend:

4. „Ich habe nichts als dieses Feld,
geackert hab' ich's und bestellt;
was soll ich weitre Rechnung pflegen?
Das Korn von mir, von Gott der Segen!"

I. **Fragen zur Vermittlung des Verständnisses.** Was zeichnete den König Salomo (oder Salomon) vor allen anderen Königen aus? Warum schlug er eines Tages seinen Thron (Königsstuhl) im freien Felde auf? (Bedenkt, daß er ein weiser Naturkundiger war, der von der stolzen

Zeder auf dem Libanon bis zu dem verachteten Ysop an der Wand zu reden wußte!) Warum heißt's „unterm Himmel"? Wie geschieht das Aussäen des Getreides? Warum nennt der König das Säen hier ein „törichtes Beginnen" (unkluges Unternehmen)? Warum würde der Bauer hier nicht so viel ernten, als die Aussaat beträgt? Warum senkt und warum erhebt der Säemann seinen Arm? Worüber denkt er nach, und warum ist er unschlüssig (kann nicht gleich zu einem festen Entschluß kommen)? Woraus sieht man, daß es ein armer Mann war? Was hatte er treulich erfüllt? Worauf verließ er sich nun? Worüber will er nicht weiter rechnen und grübeln?

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Die Parabel (Gleichnisrede) versetzt uns in das Morgenland zur Zeit des israelitischen Königs Salomo. Es ist die Zeit der Aussaat. Unter freiem Himmel oder im Schatten einer Palme hat der weise König Salomo seinen Stuhl aufschlagen lassen, um die herrliche Natur zu betrachten. Auf einem steinigen Felde schreitet ein Säemann rüstig auf und ab und wirft den Samen in die Furchen. Der König sieht ihm zu und fängt dann ein Gespräch mit ihm an.

2. Gedankengang. Str. 1. Salomo sieht einen Bauer säen. Str. 2. Er nennt seine Arbeit töricht, weil das Feld unfruchtbar sei. Str. 3. Der Säemann stutzt, zögert ein wenig, antwortet aber dann bestimmt: Str. 4. Ich tue meine Schuldigkeit, Gott wird die seine auch tun. — Grundgedanke. Wir arbeiten und säen auf Hoffnung, der Segen aber kommt von Gott.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Tu nur das Rechte in deinen Sachen, das andere wird sich von selber machen! — Bet' und arbeit', so hilft Gott allzeit! Arbeite, als ob kein Beten, bete, als ob kein Arbeiten hülfe! — Alles ist an Gottes Segen und an seiner Gnad' gelegen.

2. Verwandtes. Das Gleichnis vom Säemann und vielerlei Acker: Es ging ein Säemann aus zu säen —. Petri reicher Fischzug: „Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen, aber auf dein Wort will ich mein Netz auswerfen" —. Das Bauernlied: Wir pflügen und wir streuen den Samen auf das Land —. Ps. 127: Wo der Herr nicht das Haus bauet, so —. „Sing, bet und geh auf Gottes Wegen, verricht das Deine nur getreu!"

3. Rede- und Stilübungen. a) Der Landmann erzählt das Erlebnis daheim. b) Was aus dem „reichen Fischzug" und dem „Gleichnis vom Säemann" ist auch in der Parabel enthalten? c) Die Arbeiten des Landmanns auf dem Felde! d) Nachbildung: Ein alter Mann pflanzt noch einen Obstbaum. Ein Wanderer nennt sein Beginnen töricht. Antwort des Greises. P.

332. Wanderlieder im Mai.

I.

Wilhelm Müller. Gedichte. Berlin 1868. 1. Bd. S. 32.

1. Der Mai ist auf dem Wege, im Garten, auf den Wiesen,
der Mai ist vor der Tür, ihr Blümlein, kommt herfür!

2. Da hab' ich den Stab genommen,
da hab' ich das Bündel geschnürt;
zieh' weiter und immer weiter,
wohin die Straße mich führt.

3. Hoch über mir ziehn Vögel,
sie ziehn in luft'gen Reihn;
sie zwitschern, trillern, flöten,
als ging's zum Himmel ein.

II.

Heinr. Hoffmann v. Fallersleben. Gedichte. Berlin 1874. 8. Aufl. S. 296.

1. Vögel singen, Blumen blühen;
grün ist wieder Wald und Feld.
O, so laßt uns ziehn und wandern
von dem einen Ort zum andern
durch die weite, grüne Welt!

2. Wie im Bauer sitzt der Vogel,
saßen wir noch jüngst zu Haus.
Aufgetan ist jetzt der Bauer,
hin ist Winter, Kält' und Trauer,
und wir fliegen wieder aus.

3. Freude lebt auf allen Wegen,
um uns, mit uns, überall.
Freude säuselt aus den Lüften,
hauchet aus den Blumendüften,
tönt im Sang der Nachtigall.

4. Nun so laßt uns ziehn und wandern
durch den neuen Sonnenschein,
durch die lichten Au'n und Felder,
durch die dunkelgrünen Wälder
in die neue Welt hinein!

I. **Vergleichung.** A. Ähnlichkeiten. 1. Beide Dichtungen sind Wanderlieder im Mai. 2. In beiden werden uns die Merkmale und Anzeichen des kommenden Maies genannt. 3. In beiden fühlen sich die Dichter veranlaßt zur Wanderung im Mai. 4. Hier wie dort werden die Freuden des Maies hervorgehoben. 5. In beiden Dichtungen ist von einem Wandern ohne ein bestimmtes Ziel die Rede. 6. Durch beide Lieder werden wir zur Freude und Lust gestimmt.

B. Unterschiede. 1. Im I. Gedicht wird uns verkündigt, daß der Mai kommt, im II., daß er bereits da ist. 2. Im I. werden die Blumen zum Blühen aufgefordert, während sie im II. schon blühen. 3. Hoffmann v. F. fordert uns zum Wandern auf. W. Müller hingegen ist bereits selbst auf der Wanderung begriffen. 4. Hoffmann v. F. tut erst noch einen Rückblick auf die Unannehmlichkeiten des Winters, vergleicht das Winterleben mit einem Vogelbauer, in dem wir saßen, und spricht seine Freude darüber aus, daß dieser nun geöffnet ist und wir wieder ausfliegen können. W. Müller tut keinen Rückblick, sondern beschreibt die Vorbereitung oder Ausrüstung zur Reise. 5. In I. wird die Maienwonne nur in der Rückkehr und dem Ziehen der Wandervögel, in ihrem Zwitschern, Trillern und Flöten gefunden, während die II. Dichtung die Frühlingsfreuden in dem Säuseln linder und warmer Lüfte, in dem Hauche lieblicher Blumendüfte und im Gesange reizender Vogelstimmen findet.

II. **Aufgabe.** Nenne alle Vorboten des Maies, die sein Erscheinen verkündigen, und benutze dabei auch die schöne Strophe von Fr. Bodenstedt:

„Wenn der Frühling auf die Berge steigt
und im Sonnenstrahl der Schnee zerfließt;
wenn das erste Grün am Blatt sich zeigt
und im Gras das erste Blümchen sprießt;
wenn vorbei im Tal nun mit einemmal
alle Regenlast und Wintergual: —
schallt es von den Höhn bis zum Tale weit:
O, wie wunderschön ist die Frühlingszeit!"

R. D.

333. Die gefangene Lerche.

Von Agnes Franz.

„Herzeleid, ach Herzeleid!
Schöne, goldne Frühlingszeit!
Ach, gefangen, eingeschlossen,
schau' ich durch die engen Sprossen.
Über mir
steigt mein Schwesterlein und singet,
daß es durch die Wolken klinget.
Ich allein
traure hier in bittrer Pein.
Herzeleid, ach Herzeleid!
Schöne, goldne Frühlingszeit!"

Hannchen stand am Vogelbauer,
hört der armen Lerche Trauer,
öffnet schnell das kleine Haus,
jubelnd flog die Lerch' hinaus.

„Seligkeit, o Seligkeit!
Schöne, goldne Frühlingszeit!"
sang sie und stieg immer weiter
auf der blauen Himmelsleiter,
bis im goldnen Wolkenflor
Hannchen ihre Spur verlor.

Vorbereitung, Vertiefung und Verwertung sind im großen und ganzen völlig gleich wie bei Nr. 151: „Arm Vögelein" von Güll. Es ist nur der Unterschied hervorzuheben, daß in dem Güllschen Liede der Knabe an Stelle des gefangenen Vögleins die Klage über die Gefangenschaft und die Sehnsucht nach der Freiheit ausspricht, und daß er ihm das wünscht, was die Lerche hier selbst tut. R. D.

334. Der Schlaf der Blumen.

Wilh. Hey. 50 Fabeln für Kinder. Gotha. Anhang. S. 11.

I. **Vorbereitung.** (Die folgenden Gedanken werden mit den Kindern gesucht.) Wie lebendig und heiter sind die Kinder in den Stunden des Tages! Gleich lustigen Vögeln hüpfen sie spielend und singend umher. Das ist ein Leben und Treiben in allen Gassen und auf allen freien Plätzen. Kommt aber der Abend, dann wird es still. Dann fragt man verwundert: „Wo sind alle Kinder hin?" Die Antwort lautet: „Sie schlafen im Kämmerlein und haben sich mit dem weichen Federbettchen zugedeckt." Die Mutter spricht: „Stille nur, daß sie nicht aufgeweckt werden!" — Am Morgen, wenn die Sonne durch die Fenster schaut, da machen sie die hellen Augen auf und kommen vergnügt aus den Betten. — Ist's mit den Blumen nicht auch also? Wenn der Winter kommt, dann sprechen wir:

II. **Unmittelbarkeit.** (Vorlesen durch den Lehrer.)

Wo sind alle die Blumen hin?
Schlafen in der Erde drin,
weich vom Schneebettchen zugedeckt,
stille nur, daß sie niemand weckt!
Übers Jahr mit dem Sonnenschein
tritt der liebe Gott herein,
nimmt die Decke hinweg ganz sacht,
ruft: „Ihr Kinder, nun all' erwacht!"
Da kommen die Köpfchen schnell herauf,
da tun sie die hellen Augen auf.

III. **Vertiefung.** 1. Der Blumen Schlaf. Sie sind müde im Herbste, — legen ihre Kleider (ihre Blätter) ab, — ruhen in der Erde (nennt solche Blumen!), — das Schneebettchen deckt sie zu im kalten, finstern Winter. — Wecke sie nicht auf (laß sie in der Erde ruhen)! — Der

liebe Gott kommt mit dem Sonnenscheine des Lenzes, nimmt die Schneedecke leise hinweg und ruft sie. Da kommen die Blumen herauf, heben die Köpfchen und haben helle Augen. (Was sind Köpfchen und helle Augen?)

2. Das Schneebettchen. Die weißen Federn wehen vom Himmel, sie sind weich und warm, decken die schlafenden Blumen zu und schützen sie in der kalten Zeit des Winters vor dem Erfrieren. Laß die Decke still liegen bis zur Frühlingszeit, wo sie Gott selbst wegnimmt!

3. Der liebe Gott und die Blumen. Die Blumen blühen so schön und künden Gottes Herrlichkeit. Wenn sie müde sind und der kalte Winter kommt, der sie töten will, da hat Gott ihnen ein Bett in der Erde besorgt und sendet vom Himmel eine Decke dazu. Nun kann ihnen der Winter nichts schaden. Kehrt der Frühling wieder, da sendet Gott die Sonne, welche die Decke leise und langsam wegnimmt. Warum leise und langsam? Wie ruft er?

IV. **Verwertung.** Aufgaben. a) Welchen Nutzen hat der Schnee? Er beschützt die Blumen und Saaten vor des Winters Kälte; er gibt der Erde Nässe und Fruchtbarkeit und bringt den Kindern Schlittenfahrt, Schneebälle und Schneemänner.

b) Warum ist der Schlaf eine Wohltat aus Gottes Hand? Er bringt den Müden Ruhe und Erholung, stärkt und erquickt sie in finsterer Nacht, läßt die Notleidenden Kreuz, Schmerz und Leid vergessen und gibt uns neue Kraft zur Tätigkeit und Arbeit.

Eduard Wiessner.

335. Die Gäste der Buche.

Thüringer Lieder von Rud. Baumbach. 3. Tausend. 1891.

I. **Vorbereitung, Zielangabe und Gedichtsvortrag.** Wir kennen den Apfelbaum als guten Wirt nach dem Uhlandschen Gedichte: „Bei einem Wirte wundermild, da war ich jüngst zu Gaste." Aber auch die Buche im Walde hat ihre Gäste und übt Gastfreundschaft nach der biblischen Mahnung: „Seid gastfrei ohne Murmeln!" Der Baum ist ein stattliches Haus mit einem Keller- und drei oberen Geschossen oder Stockwerken. Welche sind die wohl? (Die Wurzeln, der erste Astkreis, der Mittelkreis, der oberste Wipfel.) Wer mag da wohnen? Das hat der Dichter Rudolf Baumbach belauscht, als er eines Tages im Walde streifte und sich unter eine schattige Buche lagerte. Was er von den Mietgästen der Buche erlauscht, das hat er uns gesungen und gesagt in dem Gedichte: Die Gäste der Buche!

1. Mietgäste vier im Haus
hat die alte Buche.
Tief im Keller wohnt die Maus,
nagt am Hungertuche.

2. Stolz auf seinen roten Rock
und gesparten Samen,
sitzt ein Protz im ersten Stock,
Eichhorn ist sein Namen.

3. Weiter oben hat der Specht
seine Werkstatt liegen,
hackt und zimmert kunstgerecht,
daß die Späne fliegen.

4. Auf dem Wipfel im Geäst
pfeift ein winzig kleiner
Musikante froh im Nest, —
Miete zahlt nicht einer!

II. **Vertiefung.** 1. Die alte Buche als Gastwohnung. Aus einem Loche im Wurzelgeflechte schaut eine Waldmaus. Neben ihr liegt eine leere Buchecker. Auf den ersten Ästen hockt das rotröckige Eichhörnchen, hat in den Vorderpfoten eine Buchecker und schaut verstohlen hinter dem Stamme hervor. Im mittleren Teile klammert sich ein Buntsprecht an den Stamm und zimmert mit seinem harten Meißelschnabel seine Höhlenwohnung. Oben an einem der äußersten Zweige hängt das zierliche Nest des Goldhähnchens, so hoch und schwank, daß das räuberische Eichhorn ihm nicht beikommen kann. Es liest das Ungeziefer von den Blättern und singt dabei unermüdlich „zit, zit". (Die Bilder der vier Tiere sind zu zeigen!)

2. Wesen der Mietgäste. Die Maus ist hungrig, das Eichhorn protzig, rotröckig und geizig, der Specht geschickt und fleißig, das Goldhähnchen winzig, sangesfroh und klug. (Zu beweisen!)

3. Gedankengang. Im Kellergeschoß nagt die Maus am Hungertuche. Im ersten Stock hat das Eichhorn seine volle Vorratskammer und macht sich wichtig. Im Oberstock hackt und zimmert der Specht in seiner Werkstätte. In einem Dachstübchen pfeift das Goldhähnchen und hütet sein Nest.

Grundgedanke. Raum für alle hat die Erde. — Überall ist der Tisch gedeckt. — Seid gastfrei ohne Murmeln!

4. Schönheiten der Dichtung. Die Sprache ist kurz, knapp und treffsicher. Die Mietgäste sind treffend gezeichnet. Gegensatz: So viel Gutes erhalten sie, aber Miete zahlt keiner, nicht einmal Dank!

III. **Verwertung.** 1. Welche Gaben spendet der Hauswirt? — 2. Wie richtet sich jeder Mietgast häuslich ein? — 3. Wie ist die Maus als Nager, das Eichhorn als Kletterer und Springer, der Specht als Zimmermann, das Goldhähnchen als Astbewohner und Musikante ausgerüstet? — 4. Warum nagt die Maus am Hungertuche? — 5. Warum ist das Eichhorn ein Protz oder Prahler? — 6. Warum zahlen die Gäste keine Miete? (Sie haben nichts, und die Buche braucht nichts.)

IV. **Vergleichung.** Der Dichter Rud. Baumbach wanderte ein andermal in den Wald und lagerte sich im Schatten eines schönen Waldbaumes. Im Geäst sah er ein Finkennest. Ein Förster maß die Höhe und Dicke des Baumes. Aus einem Löchlein schaute ein Bohrwurm und rieselte Mehl. Wem gehört der schöne Baum? fragte er sich. Und in dem nachstehenden Gedichte gab er die Antwort.

1. Der bunte Finke baut sein Nest
dem schönsten Waldbaum ins Geäst.
„Am Ersten soll die Hochzeit sein.
Der Baum ist mein."

2. Da kommt ein Mann im Jägerkleid
und mißt den Baum, wie hoch, wie breit,
und gräbt dem Baum ein Zeichen ein.
„Der Baum ist mein."

3. Ein kleiner Wurm, man sieht ihn kaum,
guckt mit dem Köpflein aus dem Baum
und lacht und spricht ganz leise: „Nein,
der Baum ist mein!"

Finke, Förster und Bohrwurm besitzen den Baum, der Wurm aber am meisten. Er bewohnt das Beste, das Innere, und hat da Wohnung

und Nahrung, also alles. Der Fink wird vertrieben, wenn der Förster den Baum fällt. Der Förster aber wird enttäuscht, wenn der Kern des Baumes faul, von Würmern zerbohrt ist. Der Wurm bedeutet die zerstörende und verheerende Macht des Kleinen. Das erste Gedicht handelt von den Gästen, das zweite von den Besitzern des Baumes. P.

336. Der Traum.

Kinderlied von Viktor Blüthgen. Deutsche Dichtung der Neuzeit. S. 135.

I. **Vorbereitung, Zielangabe und Vortrag.** Der Zeisig ist ein kleiner, gelblich-grüner Finkenvogel. (Bild zeigen!) Er nährt sich von allerlei Gesäme und Insekten. Er streicht rastlos in Tannen, Weiden und Erlen umher, wird aber auch als Stubenvogel im Käfig gehalten. Da sind Hirsenkörner seine liebste Nahrung. Er baut sein kunstvolles Nest in Tannenzweige und legt 4—5 blaugrünliche Eier, die er mit Fleiß bebrütet. Tag und Nacht sitzt die Zeisigmutter fest auf ihren Eiern und hat dabei Gelegenheit zum Hungern und Zeit zum Träumen. Wie so ein Zeiselein im Träumen sich sättigte und beim Erwachen doch hungrig war, das sollt ihr hören aus Viktor Blüthgens Gedicht:

Es war ein niedlich Zeiselein,
das träumte nachts im Mondenschein:
es säh am Himmel Stern bei Stern,
davon wär jeder ein Hirsekern,
und als es geflogen himmelauf,
da pickte das Zeislein die Sterne auf.
Piep —
wie war das im Traume so lieb!

Und als die Sonne beschien den Baum,
erwachte das Zeislein von seinem Traum.
Es wetzte das Schnäbelchen her und hin
und sprach verwundert in seinem Sinn:
„Nun hab ich gepickt die ganze Nacht,
und bin doch so hungrig aufgewacht!
Ping —
das ist mir ein närrisches Ding!"

II. **Vertiefung.** 1. Lagebild. Ein Tannenwald bei Nacht. Am Himmel Mond und Sterne. In der Astgabel einer Tanne ein Zeisignest. Auf den Eiern die Zeisigmutter mit geschlossenen Augen und träumend.

2. Gedankengang. a) Im Traume pickt der Hungrige mit Lust die Sterne als Hirsenkerne. b) Erwacht fühlt er sich hungrig.

3. Grundgedanke: Träume sind Schäume; sie täuschen. — Wie Glas zerbricht Traumglück bei Licht. —

4. Schönheit in der Form. Der Gegensatz von Fülle im Traum und Leere im Erwachen, von Hochflug im Mondenschein und Enttäuschung im Sonnenlichte. Der träumende Vogel stößt ein behagliches „piep, piep" aus, so wohl gefällt ihm die gedeckte Himmelstafel im Traume. Der erwachte Vogel schaut sich verwundert um, wetzt den leeren Schnabel und macht „ping, ping" als Ausdruck der Verwunderung und Enttäuschung.

III. **Verwertung in Aufgaben.** 1. Warum war dem Zeisig das Ganze ein närrisch Ding? (Er konnte sich zwischen Traum und Wirklichkeit nicht zurechtfinden. Nachts sah er den gestirnten Himmel als volles Futtertröglein, im Tageslichte waren Schnabel und Magen leer. Die ganze Nacht hatte er gepickt, und morgens wachte er hungrig auf.) 2. Wodurch beglückte die Nacht und enttäuschte der Tag? 3. Was bedeuten die beiden Naturlaute „piep" und „ping"? P.

337. Strampelchen.

Kinderlied von Viktor Blüthgen. Deutsche Dichtung der Neuzeit. S. 134.

I. **Einführung und dann Vortrag.** Die kleine Liese ist abends in ihr Bettchen gelegt worden. Die Mutter hat den Vorhang am Fenster herabgelassen, mit dem Kinde gebetet, ihm Gutenacht gesagt und ist dann in ihre Stube gegangen, um noch zu arbeiten. Das Kind hat sich hin und her im Bettchen geworfen und die Decke hinüber und herüber gezogen. Endlich hat es der Mohnduft aus dem Garten eingeschläfert. Bis gegen Mitternacht blieb die Mutter wach und arbeitete. Ehe sie selbst zu Bette ging, sah sie noch einmal nach ihrem Kinde. Totenstill war's in der Kammer. Durch den leichten Vorhang schien der Mond. Durch das offene Fenster stieg der Blumenduft aus dem Garten, besonders von dem roten Mohn. Die Bäume im Garten ragten schwarz und stumm in die Luft. Und das Liesli im Bette? Es hatte sich bloß gestrampelt; ein Nackebeinchen guckte unter der Decke vor! Was die Mutter da dachte und sagte, das hört ihr aus Viktor Blüthgens Kindergedicht: Strampelchen.

Still, wie still, 's ist Mitternacht schon,
drunten beim Fenster duftet der Mohn,
duftet so leise, man merkt es kaum,
schläfert mein Kind in tiefen Traum.

Liese, kleine Liese, tu's Beinchen herein,
guckt durch das Fenster der Mondenschein,
sagt es den Bäumen, die draußen stehn,
daß er dein nackichtes Beinchen gesehn.

Früh, wenn der Wind kommt, schwatzen sie's aus,
hört es der Spatz und die Katz auf dem Haus.
Lachen die Blumen alle so sehr,
weil unsere Liese ein Strampelchen wär!

II. **Vertiefung.** 1. Lagebild. Eine Sommernacht. Schlafkämmerlein des Kindes. Im Bette das Mägdlein, davor die Mutter. Vorhang vor dem offenen Fenster. Bleicher Mondenschein. Ragende Bäume und duftende Blumen im Garten. Eine Katze auf dem Hausdache.

2. Gedankengang. a) Das Kind ist in seinem Schlafkämmerlein vom Mohnduste eingeschläfert worden. b) Es hat sein Beinchen bloß gestrampelt; das sieht der Mond und sagt's den Bäumen draußen. c) Morgen früh plaudert's der Wind weiter den Spatzen und Katzen, und Liese muß sich schämen, so ins Gerede zu kommen.

Drum: Meide, liebes Kind, alles, was sich nicht schickt und worüber du dich schämen mußt!

III. **Verwertung in Aufgaben.** 1. Warum heißt Liese ein Strampelchen? 2. Warum will die Mutter das Bloßstrampeln nicht leiden? (Es schickt sich nicht; auch kann sich das Kind erkälten und krank werden.) 3. Wie wird Liese vom Mondenscheine, den Bäumen, dem Winde, dem Spatzen und der Katze in übles „Gerede" gebracht? 4. Warum lachen die Blumen die kleine Liese aus? 5. Was geschieht leise in der stillen Nacht? Wie vereinigen die Worte der Mutter Ernst und Scherz? (Ernst ist

ihre Absicht, dem Kinde das Bloßstrampeln abzugewöhnen. Scherzhaft ist die Drohung, daß Mondschein und Wind das Kind bei Bäumen und Tieren in schlimmen Ruf bringen und die Blumen es auslachen würden.)

P.

338. Warteinweilchen.

Joh. Trojan. Deutsche Dichtung der Neuzeit. Charlottenburg. S. 71.

I. **Vorbereitung, Ziel und Vortrag:** Kinder können immer die Zeit nicht erwarten, bis ein Fest ins Land und ein guter Bissen auf den Tisch kommt, bis die Blumen aus den Knospen quellen, die jungen Vögelchen aus den Eiern schlüpfen und die Beeren aus den Blüten reifen. Was sie sehen, möchten sie haben; was sie wünschen, müßte gleich geschehen. Diese Ungeduld verdirbt oft die Freude und den Genuß. Alles will seine Zeit haben, um zu reifen. Drum: erwarte nur die Zeit! Das liebe Veilchen mahnt dich zur Bescheidenheit. Welches Kraut aber mahnt zu geduldigem Warten? Der Dichter Joh. Trojan kennt es, nennt es „Warteinweilchen" und beschreibt es in dem folgenden Gedichte. Rate nun, in welchem Garten es wächst und was es bedeutet!

1. Mir geht noch über die Veilchen,
die doch so hold und traut,
ein Kraut, heißt „Warteinweilchen",
ein wunderliebes Kraut.

2. Ein Sträuchlein steht im Garten,
mit Beeren, o wie fein!
Kannst du ein Weilchen warten,
so sind die Beeren dein.

3. Sie unreif zu verzehren,
bringt doch nur bittres Leid.
Die Freuden und die Beeren,
die reifen mit der Zeit.

4. Ein Kraut heißt „Warteinweilchen",
ein wunderliebes Kraut,
das geht noch über die Veilchen,
die doch so hold und traut.

II. **Vertiefung.** 1. Lagebild. Ein Garten im Frühling. Im Grase und unter den Hecken blaue Veilchen. Ein Stachelbeerstrauch hat ausgeblüht und Beeren angesetzt. Neben dem Strauche steht ein Kind und fühlt die Beeren an, ob sie bald reif sind. Wird es die unreifen Dinger essen?

2. Gedankengang. a) Das Sträuchlein „Warteinweilchen" ist wertvoller als die trauten Veilchen, die Bilder der Bescheidenheit. b) Das Sträuchlein labt dich mit Beeren, wenn du das Reifen abwarten kannst. c) Beeren wie Freuden sind nur ausgereift ein Segen, vorzeitig gepflückt ein Fluch. d) Drum lerne neben der Bescheidenheit besonders auch Geduld!

3. Leitgedanke. Das Sträuchlein „Warteinweilchen" wächst im Herzen und heißt auch noch Geduld.

4. Schönheit in der Form. Nach Art der Rätsel verhüllt das Gedicht den tieferen Sinn. Er ist in den Worten ausgesprochen: „Die Freuden und die Beeren, die reifen mit der Zeit." Das Rätselwort „Warteinweilchen" wird als Steigerung in Gegensatz zu Veilchen gesetzt. Das Veilchen im Garten als Bild der Bescheidenheit ist lieb und traut, aber das Sträuchlein „Warteinweilchen" im Herzen als Bild des geduldigen Wartens ist noch wertvoller für das Leben.

III. **Verwertung.** 1. Mahnungen für Herz und Leben. Sei ein Veilchen an Bescheidenheit! Das ziert dein Wesen. Lerne warten!

Meide vorzeitigen Genuß und ungeduldiges Drängen! Pflanze das Sträuchlein „Warteinweilchen" in dein Herz! Das regelt dein Leben, verhütet bitteres Leid und erhöht die Freude.

2. Verwandtes. P. Heyse: „Dulde, gedulde dich fein, über ein Stündelein ist deine Kammer voll Sonne." P. Gerhardt: „Erwarte nur die Zeit, so wirst du schon erblicken die Sonn' der schönsten Freud." Salomo: „Ein jegliches hat seine Zeit, und alles Vornehmen unter dem Himmel hat seine Stunde."

3. Rede- und Stilübungen. Was bedeutet der Name „Warteinweilchen"? — Warum geht „Warteinweilchen" übers Veilchen? — Warum sind beide „wunderliebe" Kräuter? P.

339. A. Weihnachtslied.

Von Joh. Trojan.

I. **Einführung.** Der Winter ist kalt und dunkel. Aber in seine Mitte fällt warm und licht das schöne Weihnachtsfest. Sein Lichterglanz erhellt die Winternächte und erfreut die Augen und die Herzen in den Palästen der Reichen und in den Hütten der Armen. Es ist, als ob die Sterne des Himmels niedergefallen und sich als Kerzen an den grünen Weihnachtsbaum geheftet hätten. Woher kommt das Licht und die Freude des Weihnachtsfestes? Von der frohen Botschaft, die einst vor 19 Jahrhunderten die Engel den Hirten auf dem Felde bei Bethlehem verkündigten: „Christ, der Heiland, ist geboren!" Diese frohe Kunde erneuert sich alle Jahre und bringt immer aufs neue Licht in die Häuser, Freude in die Herzen und Frieden unter die Menschen. Darum heißen wir das schönste Fest herzlich willkommen mit den Worten des Dichters Joh. Trojan. Hört sie!

II. **Gedichtsvortrag des Weihnachtsliedes.**

1. Lieblich wieder durch die Welt
geht die holde Kunde,
die den Hirten auf dem Feld
klang aus Engelsmunde.

2. Was den Hirten wurde kund,
blieb uns unverloren,
wieder kündet Engelsmund,
daß uns Christ geboren.

3. Welch ein Glanz durchbricht die Nacht
in des Winters Mitte!
Welche Freude wird gebracht
in die ärmste Hütte!

4. Winters Nacht und Sorge weicht
hellem Jubel wieder,
und der Himmel wieder steigt
auf die Erde nieder.

5. Wenn die goldnen Sterne glühn
in des Himmels Ferne,
leuchten aus dem Tannengrün
auch viel goldne Sterne.

6. Haus an Haus mit hellem Schein
flammen auf die Kerzen;
durch die Augen fällt hinein
Licht auch in die Herzen.

7. Sei willkommen, Weihnachtslust,
uns aufs neu beschieden!
Freude wohn' in Menschenbrust,
auf der Erde Frieden!

III. **Vertiefung.** Lagebilder. a) Weihnachten auf dem Felde bei Bethlehem. (Weites Feld. Herden und Hirten. Der Himmel erhellt. Ein Engel verkündet die Weihnachtsbotschaft. Die himmlischen Heerscharen in der Luft singen den Lobgesang. Einsam im Felde ein Stall; darin die

heilige Familie, in der Krippe das göttliche Kind.) b) Weihnachtsfeier auf einem Dorfe (Winter; schneebedeckte Felder; heller Sternhimmel. Alle Häuser erhellt; darin Jubel der Kinder. Lichter am Tannenbaum. Allerlei Gaben auf dem Tische. Freude in allen Augen).

IV. **Verwertung in Aufgaben.** 1. Was findet sich aus der Weihnachtsgeschichte im Gedichte? 2. Warum ist die alte Weihnachtskunde unverloren? 3. Wie äußert sich die Weihnachtsfreude? 4. Welchen Gedankengang zeigt das Gedicht? (a) Weihnachtsbotschaft. Str. 1 und 2. b) Weihnachtslicht. Str. 3—5. c) Weihnachtsfreude. Str. 6. d) Weihnachtssegen. Str. 7).

Vergleiche: **B. Ein neues Fest.**

Von Karl Gerok.

1. Der Winter ist vergangen,
es dünkt uns wie ein Traum.
Die Schlüsselblumen prangen;
schon knospen Busch und Baum.
Verklungen sind die Lieder
der heil'gen Weihnachtszeit;
doch seht, schon ist uns wieder
ein neues Fest bereit!

2. Man feiert's nicht im Zimmer,
nein, auf der grünen Au,
nicht bei der Kerzen Schimmer,
nein, unterm Himmelsblau.
Des Christbaums dunkle Äste
sind hin mit samt der Frucht;
nun wird im moos'gen Neste
das Osterei gesucht.

3. Süß klang's in unsern Ohren
zur Winternacht so kalt:
„Der Heiland ist geboren,
des jauchze jung und alt!"
Nun tönt's in allen Landen
im Frühlingssonnenschein:
„Der Herr ist auferstanden,
des freut euch groß und klein!"

1. Die Festzeit in A ist die kalte, trübe Winterzeit, in B die lichte, frohe Frühlingszeit.

2. Der Festsaal in A das Feld bei Bethlehem, der enge Stall, das winterliche Zimmer, in B die grüne Aue, die weite Welt.

3. Die Festbeleuchtung in A die Sterne des Himmels, der Lichtglanz um die Engel und die Kerzen des Weihnachtsbaumes, in B das goldene Sonnenlicht und des Himmels Blau.

4. Die Festgäste in A die Hirten auf dem Felde, in B alt und jung, groß und klein.

5. Die geschichtliche Festbedeutung in A die Geburt Jesu in Bethlehem, in B die Auferstehung Jesu in Jerusalem.

6. Die geistliche Bedeutung für das Herz in A: Jesus ist für uns und in uns geboren, in B: er ist für uns und in uns auferstanden.

7. Festschmuck in A grüne Tannenbäume, Kerzen und anderer Schmuck, in B blühende Blumen und knospende Bäume und Sträucher.

8. Festprediger in A der Engel bei den Hirten, in B der Engel im leeren Grabe.

9. Festbotschaft in A: Siehe ich verkündige euch große Freude —, in B: Christ ist erstanden von der Marter alle.

10. Festchöre in A die himmlischen Heerscharen und die jubelnden Kinder, in B die Lieder der Vögel und froher Menschen.

11. Festgesang in A: Ehre sei Gott in der Höhe —, in B: Was suchet ihr den Lebendigen bei den Toten?

12. Festgaben in A: Eltern- und Patengaben der Liebe an die Kinder, in B: bunte Ostereier im Neste.

13. Festsegen in A: Freude im Herzen, Lob und Ehre Gottes auf den Lippen, und Friede auf Erden mit den Menschen, in B: Freude im Herzen und neues Leben in Gott. P.

340. A. An der Mutter Grab.

Von Jul. Lohmeyer.

I. **Einführung und Gedichtsvortrag.** Der Frühling ist mit seiner Pracht wiedergekommen. Goldener Sonnenschein flutet über die Erde. Die Lerchen trillern aus der Luft ihre Lenzgrüße herab. Allerlei Blumen wie Schneeglöckchen, Anemonen oder Osterblumen, Primeln oder Himmelsschlüssel blühen auf als Frühlingsgrüße der Erde. Durch das Feld und über das Ried, eine moorige Wiese, wandert einsam ein Mädchen nach dem Walde. Oft bückt es sich nach Blumen und windet sie zum Kranze. Ihr Gesicht ist tief traurig, und manche Träne fällt aus ihren Augen. Was macht sie so traurig in der Frühlingsherrlichkeit? Das folgende Gedicht von Lohmeyer sagt es euch. Hört zu!

1. Blütenpracht und Lerchenlieder,
alles weckt der Frühlingsschein;
dich nur weckt er mir nicht wieder,
mein geliebtes Mütterlein!

2. Anemonen, Primeln pflücktest
du im Mai dir noch zum Strauß;
nach den ersten Glöckchen blicktest
du in stiller Sehnsucht aus.

3. Einmal noch beglückt genossest
du den Lenz in Wald und Ried —
ach, die lieben Augen schlossest
du schon, eh der Sommer schied!

4. Einsam und in Trauern ging ich
heut zum Frühlingswald hinab;
aber seine Blumen bring ich,
Teure, auf dein liebes Grab!

5. Anemonen, Primeln, Glöckchen
wind ich dir zum Kranze hier;
all die heimlich trauten Fleckchen
senden Frühlingsgrüße dir!

II. **Vertiefung.** 1. Lagebilder. a) Der Gang nach dem Frühlingswalde (nach der Einführung). b) Die Tochter am Grabe der Mutter. (Der Friedhof mit seinen Grabhügeln, Leichensteinen und Kreuzen. An einem Grabe ein Mägdlein mit Trauer und Tränen im Antlitz. Sie legt einen Kranz von Frühlingsblumen auf das Grab, kniet nieder, faltet die Hände und neigt den Kopf zum Gebete.)

2. Personen. Die Mutter ist im vorigen Frühling krank gewesen, hat mit Sehnsucht die ersten Schneeglöckchen erwartet, hat im Mai noch einen Strauß von Lenzblüten gepflückt und noch einmal innerlich beglückt den Frühling in Wald und Flur genossen, dann aber ist sie heimgegangen zur ewigen Ruhe, ehe der Sommer zu Ende war. Die Tochter hat die Mutter gepflegt, auf ihren Gängen vor Jahresfrist begleitet, ihr die Augen im Tode zugedrückt und sie aufs tiefste betrauert. Im neuen Lenz gedenkt sie in Trauer der Mutter, erinnert sich an ihre Liebe und ihre letzten Tage, schmückt ihr Grab und betet an demselben.

3. Gedankengang. a) Alles erwacht im Lenze, nur die tote Mutter nicht. b) Den vorigen Lenz erwartete die kranke Mutter mit Sehnsucht und pflückte noch im Mai einen Strauß von Frühlingsblumen. c) Glück-

lich durchwanderte sie noch einmal Ried und Wald, dann rief Gott sie heim. d) Traurig geht die Tochter denselben Weg und sammelt Blumen für ihr Grab. e) Die Blumen von den Lieblingsplätzen der Mutter trägt sie als Frühlingsgrüße auf ihr teures Grab.

Grundton des Gedichts: Die Liebe höret nimmer auf. — Unsere Toten leben in unserer Liebe weiter.

III. **Verwertung in Aufgaben.** 1. Warum war das Mädchen traurig? — 2. Woran erinnerte sie sich auf ihren Frühlingsgange? — 3. Was hatte sich alles binnen Jahresfrist ereignet? — 4. Welche Grüße sendet uns der Lenz? — 5. Wie bewies die Tochter ihre Liebe zur Mutter?

IV. **Vergleiche die nachstehenden verwandten Gedichte:**

B. Der kranken Mutter.

Von Julius Sturm.

Im kühlen Schatten auf freien Höh'n,
wie blüht ihr Blümlein so wunderschön!
Euch hat ein Engel so reich gemalt,
daß ihr in Farben des Himmels strahlt.

Der kranken Mutter pflück' ich den Strauß,
trag' ihr den Frühling ins stille Haus.
Nun freu' dich wieder, mein Mütterlein,
dich heilen Blumen und Sonnenschein.

Beide Gedichte zeigen die Frühlingsherrlichkeit in dem Blumenschmucke und dem strahlenden Himmel. Aus beiden leuchtet die Liebe einer Tochter zur Mutter gar warm und hell. Beide Töchter sammeln Frühlingsblumen zu Sträußen und Kränzen. Sie tragen den Lenz an das Grab und in die Krankenstube. A führt uns in Ried und Wald, B in kühle Schatten auf freien Höh'n. A nennt die Blumen, die zum Kranze gepflückt werden, B sagt nur, daß Engel sie mit Himmelsfarben gemalt haben. In A sammelt die Tochter in Trauer und Tränen die Blumen zu einem Kranze für das stille Grab der Mutter, in B pflückt die Tochter einen Frühlingsstrauß für das stille Krankenstüblein der Mutter. Am Grabe lebt nur die Erinnerung, die Trauer und die Liebe, im Krankenstüblein aber auch die Hoffnung. Der Kranz ist ein Totenopfer, der Strauß ein Heilmittel und ein Pfand der Genesung. Durch A klingt die Trauer, durch B die frohe Hoffnung: „Nun muß sich alles, alles wenden!"

C. Ein Grab.

Von Herm. v. Gilm.

Es liegen Veilchen dunkelblau
auf einem Grab im Abendtau;
ein kleines Mädchen kniet davor
und hebt die Hände fromm empor:

„O sagt, ihr Veilchen, in der Nacht
der Mutter, was der Vater macht,
daß ich schon stricken kann und daß
ich tausendmal sie grüßen laß!"

Vergleichung mit B. Durch Blumen grüßen zwei liebevolle Töchter ihre Mütter, in B die kranke Mutter im Bette, in C die Tote in der Erde. In B werden die Farben der Blumen gerühmt, in C wird den blauen Veilchen im Abendtau ein Auftrag gegeben. In B soll der Strauß

der kranken Mutter den Frühling ins Haus zaubern und sie durch Blumen und Sonnenschein heilen. In C sollen die Veilchen in verschwiegener Nacht der toten Mutter berichten, wie es dem Vater geht, wie sie schon stricken kann, und wie sie tausend Grüße aus dieser in jene Welt sendet. Klingt aus B nur Liebe und Freude, so in C auch ein wenig kindliche Wichtigkeit mit ihrer Strickkunst.

Wie die vielbegehrte und vielgeplagte Mutter in ihren Sorgen und Mühen doch ihr Glück findet, das sagt

D. Joh. Trojans „Mutter!"

1. „Mutter!" schallt es immerfort
und fast ohne Pause,
„Mutter!" hier und „Mutter!" dort
in dem ganzen Hause.

2. Überall zugleich zu sein,
ist ihr nicht gegeben,
sonst wohl hätte sie, ich mein',
ein bequemes Leben.

3. Jedes ruft, und auf der Stell'
will sein Recht es kriegen,
und sie kann doch nicht so schnell
wie die Schwalben fliegen.

4. Ich fürwahr bewundre sie,
daß sie noch kann lachen;
was allein hat sie für Müh',
alle satt zu machen!

5. Kann nicht einen Augenblick
sich zu ruh'n erlauben;
und das hält sie gar für Glück!
Sollte man das glauben?

Gedankengang. Das Unglaubliche macht die Mutter möglich: Sie findet ihr Glück in den Mühen und Sorgen für ihre Kinder und das ganze Haus! Die Wundermacht, durch welche sie das Unglaubliche möglich macht, ist die Liebe. „Mutter, hilf, komm, gib!" schallt's im ganzen Hause. Und rasch will jeder Rufer bedient sein und meint, dazu ein Recht zu haben. Was ist bewundernswert bei der Mutter? Ihre Geduld, ihre Umsicht für die Bedürfnisse der Ihrigen, ihre Geschäftigkeit, mit der sie für Nahrung, Kleidung, Ordnung, Sittsamkeit der Kinder sorgt, und die Freudigkeit, mit der sie auf ein bequemes Leben — auf Putz, Leckerei, Spazier- und Besuchgänge — verzichtet, um allen und jedem zu dienen. Die Mutter ist die Seele des Hauses, ihre Liebe die allwaltende Segensmacht. P.

341. Ostereier.

Von Lenz.

I. **Einführung und Vortrag.** Kinder freuen sich auf Ostern besonders der Ostereier wegen. Wie sehen die aus? Wer bringt die Ostereier?

Ziel: Wie die Kinder es anfangen müssen, damit ihnen der Osterhase die schönen Ostereier bringt, das erzählt uns das folgende Gedicht.

1. Flinkes Häschen, willst du morgen
uns für Ostereier sorgen?
Liebes Häschen, bringe bald
bunte Eier aus dem Wald!

2. Weiches Moos und grüne Ästchen
halten wir für dich zum Nestchen,
und daneben legen wir
Gras und Klee zur Speise dir.

3. Und der Hund muß an die Kette,
und wir Kinder gehn zu Bette,
daß dir niemand bange macht,
wenn du leise kommst zur Nacht.

II. **Vertiefung.** a) Lagebild. Es ist am Tage vor Ostern. Beim warmen Sonnenscheine ist im Garten eine Schar Kinder versammelt.

Eifrig sind sie bei der Arbeit, denn in der Nacht soll ihnen der Osterhase Eier bringen. Dem muß es aber recht bequem gemacht werden, sonst kommt er nicht. In der Nähe einer Lücke im Zaun wird ein Nestchen aus weichem Moos und Gras gebaut. Damit das Häschen auch Futter findet, bringen die Kinder das beste Gras und bunten Klee herbei. Aber wenn das Häschen in der Nacht kommt, dann würde es der Hund, der des Nachts frei umherläuft, wegjagen. Darum eilt nun die Kinderschar nach dem Hofe, um den treuen Wächter des Hauses an die Kette zu legen. Noch einmal kehren alle in den Garten zurück und rufen laut in den nahen Wald hinein: „Liebes Häschen, bringe bald bunte Eier aus dem Wald!" dann gehen sie erwartungsvoll zu Bett.

b) Gedankengang. 1. Die Kinder bitten das Osterhäschen um bunte Eier. 2. Damit das Häschen die Eier legen kann, machen sie ein weiches Nest. 3. Der Hund wird an die Kette gelegt, und die Kinder gehen zu Bett, damit niemand das Häschen beim Eierlegen stört.

III. **Aufgaben und Verwertung.** Warum bauen die Kinder das Nestchen, streuen Klee hinein, legen den Hund an die Kette? Wie und wo habt ihr für den Osterhasen Nester gebaut? Was wird in der Nacht geschehen? (Das Häschen kommt aus dem Walde bis an den Gartenzaun. Durch die Lücke schlüpft es in den Garten. In dem warmen Nestchen läßt es sich nieder, frißt das Gras und den Klee und legt dann die Eier.) Schildere die Kinder am andern Morgen! (Viel früher als sonst wachen sie auf. Kaum können sie die Zeit erwarten, bis es ganz hell wird. Sobald sie angezogen sind, eilen sie in den Garten. Dort finden sie dann in dem Nestchen die Eier. Aber das Häschen hat noch eine Anzahl versteckt. Diese müssen die Kinder suchen.) Scholz.

342. Ostern ist da!

Von Karl Gerok.

I. **Vorbereitung.** Ostern ist nahe herangekommen. Wir feiern es, weil der Herr auferstanden ist. Auch draußen in der Natur ist alles aufgewacht. Der Winter, der die Natur mit dichtem Schnee bedeckt hielt, ist abgezogen. Menschen, Tiere und Pflanzen freuen sich des Frühlings. Dieser Freude gibt das folgende Gedicht Ausdruck.

II. **Darbietung.** Vorlesen des Gedichtes.

1. Silberne Wölkchen
ziehen durchs Blau,
fröhliches Völkchen
spielt auf der Au;
Kinder, sie springen,
Hündchen, das bellt,
Vögelein singen:
Schön ist die Welt!

2. Sonne, sie wärmet
wieder so mild,
Mücklein schon schwärmet
keck durchs Gefild.
Flügelein lüftet
Käfer im Staub,
Veigelein duftet
unter dem Laub.

3. Selig erwachet
rings die Natur,
wonniglich lachet
Himmel und Flur,
haben's vernommen
ferne wie nah:
Frühling will kommen,
Ostern ist da!

III. **Vertiefung.** I. Bild. Ein wunderschöner Frühlingstag ist ins Land gekommen. Die Sonne strahlt hernieder. Am blauen Himmel ziehen langsam silberne Wolken dahin. Da müssen die Kinder aus den engen Häusern und Straßen hinaus ins Freie. Sie eilen auf den grünen Anger. Bald erschallt dort fröhlicher Gesang. Jauchzend springen sie den Reigen oder erfreuen sich an den Frühlingsspielen. In diesen Jubel stimmt auch das Hündchen ein, das laut bellend die Kinder umspringt. Aus den nahen Büschen tönt der Gesang der Vögel. Alle freuen sich des Frühlings.

II. Bild. Endlich sind die Kinder des Spieles müde geworden. In Gruppen schreiten sie dem nahen Waldrande zu. Plötzlich ertönt ein lauter Jubelruf. Eins von ihnen hat das erste Veilchen entdeckt, das, durch die milde Wärme der Sonne emporgelockt, sein blaues Köpfchen aus dem Grase hervorstreckt. Im warmen Sonnenstrahle zeigen sich auch die ersten Mückenschwärme, die auch — wie die Kinder — ihre Frühlingsspiele aufführen. Auf einem noch kahlen Zweige sonnt sich ein Käferchen. Wohlig dehnt es die Flügel, und plötzlich erhebt es sich in die blaue Luft. Überall ist frohes Erwachen, überall schallt es uns entgegen: „Frühling will kommen, Ostern ist da!" Scholz.

343. Unser lieber Kaiser.

I. **Vorbereitung und Vortrag.** In einigen Tagen hat unser Kaiser in Berlin Geburtstag. Dazu wollen wir ihm recht herzlich Glück wünschen. Wenn wir unserer Mutter zum Geburtstage gratulieren, so geben wir ihr die Hand und sagen: „Liebe Mutter, ich wünsche dir viel Glück zum Geburtstage." Manche bringen der Mutter auch ein kleines Geschenk oder einen Blumenstrauß. Am meisten aber freut sich die Mutter, wenn wir sie recht lieb haben.

Ziel: Wir wollen ein Gedicht kennen lernen, das uns sagt, wie wir unserm Kaiser an seinem Geburtstage Glück wünschen.

II. **Darbietung.** a) Vorlesen des Gedichtes.

1. Der Kaiser ist ein lieber Mann,
er wohnet in Berlin,
und wär es nicht so weit von hier,
ich ging noch heute hin.

2. Und was ich bei dem Kaiser wollt'?
Ich reicht ihm meine Hand
und brächt' die schönsten Blumen ihm,
die ich im Garten fand;

3. und sagte dann: „Aus treuer Lieb'
bring' ich die Blümchen dir!
O leb noch lang', du guter Herr,
du aller Deutschen Zier!"

4. Dann lief ich ganz geschwinde fort
und wär bald wieder da
und freute mich herzinniglich,
daß ich den Kaiser sah.

b) Abfragen des Inhalts, Wort- und Sacherklärung.

III. **Vertiefung.** a) Wie der kleine Junge (das kleine Mädchen) nach Berlin kommt und dem Kaiser Glück wünscht. (Von ihm selbst erzählt.) Ich kam nach Berlin. Dort wohnt der Kaiser in einem großen Schlosse. Vor dem Schlosse standen viele Soldaten. Der Kaiser war in einem wunderschönen Saale. Dort saß er auf dem goldenen Throne mit der Krone auf dem Haupte. Ich ging zu ihm hin, gab ihm meine Hand und sagte:

„Lieber Kaiser, ich wünsche dir viel Glück zu deinem Geburtstage und will dich auch immer recht lieb haben.“ Darauf gab ich ihm meine Blumen. Der Kaiser freute sich sehr. Ich aber lief schnell wieder fort. b) Schilderung der Geburtstagsfeier in der Schule.

IV. **Verwertung.** 1. Warum sollen wir unseren Kaiser lieb haben? a) Weil er sein Volk auch lieb hat. (Erzählung, wie der Kaiser am Weihnachtsabend Gaben an die Armen verteilt.) b) Weil er unser Land beschützt. 2. Wie wollen wir später dem Kaiser unsere Liebe beweisen? a) Für ihn in den Krieg ziehen. (Ich hatt' einen Kameraden.) b) Für den Kaiser beten. Scholz.

344. Das Fünkchen.

Von Wilhelm Curtman.

Ziel: Ich will euch von einem Kinde erzählen, das mit dem Feuer spielte und dadurch großes Unglück über seine Eltern brachte.

Vorlesen: Das Kind hatte mit dem Fünkchen gespielt, obgleich seine Mutter es schon oft verboten hatte. Da war das Fünkchen fortgeflogen und hatte sich ins Stroh versteckt. Aber das Stroh fing an zu brennen, und es entstand eine Flamme, ehe das Kind daran dachte. Da wurde dem Kinde bange, es wußte keinen Rat und lief fort, ohne jemand etwas von der Flamme zu sagen. Und da niemand Wasser darauf schüttete, ging die Flamme nicht aus, sondern breitete sich im ganzen Hause aus. Das Bett, worin sie des Nachts schliefen, brannte hell auf, und die Tische und die Stühle und die Schränke des Zimmers und alles, was der Vater und die Mutter hatten, das wurde vom Feuer gefaßt, und die Flamme wurde so hoch wie der Kirchturm.

Da schrien alle Leute vor Schrecken; die Soldaten trommelten, die Glocken läuteten; es war fürchterlich zu hören, und die Flamme war schrecklich zu sehen. Nun fing man an zu löschen mit Wasser, das man in das Feuer schüttete und spritzte, aber es half nicht eher, als bis das Haus zusammengebrannt und nur noch wenig Asche übrig war. Da hatten nun die Eltern des Kindes kein Haus mehr und kein Plätzchen, wo sie wohnen und wo sie schlafen konnten, und auch kein Geld, um sich ein neues Haus und neue Betten und Stühle und Tische zu kaufen. O, wie weinten da die armen Eltern! Und das Kind, das mit dem Fünkchen gespielt hatte, war schuld daran.

I. **Vertiefung.** 1. Situationsschilderungen. a) In der Küche. Ein Kind steht in der Küche vor dem Herde. Oben liegen die Streichhölzer. Begehrlich schaut es nach den Hölzchen mit den roten Köpfchen. „Wenn du doch eins nehmen und damit ein lustiges Feuer anmachen könntest!“ denkt es. Aber die Mutter hat es streng verboten. Endlich aber greift das Kind doch zu. „Nur ein einziges Mal will ich drüben in der Scheune damit spielen!“

b) In der Scheune. Schnell wird das Zündhölzchen angerieben, und nun flackert lustig ein blaues Flämmchen auf. Ein Häuflein Stroh steht bald in lichten Flammen. Jubelnd steht das Kind dabei und klatscht in die Hände. Doch bald springt das Feuer auf das andere Stroh über, und nun ist alles ein großes Flammenmeer. Die ganze Scheune brennt, bald auch das Wohnhaus. Das Kind ist in seiner Angst fortgelaufen.

c) Die Feuersbrunst. Erst als die Flammen zum Dache herausschlugen, bemerkten sie die Leute. Die Feuerwehr bläst; vom Turme klingen Glocken, und bald kommen die Spritzen rasselnd herangefahren.

d) Am anderen Tage. Am anderen Morgen ist alles niedergebrannt. Schwarze Steine, verkohlte Balken liegen umher. Aus den Trümmern steigt der Rauch auf; zuweilen zuckt noch ein Flämmchen hervor. Nicht weit von dem zerstörten Hause sitzen weinend die Eltern des Kindes. Alles ist ihnen durch die Flammen geraubt worden. Das ist die Schuld des Kindes.

2. Personen. Das Kind ist ungehorsam, denn es achtet das Gebot der Mutter nicht. Unvorsichtig spielt es mit dem Feuer in der Nähe von Stroh. Voll Angst läuft es fort, als die Flamme größer wird. Aus Furcht gesteht es sein Unrecht nicht ein, deshalb wird das Unglück so groß.

II. **Verwertung.** 1. Gehorche in allen Dingen deinen Eltern! (4. Gebot.) 2. Spiele nie mit Streichhölzchen! Wenn du eins findest, so hebe es sorgfältig auf und gib es den Eltern oder einem Erwachsenen! 3. Spiele nie in der Nähe des Ofens! 4. Komme nie mit brennbaren Gegenständen in die Nähe einer Flamme! 5. Siehst du, daß ein Gegenstand im Hause brennt, dann melde es sofort!

Aufgaben. 1. Wie übertritt das Kind das 4. Gebot? 2. Schildere eine Feuersbrunst! 3. Wer nicht hören will, muß fühlen. 4. Das Feuer als Freund und als Feind des Menschen. Scholz.

345. A. Morgenandacht.

Von Richard Dehmel.

1. Sehnsucht hat mich früh geweckt;
wo die alten Eichen rauschen,
hier am Waldrand hingestreckt,
will ich dich, Natur, belauschen.

2. Jeder Halm ist wie erwacht;
grüner scheint das Feld zu leben,
wenn im kühlen Tau der Nacht
warm die ersten Strahlen beben.

3. Wie die Fülle mich beengt!
So viel Großes! So viel Kleines!
Wie es sich zusammendrängt
in ein übermächtig Eines!

4. Wie der Wind im Hafer surrt,
tief im Gras die Grillen klingen,
hoch im Holz die Taube gurrt,
wie die Blätter alle schwingen,

5. wie die Bienen taumelnd sammeln
und die Käfer lautlos schlüpfen —
o Natur! Was soll mein Stammeln,
seh ich all das dich verknüpfen:

6. wie es mir ins Innre dringt,
all das Große, all das Kleine,
wie's mit mir zusammenklingt
in das übermächtig Eine!

I. **Einführung in Stoff und Stimmung.** „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter." Wer das recht tief empfinden will, der soll an einem Sommermorgen an den Waldrand gehen und von da das große und das kleine Leben in der Natur belauschen. Der Dichter Rich. Dehmel hat das getan. Staunend sah er, wie alles zu einer Einheit verknüpft war und das Lob des Einen, des allmächtigen, allweisen und allgütigen Gottes, verkündigte. Das stimmte sein Herz zur Andacht. Was er empfand, das sprach er in dem Gedichte „Morgenandacht" aus. Hört es! (Vortrag.)

II. **Vertiefung.** 1. Lagebild. Es ist ein schöner Sommermorgen. Am Waldrande lagert der Dichter. Über ihm rauschen leise die alten Eichen. Ihre Blätter schwingen im Morgenwinde leise her und hin. Tiefer im Holze gurrt eine Taube. An den grünen Halmen des Grases hängen wie Perlen die Tautropfen, in denen sich die Strahlen der Morgensonne spiegeln. In dem nahen Haferfelde rauschen die Rispen und singen die Grillen. Auf den Blüten taumeln die Bienen honigsuchend her und hin, und unter ihnen schlüpfen eilige Käfer durch das Gras.

2. Wesen der Natur. Sie zeigt die reichste Fülle der Gestalten und des Lebens. So viel Großes (Sonne, Mond und Sterne, der blaue Himmel, der rauschende Wald, das weite Feld, das Meer usw.), so viel Kleines (Grashalm, Tautropfen, Blätter, Blüten, Bienen, Grillen, Käfer usw.)! Alles ist verknüpft und zusammengedrängt zu einer übermächtigen Einheit, zu einem Drange des Lebens in größter Mannigfaltigkeit, zu einem Klange der Schönheit und zu einem Lobpsalm der Macht, Weisheit und Güte unseres Gottes.

3. Gedankengang. Str. 1. Die Sehnsucht nach dem Genuß der Natur hat den Dichter früh an den Waldrand geführt. Str. 2. Die ersten Strahlen glänzen in den Tautropfen und färben die Halme grüner. Str. 3. Großes und Kleines in reichster Fülle fließt zu einem übermächtigen Eindruck zusammen. Str. 4 und 5. Der Dichter sieht alles, empfindet die übermächtige Schönheit der Natur und kann nur stammelnd sie preisen. Str. 6. Grundgedanke: Sein Herz und die tausend Stimmen der Natur klingen zu einem Lobe des Einen, Ewigen zusammen.

III. **Verwertung in Aufgaben.** 1. Wie beengt die Fülle in der Natur? (Das Auge hat nicht Raum, die tausend Bilder, das Ohr nicht Raum, die tausend Klänge, das Herz nicht Raum, die tausend Empfindungen, das Haupt nicht Raum, die tausend Gedanken über Wesen und Zusammenhang des Großen und des Kleinen aufzunehmen.) 2. Vergleichung mit Rich. Dehmels „Stimme des Abends" (B)!

B. Stimme des Abends.

Von Richard Dehmel.

Die Flur will ruhn.
In Halmen, Zweigen
ein leises Reigen.
Dir ist, als hörst du
die Nebel steigen.

Du horchst — und nun:
dir wird, als störst du
mit deinen Schuh'n
ihr Schweigen.

Beide Gedichte führen uns hinaus in die Natur, zeigen uns ihre Schönheit und geben der andächtigen Stimmung des Dichters Ausdruck. A ist ein Morgen-, B ein Abendlied. Aus A klingen tausend Stimmen des Lebens, aus B nur eine des Ruhebedürfnisses. In A jubeln die Stimmen Lob und Preis des Einen, in B mahnt das tiefe Schweigen zur Ruhe, zum Frieden. In A Drang des Lebens in Wald und Flur, in B Verlangen nach Ruhe. In A überall ein Aufsteigen, in B überall ein Niederneigen. In A glänzen golden die Tautropfen, in B steigt leise

der Nebel wie ein Schlafschleier auf. In A stimmt das Herz in den tausendstimmigen Jubel ein, in B horcht es in andächtigem Schweigen. A mahnt: Stimme ein in den lauten Lobgesang der Kreatur! B: Störe mit keinem Tritt und Laut die Ruhe und den Frieden der Natur!

P.

346. Sonnensegen.

Von Karl Henckell.

O Sonnensegen, o Fichtenduft!
O Moos wie Samt und Seide!
Ich wirbele meinen Hut in die Luft
und weine vor lauter Freude.

Ich kann mich fassen und halten kaum,
kann mich nicht halten und fassen;
umarmen möcht' ich den blinkenden Baum,
glückselig über die Maßen.

I. **Vorbereitung.** Mancherlei Segen streut die Sonne über die Erde aus. Da ergrünen unter ihrem Strahle die Blumen und Bäume, da jauchzen die Vögel, die vorher so stumm waren, da erwacht im Frühling die Natur zu neuem Leben. Auch das Menschenherz empfindet die segnende Macht der Sonne.

II. **Darbietung.** Vorlesen des Gedichtes.

III. **Vertiefung.** Lagebilder. 1. Der Wald. Ein Knabe steht droben einsam im Walde. Feierliche Stille liegt über den hohen Fichtenbäumen. Kein Windhauch regt sich. Vom blauen Himmel strahlt in voller Glut die Sonne. In der Luft liegt ein zarter Harzduft.

2. Wie wirkt diese Waldeinsamkeit auf den Knaben? Auch er empfindet den Sonnensegen. Jauchzend wirft er seinen Hut in die Luft. Seine Freude ist so groß, daß ihm die Tränen in die Augen treten. Er muß jemand haben, dem er sein Entzücken mitteilen kann, und so umarmt er in seinem Glück einen der blinkenden Bäume.

Scholz.

347. Im Bade.

Von Franz Evers.

1. Ein heller Teich mit dem Himmel drin;
rings ziehn sich sonnige Büsche hin.
2. Und Knaben plätschern im Wasser und schrein;
ihre Leiber schimmern im Sonnenschein.
3. Von schlagendem Herzen und schimmerndem Blut
erzählt ihr lachender Übermut.
4. Goldtropfen spritzen von Hand zu Hand.
Ein Jubel sprüht über das ganze Land.
5. Und die Wolken des Himmels stehen still,
weil keine sein Spiegelbild stören will.

I. **Vorbereitung.** Es ist ein heißer Julitag. Eine Schar Knaben eilt durch die Straßen dem Bade zu. Schon von ferne leuchtet ihnen der glänzende Spiegel des Teiches entgegen. Jetzt sind sie angelangt. Rasch wird die Kleidung abgeworfen, und nun geht es hinein in die klare Flut.

II. **Darbietung.** Vorlesen des Gedichtes.

III. **Vertiefung.** Lagebilder. 1. Wie der Teich aussieht. Er liegt vor dem Tore der Stadt. Ringsum stehen grüne Weidenbüsche, zwischen denen Binsen und die leuchtenden Blüten der Schwertlilien hervorschauen. Über dem Wasser wölbt sich der blaue Himmel. Aus dem klaren Gewässer strahlt uns wie aus einem Spiegel sein Bild entgegen. Einige wenige Wolken stehen ruhig am Himmel. Warum so ohne Bewegung?

2. Die badenden Knaben. Lauter Jubel herrscht am Ufer und im Wasser. Hier versuchen ein paar ganz besonders Kühne den Kopfsprung; dort wieder wagt sich ein verwöhntes Söhnchen nur voller Angst in das Bad und erntet dafür lauten Hohn. Am Ufer sonnen sich einige und recken voll Wohlgefühl den Körper, während im Wasser sich zwei Parteien gegenseitig bekriegen mit Spritzen und Untertauchen. Überall herrscht frisches Leben. Die kühlen Fluten geben neuen Mut und neue Frische zur Arbeit. Scholz.

348. Erntelied.

Von Richard Dehmel.

1. Es steht ein goldnes Garbenfeld,
das geht bis an den Rand der Welt.
Mahle, Mühle, mahle!

2. Es stockt der Wind im weiten Land,
viel Mühlen stehn am Himmelsrand.
Mahle, Mühle, mahle!

3. Es kommt ein dunkles Abendrot,
viel arme Leute schrein nach Brot.
Mahle, Mühle, mahle!

4. Es hält die Nacht den Sturm im Schoß,
und morgen geht die Arbeit los.
Mahle, Mühle, mahle!

5. Es fegt der Sturm die Felder rein,
es wird kein Mensch mehr Hunger schrein.
Mahle, Mühle, mahle!

I. **Einführung in Stoff und Stimmung.** Die Mühle mahlt rastlos Tag und Nacht. Dabei greift ein Rad in das andere. Sie ist ein Bild der menschlichen Arbeit. Da greift auch eins in das andere, Säen und Ernten, Arbeiten und Essen. Die Arbeitsstätten sind die Mühlen. Wie der Arbeitswind zuweilen stockt, der Arme nach Brot schreit und zornig aufbegehrt: das zeigt knapp und ergreifend das folgende Gedicht. (Vortrag.)

II. **Vertiefung.** 1. Lagebild. Weite goldene Ährenfelder. Am Himmelsrande viele Windmühlen. Sie drehen sich rastlos Tag und Nacht. Jetzt stockt der Wind, und kein Korn wird mehr zu Mehl gemahlen. Die armen Leute stürmen zur Mühle und schreien nach Mehl und Brot, ja bedrohen stürmisch den Müller. Da erhebt sich der Sturm, dreht die Mühle und stillt die Unzufriedenheit.

2. Gedankengang. Str. 1. Die Welt ist voll Garbenfelder. Str. 2. Die Mühlen am weiten Himmelsrande stocken. Str. 3. Die armen Leute schreien nach Brot. Str. 4. Sie bestürmen den Müller. Str. 5. Der Sturm bricht los, bringt Arbeit und Brot.

3. Der Arbeiter. Er findet Arbeit auf vielen Gebieten und hat dadurch Anspruch auf Brot. Wer säet, soll auch ernten. Doch stockt die

Arbeit und bleibt der Verdienst aus, da kehrt die Not ein. Sie gleicht dem düstern Abendrote, ja wird zur Sturmnacht der Unzufriedenheit gegen den Arbeitgeber. Doch der Sturm reinigt die Luft; Arbeiter und Arbeitgeber verständigen und versöhnen sich; die Not hört auf, Zufriedenheit kehrt ein.

4. Eigentümlichkeit in der Form. Der Kehrreim: Mahle, Mühle, mahle! mahnt zu stiller, stetiger Arbeit, klagt, wenn die Arbeit stockt, jammert, wenn das Brot fehlt, droht, wenn der Arbeitgeber hart und erbarmungslos ist, beruhigt, wenn eine friedliche Verständigung gefunden ist.

III. **Deutung des Bildes.** Das Gedicht ist ein Zeitbild. Das Garbenfeld ist das weite Gebiet der menschlichen Arbeit. Die goldenen Garben sind der Arbeitslohn. Die Mühlen sind die verschiedenen Werkstätten. Der stockende Wind ist der mangelnde Verdienst. Das dunkle Abendrot ist Arbeitslosigkeit, das Schreien nach Brot die Klage der Arbeiter. Der Sturm in dunkler Nacht ist der Verzweiflungsschrei der Armen. Der lichte Morgen ist der Wiederbeginn der Arbeit und die wiederkehrende Zufriedenheit. P.

349. Stille Fahrt.

Von Hans Lenzmann.

1. Ich stand an einem stillen Meer,
da kam vom grünen Eiland her
ein stiller Kahn geschwommen.
Mir ward so leicht, mir ward so schwer,
mein Herz ward aller Unrast leer,
der Schmerz ward mir genommen.

2. Still stieß das Schifflein an den Strand;
sein Lenker winkte mit der Hand,
er lachte wie im Traume
und lud mich ein zum andern Land,
das in der Ferne unbekannt
grün glänzte aus dem Schaume.

3. Und ich stieg ein. Der stille Mann
zog stumm die schwarzen Segel an,
wir schwammen aus dem Hafen.
Er sang ein seltsam Liedchen dann
und winkte müde dann und wann, —
und ich bin eingeschlafen ...

I. **Einführung in Stoff und Stimmung.** Der Abend ist gekommen. Das Geräusch des Tages schweigt. Wie ein stilles, weites Meer liegt vor uns die Nacht. Ich stehe an seinem Ufer. Noch regt sich in mir die Unruhe (Unrast) des Herzens und der Schmerz über fehlgeschlagene Hoffnungen, auch wohl die Reue über begangenes Unrecht. Da steigt vor meinen müden Augen ein fröhliches Bild auf, das mich in süße Ruhe wiegt. Welcher Art es ist, sagt das folgende Gedicht. (Vortrag.)

II. **Vertiefung.** 1. Lagebild. Ich stehe am Ufer des Meeres, dessen Wellen schweigend ruhen. In der Ferne liegt eine grüne Insel. An das Ufer (den Strand) ist lautlos ein Kahn mit schwarzen Segeln geschwom-

men. Ein Schiffer steht darin, winkt mir lächelnd mit der Hand, singt dabei ein seltsam Lied und deutet nach der Insel. Dort wohnt das Vergessen des Erdenlärms, dort wohnt der Friede und das Glück. Willig und selbstvergessen folge ich seinem Winken.

2. Gedankengang. Die Unrast des Tages schweigt an dem stillen Meere, von dessen grüner Insel ein Kahn geschwommen kommt. Der Schiffer, der ihn lenkt, winkt mir lächelnd und ladet mich zur Fahrt nach dem fernen, grünen Eilande ein. Ich steige ein; der stille Schiffer löst die Segel, singt nickend ein seltsam Lied und wiegt mich in Schlaf.

3. Schönheiten. In einem Bilde wird wunderschön der Übergang aus dem Lärm, der Unrast und dem Schmerz des Tages in das stille Friedensreich des Schlafes und Traumes geschildert. Das stille Meer ist die Nacht, das grüne Eiland das Traumglück, der Kahn das Bett, der Schiffer der Schlaf, sein Winken und Singen sind die Bilder und Gedanken, die uns vor dem Einschlafen umgaukeln und endlich in Schlummer wiegen.

III. **Verwertung.** Deute das Bild durch die Wirklichkeit! — Erzähle als eigenes Erlebnis die Kahnfahrt vom Strande nach dem grünen Eilande! P.

350. Meiner Mutter.

Detlev v. Liliencron. Sämtl. Werke. 7. Bd. S. 127 f.

Wie oft sah ich die blassen Hände nähen,
ein Stück für mich — wie liebevoll du sorgtest!
Ich sah zum Himmel deine Augen flehen,
ein Wunsch für mich — wie liebevoll du sorgtest!
Und an mein Bett kamst du mit leisen Zehen,
ein Schutz für mich — wie sorgenvoll du horchtest!
Längst schon dein Grab die Winde überwehen,
ein Gruß für mich — wie liebevoll du sorgtest!

I. **Zielangabe.** Wir wollen von den Sorgen einer Mutter sprechen.

II. **Vorbereitung.** Hast du schon einmal zugeschaut, wenn deine liebe Mutter im Zimmer saß und arbeitete? Für wen arbeitete oder sorgte sie da? Was arbeitete sie? Ein Stück Kleidung — Röckchen, Hose, Strümpfe. Du bist bald wieder hinaus zum Spielen gegangen, sie aber saß drinnen und arbeitete; und als du, müde vom Spiel, schon im Bette lagst, da arbeitete sie in der Stille der Nacht noch weiter — immer für dich und deine Geschwister; die Arbeit hat ihr Gesicht und ihre Hände blaß gemacht.

Aber sie arbeitet nicht bloß für dich, sie betet auch für dich zum himmlischen Vater. Was wird sie in ihrem Gebete wünschen? Daß du ihr ein liebes, gehorsames Kind bleibst, daß der Vater im Himmel und die Menschen hier auf der Erde Wohlgefallen an dir haben, daß du in den Versuchungen tapfer kämpfest und siegest. So sorgt sie für dich, indem sie für dich betet.

Soviel sie kann, hat sie dich auch beschützt. Wie sorgte sie für dich, als du krank warst? Sie gab dir Arzenei, sie machte dir dein Bett zurecht;

wenn du hustetest oder im Fieber schneller atmetest, da schlich sie sich auf den Zehen an dein Bett und horchte voll Sorge auf jeden Atemzug.

Manchem Kinde ist die liebe Mutter schon gestorben. Sorgt sie nicht mehr für ihr Kind? Die Liebe, besonders die Liebe einer Mutter, höret nimmer auf. Wenn der Wind vom Grabe her zum Kinde weht, dann ist es, als wenn die tote Mutter ihrem Kinde einen Gruß schickte: „Vergiß mich nicht! Denke daran, wie ich dich geliebt und für dich gesorgt habe!"

III. **Darbietung.** Der Dichter Liliencron hat auch eine so liebevolle Mutter gehabt und uns ihre Sorgen in einem Gedichte dargestellt. Vortrag des Gedichtes.

IV. **Vertiefung.** 1. Wie sorgt eine Mutter für ihr Kind? Sie arbeitet für ihr Kind; sie betet für ihr Kind; sie schützt ihr Kind; sie grüßt ihr Kind noch vom Grabe her.

2. Wozu will dich der Dichter mahnen? Vergilt deiner Mutter alle Liebe und Sorge damit, daß du sie recht innig wieder liebst, solange sie lebt; und wenn sie gestorben ist, vergiß sie nicht!

3. Zum Verständnis der Form bemerke ich für den Lehrer: das Gedicht steht in Liliencrons Werken zusammen mit anderen gleicher Form unter der Überschrift „Sicilianen". Die Siziliane ist eine Art der Stanze (Oktave); sie besteht aus 8 Zeilen mit nur 2 Reimen (Reimbild: ab ab ab ab). Dr. P. Polack.

351. Wenn Kinder sterben.

Von Karl Busse.

Wenn Kinder sterben — so zur Dämmerzeit,
eh sich des Tages letzte Lichter wenden, —
sie liegen still im weißen Sonntagskleid,
den Kopf gesenkt, mit Blumen in den Händen.

Kein Vogel singt durch Dämmer mehr und Duft,
kaum rühren sich die tiefgebeugten Ähren —,
hoch aber liegt ein Läuten in der Luft,
als ob's die Glocken von dort oben wären.

Vorbemerkung. Von einer besonderen Besprechung dieses Gedichtes ist abzusehen. Ein recht ausdrucksvolles Vorlesen seitens des Lehrers genügt, da es lediglich dazu dient, die Stimmung, die der Tod eines Mitschülers in der Seele der Kinder hervorgerufen hat, zu vertiefen und die Blicke nach oben zu lenken. Damit ist auch zugleich der Zeitpunkt gegeben, an dem das Gedicht vom Lehrer vorgetragen werden soll. Voran kann der Lehrer eine kurze Einleitung geben, die sich vielleicht folgendermaßen gestaltet.

Gestern haben wir unseren lieben Mitschüler zu Grabe getragen. Kurz vor dem Begräbnis war ich noch einmal bei ihm. Da lag er in seinem Bettchen, als ob er schliefe. Als letztes Geschenk hatten ihm seine Eltern einen Blumenstrauß in die Hand gegeben. — Ich trat ans Fenster und schaute in die Dämmerung hinaus. Weithin dehnte sich das Ährenfeld im Abendschimmer. Kein Laut war vernehmbar. Da war mir's plötzlich,

als ob von oben, vom Himmel her, die Glocken erklängen, die Glocken, die droben in der ewigen Heimat läuteten, als unser liebes Kind dort seinen Einzug hielt.

Nun folgt Vorlesen des Gedichtes. Scholz.

352. Heimwärts.

Von Emil Prinz v. Schönaich-Carolath.

1. Die Wasserwinde tosen,
ein fernes Hifthorn schallt,
vom Zaune stieben die Rosen,
der Herbst naht mit Gewalt.

2. Ich fühl' es allerwegen:
die Heimat ist nicht hier!
Herr, bring durch Sturm und Regen
mein suchend Herz zu dir.

3. O Seele, blutende Taube,
nun breite die Schwingen und flieg,
zu singen hoch über dem Staube,
hoch über dem wirbelnden Laube
dein Lied von Sehnsucht, von Sieg.

I. **Einführung in Stoff und Stimmung.** Der Frühling bringt Licht und Wärme und damit neues Leben. Er stimmt uns fröhlich und weckt die Lebenslust. Der Herbst mit seinen Stürmen, seinen Jagden und seinem Blätterfalle zeigt die Vergänglichkeit alles Irdischen und mahnt uns an den Tod. Wir sehnen uns nach einer Heimat, die weder Sturm noch Regen hat, und nach einem Leben, das ewig in seliger Freude währt. Von dieser Sehnsucht der Seele nach der ewigen Heimat handelt das folgende Gedicht: „Heimwärts". Hört es! (Vortrag.)

II. **Vertiefung.** 1. Lagebild. Es ist Herbst. Vom Meere her tobt der Sturm. In Feld und Wald erschallt das Hifthorn der Jäger. Von den Bäumen fliegt das Laub, und von den letzten Rosen zerflattern die Blätter und wirbeln wie Staub umher. Oft schlagen Regenschauer die Blätter und den Staub nieder. Durch Sturm und Regen kämpft sich der Mensch bei seiner Arbeit und sehnt sich nach der Feierabendruhe.

2. Gedankengang. Str. 1. Der Herbst mit seinem Sterben und Vergehen kommt. Str. 2. Das Herz fühlt, daß hier seine bleibende Heimat nicht ist, und sucht die wahre Heimat bei Gott. Str. 3. Die Seele schwingt sich gleich einer verwundeten Taube über der Erde Leid und Streit und findet den Kampf geendet und die Sehnsucht gestillt in Gott.

3. Eigentümlich sind dem Gedichte die bedeutsamen Bilder. Das Tosen der Wasserwinde = die Herbststürme. Das Schallen des Hifthorns = die Hetz- und Treibjagden im Herbste. Das Zerstieben der Rosen = der Blätterfall und das allgemeine Welken und Vergehen alles Schönen im Herbste. Sturm und Regen = die Kämpfe des Lebens. Die Seele als blutende Taube = verwundet durch die Sünde. Sie breitet die Schwingen und fliegt = sie erhebt sich über der Erde Lust und Leid, Sünde und Sorge. über dem Staube = über dem irdischen Treiben. über dem wirbelnden Laube = über den vergänglichen Erdendingen. Das Lied von Sehnsucht und Sieg = ein Danklied, daß in Gott die Sehnsucht gestillt und der Sieg nach den Kämpfen gewonnen ist. P.

353. Die Sorglichen.

Von Gustav Falke.

1. Im Frühling, als der Märzwind ging,
als jeder Zweig von Knospen hing,
da fragten sie mit Zagen:
Was wird der Sommer sagen?

2. Und als das Korn in Fülle stand,
da lauter Sonne briet das Land,
da seufzten sie und schwiegen:
bald wird der Herbstwind fliegen!

3. Der Herbstwind blies die Bäume an
und ließ auch nicht ein Blatt daran.
Sie sahn sich an: dahinter
kommt nun der böse Winter!

4. Das war nicht eben falsch gedacht;
der Winter kam auch über Nacht.
Die armen, armen Leute,
was sorgen sie nur heute?

5. Sie sitzen hinterm Ofen still
und warten, ob's nicht tauen will,
und bangen sich und sorgen —
um morgen!

I. **Einführung in Stoff und Stimmung.** In der Bergpredigt mahnt Jesus: „Ihr sollt nicht sorgen und sagen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? Nach solchem allen trachten die Heiden, denn euer himmlischer Vater weiß, daß ihr das alles bedürfet. Darum sorget nicht für den andern Morgen, denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen. Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe." Wer Gott vertraut, der sorgt nicht ängstlich um die Zukunft. Er tut jeden Tag seine Schuldigkeit und läßt Gott für das Weitere sorgen. Es gibt aber sorgenselige Leute, die sich die Gegenwart stets schwer und trübe machen durch die Sorge, wie es morgen und später werden wird. Solchen „Sorglichen" ruft der Dichter Gustav Falke mit gutmütigem Spotte das folgende Gedicht zu! (Vortrag.)

II. **Vertiefung.** 1. Zeit und Ort. Die Sorge begleitet die „Sorglichen" durch das ganze Jahr. Im Frühling umschwebt sie das Knospenheer. Im Sommer seufzt sie durch das Ährenfeld. Im Herbst klagt sie durch die entblätterten Bäume über die Nähe des Winters. Im Winter lauert sie hinter dem Ofen auf das Tauwetter.

2. Charakter der Sorglichen. Sie haben immer zu klagen und zu zagen. Nie werden sie des gegenwärtigen Guten froh. Immer wirft die Zukunftssorge ihren dunkeln Schatten auf die Gegenwartsfreude.

3. Gedankengang. Str. 1. Die „Sorglichen" sehen im März nicht die vielen hoffnungsreichen Knospen, sondern fürchten einen früchtelosen Sommer. Str. 2. In der Fruchtfülle des Sommers zagen sie vor den Herbststürmen. Str. 3. Im Herbstwinde fühlen sie den Vorboten des kalten Winters. Str. 4. Was gibt's nun im Winter zu klagen? Str. 5. Das Bangen und Verlangen nach dem Tauwetter des Lenzes!

Grundgedanke. Die törichte Sorge um Morgen verscheucht das Glück des Heute. Tu heute deine Pflicht und laß Gott für morgen sorgen!

III. **Verwertung.** Beispiele von vergeblichen Sorgen. Sprüche, Sprichwörter und Lieder. Beispiele, wie das Gottvertrauen über Bitten und Verstehen gesegnet wird. (Aug. Herm. Francke.) P.

354. Der armen Kinder Weihnachtslied.

Von O. J. Bierbaum.

1. Hört, schöne Herr'n und Frauen,
die ihr im Lichte seid:
wir kommen aus dem Grauen,
dem Lande Not und Leid;
weh tun uns unsre Füße
und unsre Herzen weh;
doch kam uns eine süße
Botschaft aus Eis und Schnee:
es ist ein Licht entglommen,
und uns auch gilt sein Schein;
wir haben's wohl vernommen:
das Christkind ist gekommen
und soll auch uns gekommen sein.

2. Drum gehn wir zu den Orten,
die hell erleuchtet sind,
und klopfen an die Pforten,
ist hier das Christuskind?
Es hat wohl nicht gefunden
den Weg in unsre Nacht,
drum haben wir mit wunden
Füßen uns aufgemacht,
daß wir ihm unsre frommen
Herzen und Bitten weihn.
Wir haben's wohl vernommen:
das Christkind ist gekommen
und soll auch uns gekommen sein.

3. So laßt es uns erschauen,
die ihr im Lichte seid!
Wir kommen aus dem Grauen,
dem Lande Not und Leid;
wir kommen mit wunden Füßen,
doch sind wir trostgemut:
wenn wir das Christkind grüßen,
wird alles, alles gut.
Der Stern, der heut erglommen,
gibt allen seinen Schein:
das Christkind ist gekommen!
Die ihr es aufgenommen,
o laßt auch uns zu Gaste sein!

I. **Einführung in Stoff und Stimmung.** Weihnachten ist das Fest der Liebe und der Gaben. Gott hat den Menschen an diesem Feste seinen eingeborenen Sohn geschenkt. Er hat ihnen Heil und Segen, Licht und Freude gebracht. Wer nun von seiner Liebe gerührt, von seinem himmlischen Lichte erleuchtet und von seinen Gaben dankbar erfreut ist, der wird auch seinen armen Mitmenschen, die im Dunkel und Grauen der Not und des Leides wandeln, mit seiner Liebe und seinen Gaben Freude bereiten. In dem folgenden Weihnachtsliede bitten arme Kinder, die mit wunden Füßen durch Schnee und Eis gekommen sind, die reichen Herren und Frauen, sie um Christi willen als Gäste aufzunehmen und ihnen Teil an den Weihnachtsgaben zu gönnen. Hört, wie sie singen! (Vortrag.)

II. **Vertiefung.** 1. Zeit und Ort. Weihnachtsabend. Sterne am Himmel. Erleuchtete Fenster; brennende Christbäume; froh bewegte Menschen. Vor der Tür arme Kinder in dürftigen Kleidern. Sie klopfen an und singen mit zitternden Stimmen ein Weihnachtslied.

2. Personen. Die reichen Herren und Frauen stehen im Lichte des Christbaumes und des Glückes. Haben sie die Weihnachtsbotschaft recht verstanden, und sind sie dankbar für die Gaben des Christkindes, dann öffnen sie ihre Herzen dem Mitleide und ihre Hände zum Geben. Sie rufen die frierenden armen Kinder als Gäste ins Haus, laben und beschenken sie. Die armen Kinder kommen aus den Häusern, wo Not und Leid oft in grauenhafter Weise herrschen. Auf ihren Bittgängen vor den reichen, hellen Häusern haben sie sich die Füßchen wund gelaufen. Es sind fromme Kinder. Sie sind trostgemut in Hoffnung. Im Vertrauen auf das Christkind, das allen Freude bringen will, klopfen sie an die Pforten der Reichen und bitten singend um Gaben der Liebe.

3. Gedankengang. Arme Kinder kommen vor die Häuser der Reichen. Die Weihnachtsbotschaft hat ihnen Mut gemacht. Von den Reichen erwarten sie, daß die des Christkindes Willen erfüllen und auch ihnen Teil an der Freude gönnen, die allem Volk widerfahren soll.

III. **Verwertung.** Was steht in der Weihnachtsgeschichte von der himmlischen Botschaft, von dem entglommenen Lichte, von dem Kommen des Christkindes, von der Nacht, von dem Stern, von der Freude, die allen widerfahren soll, von dem Begrüßen des Christkindes? P.

355. A. März.

Von Franz Evers.

1. Der letzte Schnee fließt in die Erde,
es taut und tropft vom Dach und Baum,
und eine goldne Wolkenherde
zieht sonnig durch den Himmelsraum.

2. Rotbraun Geknospe an den Zweigen,
ein herber Duft vom Schollengrund,
und hell ins letzte Winterschweigen
zittern der Winde selige Geigen,
donnert des Frühlings Sturmesmund.

B. Gütige Tage.

Von Franz Evers.

1. Die Wasser quellen am Grunde,
der Tauwind weht so weich
und singt mit leisem Munde
vom brausenden Frühlingsreich.
Und die alten Bäume regen
sich in der feuchten Luft,
sie träumen von Sonnenregen
und jungem Blütenduft.

2. Helle Kinderstimmen steigen
aus den Gärten jungesfroh;
die Stare in den Zweigen
pfeifen jubilo —
und du kannst im Abendgrauen,
wenn die Tage still vergehn,
an den Wegen und auf den Auen
leise Engel wandeln sehn.

I. **Einführung in Stoff und Stimmung.** Wir leben im Monat März. Der Winter geht zu Ende. Die Erde wirft ihr Leichentuch ab. Der Schnee taut und wird zu Wasser. Es tropft von Dächern und Bäumen und sickert in die Erde. Die düstern Nebel weichen und lassen den blauen Himmel sehen; goldene Wolkenschäfchen ziehen über ihn. Das lange Schweigen des Winters wird abgelöst von den lauen Frühlingswinden, die wie helle Geigentöne die Luft durchzittern oder wie Posaunentöne des Sturmes donnern. Da leidet's den Dichter nicht länger in der engen Stube. Er muß hinaus ins Freie und ins Weite. Lang und tief muß er die laue Luft atmen, das Auge an dem neuerwachenden Leben, das Ohr an den frischen Klängen und das Herz an dem Jubel der heimgekehrten Vögel und der spielenden Kinder laben. Ihm ist, als ob Engel vom Himmel auf allen Wegen wandelten und die Botschaft eines neuen Lebens verkündigten. Was er da bei einem Abendspaziergange im März, an einem seiner gütigen, d. h. glückbringenden, Tage, gesehen und empfunden, das hat er uns in den zwei folgenden Liedern gesungen. Hört sie! (Vortrag.)

II. **Vertiefung.** 1. Lagebild. Tauwetter im März. Wolkenschäfchen am blauen Himmel. Tröpfelnde Dächer und Bäume. Rotbraune Knospen an den Ästen und Zweigen, in denen der Frühlingswind geigt. Auf den Äckern Schollen, die der Pflug aufgerissen. An tiefen Stellen silberne Quellen, die munter hervorspringen. In den Gärten spielende Kinder und jubelnde Stare.

2. Gedankengang. Der Schnee schmilzt. Der Himmel blaut. Die Knospen der Bäume und der herbe Duft der Ackerschollen künden das neue Leben der Erde an. Dem schweigenden Winter folgt der laute, frohe Lenz. An den „gütigen Tagen" erfreuen die springenden Quellen, der weiche Tauwind, der brausende Lenzsturm, die hoffnungsfrohen Bäume, die spielenden und singenden Kinder und Stare. Auf einem Abendspaziergange glaubt der Dichter die Füße der Engel zu sehen und ihre Stimmen zu hören.

III. **Verwertung in Aufgaben.** Was wird im Frühling anders als im Winter? — Deute die Bilder: Goldene Wolkenherde, selige Geigen der Winde, des Frühlings Sturmesmund, des Winters Schweigen, des Tauwinds Singen, das brausende Frühlingsreich, das Träumen der Bäume von Sonnenregen und Blütenduft, das Abendgrauen, das leise Wandeln der Engel! P.

356. Vom Blumenpflücken.

Von Joh. Trojan.

I. **Einführung in Stoff und Stimmung.** Eines Tages ging der Dichter Joh. Trojan aus der Stadt auf das Land. Er hatte seine Freude an den Blumen, die rot und blau, gelb und weiß die Erde schmückten. Aber eins betrübte ihn: auf dem Wege, der an einem Heckenzaune hinführte, lagen abgerissene Zweige, Blätter und Blüten, sogar ein Zweig mit einer Rose. Weiter führte der Weg durch eine Wiese, da lagen an der Erde viele verwelkte Blumen. Wer mochte die Zierden des Wiesengrases so umgebracht haben? Da sah er ein Mädchen, das einen dicken Strauß Blumen in der Hand hielt. Die weniger schönen musterte es aus und warf sie weg. Dann sprang es rechts und links in das Wiesengras, rupfte die schönsten Blumen ab und zertrat dabei das Gras. Da blieb der Dichter stehen und hielt dem unverständigen Mädchen eine Predigt über das Blumenpflücken. Hört und beherzigt sie!

1. Brichst du die Blumen, sei bescheiden;
nimm nicht gar zu viele fort!
Sieh, die Blumen müssen's leiden,
doch sie zieren ihren Ort.

2. Nimm ein paar und laß die andern
stehn im Gras und an dem Strauch!
Andre, die vorüber wandern,
freun sich an den Blumen auch.

3. Nach dir kommt vielleicht ein müder
Wandrer, der des Weges zieht
trüben Sinns. Der freut sich wieder,
wenn er auch ein Röslein sieht.

II. **Lagebild.** Ein Pfad durch eine Wiese. Verwelkte Blumen liegen darauf. Daneben ein Gartenzaun mit einzelnen wilden Rosen. Auf dem

Wege daneben abgerissene Zweige. Ein Mädchen hat einen dicken Blumenstrauß in der Hand und steht mit gesenktem Kopfe und beschämten Mienen vor einem Herrn, der mahnend die Hand erhoben hat. Spaziergänger kommen und gehen; darunter ein gebückter Wanderer, der sich müde auf seinen Stab stützt.

III. **Gedankengang.** Geh schonend und sparsam mit den Blumen, den Zierden der Gärten, Wiesen und Felder, um! Gönne anderen auch die Freude daran! Mancher müde, traurige Wanderer wird durch ihren Anblick erfreut und getröstet werden.

IV. **Verwandtes.** „Ich ging im Walde so für mich hin" —. „Ein nacktes Erdbeersträuchlein stand" —. „Ein Blumenglöckchen vom Boden hervor" —. „Sah ein Knab' ein Röslein stehn" —. „Seht die Lilien auf dem Felde" —.

V. **Verwertung in Aufgaben.** 1. Wie versündigen sich die Kinder durch leichtsinniges, maßloses Blumenabpflücken? (Sie rauben der Natur ihren Schmuck. Sie stören den Nächsten die Freude. Sie verkürzen sich selbst die Freude an den Blumen. Tiere quälen und Pflanzen leichtfertig zerstören, gehört zu den häßlichsten Gewalttaten.) 2. Was ist erlaubt und löblich? (Sich an den Blumen freuen. Sie in den Garten verpflanzen. Ein Sträußchen pflücken und ins Fenster stellen. Vater, Mutter und andere liebe Menschen mit einem Sträußchen erfreuen. Die Gräber damit schmücken.) P.

357. Der singende Eisenbahnzug.

Von Frida Schanz.

I. **Einführung und Vortrag.** Wir wissen alle, daß sich die Eisenbahnzüge durch Pfeifen anmelden und in heftigen Stößen Dampf ausatmen. Es gibt also pfeifende und fauchende Eisenbahnzüge. Ein singender aber, der singt und klingt, möchte doch ein seltenes Schauspiel sein. Die Dichterin Frida Schanz hat es gehabt, als sie durch eine Wiese spazierte, neben der die Eisenbahnschienen herliefen. Sie erzählt uns ihr Erlebnis in dem folgenden Gedichte!

Ich sah heut etwas, das war lustig genug!
Ich ging auf der Wiese die Schienen entlang,
da kam ein langer Eisenbahnzug,
der sang!

Der sang so herrlich, der sang so laut!
Lauter Kinder hab' ich am Fenster gesehn.
„Wer nur dem lieben Gott vertraut!"
konnt' ich verstehn.

Das klang durch die Stille, ich weiß nicht wie,
so dankbar, so im seligsten Ton! —
Es sei eine Ferienkolonie,
sagten die Leute auf der Station.

Nach der See, aus der Stadt ging's, wie jedes Jahr,
durch Wälder und Fluren im raschen Flug. —
Gar fröhlich denk' ich heut immerdar
an den singenden Eisenbahnzug.

II. **Erläuterung.** Der singende Eisenbahnzug trägt eine Ferienkolonie aus der großen Stadt an die See. Was ist eine Ferienkolonie? In den großen Städten leben viele arme Kinder, die das ganze Jahr kein grünes Feld zu sehen und keine gesunde Luft zu atmen bekommen. Sie sehen blaß, freudlos und verkümmert aus. Auch in den Schulferien fehlt es ihnen an freier, freudiger Bewegung, an gesunder Luft und nahrhafter Speise. Das jammerte wohltätige Menschen und sie sammelten Mittel, um diese armen Kinder in den Ferien an einen schönen und gesunden Ort zu bringen, sie da unter der Obhut von Lehrern und Lehrerinnen gut zu verpflegen, sie fröhlich spielen, frei und freudig umhertummeln zu lassen. Eine solche Übersiedlung und Verpflegung großstädtischer Kinder während der Ferien an einem schönen, gesunden Orte, sei es an der See oder am Walde oder in einem Dorfe, wird Ferienkolonie genannt. Der Aufenthalt dauert 3—4 Wochen. Erfrischt, erfreut und gestärkt kehren die Kinder in das Elternhaus und die Schule zurück.

Der Aufbruch und die Fahrt stimmen alle Kinder froh. Viele fahren zum erstenmal auf der Eisenbahn. Sie drängen sich an die Fenster, schauen gewunderig hinaus und sind entzückt, wie sie durch Felder und Wälder, an Menschen und Häusern vorüber fliegen. Eins stimmt ein Lied an, und alle fallen ein; von Abteil zu Abteil pflanzt sich der Gesang „Wer nur den lieben Gott läßt walten" fort und macht so den Eisenbahnzug zu einem singenden. Wer, wie Frida Schanz, die fröhlichen Kinder sieht und hört, der freut sich mit ihnen und dankt den Wohltätern, die auch den Ärmsten und Schwächsten Gesundheit und Freude zu verschaffen suchen.

III. **Vergleichung** mit Joh. Trojans „Ausflug".

1. So grün ist der Wald und die Wiese so bunt,
   und Vogelsang schallt über den blühenden Grund.
2. So eng ist die Stube, die Welt so weit,
   nun, Mädel und Bube, nun macht euch bereit. —
3. Der Morgen so hell strahlt über das Feld,
   nun fahren wir schnell hinein in die Welt,
   in den Wald, auf die Flur, auf die Berge.

(Ausflug wie Ferienkolonie schildern das Glück einer Ferienreise; ersteres die Aufforderung dazu, letzteres die Fahrt. Beide haben das gleiche Ziel und sind von freundlichen Führern geleitet. Erstere reisen zu Fuß, letztere im Eisenbahnwagen. Sie sehen die Herrlichkeit der Natur und hören frohen Sang und Klang. Die Herzen sind entzückt, und der Mund öffnet sich zu lautem Gesange.) P.

358. Ach, wer das doch könnte!

Von Viktor Blütgen.

I. **Einführung in Stoff und Stimmung.** Der Herbst ist gekommen. Die Felder sind abgeerntet. Der Wind weht über die Stoppeln. Da machen sich die Knaben aus einem Holzrahmen und Papier Drachen, binden sie an eine lange Schnur und lassen sie in die Lüfte steigen. Gern

flögen sie mit und beschauten von oben alles auf der Erde, was emporragt oder in den Lüften schwebt. Wir wollen hören, was ein Knabe wünscht, der eben seinen Drachen steigen läßt. Seinen Seufzer: „Ach, wer das doch könnte, nämlich in die Lüfte steigen und alles von oben beschauen, hören wir aus Viktor Blüthgens Gedichte. Hört es!

1. Gemäht sind die Felder; der Stoppelwind weht;
hoch droben in Lüften mein Drache nun steht;
die Rippen von Holze, der Leib von Papier,
zwei Ohren, ein Schwänzchen sind all seine Zier.
Und ich denk': So drauf liegen
im sonnigen Strahl —
ach, wer das doch könnte
nur ein einziges Mal!

2. Da guckt' ich dem Storch in das Sommernest dort:
„Guten Morgen, Frau Störchin! Geht die Reise bald fort?"
Ich blickt' in die Häuser zum Schornstein hinein:
„Papachen, Mamachen, wie seid ihr so klein!"
Tief unter mir säh' ich
Fluß, Hügel und Tal. —
Ach, wer das doch könnte
nur ein einziges Mal!

3. Und droben, gehoben, auf schwindelnder Bahn,
da faßt' ich die Wolken, die segelnden, an.
Ich ließ mich besuchen von Schwalben und Kräh'n
und könnte die Lerchen, die singenden, sehn.
Die Englein belauscht' ich
im himmlischen Saal. —
Ach, wer das doch könnte, —
nur ein einziges Mal!

II. **Ein Herbstbild.** Der Herbstwind weht über die Stoppelfelder. Auf einem Hügel steht ein Knabe; im Tale liegt ein Dorf. Der Knabe hält in der Hand eine lange Schnur und sieht seinem Drachen nach, der in schwindelnder Höhe in den Lüften schwebt und von der Sonne beschienen wird. Der Wind hat ihn emporgehoben und über das Dorf, über Fluß, Hügel und Tal getragen. In Gedanken ist der Knabe mitgeflogen. Er wünscht, im Sonnenglanze auf dem Drachen zu liegen, die Störchin in ihrem Nest auf hohem Dache zu begrüßen, durch die Schornsteine in die Häuser zu schauen und den Eltern Grüße zuzurufen. Die Segler der Lüfte, die Wolken, würde er anfassen, ein Heer von Schwalben, die eine Krähe umschwärmten, durchfliegen, auf die singenden Lerchen herabschauen. Ja über dem allen würde er in die himmlische Wohnung der Engel schauen und ihrem Gesange lauschen.

III. **Gedankengang.** Dreimal wiederholt sich, als Kehrreim, derselbe Wunsch: Auf dem sonnbeglänzten Drachen möchte der Knabe wie in einem Luftschiffe liegen und Umschau nach unten und nach oben halten. Er würde die Störche in ihren Nestern, die Eltern in ihrer Wohnung und die Landschaft in ihrer wechselvollen Gestalt sehen und begrüßen. In schwindelnder Höhe würde er die Wolken anfassen, Schwalben- und Krähenschwärme durchfliegen, auf die singende Lerche herab- und in die himm-

lische Wohnung der Engel hinaufschauen und den Lobliedern zur Ehre des Schöpfers unten und oben lauschen.

IV. **Verwandtes.** „Gedanken überfliegen die Wolken und den Wind." — Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußersten Meere, so würde mich doch deine Hand führen und deine Rechte mich halten (Ps. 139). — Schickt das Herze da hinein, wo ihr ewig wünscht zu sein. — In den Luftschiffen lassen sich die Wünsche des Knaben erfüllen. — P.

359. Noch einige Rätsel.

1.

Es hat zwei Sporen und reitet nicht.
Es hat eine Sichel und schneidet nicht.
Es hat einen Kamm und kämmt sich nicht.
Es sucht den Mist und schämt sich nicht.
Es badet sich und wird nicht naß.
Nun ratet einmal: Was ist das?

1. Vermittlung der Lösung. Wer hat zwei Sporen und braucht sie beim Reiten? (Der Reiter.) Wer hat einen Kamm und kämmt sich damit? (Das Mädchen.) Wer sucht den Mist, schämt sich aber, die Hände damit zu besudeln? (Der Bauer.) Wer badet sich und wird davon naß? (Der Knabe.)

Nun sucht aber Sporen, die nicht reiten, Sicheln, die nicht schneiden, Mistfreunde, die sich nicht schämen, Bäder, die nicht naß machen! (Die Sporen des Ritterspors, der Lerchen, Hähne usw.; die Sichel des Mondes, der Hagedornstacheln usw.; der Kamm eines Gebirges, der Hühner usw.; allerlei Maden als Bewohner des Mistes; Luft-, Dampf-, Staubbäder usw.) Warum passen die im Rätsel angegebenen Merkmale nicht auf Ritterspor n, Mondsichel, Gebirgskamm, Maden im Miste und Luftbad? (Es stimmt immer nur ein und das andere Merkmal. Soll aber das zu erratende Wort richtig sein, so müssen alle Merkmale darauf passen.) Welches ist nun das Ding mit zwei Sporen, einer Sichel, einem Kamme, das auf dem Miste lebt und sich trocken badet? (Sollte der „Hahn" als Lösung des Rätsels noch nicht erraten sein, so kann man hinzufügen: Denkt an ein Tier auf dem Hofe, an seine Beine, seinen Schwanz und seinen Kopf!)

2. Beweis, daß die Lösung des Rätsels richtig ist. Der Hahn hat an jedem Beine einen Knochensporn, aber ein Reiter ist er nicht. Die Federn seines Schwanzes haben die Form einer Sichel, aber schneiden kann er damit nicht. Auf dem Kopfe hat er einen roten Fleischkamm, aber kämmen kann er sich damit nicht. Sein liebster Aufenthalt auf dem Hofe ist die Miststätte, wo er Körner und Maden aus dem Miste scharrt; zu schämen braucht er sich deshalb nicht. Er badet sich gern im Staube, aber naß wird er davon nicht.)

3. Was ist das Rätsel, und wie ist es zu lösen! Das Rätsel ist eine Frage oder Aufgabe zum Erraten eines Wortes aus verhüllten Merkmalen. Diese umschreiben den zu erratenden Gegenstand, ohne ihn

zu nennen. Sie müssen so zahlreich und so bestimmt sein, daß der suchende Gedanke genug Anhalte zum Finden hat, aber sie dürfen nicht so deutlich und mannigfaltig sein, daß kein Nachdenken mehr nötig ist. Das Rätsel soll ja den Scharfsinn üben. Es enthält einen besonderen Reiz durch doppelsinnige Namen (z. B. Die Rose ist eine Blume und eine Krankheit, der Star ist ein Vogel und ein Gebrechen; man läßt ihn sprechen und auch stechen); durch mehrdeutige Grundwörter, die durch Bestimmungswörter aus einer allgemeinen in eine besondere Bedeutung rücken (z. B. Welcher Knecht dient nicht um Lohn? — Der Stiefelknecht); durch bildliche Ausdrücke (z. B. Die Schwanzfedern des Hahnes sind eine Sichel); durch Gegensätze, die sich scheinbar widersprechen (z. B. Welcher Vogel hat keine Feder? — Der Pech- oder Spaßvogel!); durch Klangverwandtschaft (z. B. Welcher Ring ist niemals rund? — Der Hering). Bei der Lösung des Rätsels sind erst die Einzelheiten zu beleuchten und wörtlich klarzustellen. Durch Fragen ist sodann der Kern aus der Einkleidung und Verhüllung wie die Nuß aus der Schale zu lösen. Es ist im einzelnen zu prüfen, welche der angegebenen Eigenschaften auf das mutmaßliche Wort passen. Geraten die Schüler dabei auf Irrwege, so muß ihnen der Lehrer durch Fragen und Hinweise fühlbar machen, daß ihre Lösung eine falsche ist. Und sie ist falsch, wenn ein einziges Merkmal auf das Rätselwort nicht paßt. Macht das Finden besondere Schwierigkeit, so muß auf die Eigenschaften des Dinges hingewiesen werden, die zuerst in die Augen springen und für das Erkennen besonders bezeichnend sind. Ist die Lösung gefunden, so ist mündlich und schriftlich der Beweis zu führen, daß alle angegebenen Merkmale bei dem erratenen Gegenstande zutreffen.

2.

Wie ich bin so eigner Art!
Ich bin eine Frau und hab 'nen Bart,
hab' weißes Haar, so jung ich bin,
in meinem Kopf ist wenig drin.
Doch auf dem Kopf ist desto mehr,
das dienet mir zu Schutz und Wehr.
Und machst du mich zur Gärtnerin,
kein Kohl bleibt in dem Garten drin.
Doch schlägst du mich, so hüte dich,
ich wehre mich und stoße dich.
Nun, Kindlein, sprich, wie heiße ich?

1. Vermittlung der Lösung. Worin besteht die eigene Art des gesuchten Dinges? (Es ist weiblich, hat aber einen Bart, ist jung, hat aber weißes Haar; im Kopfe ist wenig Klugheit, auf dem Kopfe aber eine gute Wehr und Waffe; im Garten verwüstet es den Kohl; bei Angriffen wehrt es sich durch Stoßen.) Wer hat einen Bart, wer weißes Haar, wer eine Wehr auf dem Kopfe, wer spricht dem Kohl im Garten gerne zu, und wer verteidigt sich durch Stoßen? Auf wen passen einzelne, auf wen alle Merkmale?

2. Beweise, daß die Lösung „Ziege" richtig ist!

3.

Ich weiß ein kleines, weißes Haus,
hat nichts von Fenstern, Türen, Toren,
und will sein kleiner Wirt heraus,
so muß er erst die Wand durchbohren.

1. Vermittlung der Lösung. Nenne kleine Häuser oder Wohnungen! (Taubenhaus, Hühnerhaus, Schilderhaus, Schneckenhaus usw.) Nenne solche, die den Namen Haus nicht haben, aber Wohnungen sind! (Vogelnester, Puppenhüllen der Insekten, Eier usw.) Welche Eigenschaften hat das gesuchte Haus? (Es ist klein, weiß, fenster- und türlos, der Wirt oder Bewohner eingeschlossen; muß einen Weg durch die Wand bohren, wenn er heraus will.) Nenne weiße Häuslein! (Muscheln, Schneckenhäuser, Puppen, Eier usw.) Welche sind fenster- und türlos? (Eier und Puppenhüllen.) In welchen ist ein Wirt eingeschlossen, der sich einen Ausweg durch die Seitenwände bricht? (In Eiern und Puppen.) Auf welche Wohnungen passen nun alle die genannten Merkmale? Auf Eier und etwa noch auf die Kokons des Seidenspinners. Da letztere aber gelblich sind, so paßt das Merkmal weiß nicht genau, und es bleibt nur das Ei als Rätselwort übrig.

2. Nachweis, daß die Lösung richtig ist. Das Ei der Hühner, Tauben, Eulen und anderer Vögel ist eine kleine Wohnung von weißer Farbe. Es ist rings von einer Schale umschlossen und hat weder Ein- noch Ausgang. Eingeschlossen als Hauswirt ist das Küchlein. Will es heraus, so pickt es die kalkige Schale, gleichsam die Wand seines Hauses, entzwei und kriecht heraus. — Will der im Kokon aus weißgelben Seidenfäden eingeschlossene Seidenspinner heraus, so erweicht er durch einen scharfen Saft aus dem Munde den Kokon und arbeitet sich heraus.

4.

Ein Haus, aus Blech und Glas gemacht,
das braucht man in der finstern Nacht;
am Tage hängt es an der Wand,
und abends trägt man's in der Hand.

Aufgaben: Weise nach, daß alle Merkmale auf die Laterne passen! — Vergleiche dies zweite Haus mit dem ersten!

5.

Ich weiß ein Paar, sind Mann und Weib,
die haben beide einen Leib,
sind älter als die Männer und Frauen,
die je die Sonne mochte beschauen.
Das Weib ist schwarz, der Mann ist weiß,
sie voller Schlafs, er voller Fleiß;
drum können sie sich nie vergleichen,
kommt eins, so muß das andre weichen.
Mehr helle Augen hat die Frau
als in dem Hof der stolze Pfau;
viel tausend Lichter man hier findet,
viel Fackeln werden angezündet.
Doch sieht sie minder als der Mann,
der nur ein Auge brauchen kann.

1. Vermittlung der Lösung. Nenne Paare, wo zwei verschiedene Teile ein Ganzes bilden! (Mann und Frau = Ehepaar; Leib und Seele = Mensch; Himmel und Erde = Welt usw.) Nenne den ältesten Mann und die älteste Frau! Schwarze und Weiße! Schläfrige und Fleißige! Was ist nie gleichzeitig zusammen da, sondern folgt sich? (Blitz und Donner, Schlag und Schall, Tag und Nacht usw.) Was ist vieläugig? Was einäugig? Auf welches Paar passen die angegebenen Merkmale alle? (Tag und Nacht).

2. Nachweis der Richtigkeit. Tag und Nacht bilden einen Tag. Der Tag ist männlichen, die Nacht weiblichen Geschlechts. Ehe das erste Menschenpaar geschaffen wurde, da ward schon am ersten Schöpfungstage aus Abend und Morgen der erste Tag. Die Nacht ist dunkel oder schwarz, der Tag hell erleuchtet oder weiß. Die Nacht ist die Zeit des Schlafens, der Tag die Zeit der Arbeit. Kommt der Tag mit dem Aufgange der Sonne, so verschwindet oder weicht die Nacht. Die Nacht ist erhellt und geschmückt durch Tausende von Sternen, die wie angezündete Lichter funkeln, trotzdem sieht man bei Nacht weniger gut als am Tage, wo nur die Sonne, als einziges Auge des Tages, am Himmel leuchtet.

6.

Es ist ein kleiner Soldat,
der ein giftig Spießlein hat.
Täglich zieht er mit Gesang ins Feld,
nur im Winter bleibt er in dem Zelt.
Er erobert ohne Zahl
die schönsten Schlößlein zu Berg und Tal.
Er bricht in ihre Keller ein
und trinkt aus goldenem Becherlein
immer neuen süßen Wein.
Dann füllt mit feinem Mehl er jede Hand
und baut zu Hause Kammern, Wand an Wand.
Die Kammern füllt er mit süßem Most
und sorgt im Sommer für des Winters Kost.
Und wäre jedermann so arbeitsam wie er,
so gäb's im Lande keine Bettler mehr.

Aufgabe: Weise nach, daß die Biene dieser kleine Soldat ist. Das Bienlein ist mutig und tapfer wie ein Soldat. Ihr giftig Spießlein ist der Giftstachel. Ihr Gesang ist das Summen. Täglich fliegt sie im Sommer aus in Feld und Heide. Im Winter bleibt sie im Bienenkorbe. Die eroberten Schlößlein sind die Blüten, die Keller die Honigzellen, der süße Wein der Honigsaft, die goldenen Becherlein die farbigen Blütenhüllen, das feine Mehl der Blütenstaub, die Kammern, Wand an Wand, die Wachszellen, der süße Most der Honig in den Zellen; er wird im Sommer eingetragen als Vorrat für den Winter. Die Bienen sind Muster und Vorbilder des Fleißes. Wer ihnen darin gleicht, wird keine Not haben.

7.

Kennst du die Brücke ohne Bogen
und ohne Joch, von Diamant,
die über breiter Ströme Wogen
errichtet eines Greisen Hand?
Er baut sie auf in wenig Tagen,
geräuschlos, du bemerkst es kaum;
doch kann sie schwere Lasten tragen
und hat für hundert Wagen Raum.
Doch kaum entfernt der Greis sich wieder,
so hüpft ein Knabe froh daher;
der reißt die Brücke eilig nieder;
du siehst auch ihre Spur nicht mehr. Schiller.

1. Vermittlung der Lösung. Wie gelangt man von einem Ufer des Stromes auf das andere? (Auf einer Brücke.) Woraus besteht sie? (Aus Bogen und Pfeilern oder Jochen.) Wer baut sie? (Ein Baumeister und seine Maurer.) Wie geht's beim Bauen zu? (Laut, geräuschvoll.) Woraus wird die Brücke gebaut? (Aus Steinen, Eisen und Holz.) Wie breit ist sie meistens? (Daß zwei Wagen sich ausweichen können.) Wie lange wird daran gebaut? (Monatelang.)

Ich kenne eine Brücke, die über die breitesten Ströme ohne Bogen und Pfeiler führt. Ein Greis hat sie allein in wenigen Tagen geräuschlos gebaut, und zwar aus Diamanten, d. h. hellglänzenden Edelsteinen. Sie trägt schwere Lasten, und hundert Wagen können nebeneinander darüber fahren. Ein Knabe reißt sie so rasch ab, wie sie der Greis gebaut hat. Die Baustoffe räumt er so rasch und gründlich weg, daß man nach wenigen Tagen nichts mehr von den Trümmern sieht. Welche Brücke ist das?

2. Aufgaben: Beweise, daß das Eis der Ströme diese seltsame Brücke ist! — Wer ist der Greis und wer der Knabe? — Welches sind die Diamanten? — Warum bemerkt man nach kurzem nichts mehr von den Trümmern der Brücke? —

8.

Ich kenn' ein graues Kätzchen,
das hascht nach keinem Mätzchen.
Wenn rings in holder Frühlingspracht
Schneeglöckchen blüht und Veilchen lacht,
wenn Lenz und Amsel singt im Chor,
dann kriecht das Kätzchen leis hervor,
freut sich am goldnen Sonnenlicht,
schnurrt nicht und spinnt und kratzt auch nicht,
sitzt still, als läg's im Traume
auf seinem Ast am Baume. Elisabeth Ebeling.

Aufgabe: Beweise, daß die Blüte der Birke, Salweide, des Haselstrauchs und anderer „Kätzchenträger" dies Kätzchen ist, das keine Mäuschen hascht, nicht schnurrt, spinnt und kratzt, mit den Frühlingsboten kommt, leis aus seiner Hülle kriecht und still auf den Ästen des Baumes sitzt! P.

360. Sprichwörter.

Die Sprichwörter sind oft gesprochene, im Volksmunde lebende Worte, die Regeln der Klugheit, des sittlichen Verhaltens und der Lebenserfahrung enthalten. Es sind kurze, bündige, leicht faßliche, häufig gereimte Sätze. Der Volksgeist hat sie gedichtet und der Volksmund geformt, wie die Kiesel im Bache durch das Hin- und Herwerfen gescheuert und geglättet werden. Ihre Sprache ist knapp, treffend, bilderreich, oft witzig. Wegen ihres Gedankenreichtums heißen sie auch „die Weisheit auf der Gasse". Nicht ganz wahr sagt eins: „Ein Sprichwort, ein Wahrwort"; denn nicht wenige sind unwahr, unsittlich, nichts als bestechende Trugschlüsse, wie J. P. Hebel dies treffend nachgewiesen hat an: „Einmal ist keinmal!" „Mit den Wölfen muß man heulen!"

Die Sprichwörter spiegeln den Charakter, die Sitten und Gebräuche, die Anschauungs- und Denkweise eines Volkes ab. Jedes Volk hat einen Sprichwörterschatz. Der des deutschen Volkes beträgt viele Tausende von Sprichwörtern. Wie sie einen Hauptbestandteil der volkstümlichen Sprache bilden, so sind sie auch kein geringes sprachliches und sittliches Bildungsmittel in der Schule.

Wie sie zu behandeln sind, das hat der Meister der volkstümlichen Sprache, Johann Peter Hebel, an vielen Beispielen in unübertrefflicher Weise gezeigt. Seine Erklärungen von: „Rom ist nicht in einem Tage erbaut. Es ist nicht alles Gold, was glänzt. Wenn man den Teufel an die Wand malt, so kommt er. Gott grüßt manchen, der ihm nicht dankt. Einmal ist keinmal" u. v. a. finden sich in allen guten Lesebüchern. Auch O. W. von Horn hat Treffliches in Erklärung der Sprichwörter geleistet.

Im allgemeinen empfiehlt sich für die Behandlung der folgende Gang: I. Erläuterung des schlichten Wortsinnes. II. Die tiefere geistige Bedeutung. III. Die Anwendung in Beispielen und verwandten Stoffen.

1. Hunger ist der beste Koch. I. Der Hunger ist das Verlangen nach Speise. Der Koch bereitet die Speisen künstlich zu und gibt ihnen durch Gewürze usw. Wohlgeschmack, daß sie uns besser munden. II. Der Hunger ist zu keinem Koch in die Lehre gegangen und hat bei keinem Kaufmanne Gewürz geholt, und doch schmecken uns die Speisen am besten, die er zubereitet. Seine Kunst ist das Wartenlassen und sein Gewürz die fleißige Arbeit. III. Arbeit ist das beste Schmalz. Wenn die Maus satt ist, schmeckt das Mehl bitter. Arbeit und Müh' würzt die dünnste Brüh'. — „Die Suppe" von Chr. v. Schmid. (Nr. 304.)

2. Salz und Brot macht die Wangen rot. I. Brot ist das einfachste und beste Nahrungsmittel, Salz das beste und billigste Gewürz. Die roten Wangen sind Zeichen der Gesundheit. II. Die Einfachheit und Genügsamkeit in Speise und Trank machen und erhalten gesund. III. Arme Kinder, die nur Salz und Brot haben, sehen oft gesund und blühend aus, während reiche Kinder oft durch zu fette, gewürzte Speisen und allerhand Näschereien siech und elend werden. — Der ge-

heilte Patient von Hebel: „Die Krankheiten steckten in den vollen Schüsseln und Flaschen."

3. Arbeitschweiß an den Händen hat mehr Ehre als ein goldener Ring am Finger. I. Der Schweiß an den Händen ist ein Beweis fleißiger, redlicher Arbeit, aber auch eines niedrigen Standes, der goldene Ring dagegen ein Zeichen des behaglichen Lebens und eines angesehenen Standes. II. Die verkehrte Welt ehrt und achtet häufig den reichen, geputzten Müßiggänger höher als den schlichten, fleißigen Arbeiter. In Gottes und guter Menschen Augen ehrt aber fleißige Arbeit mehr als Reichtum, Schmuck und hoher Stand. III. „Ehre jeder Hand voll Schwielen!" sagt ein Dichter. In dem Gedicht „Burg Niedeck" heißt es: „Der Bauer ist kein Spielzeug, da sei uns Gott davor! Denn wäre nicht der Bauer, so hättest du kein Brot." Wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen. — Arbeit hat bittre Wurzel, aber süße Frucht. Arbeiten bringt Brot, Faulenzen Hungersnot. Arbeitsamkeit ist das beste Lotteriespiel.

4. Des Herrn Auge macht die Pferde fett. I. Fette, wohlgenährte Pferde sind ein Beweis von Wohlstand und Ordnung auf einem Bauernhofe. Gutes Futter und gute Pflege sind dazu erforderlich. Des Herrn Auge bedeutet die sorgfältige Aufsicht in der Wirtschaft, damit alles seinen geordneten Gang gehe. II. Wenn die Herrschaft überall selbst sieht, selbst hört, selbst geht und selbst tut, dann wird Ordnung in der Wirtschaft herrschen, das Vieh und der gesamte Wohlstand gedeihen. III. Selber ist der Mann. Mit einem Herrn steht es gut, der, was er befohlen, selber tut. Sorgen und Wachen sind Herrensachen. Wie der Herr, so der Knecht. Wie die Zucht, so die Frucht. Gut braucht Hut. Worte sind Zwerge, Beispiele sind Riesen. Vorangehen spart nachsehen. — „Das Wunderkästchen" von Chr. v. Schmid. (Nr. 256.)

5. Ein ungerechter Pfennig frißt zehn gerechte. I. Ein ungerechter Pfennig ist ein kleiner, ungerechter Erwerb. Er soll den redlichen, ererbten oder erarbeiteten Besitz fressen (verzehren, wegnehmen) wie neuer Schnee den alten. II. Jeder unrechte Erwerb bringt uns um das Vertrauen bei den Menschen, um Frieden und Ruhe im Gemüt und um die Freude an redlicher Arbeit. Dabei muß es mit jedem den Krebsgang gehen. III. Die sieben mageren Kühe in Ägypten fraßen die sieben fetten. Ananias entwendete etwas von dem Gelde, das der gemeinsamen Kasse gehörte, und wurde mit dem Tode bestraft. — An Riemchen lernen Hunde Leder fressen. Unrecht Gut gedeihet nicht. Untreue schlägt ihren eigenen Herrn. Treue Hand geht durchs ganze Land. Ehrlichkeit ward nie bereut. Ehrlich währt am längsten. Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen. Einen Fund verhehlen, ist so gut wie stehlen.

6. Lügen haben kurze Beine. I. Lügen sind Unwahrheiten. Mit kurzen Beinen kann man nicht rasch laufen, kommt nicht schnell und sicher vorwärts und wird bald vom Verfolger eingeholt. II. So geht's dem Lügner, der mit Lug und Trug umgeht. Man kommt bald hinter seine Unredlichkeit, verliert das Vertrauen zu ihm und meidet ihn

im Verkehr. Schaden und Schande wird ihm nacheilen wie sein Schatten. Die Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit wird ihm stets den Rang ablaufen. III. Gehasi belog den Propheten Elisa, wurde als Lügner entlarvt und mit dem Aussatz bestraft. — Der Lügner, der bei seiner Herde die andern Hirten zur Hilfe gegen den Wolf herbeirief. — Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, und wenn er gleich die Wahrheit spricht. Wer lügt, der stiehlt. Junger Lügner, alter Dieb. Lügen und Stehlen gehen miteinander. Was beginnt mit Lügen, muß enden mit Betrügen.

7. Morgenstunde hat Gold im Munde. I. Morgenstunden sind die ersten, frühesten Stunden des Tages, die besten zur Arbeit. Gold ist ein wertvolles Metall. Mund ist hier nicht nur die Öffnung des Kopfes zum Sprechen und Essen, sondern auch der Schutz, die Bewahrung. So ist der Vormund einer, der die Sorge, den rechtlichen Schutz für eine unselbständige Person übernimmt. II. Der rechte Gebrauch der Frühstunden zu fleißiger Arbeit birgt und sichert uns reichen Gewinn. Warum? Früh ist der Körper frisch und kräftig und der Geist gesammelt. Die Sonne ermattet, der Schweiß belästigt, das Geräusch zerstreut nicht. Wer zuerst kommt, mahlt zuerst. Der Erste auf dem Platze findet und nimmt das Beste; wer später kommt, muß zufrieden sein mit dem, was übrigbleibt. Prof. Schäfer: „Die Morgenstunde ist eine gute Gottheit, die herumgeht und den, der früh aufsteht und fleißig ist, auf die besten Gedanken bringt, so daß er den größten Vorteil davon hat"; sie ist von unbezahlbarem Werte für die Arbeit (Sanders). Voß: „Du kühle Morgenstunde, wie lächelst du so hold! du trägst im Rosenmunde der Weisheit lautres Gold." III. Zwei Mädchen tragen Milch, Butter, Eier usw. zur Stadt; die eine steht früh auf, kommt in der Morgenkühle in die Stadt, wird ihre Waren rasch zu guten Preisen los, kommt bald nach Haus und kann noch viele andere Arbeiten in der Wirtschaft verrichten. Die andere ist eine Langschläferin. Wie wird's bei ihr gehen? (S. Nr. 206!) — Wer lange schläft, lebt wenig. Früh nieder und früh auf, verlängert den Lebenslauf. Zeit ist Geld. Wer zu spät kommt, hat's Nachsehen. Ein Gedicht von Kopisch mit der Überschrift „Morgenstunde hat Gold im Munde" beginnt:

Ich bin ein Geist und geh herum und heiße mit Namen Hütchen,
wer früh aufsteht und fleißig ist, bekommt von mir ein Gütchen.

8. Ein jeder ist seines Glückes Schmied. I. Der Schmied, besonders der Goldschmied, braucht in seinem Geschäfte Fleiß und Geschick. Das Glück oder Schicksal ist mit einem Gefäße verglichen. Das kann man keinem Schmied auf Bestellung geben, sondern jeder muß selbst daran arbeiten. II. Wer mit Fleiß und Geschick seine Pflicht tut, der wird sein Lebensglück dadurch erarbeiten. Vom Himmel fällt es keinem zu wie das Manna den Kindern Israel in der Wüste. III. Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen. — Unser Leben währet siebzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist's Mühe und Arbeit gewesen. — Ein unnütz Leben ist ein früher Tod. Die gebratenen Tauben fliegen einem nicht in den Mund. Es ist kein Meister vom Himmel gefallen. Selber ist der Mann.

9. Ein schlafender Fuchs fängt kein Huhn. I. Hühner sind die Lieblingsbeute des Fuchses. Will er eins erhaschen und verspeisen, so muß er früh aufstehen, lange auf der Lauer liegen, im rechten Augenblick flink zuspringen, fest und sicher zugreifen. Schläft er statt dessen, so wird er keine Beute machen und Hunger leiden müssen. II. Willst du Wertvolles gewinnen, so sei wachsam, aufmerksam, fleißig und ausdauernd! Fleiß bringt Preis. III. Die Söhne des Weinbauern gruben nach dem Schatze im Weinberge. (S. Nr. 142!) Ihre Mühe wurde durch reichlichen Ertrag belohnt. — Wer den Kern essen will, muß erst die Nuß knacken.

10. Bettelbrot — teuer Brot. I. Bettelbrot ist vor den Türen zusammengebettelt und kostet eigentlich nichts. Teuer nennt man das Brot, wenn es viel Geld kostet. II. Wer betteln geht und sich das tägliche Brot schenken läßt, statt es zu erarbeiten, der verliert nach und nach alle Lust und Kraft zur Arbeit, Ehre und guten Namen und die Hoffnung auf ein späteres Glück. Das billige Bettelbrot ist viel zu teuer mit dem Verluste des Lebensglückes bezahlt. III. Besser arm in Ehren als reich mit Schanden. Mein Kind, gib dich nicht aufs Betteln; denn es ist besser sterben denn Betteln! Fleiß bringt Brot, Faulheit Not. Wer säet, der mähet. „Morgen, morgen, nur nicht heute!" sprechen alle faulen Leute. — Der verlorne Sohn.

11. Vorsicht ist die Mutter der Weisheit. I. Die Vorsicht sieht aufmerksam vor sich, hat auf alles acht und hütet sich vor künftigen Übeln. Die Weisheit ist die höchste Einsicht, der erhabenste Verstand. Sie verdankt ihr Dasein der Vorsicht, wie das Kind sein Leben der Mutter. II. Willst du in allen Lagen des Lebens weise handeln, so lerne und übe beizeiten die Vorsicht, damit dich kein Übel überrasche. III. Hüte dich, in eine Sünde zu willigen! Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang. Vorgetan und nachbedacht hat manchen in groß Leid gebracht. Wer die Augen nicht aufmacht, muß den Beutel auftun. Vorrede spart Nachrede. — „Die drei Goldfischchen" von Campe. (S. Nr. 4!)

12. Erst wäg's, dann wag's! I. Man wägt etwas mit der Wage, um die Schwere zu finden. Man wagt etwas, wenn man ohne Bürgschaft eines glücklichen Erfolgs, auf ungewisses Hoffen hin, ein schweres Unternehmen anfängt. II. Willst du etwas beginnen, ein schwieriges Unternehmen wagen, so prüfe erst die Schwierigkeiten, deine Kraft und deine Mittel, ob du es ausführen kannst. III. Der Turmbau zu Babel wurde angefangen, aber nicht vollendet. „So jemand einen Turm bauen will," sagte der Heiland, „so sitzet er zuvor und überschlägt die Kosten, ob er's auch ausführen möge." — Erst besinn's, dann beginn's! Ausdauer führt zum Ziele.

13. Gut Wort findet guten Ort. I. Ein gutes Wort ist ein freundliches, mildes, verständiges Wort. Der gute Ort ist ein aufmerksames Ohr und ein williges Herz. II. Wenn du zu anderen freundlich, bescheiden und zur rechten Zeit mit Bitten oder Vorstellungen kommst, so werden sie dich gewiß anhören und deinen Worten folgen. III. Abrahams

Wort an Lot: „Lieber, laß nicht Zank sein zwischen meinen Hirten und deinen Hirten!" — Das Wort des verlorenen Sohnes: „Vater, ich habe gesündigt" — rührt das Herz des Vaters. — Wie du hineinrufst in den Wald, so dir es entgegenschallt. Ein Faden der Güte zieht mehr als ein Tau der Gewalt. Durch Freundlichkeit und Güte lockt man Schlangen (diese giftigen und bösen Tiere!) aus der Erde.

14. Neid macht Leid. I. Der Neid gönnt einem anderen nichts Gutes. Das Glück anderer bereitet ihm Verdruß und Qual oder Leid. II. Der Neidische straft sich selbst durch innere Pein über fremdes Glück und durch die ungestillte Begierde danach. III. Kain neidete seinen Bruder Abel, und seine Gebärden verstellten sich. Josephs Brüder beneideten ihn um den bunten Rock und die Gunst des Vaters, also, daß sie ihm kein freundlich Wort zusprechen konnten. Wo Neid wuchert, kann das Verdienst nicht aufkommen. Neid ist dem Herzen, was der Rost dem Eisen ist.

15. Neidhart kann's nicht leiden, daß die Sonne ins Wasser scheint. I. Neidhart oder Neidhammel ist ein recht neidischer, mißgünstiger Mensch. Daß die Sonne ins Wasser scheint, das ist eine sehr geringe, gemeine Gunst, da die Sonne allen Dingen Licht und Wärme spendet. II. Der Neid ärgert sich über die kleinsten und gemeinsten Gaben, die anderen zuteil werden. III. Eine von den beiden Frauen, die vor Salomo um ein Kind stritten, sagte: „Es sei weder mein noch dein, laß es teilen!" Der Dornstrauch sagte, als er den Vorübergehenden die Kleider zerriß: „Ich habe nichts davon, aber sie ärgern sich doch!" (Nr. 189.) Ein Kerkermeister tötete die Spinne, die ein Gefangener zu seiner Unterhaltung im Gefängnis gezähmt hatte. — Neid frißt nichts Schlechtes. Es sind die schlecht'sten Früchte nicht, woran die Wespen nagen.

16. Wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Talers nicht wert. I. Der Pfennig ist eine kleine, der Taler eine große Münze. Der Pfennig wird geehrt, wenn er nicht für zu schlecht und gering gehalten wird. Den Taler ist man wert, wenn man ihn verdient und richtig anzuwenden weiß. II. Etwas Großes erwerben und verdienen wir nur, wenn wir das Kleine und Geringe in acht nehmen. Alles Große setzt sich aus vielem Kleinen zusammen. Wer das Kleine nicht bewahrt und vermehrt, dem kann man auch nichts Großes anvertrauen. III. Steter Tropfen höhlt den Stein. Wer im Geringsten treu ist, der ist auch im Größten treu. „Ei, du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem treu gewesen, ich will dich über viel setzen!" Aus Pfennigen besteht der Taler, aus Tropfen das Meer, aus Körnchen der Sandsteinblock, aus Minuten unser Leben. — Viel Federn machen ein Bett. Wenig zu wenig macht viel. Das Kleine ist die Wiege des Großen. Mit vielem hält man haus, mit wenigem kommt man aus.

17. Samt und Seide auf dem Leibe löschen das Feuer in der Küche (auf dem Herde) aus. I. Samt und Seide sind kostbare Kleiderstoffe, die nur reiche Leute auf dem Leibe tragen können. Das Feuer brennt auf dem Herde in der Küche, um die Speisen zu kochen. Hat man aber nichts zu kochen, so geht es aus. II. Wer allerlei kostspieligen Putz auf den Leib hängt, der wird bald nichts mehr zu essen für

den Leib haben. An der Putzsucht ist schon mancher verarmt. III. Selbst gesponnen, selbst gemacht, das ist die rechte Bauerntracht. Wer sich ehrlich will ernähren, muß viel flicken, wenig zehren. Erst der Magen, dann der Kragen!

18. Naschen macht leere Taschen. I. Der Näscher ist lüstern nach allerlei Süßigkeiten und möchte an allem lecken, von allem genießen. In leeren Taschen ist kein Geld mehr. II. Näschereien und Leckereien kosten viel Geld und machen arm. III. Wohlgeschmack bringt Bettelsack. Mancher hat Pferd und Wagen schon durch die Gurgel gejagt. Junge Verschwender werden alte Bettler.

19. Mancher spart am Zapfen und läßt's durchs Spundloch laufen. I. Der Zapfen verschließt das enge Loch unten am Faß, aus dem man die Flüssigkeit gewöhnlich laufen läßt. Das Spundloch ist das große, runde Loch oben im Faß, durch das die Flüssigkeit meistens hineingefüllt wird. Jemand will unten nur wenig Flüssigkeit herauslassen und richtet alle Aufmerksamkeit auf den Zapfen. Dabei dreht sich das Faß und läßt die Flüssigkeit oben durch das Spundloch stromweise in den Keller laufen. II. Man soll nicht auf der falschen Stelle sparen wollen, sonst kann man leicht auf einer anderen desto größere Verluste erleiden. Sei nicht in kleinen notwendigen Dingen ein Geizhals und in großen und entbehrlichen ein Verschwender! III. Wenn eine Herrschaft das Gesinde schlecht hält und das Vieh halb verhungern läßt, während sie im Überfluß schwelgt, so tut sie sich selbst den größten Schaden. Das Gesinde hat weder Kraft noch Lust zu rechter Arbeit, und das Vieh gewährt nur kümmerlichen Nutzen. — Wer den Nagel am Hufeisen nicht achtet, verliert das Pferd. Ein fehlender Ziegel kann endlich das Haus kosten.

20. Sie streiten um ein Ei und lassen die Henne fliegen. I. Zwei haben eine Henne gefunden, die eben ein Ei gelegt hat. Jeder will das Ei haben und greift danach. Über dem Streit fliegt die viel wertvollere Henne, die ihnen noch viele Eier gelegt hätte, fort. II. Bei dem Streit um Geringes verliert man oft das Wertvolle. III. „Die Knaben und die Nuß" von Chr. v. Schmid (Nr. 88.) Bei dem kleinlichen Streit der deutschen Fürsten untereinander nahmen die Franzosen das Elsaß weg. — Ein Sperling in der Hand ist besser als eine Taube auf dem Dache.

21. Ein Habich ist besser als ein Hättich. I. Der Habich ist etwas, was ich gewiß und sicher habe; der Hättich ist nur der Wunsch: „Hätte ich doch dies oder das!" II. Ein kleiner, sicherer Besitz ist besser als ein nur gewünschter und erhoffter. III. Der habgierige Hund ließ sein Fleisch ins Wasser fallen, weil er seinem Spiegelbilde das Fleisch nehmen wollte. (Nr. 109.)

22. Mancher ging nach Wolle aus und kam geschoren selbst nach Haus. I. Wolle ist das warme, wertvolle Haarkleid der Schafe. Es wird den Schafen im Mai oder Juni abgeschoren. Manche Herdenbesitzer haben ihre Schafe auswärts in die Weide gegeben und gehen nun in der Zeit der Schafschur aus, um die Wolle zu holen. Sind sie nicht

aufmerksam und vorsichtig am fremden Orte, so können sie leicht ganz oder teilweise um die Wolle betrogen werden. Mancher Herdenbesitzer hat bei der Wollenschur ein fröhliches Gelag veranstaltet und durch Trunk und Spiel seine Wolle verloren. Mittellos und beschämt ist er nach Hause gekommen. Mancher Betrüger geht aber auch aus, um Wolle zu suchen, die ihm nicht gehört. Man kommt hinter seine Schliche und jagt ihn mit Schimpf und Schaden nach Haus. II. Willst du etwas erwerben, so tu die Augen auf. Such keinen ungerechten, mühelosen Gewinn; er könnte dir leicht teuer zu stehen kommen und dir auch das kosten, was du hast. In jedem Falle brauchst du um den Spott nicht zu sorgen, wenn du den Schaden hast. Wie mit nackten, geschornen Schafen, so wird man seine Neckerei mit dir treiben. III. Der verlorene Sohn wollte mit dem väterlichen Erbe im fremden Lande Reichtum und Ehre gewinnen, kam aber als zerlumpter Bettler heim. — Der Fischerknabe suchte einen großen Fisch zu fangen, wurde aber von diesem ins Wasser gerissen. „Das gestohlene Pferd" von Chr. v. Schmid. — Tu nichts Böses, so widerfährt dir nichts Böses. „Die drei Hunde auf der Hochzeit" von L. Bechstein.

23. *Zufriedenheit macht Wasser zu Wein.* I. *Wasser* ist ein gemeines, *Wein* ein köstliches Getränk. Die *Zufriedenheit* ist der Friede im Gemüt, das Begnügen mit Wenigem. II. Christus verwandelte auf der Hochzeit zu Kana Wasser in Wein. Die Zufriedenheit tut heute noch ein ähnliches Wunder. Wer zufrieden ist mit seinem Schicksal und mit Danksagung auch die kleinsten Gaben Gottes empfängt, dem gewährt das Geringe mehr Freude und Genuß als der Unzufriedenheit und Begehrlichkeit das Beste. III. Was frag' ich viel nach Geld und Gut, wenn ich zufrieden bin! — Es ist ein großer Gewinn, wer gottselig ist und lässet sich genügen. — Die Zufriedenheit des alten Tobias. — Fröhlich Gemüt, gesundes Geblüt. Arbeit, Mäßigkeit und Ruh' schließt dem Arzt die Türe zu.

24. *Wer sich stößt an ein Stroh, wird selten froh.* I. Ein *Strohhalm* im Wege ist ein ganz gewöhnliches und ganz geringes Hindernis, das man nicht fühlt und nicht beachtet. Manche Menschen sehen und finden aber überall solch kleine Hindernisse, meinen sich daran zu stoßen und Schmerzen zu haben und verursachen sich dadurch unablässig Ärger und Verdruß. II. Kleine Hindernisse und Kränkungen darfst du nicht sehen und nicht hoch aufnehmen, sonst wirst du nicht fertig mit Ärgern und verbitterst dir alle Freuden des Lebens. III. Manche Kinder wollen nichts von anderen leiden und haben jeden Augenblick zu klagen und sich zu beschweren. Manchen Kranken und Übellaunigen ärgert die Fliege an der Wand, die ihm doch gar kein Leid tut. — Frisch, frei, fröhlich und fromm! Lust und Liebe zum Dinge macht alle Müh' und Arbeit geringe.

25. *Rein und ganz gibt dem schlechtesten Tuche (Kleide) Glanz.* I. Der *Glanz* und Schimmer dieses Tuches ist ein Zeichen seiner Schönheit und Güte. *Rein* ist das Gegenteil von schmutzig, *ganz* das Gegenteil von zerrissen. II. Eine Kleidung aus schlechtem, billigem Stoffe,

die sauber und ganz ist, erscheint schön und wertvoll. III. Lerne Ordnung, übe sie! Ordnung spart dir Zeit und Müh'. — Besser ein Flicken als ein Loch. — Ordnung hilft haushalten. — Ordnung ist das halbe Leben. — Ordnung erhält die Welt.

26. Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. I. Die Grube ist eine Vertiefung in der Erde, die jemand gräbt und dann vielleicht zudeckt, damit ein Gegner auf seinem Gange hineinstürze und sich verletze. Oft vergißt der böswillige Täter sein Bubenstück und stürzt dann selbst in die eigene Grube. II. Wer andern Böses zufügen will, schadet sich immer selbst. Oft wird er in derselben Weise gestraft, wie er gesündigt hat. III. Daniels Feinde hatten den frommen Propheten verleumdet und in die Löwengrube gebracht. Daniel aber wurde gerettet, der Feinde Schar hingegen in die Grube geworfen. — Ein Bauer legte dem feindlichen Nachbar abends eine Egge in den Weg, vergaß aber in der Hast sein Bubenstück und stürzte in der Dunkelheit selbst in die scharfen Zinken der Egge. — Auf Rach' folgt Ach! Zur Rach' ein Schneck', zur Wohltat ein Vogel! Bosheit schlägt den eigenen Mann.

27. Ein gut Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen. I. Das Ruhekissen ist sanft und weich. Man legt den Kopf darauf, um zu schlafen. Ein gutes Gewissen ist die Ruhe des Gemütes, das Bewußtsein der Unschuld. II. Wer ein reines, ruhiges Gewissen, Unschuld und Frieden des Herzens hat, der schläft auch auf einem Steine wie Jakob sanft und ruhig, als ob er das weichste Kissen unter dem Kopfe hätte. Ein böses Gewissen verscheucht den Schlaf auch von dem weichsten Bette. III. Kain war unstet und flüchtig auf Erden, weil ihm sein böses Gewissen nirgends Ruhe ließ. Petrus schlief ruhig und sanft im Kerker die Nacht vor dem Tage, auf den seine Hinrichtung angesetzt war.

28. An vielem Lachen erkennt man den Narren. I. Der Narr ist ein possenhafter, törichter Mensch. Früher hielten die Fürsten zu ihrer Belustigung Hofnarren. Diese trugen eine Kappe mit langen Zipfeln, die mit Schellen behängt waren. Die Narren zogen alles ins Lächerliche. Sie reizten unablässig zum Lachen und lachten selbst mit. Ein ernster Narr war eine ungewöhnliche Erscheinung. Man lacht aus Lustigkeit, Gedankenlosigkeit, Gewohnheit, Gefälligkeit, zur Verspottung anderer usw. II. Öfteres gedankenloses, gewohnheitsmäßiges oder spöttisches Lachen verrät einen törichten Menschen oder Possenreißer. III. Jedem Narren gefällt seine Kappe. (Auch das Lächerliche kann uns durch Gewohnheit lieb werden.) Ein Narr kann mehr fragen, als sieben Weise sagen. Versteckt ein Narr sich auch hinter die Tür, so steckt er doch die Ohren herfür. Ein Narr macht zehn Narren. Narren wachsen unbegossen. Was Narren loben, das ist getadelt. Narren und Gecken (alberne, eingebildete Menschen) reiten auf Schecken (bunten, auffälligen Pferden, damit sie jedermann sehen und bewundern soll). Wer's allen will recht machen, bleibt ein Narr in allen Sachen. P.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Aus deutschen Lesebüchern

Dichtungen in Poesie und Prosa erläutert für Schule und Haus

Herausgegeben von

R. u. M. Dietlein, Dr. O. Frick, Dr. H. Gaudig u. Fr. Polack

In gänzlich neuer Bearbeitung erschien Band V:

Wegweiser durch die klassischen Schuldramen

Lessing (Wegweiser, 1. Abt.) 5. Aufl. von Dr. C. Credner: Philotas, Emilia Galotti, Minna von Barnhelm, Nathan der Weise. Geh. M. 2.60, geb. . . . . M. 3.60

Goethe (Wegweiser, 5. Abt.) 5. Aufl. von Dr. C. Credner: Götz von Berlichingen, Egmont, Iphigenie, Tasso. Geh. M. 3.40, geb. . . . . M. 4.40

Ohne die bewährten Vorzüge der Frickschen Bearbeitung, Gediegenheit in der Sache und zielbewußte Klarheit in der Darstellung, aufzugeben, wurde der Wegweiser einer vollständigen Neugestaltung unterzogen, der von Frick in der Regel eingeschlagene deduktive Weg mit seinen weit ausgreifenden Vorbesprechungen und Vorblicken aufgegeben. Das Hauptbestreben ist, ein möglichst anschauliches Verständnis des Werkes zu erreichen und sodann in zweiter Linie ein Erfassen des Werkes als historisches Dokument anzubahnen. Dabei steigt die Betrachtung vom einzelnen zum allgemeinen auf und faßt das einzelne in kurzen Besprechungen am Ende der einzelnen Akte sowie in einem ausführlichen Rückblick am Schlusse des ganzen Dramas zusammen. Als Abschluß wird eine möglichst knapp gehaltene literarhistorische Würdigung gebracht. So ist der zusammenfassenden Betrachtung überhaupt ein viel weiterer Raum als bisher gelassen und die Einzelerklärung auf das Notwendigste beschränkt. Kritische Werturteile über die Dichtung selbst oder Einzelheiten daraus sind möglichst vermieden. Aus praktischen Gründen wurden die beiden bisherigen Hälften der 1. Abteilung in einen besonderen Lessing- und Goetheteil getrennt.

Wegweiser, 2. Abt. von Dr. O. Frick: Schillers Dramen I: Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe, Don Carlos, Wallenstein. 4. Aufl. Geh. M. 4.—, geb. . . . . M. 5.40

Wegweiser, 3. Abt. von Dr. H. Gaudig: Schillers Dramen II: Maria Stuart, Jungfrau von Orleans, Braut von Messina, Wilhelm Tell, Demetrius. 3. Aufl. Geh. M. 5.50, geb. M. 7.—

Wegweiser, 4. Abt. von Dr. H. Gaudig: H. v. Kleist, Shakespeare, Lessing (Hamb. Dram.). 2. Aufl. Geh. M. 6.—, geb. . . . . M. 7.50

Wegweiser, 6. Abt.: Grillparzer. [U. d. Pr.]

Erläuterungen zu den deutschen Lesebüchern

(Aus deutschen Lesebüchern Band I—III)

Das Werk bleibt nicht in den Schranken eines bestimmten Lesebuches, sondern bringt nach Vergleichung von mindestens dreißig der verbreitetsten deutschen Lesebücher eine Auswahl von Dichtungen, die sich entweder als eiserner Bestand in allen oder doch in vielen Lesebüchern oder als zerstreute Perlen nur in einzelnen finden. Damit überschreitet das Werk auch die politischen Grenzen und ist in Schule und Haus zu gebrauchen, „soweit die deutsche Zunge klingt".

Band I. 426 Dichtungen für die Unterstufe. 6. Aufl. Geh. M. 4.50, geb. . . . . M. 5.80

Band II. 457 Dichtungen für die Mittelstufe. 7. Aufl. Geh. M. 5.60, geb. M. 7.—

Band III. 251 Dichtungen für die Oberstufe und die Mittelklassen höherer Schulen. Mit 2 Anhängen: I. Poetik. II. Biographien. 8. Aufl. Geh. M. 5.—, geb. M. 7.—

Als Fortsetzung in Vorber.: Klassische Prosa. — Moderne Prosa. — Lyrik des 19. Jahrhunderts.

Epische und lyrische Dichtungen

(Aus deutschen Lesebüchern Band IV)

1. Abt.: Epische Dichtungen: Nibelungenlied. — Gudrun. — Parzival. — Der arme Heinrich. — Das glückhafte Schiff von Zürich. — Messias. — Heliand. — Hermann und Dorothea. — Der 70. Geburtstag. — Reinecke Fuchs. 5. Aufl. Geh. M. 5.—, geb. . . . . M. 6.40

2. Abt.: Lyrische Dichtungen: Walter v. d. Vogelweide. — Volkslied. — Das ev. Kirchenlied. — Klopstock. — Goethe (Lyrik). — Schiller (Gedankenlyrik). — Die Sänger der Freiheitskriege. 4. Aufl. Geh. M. 5.—, geb. . . . . M. 6.40

Griechische Dichter

(Aus deutschen Lesebüchern Band VI)

1. Abt.: Die griechische Tragödie. Aischylos, Sophokles, Euripides. Bearb. v. Dr. J. Geffcken. 2. Aufl. Geh. M. 2.—, geb. M. 2.60

2. Abt.: Homer. Herausg. v. Dr. G. Finsler. Geh. M. 6.—, geb. . . . . M. 7.—

(Jeder Band und jede Abteilung des Werkes ist einzeln käuflich.)

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Deutsche Schulausgaben

herausgegeben von Schulrat Dr. H. Gaudig u. Dr. G. Frick.

1. Die deutschen Schulausgaben sollen dem Schul- wie dem Selbstunterricht dienen und bieten neben den bedeutendsten Schöpfungen der älteren Zeit insbesondere Werke der klassischen Periode und des 19. Jahrhunderts dar.

2. Die Texte werden mit philologischer Genauigkeit wiedergegeben.

3. Die Erläuterungen sollen wirkliche Schwierigkeiten, die einer unbefangenen Aufnahme der Lektüre im Wege stehen, beseitigen. Kurze Fußnoten erläutern einige Schwierigkeiten, ein Anhang bietet in tabellarischer Form das Wichtigste über das Leben und die Werke des Dichters, gegebenenfalls auch für den geschichtlichen Hintergrund der Dichtung. Ein Durchblick faßt zusammen, was an Gewinn über den Aufbau des Kunstwerkes und über die bedeutsamsten Anschauungen und Begriffe dauerndes Eigentum werden soll. Alle Erläuterungen werden so gegeben, daß sie nicht die Arbeit der Schule überflüssig machen, sondern nur das Ergebnis der gemeinsamen Durcharbeitung sind.

4. Der praktischen Verwendbarkeit dienen Zeilen- und Verszählung und Zusammenfassung der einzelnen Teile zu übersichtlichen Gruppen.

5. Die große Schrift, der deutliche Druck und das kräftige, mit breitem Rande versehene Papier entsprechen allen Anforderungen der modernen Schulhygiene. Besonderer Wert ist auf eine einfache und dauerhafte, dabei geschmackvolle, ästhetisch befriedigende Ausstattung gelegt.

6. Der Preis ist außerordentlich niedrig bemessen, so daß auch in dieser Hinsicht die Anschaffung soviel als möglich erleichtert ist.

Für die Hand des Lehrers liegt der Stoff der in den Schulausgaben gebotenen, für den Schüler berechneten Erläuterungen in ausführlicher, für den Unterricht bearbeiteter Form in dem bekannten Werke „Aus deutschen Lesebüchern" vor, das gleichzeitig mit den Schulausgaben weiter ausgebaut wird.

Bisher sind folgende Bändchen erschienen:

	Kart.	Geb.
Goethe, Dichtung u. Wahrheit	M. 1.20,	1.50
Goethe, Egmont	M. —.60,	—.80
Goethe, Gedichte in Auswahl	M. —.50,	—.75
Goethe, Götz von Berlichingen	M. —.50,	—.75
Goethe, Hermann u. Dorothea	M. —.35,	—.60
Goethe, Iphigenie auf Tauris	M. —.50,	—.70
Goethe, Torquato Tasso	M. —.60,	—.80
Goethe, Werther (in Vorbereitung).		
Grillparzer, König Ottokars Glück und Ende	M. —.60,	—.80
Homer, Ilias	M. —.80,	1.—
Homer, Odyssee	M. —.60,	—.80
Kleist, Prinz von Homburg	M. —.80,	1.—
Lessing, Emilia Galotti	M. —.40,	—.65
Lessing, Minna v. Barnhelm	M. —.35,	—.60
Lessing, Philotas u. Kriegspoesie	M. —.40,	—.65
Schiller, Don Karlos	M. 1.20,	1.50
Schiller, Kabale und Liebe	M. —.70,	—.90
Schiller, Die Räuber	M. —.60,	—.80
Schiller, Wilhelm Tell	M. —.40,	—.65
Schiller, Wallenstein, I und II	M. —.80,	1.20
Schiller, Wallenstein, I. Teil: Lager und Piccolomini	M. —.40,	—.65
—— II. Teil: Wallensteins Tod	M. —.40,	—.65
Schmidt, Lieder der Deutschen	M. —.75,	1.—
Sophokles, Antigone	M. —.35,	—.60
Wolfram von Eschenbach, Parzival	M. 1.—,	1.25
Walther von der Vogelweide (in Vorbereitung).		

Aus den Urteilen:

„... diese neue Schulausgabe gehört in der Tat zu den wenigen glücklichen Ausnahmen. Hier braucht sich der unglückliche Schüler nicht durch eine Überfülle von Erläuterungen hindurchzuarbeiten, wodurch es mit der Liebe und dem Interesse für das Kunstwerk freilich zu Ende wäre. Diese Ausgaben erfüllen zum guten Teil die Wünsche, die ich in meinem ersten Berichte ausgesprochen habe. Sie sehen ganz ab von weitschichtigen, literarhistorischen Einführungen, außer zuweilen in tabellarischer Form über des Dichters Leben und Wert und den geschichtlichen Hintergrund. Die eigentlichen Erläuterungen geben in äußerst knappen Fußnoten das Allernotwendigste zum Verständnis des Gelesenen, so daß die gemeinsame Arbeit im Unterricht nicht überflüssig gemacht wird. Die gesamte äußere Ausstattung ist einfach mustergültig. Vers- und Zeilenzählung ist überall durchgeführt, Schrift, Druck, Papier und Einband erfüllen alle Anforderungen, die man in hygienischer und ästhetischer Beziehung an ein Schulbuch zu stellen verpflichtet ist. Der neuen Schulausgabe ist die weiteste Verbreitung zu wünschen, zumal auch der Preis ein äußerst niedriger ist."
(Monatsschrift für höhere Schulen.)

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Der Kunstschatz des Lesebuches

Alfred Biese urteilt in der Deutschen Literaturzeitung:

„Diese Bücher ruhen auf sehr gesunder pädagogischer und psychologischer Grundlage. Sie betonen mit Recht, daß die Zeiten vorüber seien, in denen man den Kunstgehalt eines Gedichtes und Prosastückes durch einige Sach- und Worterklärungen, sowie durch Überlieferung der wissenschaftlichen Terminologie für Poetik und Metrik zu erschließen hoffte; vielmehr muß jedes literarische Kunstwerk als Ganzes aufgefaßt, als ein Stück verdichteter Welt- und Lebensauffassung empfunden werden. Was die Verf. erstreben und in hohem Maße erreichen, ist die Kunst, den künstlerischen Goldschatz aus der Tiefe der Gedichte zu heben und für die Jugend auszuprägen. ‚Die Erläuterungen' bieten zumeist ganz vortreffliche Richtweisungen und sind von dichterischem Geiste durchweht. Nicht ein Schema nach irgendwelchen Formalstufen herrscht hier einengend und lähmend, sondern jedes einzelne Gedicht wird als lebendiges Kunstwerk, das seine eigene Übermittelungsform erheischt, betrachtet und behandelt. Diese beiden Werke gehören unzweifelhaft zu dem Gediegensten und Reifsten, das wir auf diesem Gebiete besitzen."

Zunächst sind erschienen:

Die lyrische Dichtung

Von Oberlehrer **Wilhelm Peper** in Altona.

[VI u. 203 S.] gr. 8. 1909. Geh. M. 3.40, in Leinwand geb. M. 4.—

„. . . Hier werden Ziele gesteckt und Wege gewiesen, Augen und vor allem Herzen geöffnet, und es bleibt der Persönlichkeit des Lehrers überlassen, die hier aufgedeckten Schätze zu der kleinen Münze von Unterrichtseinheiten auszuprägen. Es will viel sagen, daß uns hier gezeigt wird, wie man der Eigenart poetischer Gebilde gerecht werden kann. Wenn Peper den Stimmungsgehalt eines lyrischen Gedichtes vor uns entfaltet oder Weber mit wenigen kühnen Strichen die Charakterzeichnung eines Poeten hinwirft, so gilt es, unsere Empfänglichkeit zu steigern und unser Gefühl zu verfeinern und zu vertiefen. Unserer Praxis aber wird unmittelbar gedient durch Musterbehandlungen wie die von Gülls ‚Pelzemärtl' oder Rückerts ‚Büblein, das überall mitgenommen hat sein wollen'. Da wird in der Tat das Gedicht zum eignen Erlebnis des Kindes. Und darauf kommt's doch an." (Preußische Schulzeitung.)

Die epische Dichtung

Von Dr. **Ernst Weber** in München.

[VIII u. 266 S.] gr. 8. 1909. Geh. M. 3.40, in Leinwand geb. M. 4.—

„. . . Wer Ernst Weber kennt, wer da weiß, wie in diesem fleißigen und hochbegabten Manne sich der schaffende Künstler und der feinfühlige Pädagog und Kinderkenner die Hand reichen, der erwartet von vornherein, in dem Buche etwas Gutes zu finden. Und diese Erwartung wird nicht getäuscht: Auf jeder Seite bewährt sich der geborene Kunstinterpret, der Kenner und Liebhaber unserer vaterländischen Literatur, der praktische Schulmann. Als Krone des Buches möchte ich den Abschnitt: ‚Epische Dichtercharaktere' bezeichnen. Die Art, wie der Verfasser die Dichterpersönlichkeit eines Goethe und Schiller, eines Uhland und Mörike, eines Hebbel und Keller usw. uns vor Augen malt, hat positiven künstlerischen Wert und liest sich mit hohem Genuß." (Allgemeine Deutsche Lehrerzeitung.)

Ausführlichen Prospekt

mit Programm der Sammlung und Probeausschnitten aus den ersten beiden Bänden versendet der Verlag umsonst und postfrei an jeden Interessenten.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Aus deutscher Wissenschaft und Kunst

Jeder Band gebunden M. 1.20.

Zur Geschichte der deutschen Literatur. Proben literarhistorischer Darstellung für Schule und Haus, ausgewählt und erläutert von Dr. R. Wessely. Enthält Aufsätze aus den Schriften von Bellermann, Bielschowsky, Brahm, Gervinus, Hettner, Mayne, Schmidt, Scherer, v. Treitschke, Uhland, Vogt.

Zur Geschichte. Proben von Darstellungen aus der deutschen Geschichte für Schule und Haus, ausgewählt und erläutert von Dr. W. Scheel. Enthält Aufsätze von v. Below, Brunner, Droysen, Freytag, Friedrich, v. Giesebrecht, v. Kugler, Lamprecht, Marcks, v. Moltke, Mommsen, v. Ranke, Schäfer, Schiller, v. Treitschke.

Zur Kunst. Ausgewählte Stücke moderner Prosa zur Kunstbetrachtung und zum Kunstgenuß, herausgegeben von Dr. M. Spanier. Mit Bilderanhang. Enthält Aufsätze von Avenarius, Bayersdorfer, Borrmann, Brinckmann, Bürkner, Floerke, Furtwängler, Gurlitt, Hirth, Justi, Lichtwark, Schultze-Naumburg, v. Seidlitz, Springer, Thoma, Urlichs, Wölfflin.

Zur Erdkunde. Proben erdkundlicher Darstellung für Schule und Haus, ausgewählt und erläutert von Dr. F. Lampe. Enthält Aufsätze von Barth, v. Drygalski, A. v. Humboldt, Kirchhoff, Partsch, Peschel, Ratzel, v. Richthofen, Ritter, v. d. Steinen.

Zur Religion. Ausgewählte Stücke aus der religiösen Literatur von Luther an bis zur Gegenwart, für Schule und Haus herausgegeben von Johannes Paust. Enthält Aufsätze von Bousset, Chamberlain, Naumann, Frenssen, Harnack, Sohm, Eucken, Funcke, Salomon, Dryander, Rittelmeyer, Rade, Förster, Conrad, Seeberg.

Zur Geschichte des Christentums. Proben kirchengeschichtlicher Darstellungen für Schule und Haus, herausgegeben von Johannes Paust. Enthält Aufsätze von Sohm, v. Soden, Jülicher, Harnack, Hauck, v. Hase, Pfleiderer, Eucken, v. Bezold, v. Ranke, Kaufmann, v. Schubert, Möller, Berger, Hausrath, Trötsch, Müller, Stephan, Sell, Warneck, Uhlhorn, Pfannmüller.

Deutsche Dichter des XIX. Jahrhunderts

Ästhetische Erläuterungen für Schule und Haus.

Herausgegeben von Stadtschulrat Professor Dr. **Otto Lyon.**

Es erschienen bisher folgende Hefte zum Preise von je M. —.50:

Heft 1: **Reuter**, Ut mine Stromtid, von Professor Dr. P. Vogel.
Heft 2: **Ludwig**, Makkabäer, von Dr. R. Petsch.
Heft 3: **Sudermann**, Frau Sorge, von Professor Dr. G. Boetticher.
Heft 4: **Storm**, Immensee und Ein grünes Blatt, von Dr. O. Ladendorf.
Heft 5: **Riehl**, Novellen: Der Fluch der Schönheit, Am Quell der Genesung, Die Gerechtigkeit Gottes, von Dr. Th. Matthias.
Heft 6: **Frenssen**, Der Dichter des Jörn Uhl, von K. Kinzel.
Heft 7: **Kleist**, Prinz Friedrich von Homburg, von Dr. R. Petsch.
Heft 8: **Keller**, Martin Salander, v. Dr. R. Fürst.
Heft 9: **Weber**, Dreizehnlinden, von Direktor Dr. E. Wasserzieher.
Heft 10: **Wagner**, Die Meistersinger, von Dr. R. Petsch.
Heft 11: **Meyer**, Jürg Jenatsch, von Professor Dr. J. Sahr.
Heft 12: **Grillparzer**, Ahnfrau, von Geh. Reg.-Rat Dr. A. Matthias.
Heft 13: **Avenarius** als Dichter, von Dr. G. Heine.
Heft 14: **Sudermann**, Heimat, von Professor Dr. G. Boetticher.
Heft 15: **Heyse**, Kolberg, von Professor Dr. H. Gloël.
Heft 16: **Grillparzer**, Libussa, von Professor Dr. R. M. Meyer.
Heft 17: **Storm**, Pole Poppenspäler, Ein stiller Musikant, von Dr. O. Ladendorf.
Heft 18: **Meyer**, Der Heilige, von Dr. K. Credner
Heft 19: **Raabe**, Alte Nester, von Professor P. Gerber.
Heft 20: **Stifter**, Studien, von Dr. R. Fürst.

Aus Natur und Geisteswelt

Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens.

Jeder Band geh. M. 1.—, in Leinwand geb. M. 1.25. Erschienen sind bisher ca. 380 Bände, u. a.:

Das Theater: Dr. Chr. Gaehde. (Bd. 230.)
Das Drama: Dr. B. Busse. 2 Bde. (Bd. 287/88.)
Geschichte der deutschen Lyrik seit Claudius: Dr. H. Spiero. (Bd. 254.)
Das deutsche Drama des neunzehnt. Jahrh.: Prof. Dr. G. Witkowski. 3. Aufl. (Bd. 51.)
Deutsche Romantik: Prof. Dr. O. F. Walzel. 2. Aufl. (Bd. 232.)
Rousseau: Prof. Dr. P. Hensel. 2. Aufl. (Bd. 180.)
Schiller: Dr. Th. Ziegler. 2. Aufl. (Bd. 74.)
Friedrich Hebbel: Dr. A. Schapire-Neurath. (Bd. 238.)
Gerhart Hauptmann: Prof. Dr. E. Sulger-Gebing. (Bd. 283.)
Henrik Ibsen, Björnstjerne Björnson und ihre Zeitgenossen: Prof. Dr. B. Kahle. (Bd. 193.)
Shakespeare und seine Zeit: Prof. Dr. E. Sieper. (Bd. 185.)

Ausführliches Verzeichnis auf Wunsch umsonst und postfrei vom Verlag

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Die neuere deutsche Lyrik. Von Professor Dr. Philipp Witkop.
Band I: Von Friedrich von Spee bis Hölderlin. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.—.
Band II: Bis zur Gegenwart. [In Vorbereitung.]

„... Meisterhaft versteht es der Verfasser, Leben und Dichtung eng miteinander zu verknüpfen und so aufs lebhafteste für seinen Gegenstand zu interessieren. Ebenso anziehend ist seine Schilderung kultureller Verhältnisse, deren Geistesinhalt in den Werken eines Dichters zum Ausdruck gelangt.... Für jeden Freund des in Rede stehenden Stoffes bietet das Buch reiche Anregung: es empfiehlt sich auch besonders für den Lehrer, weil es wissenschaftlich fest begründet und geschmackvoll geschrieben ist." (Südwestdeutsche Schulblätter.)

Das Erlebnis und die Dichtung. Lessing, Goethe, Novalis, Hölderlin. Vier Aufsätze von Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Wilhelm Dilthey. 3. Auflage. Geh. M. 5.20, geb. . . . . M. 6.20

„... Dieses tiefe und schöne Buch gewährt einen starken Reiz, Diltheys feinfühlig wägende und leitende Hand das künstlerische Fazit so außergewöhnlicher Phänomene im unmittelbaren Anschluß an die knappe, großlinige Darstellung ihres Wesens und Lebens ziehen zu sehen. Hier, das fühlt man auf Schritt und Tritt, liegt auch wahrhaft inneres Erlebnis eines Mannes zugrunde, dessen eigene Geistesbeschaffenheit ihn zum nachschöpferischen Eindringen in die Welt unserer Dichter und Denker geradezu bestimmen mußte...." (Das literarische Echo.)

Das Prometheussymbol von Shaftesbury bis Goethe. Von Professor Dr. O. Walzel. Geh. . . . . M. 2.—

Gott, Gemüt und Welt. Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion und zu religiös-kirchlichen Fragen. Von Geh. Rat D. Dr. Theodor Vogel. 4. Auflage. Geb. . . . . M. 4.—

„... Ein schönes Erbauungsbuch; wer immer, Christ oder Nichtchrist, sich mit Andacht in diese tiefe Gedankenwelt versenkt, fühlt aufs lebhafteste seine Existenz um eine Unendlichkeit erweitert." (Neue Jahrbücher.)

Goethe und die deutsche Sprache. Gekrönte Preisschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins von Oberlehrer Dr. Georg Rausch. Geb. M. 3.60

„... Wer tiefer in die Geisteswelt Goethes eindringen will, wer neben der stofflichen auch die formale Schönheit seines Wirkens voll erfassen will, der kann einen so ausgezeichneten Führer kaum entbehren, wie ihn Rausch in seiner Schrift darbietet." (Dresdner Journal.)

Goethes Faust. Eine Analyse der Dichtung. Von Professor Dr. Wilhelm Büchner. Geh. M. 2.—, geb. . . . . M. 2.80

Das Buch bietet als Ergebnis sein empfundener Interpretation des einzelnen, die überall in Fühlung mit der Welt- und Lebensanschauung des Dichters bleibt, die intimere Kenntnis seiner Denkweise zu nutzen weiß und die Faustpapiere des Dichters verwertet, eine systematische Darstellung des Ideengehalts der Dichtung.

Schiller im Urteil Goethes. Die Zeugnisse Goethes in Wort und Schrift gesammelt und ergänzt durch die Zeugnisse Mitlebender. Von Professor Dr. Paul Uhle. Geb. . . . . M. 2.40

„... Durch die sorgfältige Auswahl und wohldurchdachte Anordnung der Äußerungen Goethes über Schiller, die durch zeitgenössische Erkundigungen ergänzt werden, ist es dem Verfasser gelungen, in seinem Sammelwerk ein Gesamtbild zu geben, das über die sittliche, literaturgeschichtliche und allgemein menschliche Bedeutung von Goethes Verhältnis zu Schiller umfassenden Aufschluß gibt, zugleich aber Licht und Wärme spendend auf den Beurteiler selbst zurückstrahlt."
(Zeitschrift für den deutschen Unterricht.)

Gottfried Keller. Von Professor Dr. Albert Köster. Sieben Vorlesungen. 2. Auflage. Mit einer Reproduktion der Radierung Gottfried Kellers von Stauffer-Bern in Heliogravüre. Geb. . . . . M. 3.20

„... Es gibt in so knapper Form kaum Treffenderes, als was hier über Kellers Charakter und Eigenart wie über seine einzelnen Werke gesagt ist. Insbesondere, was Köster über die Entstehung und die Komposition des ‚Grünen Heinrich' ausführt, ist ein wahres Meisterstück einer ästhetisch-kritischen Würdigung eines poetischen Werkes." (Zürcher Zeitung.)

Dantes Göttliche Komödie in deutschen Stanzen frei bearb. v. P. Pochhammer. 2. Aufl. Mit einem Dante-Bild nach Giotto von E. Burnand, Buchschmuck v. H. Vogeler-Worpswede, 10 Skizzen u. einem Kommentar. In Original-Leinenband nach einem Entwurf v. H. Vogeler-Worpswede geb. M. 8.—. **Kleine Ausgabe** mit 4 Federzeichnungen u. Buchschmuck v. F. Staffen. Geb. M. 8.—

„Pochhammer hat das Verdienst, das Interesse für des großen Italieners unvergängliches Werk bei den Gebildeten unseres Volkes neu belebt zu haben. Er hat das erreicht vor allem auch durch eine ganz persönliche Note, die aus jeder Seite einem entgegenklingt, und die von eigenstem Erleben spricht. So dürfen wir uns des schönen Werkes in jeder Beziehung freuen, das sein reichlich Teil dazu beiträgt, daß die Beschäftigung mit Dante nicht bloß eine wissenschaftliche Arbeit, sondern vor allem ein Kunstgenuß ist." (Deutsche Literaturzeitung.)

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Deutsches Lesebuch in Lautschrift. (Zugleich in der amtlichen Schreibung.) Als Hilfsbuch zur Erwerbung einer mustergültigen Aussprache. Herausgegeben von Professor Wilhelm Viëtor. I. Teil: Fibel und erstes Lesebuch. 4., durchgesehene und vermehrte Auflage. II. Teil: Zweites Lesebuch. 2. Auflage. In Leinwand geb. je . . . . . M. 3.—

Das Lesebuch wird vor allem dem Lehrer im In- und Auslande dienen können, sich eine mustergültige Aussprache zu erwerben, deren Vorbild ja in der Bühnensprache gegeben ist. Doch wird namentlich auch im Auslande die Sammlung bereits mit bestem Erfolg dem deutschen Unterricht zugrunde gelegt. Die Lautschrift ist diejenige der Association Phonétique Internationale.

Kleines Lesebuch in Lautschrift. (Zugleich in der amtlichen Schreibung.) Herausgegeben von Professor Wilhelm Viëtor. Kart. . . . . M. —.80

Das vorliegende „Kleine Lesebuch in Lautschrift" ist ein Auszug aus desselben Verfassers bekanntem „Lesebuch in Lautschrift", von dessen Inhalt es die „Fibel" und zehn Lesestücke, sechs poetische und vier prosaische wiedergibt.

Wort und Sinn. Begriffswandlung in der deutschen Sprache. Von Oberlehrer Dr. Fr. Söhns . . . . . Geb. M. 2.—

Das Buch behandelt in anziehender, allgemein verständlicher Weise die Geschichte einer Reihe besonders interessanter, allgemein bekannter und gebrauchter Worte der deutschen Sprache und entrollt damit zugleich ein gutes Stück deutscher Kulturgeschichte.

Schriften von Professor Dr. Oskar Weise

„. . . Ich kenne kein Buch, das in so geschickter Weise dem Bedürfnis nach rechtem Verständnis und feinsinniger Würdigung unseres edelsten Gutes entgegenkäme und so geeignet wäre, jedem, wer es auch sei, herzliche Lust an diesem Gute und warme Liebe zu ihm zu erwecken."
(Urteil über „Ästhetik der deutschen Sprache" in der Zeitschrift f. d. deutschen Unterricht.)

Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen. 8., verbesserte Auflage. Geb. . . . . M. 2.80

Unsere Mundarten, ihr Werden und ihr Wesen. Geb. M. 3.—

Ästhetik der deutschen Sprache. 3., verb. Aufl. In Leinw. geb. M. 3.—

Deutsche Sprach- und Stillehre. Eine Anleitung zum richtigen Verständnis und Gebrauch unserer Muttersprache. 3., verb. Aufl. In Leinw. geb. M. 2.20

Musterbeispiele zur deutschen Stillehre. Ein Handbüchlein für Schüler. 4. Auflage. Geh. . . . . M. —.30

Musterstücke deutscher Prosa zur Stilbildung und zur Belehrung. 4., vermehrte Auflage. In Leinwand geb. . . . . M. 1.80

Wie denkt das Volk über die Sprache? Von Prof. Dr. Friedrich Polle. 3., verb. Aufl. von Prof. Dr. Oskar Weise. In Leinw. geb. M. 1.80.

Schriften von Professor Dr. Oskar Dähnhardt

„Deutsche Märchen! Welch holder Zauberklang tönt aus diesem Worte! Wie durch den Schlag der Wünschelrute ist eine ganze herrliche Wunderwelt vor unserer Seele aufgebaut. In diese Welt hinein führt Dähnhardts neueste Sammlung wie wenige sonst. Sie enthält nur solche Märchen, die bisher so gut wie unbekannt waren, eine rechte Ergänzung und Fortsetzung der Grimmschen Märchen. Dazu ist das Buch mit vielen herrlichen Zeichnungen und bunten Bildern ausgestattet, eins immer schöner wie das andere. Der Künstler Erich Kuithan hat die Bilder aus dem Geiste heraus geschaffen, der uns die Illustrationen Ludwig Richters so lieb macht; es ist echte Märchenstimmung, die in seinen Bildern lebt." (Hessische Schulblätter.)

Deutsches Märchenbuch. Mit vielen Abbildungen von E. Kuithan. 2 Bände. 2. Aufl. Geb. je M. 2.20, zusammen in einem Leinenbd. geb. M. 4.40

„Es ist dazu angetan, Liebe und Verständnis für unsere herrliche, so alte und doch ewig junge Märchenwelt zu wecken und zu pflegen. . . ." (Zeitschrift f. d. deutschen Unterricht.)

Heimatklänge aus deutschen Gauen. Mit Buchschmuck von Robert Engels. In künstlerischem Umschlag geh. je M. 2.—, in Leinw. geb. je M. 2.60
I. Aus Marsch u. Heide. Niederdtsch. Gedichte u. Erzähl. 2. Aufl. II. Aus Rebenflur u. Waldesgrund. Mitteldtsch. Gedichte u. Erzähl. III. Aus Hochland u. Schneegebirge. Oberdtsch. Gedichte u. Erzähl.

Schwänke aus aller Welt. Mit 52 Abbildungen nach Zeichnungen von Alois Kolb. In farbigem Einband . . . . . M. 3.—

Naturgeschichtliche Volksmärchen. 3., verbesserte Auflage. Mit Bildern von O. Schwindrazheim. 2 Bände. Geb. je . . . . . M. 2.40

Zum Aufsatz-Unterricht

erschien im Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Cholevius-Weise, Dispositionen zu deutschen Aufsätzen. 4 Hefte. 12., völlig umgearbeitete Aufl. Kart. I: M. 1.40, II: M. 1.—, III: M. 1.60, IV: M. 1.—

In der 12. Auflage ist den Bedürfnissen der Gegenwart durch zahlreiche neue Aufgaben Rechnung getragen worden. Sachlich Zusammengehöriges befindet sich jetzt nebeneinander; so stehen in Bändchen I die geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Aufgaben, in II die aus der Erdkunde und Naturlehre, in III die aus dem religiösen, sittlichen und ästhetischen Gebiete, in IV die Sentenzen und Sprichwörter.

—— praktische Anleitung z. Anfertigen deutscher Aufsätze. 8., umgearb. Aufl. Geb. M. 1.60.

Kutzner-Lyon, praktische Anleitung zur Vermeidung der hauptsächlichsten Fehler in Anlage und Ausführung deutsch. Aufsätze. 4. Aufl. Kart. M. 1.—

„Für Schüler höherer Lehranstalten und solche, die sich durch Selbststudium im rechten Gebrauch der Muttersprache üben wollen, ein sicherer Wegweiser."

(Allg. Deutsche Lehrerzeitung.)

Naumann, theoretisch-praktische Anleitung zur Besprechung und Abfassung deutscher Aufsätze. 8. Auflage. Geb. M. 4.80. In 3 Abt.: M. 1.60, 1.60, 2.20.

„...Was ich früher zum Lobe des Buches gesagt habe, brauche ich um so weniger zu wiederholen, als für die Brauchbarkeit des Werkes am besten seine stets wachsende Verbreitung spricht. Das Buch wird sicher auf Jahrzehnte hinaus noch seinen Wert nicht verlieren." (Zeitschrift f. d. dtsch. Unterricht.)

„...ein selten schönes Buch, dem jeder Lehrer gesittige Samenkörner zu mannigfacher Verwertung entnehmen kann."

(Lehrerztg. für Thür. u. Mitteldeutschl.)

Reiff, praktische Kunsterziehung. Neue Bahnen im Aufsatzunterricht. 160 Schüleraufsätze, von den Schülern selbst ausgearbeitet, nebst einer methodischen Abhandlung über den Aufsatzunterricht. 3. Auflage. Geb. M. 2.—

„Es lesen sich diese echt kindlichen Geständnisse entzückend, zum Teil rührend, zum Teil heiter, immer aber sind sie ein freier und überraschend bezeichnender Ausdruck für die Altersstufe und das Naturell des Schreibers. Keine der unsprechbaren Satzverrenkungen und Satzketten, die sonst deutschen Hausaufgaben das charakteristische ‚poetische' Gepräge geben! In dem Lehrer Reiff bewundern wir zugleich den Menschen, der die Kinder zu so offener Aussprache ihres Fühlens anleiten konnte. Welche Fülle steckt in der gesunden Armut an schablonenhafter Ausdrucksfertigkeit! Möchte das Buch doch durch recht viele Lehrerhände gehen, und möchte doch auch manche Mutter darnach greifen." (Pädagog. Rundschau.)

Schmieder, der Aufsatzunterricht auf psychologischer Grundlage. 2. Auflage. Kart. M. 1.40.

„...In die Darstellung eingeflochtene Beispiele dienen zur Veranschaulichung, und zahlreiche Schüleraufsätze zeigen den Erfolg des Verfahrens. Auch wer nicht in allen einzelnen Punkten den Ansichten des Verfassers beistimmt, wird doch zugeben müssen, daß seine Arbeit tief durchdacht ist, und daß der hier eingeschlagene Weg nicht falsch sein kann, da er durchweg psychologisch begründet ist. Zum mechanischen Nachmachen freilich ist dieses Verfahren weder bestimmt noch geeignet; wer sich aber mit dem Inhalt der Schrift vertraut gemacht hat, wird sicherlich zu mancher Verbesserung seines Aufsatzunterrichts angeregt werden, und darum kann das Büchlein als ein wertvoller Beitrag zur Methodik des Aufsatzunterrichts jedem Lehrer empfohlen werden."

(Pädagogische Blätter f. Lehrerbildung.)

Steger-Christoph, Aufsatzunterricht und Kindersprache. Bausteine zu einer exakten Methodik des Aufsatzunterrichts. Geh. M. 2.80, geb. M. 3.20.

„...Alle die alten und neuen Methoden werden vorgenommen und nach den durch das Vorausgegangene gewonnenen Grundsätzen geprüft und beurteilt und dann schließlich festgestellt, wie weit und in welcher Form und auf welcher Stufe der kindlichen Entwicklung sie heute Anwendung finden können und sollen. Freilich wird nicht jeder Leser mit den vielen Vorschlägen, mit dem ganzen inhaltsreichen Programm der Verfasser einverstanden sein; aber das streben sie auch nicht an: sie legen ihre Kritik und ihre Meinung nur zu dem Zwecke vor, daß der lesende Schulmann aus dem Buche schöpfe und das verwende, was seiner eigenen und seiner Schüler Art angemessen ist. Das ganze Buch hat es nicht nötig, sich wie so mancher Reformer protzenhaft in die Brust zu werfen und sich anzupreisen, denn es ist ein Stück umsichtiger, tüchtiger Lehrerarbeit. Niemand, der mit Ernst den Aufsatzunterricht zu fördern beflissen ist, wird dem Buche die Anerkennung verweigern."

(Monatshefte f. Pädag. u. Schulpolitik.)

Ullrich, deutsche Musteraufsätze. 3., verbesserte Auflage. Geb. M. 2.80.

„Dieses Buch kam mir zu, als ich gerade Werke für den Stilunterricht in der Bürgerschule studierte. Und ich las und las, bis ich den letzten Aufsatz durchgesehen. In der Tat, ein treffliches Buch, das eine Sammlung von wirklichen Musteraufsätzen enthält..."

(Freie Schulzeitung.)

Weise, Musterbeispiele zur deutschen Stillehre. Ein Handbüchlein für Schüler. 2., verbesserte Auflage. Geh. M. —.30.

——, Musterstücke deutscher Prosa zur Stilbildung und zur Belehrung. 2., vermehrte Auflage. Geb. M. 1.60.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Zeitschrift für den deutschen Unterricht

Begründet unter Mitwirkung von Rudolf Hildebrand

Herausgeber: Professor Dr. **Otto Lyon**

Schriftleiter: Dr. **Walther Hofstaetter**

26. Jahrgang 1912. Jährlich 12 Monatshefte zu je 4–5 Druckbog.

gr. 8. Preis für den Jahrgang M. 12.—

Die Zeitschrift ist von Anfang an bemüht gewesen, für einen gesunden Ausbau des deutschen Unterrichts zu wirken und im Geiste Rudolf Hildebrands ein lebensvolles Erfassen des deutschen Sprach- und Geisteslebens zu fördern. Sie wird auch weiterhin ihr Hauptziel darin erblicken, der Verständigung über die dem deutschen Unterricht gestellten Probleme, deren Lösung eine dringliche Aufgabe der nächsten Zeit ist (zeitgemäße Weiterentwickelung des deutschen Sprachunterrichts, Neugestaltung des Literaturunterrichts durch eingehendere Berücksichtigung der neueren Dichtung, Kampf gegen die Schundliteratur und für eine gute Jugendlektüre, Problem des Arbeitsunterrichts sowie Reform des Aufsatzunterrichts), zu dienen. Sie wendet sich darum an die Deutschlehrer aller Schulgattungen als ihre Leser und Mitarbeiter. Um ihnen den Überblick über die stets anwachsende wissenschaftliche und pädagogisch-didaktische Literatur zu erleichtern, sind seit 1911 regelmäßige Literaturberichte eingeführt, in denen bewährte Fachmänner kurze Jahresübersichten über alles Bemerkenswerte geben. Endlich wendet sich die Zeitschrift auch an die Lehrer der Hochschulen, von deren reger Mitarbeit sie eine innigere, so dringend notwendige Verbindung der Schule mit der wissenschaftlichen Arbeit erhofft. So will die Zeitschrift auch in Zukunft alle Deutschlehrer zu gemeinsamer Arbeit zusammenschließen im Dienste des deutschen Unterrichts und damit des gesamten deutschen Geisteslebens.

Probenummern auf Wunsch umsonst und postfrei vom Verlag

Author Polack, Friedrich und Polack, Paul (eds.) 291758 LG.H P 762d

Title Dichtungen in Poesie und Prosa[für die] Unterstufe. Ed.7.

DATE.	NAME OF BORROWER.
[illegible]	[illegible]

University of Toronto Library

DO NOT REMOVE THE CARD FROM THIS POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU